




Digitized by Google





Albert Knapp.

Deine Gnade müsse mein Trost seyn, wie du deinem Knechte zugesagt hast. Ps. 119, 76.

Lebensbild

von

Albert Knapp.

Eigene Aufzeichnungen,

fortgeführt und beendigt von seinem Sohne

Joseph Knapp,

Repetent am evang.-theol. Seminar in Tübingen.

Mit Bildniß.

Stuttgart, 1867.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Vorrede.

Es bedarf wohl keiner Rechtfertigung, wenn ich dem „Lebensbild“ meines vollendeten Vaters, das nun $2\frac{1}{2}$ Jahre nach seinem Heimgang vor die Oeffentlichkeit tritt, nachdem schon längere Zeit das Erscheinen desselben von verschiedenen Seiten gewünscht worden war, als Herausgeber etliche Worte voranschicke. Schon in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, kurz nach der Veranstaltung einer gesichteten Auswahl seiner Gedichte, hatte der Vollendete den Wunsch in sich bewegt, seine in der Christoterpe zerstreuten prosaischen Aufsätze mit einigen weiteren Zugaben in mehreren einzelnen Bändchen herauszugeben. Im Anschluß an diesen Gedanken faßte er den Vorsatz, die Beschreibung seines eigenen Lebens, mit welcher er in den „Kindes-Erinnerungen“ einen Anfang gemacht hatte, fortzusetzen, zu einer vollständigen Selbstbiographie zu erweitern und sie als Anhang zu den genannten Aufsätzen in einem besonderen Buch erscheinen zu lassen. Jene „Kindes-Erinnerungen“ hatte er schon im Oktober 1844 geschrieben, übergab sie aber erst in der Christoterpe für das Jahr 1849 in einer etwas veränderten Fassung und nach allerlei Zögerung der Oeffentlichkeit, „es wohl empfindend, wie sehr sie der freundlich schonenden Nachsicht des Lesers bedürfen.“ „Von Kinderjahren,“ so sagt er selbst in der Vorrede daselbst, „erwartet man natürlich nichts Bedeutendes, und es müssen die inneren Vorgänge doch etwas geschildert werden, wenn das Aeußerliche erträglich sein soll. Man könnte mir aber dabei leicht Selbstgefälligkeit, Tändelei u. s. w. zum Vorwurf machen, und ich müßte

mir's nach dem strengeren Maßstab auch gefallen lassen, obwohl ich mir bewußt bin, nur meine innersten Kindesgefühle friedsam und ernsthaft gezeichnet zu haben. Darf ich daher an die verschiedenartigsten Leser des Buches, deren jeder doch gewiß noch etwas von kindlicher deutscher Gemüthlichkeit in sich trägt, eine herzliche Bitte stellen, so ist es diese: ‚Freund, laß mir dieß arme Schäflein ungeschoren und plag' es nicht!' — Ich kenne seine Armuth gar wohl, gebe es aber hervor als ein Zeichen deutscher Traulichkeit."

Da nun aber der Vollendete immer neue Arbeiten in Angriff nahm, so trat der Gedanke an die Sammlung und Herausgabe seiner prosaischen Aufsätze von Zeit zu Zeit wieder in den Hintergrund. Erst in der letzten Periode seines Lebens, in den Jahren 1861—1863 nahm er ihn wieder auf und verwandte eine Reihe der Stunden, in welchen er wegen seines häufigen Unwohlseins in's Zimmer gebannt war, dazu, die Aufzeichnungen seines Lebens weiter zu führen. Zu seinen „Kindes-Erinnerungen" fügte er „Jugend- und Vikariats-Erinnerungen", ferner Mittheilungen über seinen Anfangsdienst in Sulz a. N., über seinen Aufenthalt in Kirchheim u. T. und zuletzt noch über die Wirksamkeit auf seiner ersten Stelle in Stuttgart. Die weitere Fortsetzung und schließliche Vollendung seiner Selbstbiographie sollte ihm aber leider nicht mehr vergönnt sein, da er schon am 18. Juni 1864 dem Schauplatz seines irdischen Schaffens entrückt wurde. — Während seines letzten Leidens gab er mir, seinem ältesten Sohn und fast dreijährigen Gehilfen im geistlichen Amt, die Erlaubniß und den Auftrag, nach seinem Tode seine prosaischen Aufsätze herauszugeben. Der Gedanke lag nun aber sehr nahe, mit der Veröffentlichung desjenigen Theils zu beginnen, den der Vollendete, wenn ihm selbst die Ausführung seines Plans noch möglich gewesen wäre, an das Ende gestellt hätte, zunächst also seine Selbstbiographie zum Druck vorzubereiten. Da diese aber nur die Hälfte seines Lebens umfaßt und von seiner schriftstellerischen Thätigkeit nur die äußersten Spitzen berührt, so erwuchs mir die Aufgabe, das vom Vater hinterlassene Fragment zu ergänzen und die Darstellung seines Lebens und Wirkens zu vollenden. So lieblich und lohnend mir aber auch alsbald die Aufgabe erschien, in meinem schwachen Theil dem theuern Vater ein kleines Denkmal stiften

und einen Kranz der Liebe auf sein stilles Grab legen zu dürfen, so verbargen sich mir andererseits keineswegs die großen Schwierigkeiten derselben. Drang sich doch schnell der Gedanke auf, daß die Arbeit des Sohnes von der des Vaters in nicht geringem Abstand sich befinden und auch nicht im Entferntesten ein Ersatz für seine eigene sein werde. — Aber selbst im Blick auf die unleugbaren Schwierigkeiten, welche für jeden Biographen und für einen Sohn zwiefach vorhanden sind, glaubte ich doch die mir übertragene Arbeit in keine fremden Hände legen, sondern mich in eigener Person derselben unterziehen zu sollen. Um nun aber eine möglichst große Einheit und Harmonie zwischen dem ersten und zweiten Theil des Buches in Absicht auf den Geist und Ton, wie auf die ganze Haltung zu erzielen, führte ich den Vollendeten, soweit ich konnte, in Auszügen aus seinen Briefen, Gedichten und prosaischen Schriften redend ein und neben ihm einige seiner Gönner und Freunde, letztere besonders auch in solchen Fällen, in welchen es galt, das Urtheil über seine schriftstellerischen Leistungen festzustellen. Zu diesem Zweck ließ ich aber nicht bloß seine persönlichen Freunde, sondern auch solche Kritiker sprechen, welche in keinen näheren Beziehungen zu ihm standen, um so den Forderungen der Unparteilichkeit nach bestem Wissen und Gewissen gerecht zu werden.

Wo ich aber selber das Wort zu ergreifen hatte, war ich bestrebt, mit jener Liebe zu schreiben, die sich nur der Wahrheit und zwar der vollen und ganzen Wahrheit freut und auch im Leben derer, die dem Herzen am nächsten stehen, den Schatten neben dem Licht, den Mangel neben der Gabe nicht übersieht. Ohne Liebe konnte und wollte ich meine Feder nicht führen. Dennoch wird jeder Unbefangene es nicht blos auf meine Versicherung hin glauben, sondern auch der Darstellung selber abfühlen, daß ich mich geflissentlich in derselben eines ruhigen, maßhaltenden Tones beflissen habe.

In der Mittheilung der einzelnen Momente des Lebens und Wirkens meines Vaters suchte ich immer das Charakteristische herauszuheben, nur Solches, was einen wesentlichen Beitrag zu seinem Lebens- und Geistesbild zu geben geeignet ist. Freilich ist in solchen Dingen das eigene Urtheil nicht immer ganz sicher. Sollte darum hin und wieder die nöthige Kürze und Concentra-

tion vermißt werden und einzelnes minder Wesentliche nicht unterdrückt worden sein, so bitte ich den geneigten Leser um freundliche Nachsicht.

Daß ich das ganze Bild des Vollendeten, das rein menschliche, pastorale und poetische, gleichmäßig zu zeichnen versuchte und namentlich seine schriftstellerische Thätigkeit, die sich durch sein ganzes Leben hinzog, eingehender behandelte, darüber wird gewiß kein Leser mit mir rechten. Das Buch selbst sollte für keinen bestimmten Kreis, noch weniger für eine einzelne Partei geschrieben sein, sondern für Alle, welche mit der Hochachtung vor dem ächt Christlichen einen Sinn für das ächt Menschliche verbinden.

Was die Aufzeichnungen des Vollendeten betrifft, so erscheinen sie selbstverständlich mit wenigen Veränderungen und Abkürzungen in ihrer ursprünglichen Gestalt. Die Einschaltungen von Auszügen aus einem Tagebuch und aus Briefen des Vollendeten wird sicherlich keiner Rechtfertigung bedürfen.

Ich übergebe nun die anspruchslosen Blätter den christlichen Leserkreisen mit dem herzlichen Wunsche, daß ihnen dieselben nicht blos flüchtigen Genuß und vorübergehende Anregung, sondern bleibenden Gewinn und nachhaltigen Segen bringen. Möge das Bild des Vollendeten auch durch die nachstehenden Mittheilungen allen denen, welche in ihm den hingebenden Freund, den eifrigen Lehrer und begeisterten Sänger liebten und hochschätzten, wieder lebendig aufgefrischt werden und möge er selbst als Christi Diener mit seiner ebenso demüthigen als kräftigen Stimme noch heute reden, wiewohl er gestorben ist. Vor Allem aber möge die Stimme des HErrn, wie sie auch aus dem Leben, Leiden und Heimgang des Vollendeten uns entgegentönt, von jedem Leser beachtet werden, besonders die Arbeit des HErrn an Seinem Jünger und Diener, den er während seines Laufs nach dem eiteln Wandel dieser Welt mit großer Geduld getragen, aus der Welt herausgerufen und zu sich gezogen aus lauter Güte, erzogen und geleitet, gesegnet und zum Segen gesetzt, mit Gnade gekrönt und in der Trübsal geläutert und vollbereitet hat. Ja, so gewiß es Recht und Pflicht der Glaubigen bleibt, zu erkennen Diejenigen, die an ihnen gearbeitet, und zu gedenken an ihre Lehrer, die ihnen das Wort Gottes gesagt haben, ihr Ende anzuschauen und ihrem Glauben nachzufolgen, so bleibt doch immer ihre erste und

letzte Aufgabe, vom mangelhaften, zerbrechlichen und entbehrlichen Werkzeug auf den vollkommenen, ewig lebendigen und unentbehrlichen Herrn und Meister zu schauen und Ihm auch für allen Segen der von der Betrachtung des Bildes Seiner Diener ausgeht, Preis und Anbetung darzubringen. Ihm allein und keinem menschlichen Namen soll und will auch dieses unvollkommene Werk huldigen! Er möge es nach dem Reichthum Seiner Gnade mit Seinem Segen begleiten!

Tübingen, 22. November 1866.

Joseph Knapp,
Repetent am evang.-theolog. Seminar.

Inhalt.

1.

Kindes-Erinnerungen.

Homo sum; nihil humani a me alienum puto. (Ich bin ein Mensch und achte nichts Menschliches mir fremd.)

Je mehr ein denkender und fühlender Mensch in's Alter tritt, desto sehnsüchtiger pflegt sein Geist auf die Vergangenheit, sonderlich aber auf seine Kindheit zurückzublicken, und in dieser die ersten, heimlichsten Keime seines Werdens und Seins mit prüfendem Aug' aufzusuchen. Mit Recht sucht er in jenen anfänglichen Umgebungen, von welchen er die ersten Eindrücke und Anregungen empfing, die Grundlagen seiner Gedanken- und Gefühlswelt, dem Geologen gleich, der die tiefsten krystallinischen Formationen des Erdkerns und hernach die später abgelagerten Schichten, Uebergänge und Aufschwemmungen des Gesteins verfolgt. Dabei schweben ihm seine Lebensanfänge in einem wunderbaren, gleichsam mythologischen Dämmerlicht vor der Seele, in welches er nur mit einer ahnungsvollen, heiligen Wehmuth hineinzuschauen vermag. Es ist zugleich Wahrheit und Dichtung in ihnen; — Wahrheit, weil die Kindheit die reinsten, frischesten, unmittelbarsten Anschauungen besitzt, — Dichtung, weil das jugendlich erwachende Gemüth Alles in einem ganz ungewöhnlichen Glanze, in einer neuen, stets überraschenden Gestalt ansiehet, und gleichsam die schönsten Blüthenwipfel der Erscheinungen mit unabgestumpften Sinnen des aufwachenden Geistes pflückt.

Alles Leben hat seine Blüthezeit, — auch das Auge, das Ohr, der Geruch, der Geschmack und der Tastsinn. Es gibt ein blühendes Auge, einen blühenden Gehörsinn, eine blühende duftige Weltanschauung, die sich nicht erkünsteln läßt, sondern vor allen übrigen Lebensperioden am edelsten und süßesten der Kindheit eignet. Aus dem stillen, verborgenen Urquell jener Kindesanschauungen schöpft der bessere Geist sein Lebenlang, und es bedarf dabei keiner weitläufigen Prachtscenen, um die tiefsten, unvergeßlichsten Erregungen in ihm hervorzubringen. Vielmehr wirkt oft eine fest in sich abgeschlossene, schön und traulich gegliederte Gegend von Anfang an am tiefsten und nachhaltigsten auf das kindliche Gemüth, und ein abgegränztes, heimelig eingefriedigtes Jugendleben in einem einsamen Thal gleicht oft der Rosenknospe, aus welcher sich, wenn der belebende Strahl des Frühlings hinzutritt, die reichsten Geistesbilder und anderweitigen Kraftquellen entwickeln. Das erwachende Kind kann nicht allzuviel auf Einmal in sich aufnehmen; es ist ihm gesünder, wenn es im kleineren Punkte die tiefste Kraft erfaßt, während Diejenigen, die schon in der Jugend in der Auswahl aller möglichen Eindrücke und Genüsse schwelgen, den Gefahren einer frühzeitigen blasirten Verflachung am ehesten preisgegeben sind.

Wie nun ein Mensch einen kräftigen Körperwuchs, scharfe Sinne, gesundes Blut, heitere Gemüthsart als besondere Gaben der Schöpfershand und als Grundbedingung edlerer Fähigkeiten dankbar anzuerkennen hat: so gehört es auch zu den lieblichsten Freundlichkeiten des Herrn, wenn Er, der da vorherversehen hat, wo und wie weit die Menschenkinder wohnen sollen, uns schon in der Jugend solcherlei Wohnsitze und Umgebungen anweist, worin das Gemüth und die Phantasie eine frische, beseelende Nahrung, erhabene Gestalten und tiefe Erregungen empfängt, welche den Grundton seiner ganzen späteren Gefühlsweise bilden. Wird unser Herz nicht manches Mal zu stillem Erbarmen gestimmt, wenn wir Kinder des armen, oft leider so rohen, gefühllosen Landvolks auf eine düstere, armselige Hütte in einer farblos unwirthlichen Gegend, auf den Umgang mit einer stumpfsinnigen Dorfjugend, auf eine Scholle Feldes und ein Joch Ochsen

beschränkt sehen? — Christus weiß allerdings auch um diese seine Geringsten, und da Er Niemanden nach dem Fleische kennt und beurtheilt, sondern allein auf die Herzen und Geister sieht, so hat Er auch für diese Armen Anfassungspunkte des Heils genug, ja, vielleicht deren mehrere, als bei den Satten und Weltlichglücklichen. Wenn wir nun aber mit höheren Empfindungen begabt, mit einem helleren Spiegel tieferntster Reflexion an solchen Armen vorübergehen, sollte uns da nicht das apostolische Wort dennoch tief in die Seele dringen: „Wer hat dich vorgezogen? Was ist, o Mensch, das du nicht empfangen hättest? So du es aber empfangen hast: was rühmest du dich, als hättest du's nicht empfangen?" — Gleichwie wir unsre Abstammung von den Ureltern nicht genau wissen, sondern über lauter schweigsamen Grundwurzeln der Vorwelt einherwandeln, so ist uns auch die Art unsrer frühesten Jugendbildung und Gemüthserregung, die für Jeden etwas Sagenhaftes, dunkelklar Dämmerndes hat, ihrem Keime nach ein tiefes, undurchdringliches Geheimniß, vor welchem wir mit derselben Demuth und Bewunderung, wie David über seine körperliche Organisation, ausrufen müssen: „ich danke Dir, Herr, daß ich wunderbarlich gemacht bin!" Unsre innersten Sympathien und Antipathien stammen ja aus jener Dämmerzeit, worin unser aufwachendes Gemüth sich zur äußeren Welt noch passiv verhielt, und wo es den mannigfaltigen Kräften derselben noch freier stand, auf die unbeschriebene Tafel unserer Seele zu schreiben, was sie wollten. Nicht, als ob die verborgene Hand Gottes nicht auch schon damals über uns gewesen wäre; das aber ist eben die heilige Thatsache, die so Manchen unter uns zum demüthigsten Danke bewegen muß, wenn er bedenkt, wie er unter andern Umgebungen leichtlich ein so ganz Anderer geworden sein würde, — wenn er erwägt, wie vielleicht mitten unter ungünstigeren Einflüssen, ja, wohl unter allerlei schweren Versuchungen, welchen er als Kind blosgestellt war, ein solch edler Gegendruck reiner Natur ihm zur Seite gegeben und eine solche Masse besserer Elemente ihm nahegestellt blieb, die seinem besseren Selbst erweckend, nährend und bewahrend zu Hilfe kamen. Nur mit innigster Rührung wird ein Mensch dieser

Art sich solcher Umgebungen erinnern, die, mitten in einer argen Welt, einen höheren Gefühlsschatz in ihm vorbereiteten, und solche Anknüpfungspunkte in ihm hervorriefen, an welchen ihn später, vielleicht erst nach Jahrzehnten, die göttliche Huld wiederum erfassen und in eine bessere Sphäre des Lichts herüberziehen konnte. Ach, wer vermag diese geheimen Fäden nach Gebühr zu ergründen und jenes zart gesponnene Gewebe, das gleich dem unsichtbaren Nervengeflecht unsrem inwendigen Leben zu Grunde liegt, anatomisch zu zergliedern?

Demungeachtet hat es einen süßen, unaussprechlichen Reiz für das Gemüth, irgend einmal auch von solchen frühesten Grundempfindungen, die gleichsam den Zettel des geistigen Lebens bilden, individuell zu reden, da in denselben, wofern sie klar und harmlos geschildert sind, jeder Andere seine eigenen Jugendgefühle gern wiederfindet. Sollen wir, nach dem Ausspruche des Herrn, umkehren und Kinder werden, so wird es auch für ein auf die höchsten Dinge liebevoll hingewandtes Herz nichts Befremdliches haben, wenn ihm ein Mitwanderer seine jugendlichen Erlebnisse und die daraus nachquellenden Gefühle und Weltansichten vertraulich erzählt.

Im Vertrauen auf die gewiß jedem Leser dieses Buchs aus seiner eigenen Kindheit übrig gebliebene Kindlichkeit möchte ich hier Einiges von meiner Jugendheimath berichten, und jenem mir unvergeßlichen Orte dadurch den seit langen Jahren bereit liegenden Tribut immergrüner, unverwelklicher Kindesliebe bezahlen. Es ergeht mir mit diesem Erdwinkel, der mich vor allen übrigen bezaubernd anlacht, wie jenem Schmetterling, einem Trauermantel, welchen ich einst als Vikar auf einem einsamen Baumgute mit den Händen fing. Ich erhaschte ihn, als alter Schmetterlingsfreund, behutsam, als er gerade seine Flügel auf einem feuchten Fußpfad entfaltete, und trug ihn eine ziemliche Strecke weit nach Hause, worauf ich ihn mit einem freundlichen Abschiedsgruße durch's Fenster entließ. Des andern Tags ertappte ich meinen flüchtigen Freund just auf derselbigen Stelle, worauf ich ihn gestern arretirt, fing ihn abermals, nahm ihn freundschaftlich mit, und entließ ihn sodann mit der gehörigen Warnung, fernerhin vor mir auf der Hut zu sein, durch's nämliche Fenster.

Allein der hübsche Geselle hatte sich's in den Kopf gesetzt, sein Lieblingsplätzchen um keinen Preis zu wechseln; er saß somit auch am dritten Tage auf dem gleichen Fleck, und ich konnte wiederum nicht umhin, ihn säuberlich zu haschen, hierauf abermals mit verschärften Mahnungen durch's Fenster zu entlassen, — worauf ich ihm am vierten Tage am alten Ort begegnete und zum vierten Male gefangen nahm. Doch auch die vierte Freilassung vertrieb ihm die Vorliebe für sein gewohntes Räumchen nicht, und so respectirte ich von dortan, wenn ich daselbst mit ihm noch öfters zusammentraf, seine unüberwindliche Liebhaberei, des Wortes eingedenk: Naturam expellas furca, tamen usque recurret. (Treib die Natur mit der Gabel heraus: stets kehrt sie doch wieder). So geschieht es mir nun ebenfalls mit dem geliebten Ort meiner Jugend, und da ich seit vollen 40 Jahren die gleiche Leidenschaft im Herzen trage, so werde ich mir von dem freundlichen Leser wohl dieselbe Großmuth, die ich einst an dem beharrlich liebenden Trauermantel bewies, für die nachstehenden harmlosen Mittheilungen erbitten dürfen. —

Der Ort, wo ich als Kind mit tausend stillen Geistesahnungen mich entwickelt habe, ist der Schwarzwald, ein schönes, gewaltiges Gebirge, wenn man die rechten Vertiefungen und Hochflächen kennt, die noch etwas vom Gepräge der Urnatur an sich tragen. Der geistige Grundcharakter jener stillen, majestätisch einsamen Waldhöhen ist eine feierliche Melancholie, eine schwermuthvolle Erhabenheit. Jene bald wellenförmigen, bald mit schroff abstürzenden Waldgehängen besäumten Hochflächen des Schwarzwaldes mit ihren tiefen, kühn zwischendurch gesprengten Schluchten und Thälern zeigen bei klarer Witterung ein hehres, unbeschreiblich ergreifendes Stillleben der Natur, und was ihnen den edelsten Reiz verleiht, das ist der blaue, hoch über das Immergrün der riesigen Tannenwälder sich so weithin ausbreitende Himmel. Da liegt die Welt an einem stillen Frühlings- oder Sommertage so mild und herrlich vor dem Geist ausgegossen da; der Mensch ist mit sich selbst und seinem Gott hier völlig allein. Kein zerstreuungssüchtiger Städter verwürzt ihm den Genuß der sanften feiernden Schöpfung, — kein Postwagen wird zu

seiner Qual an ihm vorbeigehetzt, — kein steifer Engländer geht an ihm mit der Mappe oder Lorgnette vorbei. Nein, über dem Haupte flüstert ihm äolsharfenartig der Morgenhauch durch stolznickende Wipfel einer Weißtannen-Gruppe, als hätte er irgend ein seliges Geheimniß zu verkündigen; fern zeigen sich einige zerstreute, friedlich hingelagerte Gehöfte mit hochwüchsigem Baumschmuck; dort eine Schafheerde, wohleingepfercht, umkreist von dem wachsamen Phylax, und die zweiräderige, roth angestrichene Schäfersarche dabei. Weiterhin ergeht sich ein duldsames Stiergespann auf dem langgezogenen Acker, oder ein Landmann, der aus seinem Sack den Samen frisch in die Furchen wirft. Die Lerchen üben, vorm tückischen Feuerrohr sicher, jubelnde Freiherrlichkeit in der hellen Luft, und kümmern sich wenig um den fernkreisenden Habicht, der sich mit klagendem Ruf über dem Fichtenwald umherschwenkt, bald mit zuckenden Flügeln eine Weile stillsteht, dann höher emporfährt und ein neues Rund seines Jagdreviers wild schaukelnd umspäht. — Dem nachdenksamen Bewohner des Schwarzwalds begegnet gar oft jener von Goethe so schön geschilderte Natureindruck:

Es ist doch Jedem angeboren,
Daß sein Gefühl sich auf und höher schwingt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt, —
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flüssen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt.

In solchen stillen, großartigen Umgebungen bildet sich das erwachende Kindesgemüth wohl am besten. Denn nicht sowohl der Mensch und der Umgang mit Menschen, sondern zunächst der Umgang mit der Natur und mit ihren Wundern, diesen stummen und doch so beredten, prophetisch bedeutsamen Zeugen der Herrlichkeit Gottes, bildet die Grundanschauungen und die mit dem Herzen so tief verwobene Phantasie des Kindes, und wo nicht die Natur zu Grunde liegt, da wird auch aus den schönsten Anlagen der Einbildungskraft schwerlich was

Rechtes. Kraft, Reinheit, Freude, Liebe, Ernst und Majestät blicken dem unverkünstelten Menschen überall aus der Natur entgegen, und wem das liebliche Loos gefallen ist, auf einem besonders ergreifenden Theile der Schöpfung zum ersten Mal in das Leben der Welt hineinzublicken, der hat oft im Umkreise von wenig Meilen schon die leisen verkürzten Grundlinien der Ewigkeit. —

Hart an der badischen Gränze, zwischen den Städten Freudenstadt, Oberndorf und Schiltach liegt der uralte Marktflecken Alpirsbach, ein Klosterort von etwa 1800 Seelen, in einem der schönsten, anziehendsten Thäler des Schwarzwaldes. Dieses Thal bildet den ziemlich engen Anfang des stets weiter und prächtiger in das Rheinthal sich ausmündenden, durch seine Naturschönheiten mit den schönsten Gegenden Süddeutschlands wetteifernden Kinzigthals. Die Kinzig, ein spiegelklarer Forellenbach, entspringt kaum eine Stunde weiter oben in dem Seitenthale von Ellenbogen, und nimmt sofort mehrere aus den Granithöhen hervorquellende Rinnsale, z. B. den Glasbach und Röthenbach in sich auf, wodurch sie sich im Laufe weniger Stunden zu einem ansehnlichen Flusse verstärkt. Was dem Klosterorte einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht, ist sein feierliches, mittelalterliches Gepräge inmitten des Stilllebens einer ziemlich begränzten, aber urkräftigen, massenhaft erhobenen, schön arrondirten Natur. Schroffe, dunkelklare Waldhöhen, mit dichtem, hochragendem Nadelgehölz bewachsen, in ihren tieferen Regionen jedoch von sorgsamer Menschenhand cultivirt und mit Aeckern, Wiesen und Baumgütern bunt umsäumt, thürmen sich zu beiden Seiten in mannigfaltigen kühnen Vorsprüngen und Wölbungen empor, und geben der traulichen Gegend etwas ernst in sich Abgeschlossenes, etwa so, wie der alte selige Alpirsbacher Prälat, J. A. Bengel, von sich selber schrieb, „gleich einem Ortlaiblein, das nirgends angebacken ist, und gleich einem Reichsstädtlein, das all seine Sachen beisammen hat." Das frische Grün der gewaltigen Urwälder harmonirt trefflich mit der reichen, hundertfältigen Flora der saftigen Wiesen in der Niederung und dem feuergelb an den runden Granithügeln emporblühenden Pfriemkraut, das oft so flammend erscheint,

wie wenn ein ganzer Berg im Feuer stünde, — während der krystallene Fluß mit seinem helläugelnden Wasser sich bräunlich funkelnd durch bemoostes Urgestein dahinzieht, und seinen geschlängelten Lauf über viele zum Behufe der Floßschiffahrt eingerichtete Wöhre verfolgt. Wer blos an einförmigen Kalk und Molasse gewöhnt ist, für den hat eine aus lauter Urgebirg, aus rothem Sandstein, Granit und Gneiß bestehende Gegend etwas ungemein Wohlthuendes, vielfach Erhebendes. Es ist Alles heiterer, kernhafter und gediegener, trägt eine bronzirte, kräftige Gesundheitsfarbe und einen feucht schimmernden Lebensblick, der in farblosen Flözgebirgsgegenden in weit minderem Grade getroffen wird. Die Urgebirgsstriche tragen noch eine Art Erstlingssegen der Natur aus den antediluvianischen Zeiten her, ein gewisses adeliges Gepräge der Erstgeburt, das sich von den schönsten späteren Formationen ungefähr wie Gold von Silber unterscheidet. Die Granitwelt ist in der Geologie das goldene Haupt von Babylon.*) —

In Gegenden dieser Art, wo sich aus dem Bergesschooße kühlschattiger Waldungen das Wasser in strömender Fülle stürzt, und überall wie schäumendes Silber in plätschernder Eile vorüberdrängt, findet man theils einen bunten, üppigen, eigenthümlichen Pflanzenwuchs, theils ein mannigfaltiges Heer von Insekten, besonders prächtige Tagschmetterlinge und Däm-

---

*) Mit dieser Schilderung ist zu vergleichen, was der Vollendete in seinem Gedicht: „Wiedersehen der Kindesheimath" (Auswahl in einem Band, S. 149) ausspricht:

Schau hin! Mein junges Herz erstund
Aus diesen Tiefen hie;
Aus dieses Urgebirges Grund
Wuchs meine Phantasie,
In Wehmuth liebeglühend.
Dort, wo sich aus Granit und Gneiß
Der Riesenwald erhebt,
Ward's frühe mir im Herzen heiß,
Das noch im Feuer bebt.

A. d. H.

merungsfalter, welche der Naturfreund in flacheren, bewohnteren Landstrichen vergeblich sucht. Da weiß dann ein heiterer Knabe die entlegenen Waldschluchten um solchen Preis gar eifrig zu durchstreichen, wofern es ihm nicht gerade um die köstlichen Beeren zu thun ist, die den schwellenden Moosgrund der Tannenwälder überwuchern, und von welchen ich einst dem seligen Prälaten v. Abel, Schillers früherem Lehrer, wenn er als freundlicher Pädagogarch zur Visitation der lateinischen Schule kam, manchen Milchtopf voll mit kindlicher Ehrfurcht überreicht habe. — Kaum eine Viertelstunde weiter oben, in einer Krümmung des Ellenbogener Thals, liegt die „Farbmühle“ mit ihren alterthümlichen Gewerken zu beiden Seiten des Flusses, einer Smaltefabrik, wo aus dem Kobalt auch Arsenik in einem den Berg hinauf sich ziehenden Giftfang gewonnen wird. Das ganze Anwesen trägt, ein paar neuere Häuser abgerechnet, eine patriarchalische Gestalt, und wenn das Kinzigthal von Mehreren einem oberitalischen Thale der Etsch (Adda) verglichen wird, so möchte ich, wenigstens nach meinem Gefühl, jene so einsam und romantisch hingelagerte Farbmühle einem Gehöfte des schottischen Hochlandes ähnlich erachten. Die vom Rauche geschwärzten, theilweise den Berg hinauf gelagerten Gebäude sammt der neuerdings verödeten Bergmeisterei, in welcher ich einst als Knabe gespielt, einem alten grotesken Haus, von welchem eine kleine Gallerie auf einen verwilderten Terrassengarten mit kolossalen blauen Blumentöpfen hinausführt, erinnern an längst ergraute Jahrhunderte. Untenher erheben sich am Fluß einige alte, weitschattende Eichen, und auf der Bergeskante darüber säuseln zwei schöne, große Pinien, Zeugen langer Generationen, als wären sie hingestellt, um mit ihren luftigen Zweigen den Wanderer wehmuthvoll in die Vorwelt zurückzuwinken, während rings umher die prächtigen Felsenwälder Heeresspitzen gleich herniederschauen. — Wandelt man von hier aus zur rechten Hand den steilen Bergpfad empor, so erreicht man einen holdseligen Standpunkt, — die „Bruckhalde,“ die sich auf der weithin gegründeten Hochebene, unter dem Kapf (d. h. Kopf), einem thurmhohen Tannenkulme, mit lieblichen Wiesenmatten nach dem tief unten

liegenden Klosterflecken hinzieht, und von welcher der Wanderer mit feierlichem Eindruck die wehmüthig stille Lieblichkeit der gesammten Gegend, insonderheit des hervorstehenden Klosters, der Kirche und des schönen Thurms, in mannigfaltigem Wechsel eine Viertelstunde Weges entlang zu seinen Füßen gelagert sieht. Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet! (Jener Erdwinkel lacht mich vor allen übrigen bezaubernd an). Gelingt es, diesen Weg im röthlich verschwimmenden Goldlicht der Abendsonne zu machen, so wird das ganze Herz davon erfüllt. Es ist mir dreimal gelungen, und jener einsame Gang an trauter Freundeshand war meiner Seele nicht weniger werth, als die schönste Reise durch ganz Italien.*) —

Den Mittelpunkt der grünenden, mit Gebäuden und Gärten bunt besetzten, von dem Fluß und einem andern Wasserarm durchschlängelten Thalsohle bildet das uralte Kloster mit seiner in Kreuzesform gebauten altbyzantinischen, großartigen Kirche, um welche sich noch andere ansehnliche Gebäude in traulich gegliedertem Zusammenhang mit Weiher, Gärten, Baumpflanzungen und Mauern lieblich gruppiren. Jene Gebäulichkeiten bilden zusammen ein originelles Ganzes von vorzeitlichem Gepräge, worin sich ein kindlich aufsprossendes Herz unbeschreiblich heimelig und wie in einer selbstständig abgeschlossenen Welt zu Hause fühlen kann. Diesen Eindruck habe wenigstens ich seit vierzig Jahren mit einer Frische in mir bewahrt, wie keinen andern von weit großartigeren, reizenderen Gegenden, und meine ganze Phantasie, meine ganze Gefühls- und Anschauungsweise wurzelt, ohne Schwärmerei, bis auf den heutigen Tag in jener stillen, wonnigen Jugendheimath, deren Bild mir trotz der langen Entfernung doch unabläßig und unveränderlich vor der Seele schwebt. Könnte ich die Traumbilder reproduciren und die idealisch verklärten Landschaftscontouren malen, die mir schon zehnfach in ruhi-

---

*) Auch später, nachdem er auf einer Reise nach Oberitalien die Schönheiten dieses Landes aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, behielt für ihn seine Kindesheimath einen besonderen, eigenthümlichen Reiz. A. d. H.

gen Nächten vor'm inneren Auge vorübergezogen sind, so würde man in jedem Bilde dieser Art die vom Zauberglanze der Sehnsucht vergoldete Kindesheimath wieder entdecken, nur stets wieder in neuer, ungeahnter Liebe potenzirt, wie etwa ein Musiker ein einfaches Thema mit hundert prachtvollen Variationen erweitert. Und seltsam, jedesmal geht durch ein solches Traumgebild ein ganzer neuer Welt- und Lebenston, das Grundgefühl einer ganz neuen Existenz, eine Reduplication des geistigen Daseins mit vorher nie da gewesenen Geistesaccorden, woraus die Seele still und mit unnennbaren Empfindungen die Unerschöpflichkeit der Geisterwelt und den ewig quellenden Sprudel des Lebenslichts entnimmt. Das läßt sich in keine menschlichen Worte fassen, so wenig, als jene goldenen Blätter voll herrlicher, frei daher schwebender Gedichte, welche der jugendliche Geist manchmal mit seligem Erstaunen im Traume zu lesen bekam, und wogegen sich all meine gedruckten Poesieen wie Hündlein und Sperlinge zu Löwen und hochfliegenden Adlern verhalten. —

Die alte, klassische Klosterkirche, vom Jahr 1095 an durch drei schwäbische Grafen von Hausen, von Calw und Sulz erbaut, und äußerlich noch wohl erhalten, würde eine Zierde von Stuttgart sein, wenn sie wie das Loretto-Kapellchen transportabel wäre. Sie ist massenhaft und ehrenfest, mit vielen erst neuerlich lithographirten architektonischen Schönheiten geschmückt. Das Schiff, im Licht wenigstens 80 Fuß hoch, ruht auf zehn mächtigen Säulen von rothem Sandstein, und ist weit erhabener, als der nicht sonderlich geräumige Chor, auf dessen Hochaltar sich noch ein Schnitzwerk mit lieblichen Bibelfiguren und zwei braungemalte, sehr verblichene Altarflügel mit Darstellungen aus den Hauptmomenten des Lebens Christi befinden. Besonders ist sein Todesgang mit den Peinigern Seines Leibes darauf ansprechend ausgedrückt. Dieses ehrwürdige Vermächtniß grauer Jahrhunderte hat jedoch gleich den vormals so schönen Glasmalereien, deren ich in meiner thörichten Jugend selbst einige herausreißen half, unter der Philisterhand vandalischen Ungeschmacks, wie so vieles Aehnliche, schwer und unverantwortlich gelitten. Man ging mit den Reliquien der Vorwelt um,

wie die Rationalisten mit der Bibel, oder, um mit Luther zu reden, wie das Schwein mit dem Habersack. Ebenso unbarmherzig wurde dem angränzenden Kloster mitgespielt, worin die Böden und Zwischenwände der alten, in den melancholischen Kreuzgang hinausgehenden Zellen von roher Hand ausgerissen sind, obwohl man in einigen derselben noch verblichene Fresken und Jahrzahlen erblickt, und die alten steinernen Fensterbänke sich noch erhalten haben. Nicht ohne Wehmuth denkt man daran, daß in diesen stillen verödeten Räumen einst ein Melanchthon und Ambrosius Blaurer mit ihrem Gott in befriedeter Brust geschlafen, und daß diese kahlen Mauern einst ihre einsamen Gebete gehört haben, — bessere Lebenslaute, als die Monotonie des Breviers, das in den früheren Jahrhunderten hier von dem papistischen Mönch abgebetet wurde. Der südliche Klosterflügel ist durch ökonomisirende Finanzmaßregeln schon vor längerer Zeit in Privathände übergegangen, und hat innerlich durch die Unbilden einer Feuersbrunst große Veränderungen erlitten, — ein Schicksal, das mir jedesmal die Galle bewegt, wenn ich als Wanderer an dem ehrwürdigen Gebäude vorübergehe. Im Kreuzgang siehet man unter Anderem durch runde Fensteröffnungen in die alte Geißelkammer hinein, worin nun Faßreife und dergleichen Apparate friedlicher Gesinnung aufbewahrt sind; von Grabsteinen aber ist beinahe nichts mehr zu entdecken, und der steinerne Fußboden scheint längstens starke Vandalismen erlitten zu haben.

Das hohe, imposante Portal der Kirche, zu welchem man sonst allein durch die Bogeneinfahrt der ehemaligen Oberamtei gelangte, bevor der Verbindungsgang zwischen ihr und dem Kloster abgebrochen war, trägt mit seiner halbzerrissenen, ehemals, wie es scheint, lakirt gewesenen Lederbekleidung, den mächtigen, metallenen Buckeln und den bronzenen, mit Ringen versehenen Löwenköpfen wahrscheinlich noch dieselbe Gestalt, wie vor sechs Jahrhunderten, und ist unter der düsteren Vorhalle feierlich anzuschauen. Ueber der letzteren sind in etwa fünf Feldern die Wappen der Stifter und einige mönchische Gestalten in rothem Stein ausgeführt; über der Pforte selbst aber sind zwei riesenhafte animalische Reste der Vorzeit, der

ungeheure Rückenwirbel eines fossilen Elephanten und ein großer verwitterter Elephantenzahn, an Ketten zum Denkmal aufgehängt. Wie sie hieher gekommen, ist unbekannt. Die Volkssage will wissen, es seien Reliquien eines Riesenbüffels, der die zehn Säulen des Kirchenschiffs einst herbeigeschleppt habe. — Ein erhabener Ernst der Vorwelt weht durch diese Kirche und ihren melancholischen Klosterbau, ein Gefühl, das unwiderstehlich in das geheimnißvolle Helldunkel des Mittelalters zurückführt, die Seele zum einsamen Einsinken in sich selber stimmt und dem kindlichen Gemüthe sowohl die dunkeln Schauer, als die süße Wehmuth der grauen Vergangenheit vorüberführt. Dieß konnte bei mir besonders darum geschehen, weil ich von meiner väterlichen Wohnung täglich und unmittelbar in diese Gebäude gelangen konnte, und in ihnen daher wie zu Hause war. Das Wohnhaus meines Vaters, der neun Jahre lang in diesem Orte die Stelle eines Oberamtmanns (von 1800—1809) bekleidete,*) hing damals durch einen eigenen Gang mit dem Kloster, worin sich die Kanzlei und Registratur befand', zusammen, so daß wir Kinder in demselben so gut, wie im Elternhaus, einheimisch waren und stets unser Wesen darin trieben. Ich kann mich unter Anderem noch genau erinnern, wie staubig und unpoetisch es in der großen Registratur und an ihren Aktenfächern gerochen hat, und sobald ich in Prosa versinken will, brauche ich nur im Geiste jenen unsterblichen Aktenstaub zu riechen, so bin ich sogleich von allen poetischen Gefühlen kurirt. — Sonst aber hatte der Verkehr mit den grauen, ehrwürdigen Kloster- und Kirchenhallen etwas ungemein Erregendes und Eindruckvolles für die kindliche Seele.

Meine ganze Anschauungsweise erhielt dadurch von Jugend auf eine ernstere, an Wehmuth gränzende Färbung, obwohl ich die mannigfaltigen Bilder und Empfindungen noch nicht gehörig zu verarbeiten, geschweige klar auszudrücken verstand. Das aber weiß ich, daß ich von frühe auf bis

---

*) Zuvor war er Hofgerichtsadvokat in Tübingen gewesen, wo ihm am 25. Juli 1798 sein ältester Sohn Albert geboren wurde. A. d. H.



etwa zum 10. Lebensjahr innere Regungen, Triebe und Ahnungen gespürt habe, die sowohl an Tiefe als an Erhabenheit alle späteren Natureindrücke weit übertrafen, und die zu meinen heiligsten Erinnerungen gehören. Es war mir oft ein unnennbares Bedürfniß, mich mit allen Fibern des Gemüths an die Vorwelt anzuschließen, deren theils dämmernde, theils leuchtende Gestalten mit einer so feierlich wogenden Macht an mir vorüberzogen, wie wenn ich in alten Jahrhunderten daheim wäre, und längst entschlafenen Generationen angehörte. Und das waren keine heidnischen, auch keine üppigen, sondern lauter edle, harmlose Lebensbilder, deren Reihe nur einige Male von einer Art dämonischer Gewebe gestört und unterbrochen wurde; wie mir z. B. einmal im Traume ein alter furchtbar blickender Abt erschien, der mich in einem weißen Todtentalar durch die ganze Kirche hindurch in der Mitternacht verfolgte, während alle Grabsteine aufsprangen und die darin liegenden Todten sich aufrichteten. Diese schauerliche Scene hatte damit begonnen, daß ich aus Versehen allein in der Kirche zurückgelassen worden war, und einsam in einem Stuhle da saß, worauf alle Orgelpfeifen nach und nach ein Todtenlied zu summen begannen, so daß mir das Mark in den Gebeinen zitterte. — Der Grundeindruck war hiebei stets nur dieser: wie ein in den Sünden gestorbener Mensch noch Jahrhunderte lang als ein Dämon nachwirken, Seelen verderben und seine vormaligen Mitgenossen aus den Schluchten des Todes heraus zum Werke der Finsterniß aufbieten kann. — Doch waren das nur seltene Bewegungen der Phantasie; gewöhnlich bildeten sich die inneren Anschauungen hehr und ergreifend.

Vor meinem ehemaligen Elternhause steht eine mit einer steinernen Rundbank eingefaßte prächtige Linde, deren Zweige im Sommer beinahe die oberen Fenster mit ihren Blüthenbüscheln berühren. Ein vierröhriger Brunnen ergießt darunter seine glänzenden Spenden. Wie oft hat mich dieser Baum zu den süßesten, innigsten Anschauungen begeistert und meine Seele mit seinen wehenden Blättern himmelwärts getragen! Eines Morgens im Frühling stand ich vor Tag halb schlaftrunken auf, trat sehnsuchtsvoll an das Fenster,

und sah hoch obenher aus dem nachtblauen Himmel die Sterne schimmern. Da war's mir, als stände hoch über der Linde ein herrlicher Cedernwald; helle Geistergestalten wandelten feierlich darin und blickten grüßend und winkend herunter; es war Alles so sanft, so friedevoll, was sie dort thaten und verhandelten, und eine Himmelswonne durchdrang mein Herz, so daß ich tief empfand, daß nur in einem unendlich herrlichen Element, nur im Kreise der oberen Geister wahre Ruhe, weltüberwindende Kraft und Herrlichkeit zu finden sei. — Wie oft ist mir dieses Bild in späteren Jahren mit nicht erlöschendem Glanze wieder vor dem Geiste vorbeigezogen! — Ein anderes Mal sah ich Morgens einen goldenen Streif gleich einer Bahn durch den westlichen Himmel hin gezogen, und ein schöner, freundlicher Mann fuhr auf einem leuchtenden Wagen darauf in unabsehliche Fernen. Mit stiller Sehnsucht begleitete ihn mein Auge, und ich kann ihn noch immer sehen, wie er aus dem wolkenlosen Blau herlächelte und mir winkte: „Komm mit! komm mit!" — Sofort wurde mir's innerlich zu einer festen Aufforderung: „Das darfst du nie vergessen!" — Ich vergaß es auch nie; durch alle Jahre hin begleitete mich das lächelnde Himmelsbild; ich sündigte, träumte, schwärmte, verderbte so manches Jahr in Ungehorsam, Eitelkeit, unglaubiger Selbstüberschätzung, und fühlte oft genug innerlich den Stachel der Sünde und des Todes, — aber jene sonnige Bahn mit dem emporfahrenden winkenden Mann und seinen schneeweißen Locken konnte ich nicht vergessen. Von Jahr zu Jahr hieß es: denkst du meiner noch? Gedenkst du des goldenen Himmelspfades? — Das war ein Bild, das ich vielleicht in meinem siebenten Jahre gesehen habe.*) — Ein anderes Mal zog eine thürmende Haufenwolke weißschimmernd über mir dahin. Das ergriff meine kindliche Seele. Ich konnte den Spielplatz, wo sich's um ein Wurfspiel und um den Gewinn von Knöpfen han-

*) Auf dieses Bild kommt der Vollendete zu reden in dem längeren Gedicht: „Das Geheimniß des Lebens", in welchem er seine ganze innere Entwicklung schildert. (Vergl. die Auswahl seiner Gedichte, S. 308 ff.) A. d. H.

delte, nimmer behaupten, sondern es wurde mir zum Bedürfniß, einsam hin zu wandeln, oder auf einer Gartenmauer, wo ein geringes Blümchen aus der Steinplatte drang, stundenlang nieder zu liegen, und über das Räthsel der Blume, über die Sprache des Duftes nachzusinnen, auch wohl einen Knaben herbeizurufen, der doch meine Erklärung noch weniger, als ich die Blume, verstand. Oder wenn die Sonne hinter der Linde niedersank und mit ihren königlichen Stricknadeln noch durch die Riesentannen der gegenüberstehenden Gebirgswand sich ein purpurnes Sterbekleid strickte, da überließ ich mich gerne dem schaukelnden Goldstrom der Abendlüfte, und es ward meiner jugendlichen Seele, als dürfte sie mit ihr über alle diese thürmenden Berghöhen des Schwarzwaldes ungehemmt in das ferne Meer hinüber schweben.

Solcherlei zunächst aus der Natur und den Denkmalen der Vorzeit herwehende Empfindungen bewahrten mich ungleich mehr vor dem Bösen, als ein gestrenges Menschenwort; denn das Beste im Menschen quillt doch eigentlich frei, durch Gottes heimliche Anregung, von innen heraus. Der hochheilige Name Christi war mir in seiner göttlichen Kraft und Bedeutung damals noch völlig unbekannt, weil ich nur alttestamentliche Vorschriften zum Gebet und zur Gottesfurcht empfing. Daher hat sich auch der stille, mächtige Reiz einsamer Naturbetrachtung späterhin bei mir vielfach unter verschiedenen Formen und Vorwänden zwischen die Liebe Christi hineingedrängt, und mir oft, neben den lieblichsten Genüssen der Phantasie, in tieferer Beziehung doch große Irrwege, peinliche Schmerzen und Demüthigungen bereitet. Dabei sehe ich aber auch nunmehr, wie Gott, nach seiner unausdenklichen Treue, bei einem ohne eigene Schuld von Christo noch entfremdeten Herzen die reinen Einflüsse der Natur als edle Verwahrungsmittel gegen tiefere Gemüthsverwilderung gebraucht, wie es etwa einem Jüngling in seiner Weise zu gut kommen mag, wenn er durch die Liebe zu einer, vielleicht nicht gerade frommen Braut vor andern seelengefährlichen Dingen behütet wird. Es bleibt freilich dabei ein dunkler, ungelichteter Grund im Herzen zurück, welchen uns der blauste Maienhimmel am wehmüthigsten er-

kennen läßt, wenn ein Gewitter mit drohenden Augbraunen am Himmel steht und die Sonne ihm fragend sein dunkles Antlitz beleuchtet. Jene Grundgefühle eines von der Sichtbarkeit ungestillten Gemüths haben auch mich, der ich hier gleichsam eine naturgeschichtliche Skizze meiner Kindheit gebe, aus meiner traulichen Jugendheimath unablässig in andere Gegenden begleitet, bis mir, spät genug, die erhabene, innere Einheit der Natur mit der in Christo wurzelnden Heilsanstalt offenbar wurde.

Die ungekünstelte, liebreiche Erziehungsweise meiner Eltern, um welche sich ein — freilich bald genug gelichtetes Häuflein von 6 Söhnen und 2 Töchtern*) reihte, unter denen ich das Aelteste war, stimmte in ihrer Art ganz zu jenen erhebenden Eindrücken der Natur, indem gesunder Menschenverstand, mit anständiger Bildung gepaart, sittlicher Ernst und unverderbte Gemüthlichkeit den Grundton ihres Familienlebens bedingten. Der Vater**) (Gottfried Gabriel) war ein redlicher, kernhafter Charakter nach ächtdeutscher Art, jenem einsamen Domanialgut Einsiedel bei Tübingen entsprossen, wo einst der Herzog Eberhard im Bart den Weißdorn gepflanzt und so gerne gewohnt hatte. Seine Voreltern hatten daselbst über 150 Jahre lang das Amt von Klosterhofmeistern (jetzt etwa: Hof-Kameralverwaltern) bekleidet, als welche sie sich einer weitläufigen Landwirthschaft widmeten. Sein schon im Jahr 1778 verewigter Vater, dessen jüngstes Kind er war, scheint nach allen mir kund gewordenen Traditionen so recht ein Mann von altdeutschem Schrot und Korn gewesen zu sein, wie man sie vor einem Jahrhundert in Württemberg zu finden pflegte. Der alte Informator meines Vaters, ein 84jähriger Pfarrer, den ich einmal mit süßer Empfindung von jener Vorzeit erzählen hörte, berichtete mir, wie mein Großvater mit seinem Rasiertüchlein um den Hals, nachdem

*) Die Namen der 8 Geschwister sind, dem Alter nach geordnet: Albert, Paul, Hermann, Eduard, Julius, Otto, Henriette, Marie.

**) Geboren auf dem Einsiedel am 1. Dezember 1764.
A. d. H.

er den Morgensegen gelesen, überall auf dem Landgut umhergegangen sei und die Arbeiter mit väterlichem Sinn beaufsichtigt habe. Selbst das uralte Formular jenes christlichen Morgengebets wußte mir der greise Pfarrer noch zu wiederholen. Auf dem Einsiedel war damals ein Zusammenfluß vieler würdigen Familien, da sich unter den 15 oder 16 Kindern des Familienhaupts auch manche glücklich verehelichte Töchter befanden, die mit ihren Gatten und Enkeln den ehrwürdigen Großvater öftermals zu besuchen nicht verfehlten. Meine späterhin in hohem Alter zu Tübingen verewigte Großmutter († 1808) habe ich noch gekannt als eine ehrwürdige Greisin, die es aber nicht leiden wollte, wenn ihr Enkelsöhnchen bei seinem Besuch „mit der Näſſe zu spielen", d. h. die Wassereimer in der Küche auszuschöpfen begehrte, und, wenn man diese Unart nicht duldete, auf dem Boden sitzen blieb unter dem Vorwande des Eigensinns: „es könne nicht mehr laufen." — Mein Vater, der an seiner Mutter mit inniger Liebe hing, erzählte mir manchmal, welch eine Wehmuth ihn in seiner Kindheit beim Anblick des schon hochbetagten Vaters überall hin begleitet habe. Da habe er oft gedacht: ach, der Vater ist schon so alt, darum mußt du ihm desto mehr Liebe beweisen. Deßhalb sei er unter Anderem dem guten Manne, wenn dieser aus dem Schönbuchwald heimgeritten, pflichtlich entgegen gegangen. Der Vater sei dann, wenn ihm sein Söhnelein weit vor dem Hofe begegnet, sogleich abgestiegen, hierauf habe das Büblein an der einen Hand den lieben Vater, an der andern den Schweißfuchsen nach Haus führen dürfen, — und sich dabei jedesmal wie ein König gefreut. — Einen rührenden Beweis von der ländlichen Sitteneinfalt jener früheren Zeit, und von der Achtung, worin der redliche Klosterhofmeister bei dem benachbarten Landvolke stand, gab eine uralte, an der Stuttgarter Chaussee stehende, nun weggehauene Eiche, die Zeitungseiche genannt, in deren Stamm von hinten ein Fach eingehauen war. In dieses Fach legte der von Stuttgart nach Tübingen fahrende Bote regelmäßig die für den Einsiedel bestimmten Briefe und Effekten, auch Geldpakete, und mein Vater versicherte mich, die Umwohner, welchen dieses

wohl bekannt gewesen, hätten den Großvater so herzlich geliebt, daß in langen Jahren nicht das Mindeste, wenn es auch über Nacht darin gelegen, daraus entwendet worden sei. — Dieser Sinn für altwürttembergische Traulichkeit und Biederkeit bildete mit einen Grundzug im Gemüthe meines mannhaften, nicht zur Sentimentalität geneigten, manchmal aber etwas reizbaren Vaters. Es ist mir ein süßes Gefühl, von ihm bezeugen zu dürfen, daß ich niemals, auch im Scherze nicht, ein unwahres oder zweideutiges Wort aus seinem Munde gehört, und ihn nie anders, als innerhalb der Gränzen strengster Mäßigkeit gesehen habe. Das sind Gnaden für ein Kindesherz, unverwitterliche Grundlagen zu nimmer erlöschender Ehrerbietung und Liebe. In seinem Amte war er ein fleißiger, geregelter, seine Autorität mit mildem Ernste behauptender Mann, im Umgang ein treuer, zuverlässiger Freund, und von geradlinigten Sitten. Sein anziehendes Bild, das ihn in seinem vierzigsten Lebensjahre darstellt, und in meinem Zimmer hängt, hat eine ziemliche, von Hunderten schon oft bemerkte Aehnlichkeit mit Schiller, ohne daß er von dessen poetischem Geist besessen hätte. Doch war er in der deutschen Literatur wohl bewandert, und ein Freund der Poesie.

Ich kann mich hiebei nicht enthalten, einen charakteristischen Zug von ihm anzuführen, der tiefer, als viel Anderes, in die Werkstätte seines Inneren hineinsehen läßt. Von seinem achtzehnten bis zu seinem vierundsechzigsten Lebensjahre pflegte er regelmäßig ein Tagebuch zu führen, welches er in etwa dreißig Bänden kurz vor seinem Heimgang mir mit den väterlichen Worten vermachte: „Wann ich heimgegangen bin, so nimm du, mein ältester Sohn, dieß mein Tagebuch in Verwahrung, in welchem die Erfahrungen meines Lebens niedergelegt sind. Du darfst es lesen, wenn du willst. Du wirst mich darin als einen schwachen, sündigen, doch aber auch, wie ich zu Gott hoffe, als einen nach dem Bessern strebenden Menschen finden, der's redlich gemeint und nach dem Heil seiner Seele getrachtet hat.“ Zwanzig Jahre lang ließ ich dieses theure Vermächtniß unberührt. Seit wenigen Wochen aber habe ich die innere Freiheit erhalten, die un-

schätzbaren Bände mit kindlicher Pietät, und — wenn ich dieses Wort mir armen Menschen aneignen darf — mit priesterlichem Sinne in stillen nächtlichen Stunden zu durchlesen. Unaussprechliche, gen Himmel steigende Empfindungen durchwehen mich dabei wie Geisterathem aus ewigen Fernen. Ein unzerreißliches Band jener aus Gott quellenden Liebe, die nimmer aufhört, schließt mich alle Tage fester an das theure, schon längst dahin gegangene Vaterherz, und meine ganze Jugendzeit tritt, weil ich in diesem Buche auch vielfach besprochen bin, mit wundersam aufgefrischten Licht- und Schattenbildern vor mein Gemüth. Selten habe ich in meinem Leben solche, mein ganzes Ich in Liebe, Wehmuth und Hoffnung gleichsam auflösende Gefühle im Innersten empfangen, als durch diese erneuerte Geistesgemeinschaft, wo ich an der Hand eines längst entschlafenen Vaters die Anfänge meines eigenen Lebens durchwandere. Ich finde es wahr, was er mir bezeugt hat, und weiß nun auf's Neue, wenn ich das Leben meines herzlieben Vaters überblicke, was ich schon früher durch Gottes Gnade glauben gelernt und in meinem eigenen Leben bisher erfahren habe: Daß allein Jesus Christus, der Sohn Gottes, selige Seelen, Bürger des Himmels, Kinder des Lichts bilden kann, und außer Ihm, dem König und Hohenpriester unserer Sünderwelt, Niemand. — Mit Feuerschrift der Wehmuth und Liebe möchte ich dieß in mein und aller meiner Mitwanderer Herz und Gewissen zu schreiben im Stande sein. —

Die tieferen Beziehungen dieses Buches gehören natürlich nicht hieher; aber das darf ich hier bekennen, daß mir die Angabe der genauen Tages-Data meiner anmuthigsten oder schmerzlichsten Jugenderinnerungen hierin begegnet und mein eigenes Leben dadurch wundersam aufgefrischt worden ist. Ich gebe davon einige kleine Proben, und der freundliche Leser wolle das nicht verargen, weil es zu dieser Skizze mitgehört.

Am 15. November 1805 sagte der Vater zu mir, seinem nicht viel über sieben Jahre alten Söhnlein, Nachmittags: „Heute vor neun Jahren bin ich mit deiner guten Mutter getraut worden, darum darfst du mit mir zum ersten Mal spazieren reiten." — Das war mir ein großes

Fest. Da aber Johann, der Amtsdiener, die Steigbügel nicht so hoch herauf schnallen konnte, daß die Füßlein eines armen angehenden Lateiners hineingereicht hätten, so wurde die Schleife der Steigriemen zurecht gemacht, und so ritt ich denn auf dem Schwarzbraunen neben dem Vater als sein hochvergnügter Vasall einher. Der Vater verwandte kein Aug' vom Büblein, verbot mir aber doch ernstlich, mich am Sattelknopfe zu halten, weil das bloße Schneidersmanier sei, und ritt sofort vorwärts. Als es jedoch bei mir zum Trottiren kam, ward die Balance bald höchst ungenau, und zuletzt blieb der gute Sattelknopf mein einziger Trost und Haltpunkt, — wie der gescheidte Sekretär für manchen hochsitzenden Herrn. Der Vater bezeigte sich aber im Ganzen zufrieden, weil sein Söhnlein wenigstens nicht vom Pferd gefallen war.

In meiner Kindheit las ich fleißig Weiße's Kinderfreund, sonderlich die Lust- und Schauspiele darin, und unter diesen hatten sich mir die Verzweiflungsworte eines Knaben, der aus Versehen seinen Bruder mit einem Gewehr erschossen zu haben meinte, tief eingeprägt. Da lagen wir vier Brüderlein in der Nacht des 1. August 1807 schon im tiefsten Schlafe beisammen, als sich ein mächtiges Gewitter in der tiefen Waldschlucht unseres Thales verfing und mit zorniger Gewalt das Haus erschütterte. Die Linde davor begann zu brausen wie ein Meer, und bald fuhr der ganze Kreuzstock unseres Fensters, daran wir lagen, mit klirrenden Scheiben in das Zimmer herein. Der Vater bemerkt in seinem Tagebuch: „Meine Büblein schrieen erbärmlich zusammen;" — das aber bemerkte er nicht, wie ich meinem panischen Schrecken mit nichts anderem Luft zu machen wußte, als mit den Worten der genannten Tragödie: „Ach Gott, ach Gott! o wäre ich nie geboren! O schwarzer, unglückseliger Tag! — Ach, ich habe meinen Bruder erschossen! — Wehe, wehe mir! Ich habe meinen Bruder getödtet!" — Erst als die sorgliche Mutter ein Couvert vor das offene Fenster nageln half, legte sich meine Verzweiflung, und ich begann mich meiner tragischen Exaltation zu schämen. —

Einige Wochen vor der Versetzung meines Vaters auf

das Oberamt Rottweil — es war der 16. März 1809, — brach in einer sehr dunkeln Nacht um zwei Uhr eine furchtbare Feuersbrunst nahe bei unserer Wohnung aus. Ein gräßliches Nothgeschrei weckte uns, und als man hinausblickte, schlug bereits die dunkelrothe Lohe hinter den Oekonomiegebäuden, wo mehrere hundert Centner Heu lagen, hoch lodernd zum schwarzen Himmel empor. Da die Flammen einige Leder-, Hanf- und Pechmagazine ergriffen hatten, so erfolgte bald ein das ganze Thal erfüllender Feuerregen, dergleichen ich nicht wieder gesehen habe. Die Funken fielen myriadenweise wie griechisches Feuer zischend und sprühend herab, weil das Harz und Pech sich überall mit den consistenteren Stoffen vermengt hatte, und so weithin wogte die Flammenpyramide, daß die Spritzen nur aus weiter Entfernung zu spielen vermochten. Bald brannte es noch an sechs bis acht anderen Orten zugleich, weßhalb die Leute zuletzt ganz unschlüssig wurden, wo sie zuerst der Gefahr begegnen sollten. In diesem grausamen Tumult, während dessen eine frisch ankommende Rottenmannschaft um die andere in die Reihen der Löschenden rückte, flog ein Feuerfunke hoch hinan auf den zwischen das Oberamts- und Kameralamtsgebäude mittenein gebauten vorderen Thurm, auf dessen oberstem Gestühl eine freischwebende Glocke hing. Ich blickte ihm ängstlich nach, sah ihn an der fetten Glockenachse sich festsetzen, worauf allmählig ein Flämmchen gleich einem flackernden Kerzenlichte sich entzündete, das geraume Zeit — wie eine geheime Sündenlust im menschlichen Herzen — unscheinbar fortbrannte, — bis die Sünde empfangen hatte, d. h. bis endlich der durchglühte Pfosten des Glockenstuhls zornig aufloderte und die Flamme mit Gewalt um sich fraß. Vergeblich erbot ich mich mit flehenden Bitten einigen Männern, ihnen mit einer herbeigerafften Laterne auf den lieben Thurm voraufzuleuchten, damit er noch gerettet werde, was ihnen anfänglich auch willkommen war; ein roher Bursche jedoch, der im Getümmel sinnlos umherwüthete, rief, als wir schon im Abzuge begriffen waren, mit brüllender Stimme darein: „Da droben ist doch Alles verloren, laßt's eben brennen!“ So erhielten wir, da die Andern stumpfsinnig

einwilligten, bald ein schauerliches Probestück des Pöbelregiments, — wie's etwa im Bauernkriege hergegangen sein mag. Aus der schönen, schlank aufstrebenden Thurmspitze wurde nun sofort eine drohende, den ganzen Ort gefährdende, von keinem Wasserstrahl erreichbare Feuerfackel, — fürchterlich anzusehen. Als auf diese Weise das Elternhaus der Vernichtung nahe stand und nun ein eiliges Ausräumen erforderlich wurde, übergab mir mein von allen Seiten bestürmter Vater, zu dessen Seite der gerade damals anwesende Kreishauptmann einherging, seine Chatouille mit den wichtigsten Familienpapieren und einigem Gold, und sprach: „Da, Alter! dieses trägst du in die Säggasse zum Herrn Färbermeister hinab und gibst es in sichere Verwahrung." Des väterlichen Auftrages froh verließ ich den Ort, um jenes einige Flintenschußweiten entlegene Haus zu erreichen, und genoß unterwegs eines der erhabensten Schauspiele, die jemals einem Kindesauge begegnet sind. Da stand der hohe brennende, vor der hintern schaurig gerötheten Waldgebirgswand majestätisch aufstrahlende Thurm, dieses Vermächtniß grauer Zeit, um eine einzige Nacht hindurch die schreckliche Feuerleuchte des Thales zu sein. — Ich versank schweigend in den gewaltigen Anblick; — so geht ein Eroberer, — so geht ein Königreich unter! — Es war mir beinahe, wie wenn ich mit Loth aus dem lodernden Sodom nach Zoar wanderte. — Zu gleicher Zeit fiel einer Frau, die ein Pulverfäßchen flüchtete, ein harziger Brandfunke auf den Schurz, verbrannte diesen zum Theil, — und das Weib wurde dennoch durch die Hand Gottes erhalten. — Meine sorgsame Mutter, die sich in jenem Getümmel durch ruhige Umsicht selbst übertraf, wollte gerade noch im hintersten, an den Thurm angränzenden Zimmer Bertuch's schönes Bilderbuch für ihre Kinder retten, als das brennende Thurmdach schmetternd über ihr herabstürzte, und wir in die höchste Angst für ihr Leben geriethen. Doch hatte auch hier die feste Construktion des Daches die drohende Gefahr abgewehrt. — Am andern Morgen war der ganze Ort noch von unheimlichem Qualm und Verderbensduft erfüllt, und aus dem ausgebrannten Thurme, dessen Untergang mir tief zu Herzen ging, stiegen

von Zeit zu Zeit heißhungrig leckende Feuerzungen, von allem Fraße noch nicht gesättigt, wie dämonische Rachegelüste des Abgrunds empor. —

Der liebende Vater, der meine Neigung zur Schmetterlingswelt kannte, hatte mir ein ganzes Zimmer zur Pflege von seltenen Raupen und Puppen eingeräumt, und so wurde die Papillionenzucht bald in's Große getrieben. Brennnesseln und andere Pflanzen standen dort in ziemlichen Massen umher, und überall hingen viel versprechende Puppen an den grün angestrichenen Wänden. Dafür war es aber auch, wann die Zeiten erfüllt, ein herrlicher Anblick, Morgens einige Dutzende von Pfauenaugen und Trauermänteln ihre frischen neugeborenen Flügel neben einander in glänzender Parade ausbreiten zu sehen, oder manchmal auch den selteneren Schwalbenschwanz, der unter dem seidenen Puppengürtel behaglich ausgeschlüpft war. Ich konnte mir kaum ein größeres Vergnügen denken, als eine saftgrüne, gelbgeringelte, rothpunktirte, so recht fett ausgewachsene Schwalbenschwanzraupe auf dem Gelbrübenkraut zu finden. Das war mir ein größerer Augentrost, als die größte Schüssel voll solcher gekochten Rüben, die einem angehenden Lateiner, trotz der Vorliebe des Horaz für Cichorien, so schwer hinunter wollten. Ein benachbarter Naturforscher, der mir einst für eine einzige „Ampfereule“ all seine Doubletten der schönsten Tag- und Dämmerungsfalter in großen Kapseln vertauschte, und dadurch ein ganzes Heer der schönsten Insekten zuwandte, hatte mich in wahre Leidenschaft für dieses Fach hinein gesteigert, und es bedurfte einer Radikalkur, um mich in etwas hievon zurückzuführen. — Da fuhr einesmals der Vater mit uns Kindern in das auf der Hochfläche des Aischfeldes gelegene Peterzell, und siehe da, unterwegs saß ein sonnebeglänzter, prächtiger Schwalbenschwanz am Weg auf einer Blume. Ganz elektrisirt von seinem Anblick bat ich, sofort aus dem Wagen springen und ihn erhaschen zu dürfen. „Du bleibst sitzen,“ entgegnete der Vater, „man fängt nicht alle Schwalbenschwänze in dieser Welt!“ — „Aber siehe doch, Papa,“ hieß es von meiner Seite, „so fliegt er ja fort, wenn ich ihn nicht fange! Nicht wahr, ich darf heraus?“

— „Du bleibst sitzen!“ lautete der Bescheid, und so mußte die edle Hochjagd unterbleiben. — Darum aber war die heiße Begierlichkeit noch lange nicht gelöscht, sondern nach drei Stunden bat ich den jüngeren Pfarrerssohn: „Komm, Eberhard! wir wollen den Schwalbenschwanz auf der Grubwiese fangen. Er saß so ruhig auf einer Blume da, und sitzt gewiß noch daselbst!“ — Was man gern hätte, das glaubt man gern, und es ging mir durchaus kein Zweifel bei, der schöne Schmetterling werde noch eben so fest auf seiner Blume, wie in meiner Sehnsucht stereotypirt sein, weßwegen wir nahezu eine Stunde weit liefen, bis ein Bote athemlos hinterdrein kam und mich zum Vater zurückgeleitete, der schon längst in der Dämmerung hatte abfahren wollen, und dessen ärgerlich erhobene Finger fast auch die juridische Gestalt eines Schwalbenschwanzes annahmen. — Von dort an, und weil mir eine herzlose Maus die über Nacht offen gelassenen Schmetterlingkästen mörderisch zerfraß, wurde mein Eifer in dieser Beziehung sehr abgekühlt. —

Es waren dem treuen Vater viel herbe Führungen auf dem Wege seiner Wallfahrt beschieden, und die erziehende Hand Gottes griff längere Zeit gewaltig ein, um die Familie von einer im Allgemeinen sittlichen Weltanschauung in die christliche herüberzuführen. Bei meinen kindlichen Spielen und heiteren Naturgenüssen ahnete mir's nicht, wie viel Schweres oft über die Eltern erging, und ich konnte, wenn ich von einer leuchtenden Waldhöhe fröhlich zurückgekehrt war, manchmal das rothgeweinte Auge der Mutter und den schweigenden Gang des Vaters durch die Zimmer hin nicht verstehen. Sie waren freundlich genug, ihre Kinder nicht in solche Trübsale hineinblicken zu lassen, und sie nicht aus der jugendlichen Harmlosigkeit herauszureißen, die zur kräftigen Entfaltung eines aufwachenden Gemüthes so nöthig ist. Wenn ich jetzt in meinen späteren Jahren das geliebte Jugendthal wieder besuche, dann athmen mich die schweigsamen Seufzer des treuen Vaters nicht mehr an, womit er so oft diese Höhen und Steige durchritt. Er hat mit der liebenden Mutter seinen Kindern das Süße im Lebenskelch unverwürzt überlassen, und das Bittere darin mit seiner Gefährtin hinter

uns getrunken. Desto wehmüthiger aber blicke ich dann als seltener Wanderer an diesen Bergen hinauf, mit stillem Geiste die väterlichen Seufzer und mütterlichen Thränen verfolgend, welche hier dem Druck des Lebens als unabweislicher Tribut einst gezollt worden sind, und wenn ich als Kind Kindisches dachte und kindische Anschläge machte, so fließt mir jetzt, im männlichen Alter, die Erinnerung an so mannigfaltiges Leid der Eltern mit den süßen Jugendbildern meiner eigenen Seele auf eine Art zusammen, die mich in die tiefsten Ahnungen, in die stillsten Geheimnisse des geistigen Lebens hinunterführt. — Beim Rückblick auf die herben elterlichen Erfahrungen empfinde ich, wie Alles, was von Gott unmittelbar auf uns demüthigend und schmerzlich ausgeht, auch die gefährlichste Krankheit und die Trennung von Geliebten durch den Tod, — viel leichter zu tragen ist, als die Lügenhaftigkeit, Bosheit und Schadenfreude der Menschen, und wie wahr David gesprochen hat, als er sagte: lasset uns in des Herrn Hand fallen, denn Seine Barmherzigkeit ist groß! — Es ist Seine Gnade, daß mir so viele Gemeinheit und Niedrigkeit der Menschen in meiner Kindheit verborgen, und lange Zeit ein so harmloser Glaube an die Gutartigkeit derselben geblieben ist, denn sonst wäre mir alle jugendliche Poesie frühzeitig verwelkt. Hätte ich, wie's meinen Eltern beschieden ward, schon dazumal die Wahrheit des edeln Schillerwortes: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual," verkosten müssen, — wie dieses Loos auch nicht Wenigen fällt, nimmermehr wäre mir wohl ein so friedsamer Dichtungsquell im Kindesherzen entsprungen, — ein Quell, der mich von dortan, weil er ungetrübt hervorbrechen durfte, auch durch alle späteren Jahre meines Lebens unversiegbar begleitete. Das verdanke ich als ein theures Erbtheil, nächst Gott, der liebevollen Zartheit und Diskretion meiner entschlafenen Eltern.

Die schmerzlichste Prüfung, die mein Vater hienieden erfuhr, war der Heimgang seiner Gattin, — ein Verlust, um dessen möglichst lange Abwendung er viele Jahre lang in seinem Tagbuch die innigsten Gebete zu Gott richtete. Als aber nun im Jahr 1827 (am 30. Juni) die treue Gefährtin nach

schwerem Kampfe starb, wurde ihm eine nicht mehr heilende Wunde geschlagen. Mit ihrem Heimgang endigte er auch sein 45 Jahre lang unverrücklich fortgesetztes Tagebuch; denn das Leben hatte nun allen ferneren Reiz für ihn verloren, und man sah deutlich an ihm, wie gewaltig es ihn in die Ewigkeit nachzog. Beinahe jeglichen Abend ging er mit einem besonderen Schlüssel, wenn die Witterung es gestattete, auf den Friedhof, um, wie er sich ausdrückte, „der lieben Mutter eine gute Nacht zu wünschen." — Dafür aber nahm er desto kräftiger am inwendigen Menschen zu. Hatte er, wie in seinem Tagebuch angemerkt ist, in früheren Jahren und bei vielem weltlichen Amtsgeschäfte beinahe jeden Sonntag zuerst in Zollikofer, hernach viele Jahre lang in Reinhard, — sodann in Wessenberg, welchen letzteren er besonders hoch hielt, — eine Predigt mit der Mutter gelesen, und auch, wenn er durch markige Rede sich angezogen fühlte, die Gottesdienste besucht, — so wandte er sich nunmehr unmittelbar zu der heiligen Schrift. Er stand hinfort nicht mehr vom Lager auf, noch schlief er ein, ohne seine Bibel gelesen zu haben, die auf seinem Nachttische lag. Auch hielt er mit seinen Hausgenossen von dem Tode der Mutter an die Morgen- und Abendandacht, was in früheren Jahren seltener geschehen war. Ich empfand dabei tief, wie unaussprechlich wichtig es ist, die Kinder von der Jugend an gründlich mit dem göttlichen Worte bekannt zu machen, und, — wenn man ein Prediger ist, — das Evangelium überall ganz klar, einfach lebendig, aber auch mit ernstlichem Fleiße und in gehöriger Form zu predigen. Denn mein der Wahrheit sehr zugänglicher Vater ärgerte sich, wie ich nun wohl sehe, an nichts so stark, als entweder an offenbar schlechten, miethlingshaften, — oder an verschraubten, verschnörkelten Predigten, worin der Diener des Wortes sich unklar ist, — oder wo er sich oft in so steifen apologetischen Formen bewegt, als wollte er's um jeden möglichen Preis verhüten, daß die Leute ja nicht zu Viel glauben. Solches Brimborium klingt eben nicht an, wenn's auch vielleicht noch so sorglich zusammengestoppelt wird, — und tausend Väter mit Kind und Kindeskindern haben dann den Schaden davon.

Wie weit entfernt übrigens mein Vater war, sich an einem herzlichen und einfachen Vortrag des lautern Evangeliums zu stoßen, beweist folgender liebliche Fall. Er befand sich im Sommer 1821 das erste und letzte Mal als Badegast in Cannstatt, und da ich am 15. Juli desselben Jahrs meine Abschiedspredigt als Pfarrvikar im benachbarten Feuerbach hielt, so besuchte er mich an jenem Tage, und kam gerade noch recht in die Predigt, die ihm aber, wie er in seinem Tagebuche anmerkt, nicht sehr gefiel, — ein Urtheil, das ich nun wohl begreife. Die Juristen haben darin, wenn gleich ihrer viele nicht sonderlich viel vom Evangelium verstehen, doch hinsichtlich der Form und Gemeinfaßlichkeit solcher Vorträge oft einen ganz gesunden Takt. Als nun aber der gute Vater, gegen seine sonstige Gewohnheit, mit mir bei dem frommen längst entschlafenen Schullehrer und allerlei Stundenleuten das Mittagsmahl eingenommen hatte, begab er sich Nachmittags mit mir auf mein einsames Zimmer, während ein bäuerlicher Bürger von Kornthal, Hans Martin genannt, in den hartangränzenden Schulzimmern eine Versammlung vor einer außerordentlichen Menge hielt, — denn es gingen, wie man bei uns zu reden pflegt, dazumal horribile dictu! gegen 400 Männer und eben so viele Frauen in die Stunde. Da hörten wir, weil der Vortrag des Mannes bei offenen Fenstern geschah, gegenüber aus unserem Fenster geraume Zeit dem ländlichen, vom Geiste Christi gelehrten Redner zu, der zu den Leuten gleich Anfangs sagte: „Weil so viel Volks beisammen ist, so will ich, wie ihr's verlanget, laut zu euch reden, denn Gott hat mir eine helle Stimme gegeben." So durchging er seinen Bibeltext mit klarem Geist und edlem, erfahrungsmäßigem Zusammenhange der Gedanken, kraftvoll, als ein Bürger und Hausgenosse Gottes mit allen Heiligen. Mein Vater hörte mit wachsendem Erstaunen zu, — wie er denn auch in seinem Tagebuche bemerkt: „Ich konnte mich über den Vortrag des Bauersmannes nicht genug verwundern," und wandte sich endlich mit der Frage zu mir: „Aber sag' einmal, woher hat denn der arme Bauersmann das Alles? Das ist ja so lieblich und grundvernünftig gesprochen, — so fromm und

biblisch, daß es Einem in der Seele wohl thut!" — Ich erwiederte ihm lächelnd: „Das hat er Alles unmittelbar in der Schule des Heilandes gelernt, und so redet er denn als ein Professor des Reiches Gottes!" — Mit liebevoller Verlegenheit antwortete er: „Ach, du bist nicht recht gescheidt!" worauf ich versetzte: „Lieber Vater, woher soll er's denn sonst haben? Er hat ja nicht studirt, sondern das Alles vom Herrn selbst aus seinem Lebenswort empfangen," — worauf er mit milden Augen nachdenksam gen Himmel blickte, und fortan den ganzen Abend in einer sanften, eingekehrten Stimmung blieb.

Daß das Kindesherz an einem solchen Vater gar innig hing, wird der freundliche Leser wohl empfinden. Ich gebe hier nur ein paar Proben von tausenden.

Er hatte vor seinem Ende das Glück, alle seine noch lebenden Kinder, drei Söhne und eine — nun seit neun Jahren im Herrn selig entschlafene — Tochter, beinahe zu gleicher Zeit glücklich verlobt zu wissen, und fuhr einmal mit vier Bräuten, die ihm allesammt als Kinder angehörten, nämlich mit den drei Bräuten seiner Söhne und seiner gleichfalls verlobten Tochter, wohlgemuth die Stuttgarter Weinsteige hinunter, als ein bestaubter Wanderer, sein jüngster Sohn Eduard, gerade von einer norddeutschen und schwedischen Reise zurückkehrend, dem heitern jungfräulichen Wagen begegnete, und seine Braut aus dem fröhlichen Gewimmel kaum herausfand.

Als einen Beleg, mit welcher Gesinnung der gute Vater seiner zuletzt weit umher zerstreuten Söhne gedachte, sei folgende Stelle aus einem seiner an mich im Frühling 1827, noch zu Lebzeiten der Mutter geschriebenen Briefe hier beigefügt: „Du klagst, mein geliebter A., daß ich dir so wenig schreibe. Es ist wahr, aber ich habe so wenig freie Zeit zur Disposition. Dagegen besuche ich dich und deine lieben Brüder seit längerer Zeit beinahe täglich. Wenn nämlich die liebe Mutter und deine Schwester zu Bette sind, und ich meinen einsamen Spaziergang durch das Zimmer mache, dann gehet mein Geist auf die Reise. Er durchschwebt alle mir wohlbekannten Orte bis zu deinem Wohnsitze S., be-

sucht dich bei deinen Büchern oder am Klavier, segnet dich, nachdem er einige Zeit bei dir verweilt hat, und nimmt sodann seinen Flug über den Berg hin. Von dort an weiß er den Weg nicht weiter; er fliegt daher hoch in der Luft bis B., von dort den bekannten Weg nach Z., besucht den guten Eduard, und nachdem er ebenfalls einige Zeit bei ihm verweilt und ihn gesegnet hat, geht es wieder in den Lüften bis Ehingen, das schöne Donauthal entlang bis Ulm, wo er den lieben Hermann bei den Akten oder bei der Guitarre überrascht. Wenn er sich bei diesem eine Zeit lang verweilt und ihn gesegnet hat, schwebt er schnell über die rauhe Alb zurück, und findet mich gewöhnlich in Thränen der Freude, der Liebe und des Danks gegen die göttliche Vorsehung." —

Tiefschmerzlich ist's mir mein Lebenlang, diesem liebreichen Vater, dessen Wohnsitz bei seinem Heimgange blos zehn Stunden von dem meinigen entfernt war, sein sterbendes Auge nicht zugedrückt zu haben. Das hatte mir Gott zu meiner schweren Demüthigung versagt. Einige bedenkliche Briefe der Schwester berichteten zwar, doch allzu schonend, von seiner Unpäßlichkeit, nachdem ich drei Wochen zuvor mit meiner jugendlichen Gattin ihn gesund verlassen hatte, und auf einen Brief, der Besserung verhieß, überließen wir uns bereits der freudigsten Hoffnung. Da pochte es in einer von Gewittergüssen durchzogenen Sturmnacht (21—22. Juli 1828) unheimlich und heftig vor meinem Hause. Eine Estafette, von meiner Gattin zuerst gehört, begehrte Einlaß, — ach, mit welchen Empfindungen richtete ich mich auf und las den Schwesterbrief: „Komm eiligst, wenn du den Vater hienieden noch einmal grüßen willst!" — Gleich eine Viertelstunde nachher rollte die Postchaise mit mir Tübingen zu, und der Postillon that auf meine Bitte innerhalb der Gränzen der Menschlichkeit sein Aeußerstes, um mich im Fluge zur Heimath zu fördern. Die Pferde flogen mit uns durch die Wetternacht dahin, und meine Fahrt war ein fortwährendes Gebet um das Leben des Vaters, so es anders dem Herrn möglich wäre. Schon vor acht Uhr war der neun Stunden lange Weg durchmessen, und mit der zitternden Hoffnung, bei Gott keine Fehlbitte gethan zu haben, ging ich zur hin-

teren Hausthüre hinein, um den Vater nicht zu wecken. Allein schon auf der Hausflur begegneten mir einige verdächtige Zeichen, — eine angelehnte Matraze, — eine Schweigsamkeit, — Alles so ruhig, so überstill; eine dunkle Ahnung witterte gleich einer Donnerwolke vor meiner Seele vorbei. Auf den Zehen trat ich in's trauliche Wohnzimmer, — da saß die liebe, greisende Tante, meines Vaters einzige Schwester, tief ernst auf einem Stuhl, — dort der jüngere Bruder, die Stirne auf die Hand gestützt. „Ach, wie geht es dem Vater?“ flüsterte ich, — und der Bruder mit gedämpftem Ton erwiederte: „Dein Vater ist im Himmel! Gestern Abend um sieben Uhr ist er entschlafen.“ — Da brachen zum ersten Mal im Leben die Kniee unter mir, und einer Ohnmacht nahe sank ich zu Boden, von welchem ich mich nach einiger Zeit erhob, um den Thränen Raum zu lassen. — Der treue Vater war ganz unversehens und schnell, selbst gegen des Arztes Hoffnungen, dabei aber — Gott sei's gedankt! in einer milden, himmelwärts gerichteten Stimmung entschlafen. Es war ihm gewährt worden, was er viele Jahre zuvor mehrere Male in seinem Tagebuch als seinen heiligsten Wunsch aussprach: „Im Frieden Gottes sterben zu dürfen.“

Wie ein Engel des Friedens erschien mir noch an jenem Vormittag der fromme, gerade damals in Tübingen durchreisende Missionsinspektor Blumhardt von Basel, mein alter Freund, der mein tief erschüttertes, blutendes Herz mit süßem Trost evangelischer Handreichung erquickte, wofür ihm ein ewiger Dank in die Friedenswohnungen des Himmels nachgerufen sei. Damals habe ich den Segen christlicher Gemeinschaft mit unvergeßlicher Kraft empfunden, es auch innig erkannt, daß ein solches Zusammentreffen, ein solcher, zur rechten Stunde bereit gehaltener Verkehr ohne den lebendigen Heiland durchaus unmöglich wäre. — Diese vortreffliche Aufrichtung ging mir auch an jenem Sommermorgen nach, als wir die räterliche Hülle zu Grabe geleiteten. Es war ein paradiesischer Morgenhauch, Alles noch thauhell von den Diamanten, welche die Nacht aus ihrem Sterndiadem herabgeschüttelt, und die über den Sträuchen und Gebüschen

der Grüfte flimmerten, die hohen benachbarten Pappeln aber, vom Golde des Aufgangs beleuchtet, wehten so feierlich darüber her. — Jetzt ruhet sein Leib, nahe beim Grabe der Mutter, unter schönen friedlichen Gesträuchen des neuen botanischen Gartens, in deren Bereich der frühere, nun verlassene Kirchhof gezogen ward, und ich verdanke es mit vielen Anderen noch jetzt der Stadtbehörde von Tübingen, daß sie diese und andere Grabsteine verschont hat, anstatt das Friedhofsareal nach einem früheren Beschlusse sogleich dem weltlichen Gebrauche zu überlassen. Der Bibelspruch, worüber der befreundete Prediger dem guten Vater parentirte, hieß: „Es ist ein guter Mann, und sein Gesicht bringt gute Botschaft" (2 Sam. 18, 17.).

So sehr ich die Meinigen und mich allein durch das Verdienst Jesu Christi selig wissen möchte, so that es mir dennoch wohl, auch ein solches Friedenswort, das so ganz meinen Erfahrungen entsprach, am Grabe des unvergeßlichen Vaters zu vernehmen. — „Ach, sie haben einen guten Mann begraben — und mir war er mehr!" —

Die Mutter*) war eine geist- und gemüthvolle, nach Leib und Seele sehr glücklich organisirte Frau. Sie gehörte, obgleich der neueren Bildung in keiner Weise fremd, zu jenen stets seltener werdenden Hausmüttern von altem Schrot und Korn, die ihre ganze Haushaltung auf sich nehmen, und sich keines Geschäftes schämen. Bei allem früheren Wohlstande mußten die Büblein, wie man zu sagen pflegt, hinsichtlich der Kleidung meistentheils „in den Vater hineinschlüpfen," und die unermüdliche Mutterhand, die Alles selbst strickte, nähte und flickte, machte uns die abgelegten Kleidungsstücke des Vaters stets auf die anständigste Weise zurecht, wobei ihr ihre kraftvolle Gesundheit trefflich zu Statten kam. Eine Nätherin habe ich als Kind fast niemals in meinem Hause gesehen; dafür ging aber die Mutter auch in keine Visiten, sondern gehörte ganz ungetheilt dem Gatten und den Kindern an. Es war nichts Seltenes, daß sie wenige Tage

*) Ludovike Henriette Regine Friederike, geb. Finckh, geb. in Stuttgart am 25. April 1775. A. d. H.

nach einer Entbindung ihr Strickzeug auf dem Bette hervor nahm und ihre Erholungszeit mit äußerster Beflissenheit auskaufte. Auch wusch sie, nach altwürttembergischer Sitte, durchaus ohne Geiz, mit einer Magd wohl zwölf Stunden des Tages eine tüchtige Wäsche heraus, ohne ein saures Gesicht dazu zu machen, und las sodann nach dem Nachtessen ihrem Gatten noch einen Abschnitt aus einem deutschen Klassiker vor. In Führung des häuslichen Geschäftes suchte sie an Umsicht und Behendigkeit ihres Gleichen. In den ersten Jahren des laufenden Jahrhunderts wurde z. B. einst ein General mit seinem Stabe auf den Mittag angesagt. Die gute Mutter, welche im Gewölbe des angränzenden Thurms eine tüchtige Speisekammer besaß, war mit einigen Freundinnen stracks bei der Hand, und rüstete den fremden Herren, um Andere mit der Last zu verschonen, in wenigen Stunden ein stattliches Mahl, das sie mit aller Vergnüglichkeit honorirten. Ich erinnere mich hiebei, wie der General, ein imposanter Mann, mich einige Zeit auf seinen Schooß nahm, und mit welcher Ehrfurcht ich seinen gewaltigen Schnurrbart bewunderte.

Ihre Kinder umfaßte sie mit zärtlicher Liebe. Sie gab ihnen den Bissen vom Munde und nahm stets mit dem Geringsten vorlieb. Wenn sie den Hausvater je mit etwas zuweilen übte, so war's ihre oft an Aengstlichkeit und Heftigkeit gränzende Liebe. Mußte er, was vielfach geschah, auf seine Amtsorte hinaus reiten, so trauerte sie manchmal Tage lang vorher aus Besorgniß für seine Gesundheit; kam er nicht accurat, wie es einem Beamteten leicht geschehen kann, auf die versprochene Stunde zurück, so schickte sie ihm entweder einen reitenden Boten, oder sie ging ihm, auch wohl mit den älteren Kindern, oder allein weite Strecken Wegs entgegen, um alles Mögliche zu thun, damit dem theuren Familienhaupt nichts Ungehöriges widerfahre, und damit der Vater mit Freuden wieder heimkehren möge. Es ist unglaublich, wie weit sie hierin ihre zarte Aengstlichkeit trieb, und welch ein unerschöpflicher Fond von Liebe und Anhänglichkeit in ihrer Seele lag. Viele Reisen und Besorgungen, selbst oft nöthige Amtsgeschäfte, hat der Vater um ihretwillen

abgekürzt, und oft im wildesten Wintersturm die rauhen Berge des Schwarzwaldes allein oder in Begleitung seines getreuen Reitknechts bis in die tiefe Nacht hinein überflogen, um die gute, daheim harrende Mutter aus der Sorge zu reißen. Wie ist's mir nunmehr, wenn ich nach vierzig Jahren dieselben Wege durchwandle, die er, der liebende Vater einst durchritt und durchfuhr, und wenn mir, dem fremden Wanderer, sein theures Bild auf dem Antlitz der längst verblichenen Mutter von jedem Felsenhorn, aus jedem Tannenwald entgegenblickt, und in den wehenden Lüften die Kindes-Erinnerung mich wie ein Gruß aus der Geisterwelt umsäuselt? —

Der bitterste Gedanke, vor dessen Verwirklichung meine Seele von frühester Jugend an viele Jahre lang erzitterte, war der Gedanke an den Tod der getreuen Mutter. So oft sie bedeutender erkrankte, überlief mich's wie Eis, und alle Lebensfreudigkeit sank in mir athemlos zusammen. Mein ganzes Leben war mit dem ihrigen auf's Innigste verwoben; Niemand verstand die geheimsten Züge meiner Seele, wie sie, — Niemand wußte bei mir menschliche Schwachheit von wirklicher Unart so genau zu unterscheiden, wie sie. Doch schonte sie mich, wenn ich der Strafe bedurfte, nicht: ich erinnere mich als Kind und als Knabe gar manche Schläge von tüchtigem Kaliber aus dem Liebesverlage der Mutter empfangen zu haben, die dafür aber auch in anderen Fällen, wenn mein armes Herz der Schonung und milderen Lenkung bedurfte, mit unaussprechlicher Treue mir zur Seite trat. Daher bestand auch ein heiliger Rapport zwischen unsern Gemüthern bis in den Tod, und wie sie mich in der Kindheit beten und Gott fürchten gelehrt hatte, so wurde mir später auch die Gnade zu Theil, an ihrem schmerzlichen Sterbelager, auf welchem sie Gott noch so ernst für die Ewigkeit ausläuterte, fünf Tage und Nächte hindurch unausgesetzt ihr zur Seite stehen, und sie mit Gebet und Zuspruch aus dem Evangelium bis zum letzten Lebenshauch unterstützen zu dürfen. Sie hatte mich noch mit sterbenden Lippen feierlich ermahnt, alle Kraft auf die Verherrlichung Jesu Christi und Seines heiligen Wortes zu verwenden, und eines ihrer

letzten Worte war: „Dein Kreuz sei mir gebenedeit; o Wunder der Barmherzigkeit, das Du der Welt erwiesen." — Damals empfand ich weit über alle menschlich erdenkbaren Einwürfe hinaus, daß Jesus lebt, — daß Alle, die nicht an ihn glauben, schlechthin verloren gehen, daß aber Seine Hand auch in die tiefsten Abgründe unsres Elendes hinunter reicht, und daß keine Seele zu Schanden wird, die sich unbedingt Seinem ewigen Erbarmen übergibt.

Diese liebende Mutter betete früh und sonderlich beim Schlafengehen mit ihren Kindern. Noch fühle ich ihre gefalteten Hände auf meiner Brust, wenn sie meine Hände in die ihrigen schloß, und danke es ihr ewiglich, daß ich nie ohne Gewissenspein einschlafen konnte, wenn ich ohne Gebet einschlief. Gottes Geist unterstützte sie hiebei auf mancherlei Weise, und gab mir einen tiefen Eindruck von der Wichtigkeit des Gebetes. So war ich z. B. einmal in einen Sumpf, worin nach der Versicherung eines unartigen Knaben vortreffliche Brunnenkresse zu finden sein sollte, bis an die Hüften hinein gestürzt und im kläglichsten Zustande, gleich einer in Semmelmehl gebackenen Forelle, nach Hause gekommen. Um mich von solcher Perlenfischerei möglichst abzuschrecken, sagte mir die Mutter, daß sich in jenen Pflanzen oft „Geizen", d. h. gewisse schädliche Insekten, befinden, die einen Menschen, wenn er sie zahlreich verschlinge, schwindsüchtig machen können. Ach, wie erschrack ich darüber in's Herz hinein! Bereits dachte ich eine ganze Geizen-Legion in mir zu herbergen, und befühlte gar oft den Leib rings umher, ob nicht die Schwindsucht bald ausbrechen würde. — So lächerlich das klingt, so war es meiner Seele doch heilsam, denn es trieb mich zum ersten Mal ernstlich und anhaltend in's Gebet. Viele Wochen lang schrie ich, wenn ich allein war, mit gefalteten Händen und oft mit Thränen der reumüthigsten Angst zum lieben Gott, daß Er mir meinen Ungehorsam verzeihen, und mich vor dem frühzeitigen Geizentode bewahren möchte. Ich empfand dabei meine totale Abhängigkeit von Ihm, und sehe nun wohl ein, daß es im Grund gleichviel gilt, durch was immer ein armes Kind in's Gebet getrieben wird; wenn es nur seine Schuld und sein Elend

fühlt, und dabei ernstlich zu Gott ruft, so ist schon viel gewonnen. Es zerbrechen dadurch die rauhesten natürlichen Härten, und es bleibt ein demüthiger Eindruck davon zurück, auch wenn die irdischen Begriffe sich aufgeklärt haben. Dieses Grundgefühl von der Nothwendigkeit des Gebets haftete in meinem Seelengrund, so oft ich auch späterhin das Gebet versäumte, und als es an der Gränzmarke meiner Jünglingsjahre Gott gefiel, mir seinen Sohn zu offenbaren, so stieg das alte Kindesgebet, gleich einem unter der Asche glimmenden Funken, sogleich wieder hellleuchtend in mir empor, — nur daß ich es jetzo nicht mehr zu einem unbekannten Gott, sondern zu Gott in Christo selbst richtete und darin alte, heilig trauliche Anklänge wiederfand, die mich aus frühester Kindheit hieher begleitet hatten. Waren es dann auch in jener späteren Zeit andere Werkzeuge, deren sich Gott zur Wiederaufweckung meiner armen träumenden Seele bediente, — so hatte doch die betende Mutter den ersten Grund dazu gelegt, daß der spätere Ton noch anklingen konnte, — und so ist das frühzeitige Werk ihrer Liebestreue hiebei durch spätere Freunde und Brüder eigentlich nur ergänzt und fortgesetzt worden. Hätte sie uns in der Kindheit nicht beten gelehrt, und wäre in mir durch ihren Dienst nicht ein in den Grundanfängen meines Daseins wurzelndes Gefühl hiefür erweckt worden, so wäre auch die spätere Heimsuchung Gottes vielleicht spurlos an mir vorübergegangen, und mein durch Mutterversäumniß ertödtetes Herz in dunkle Todestiefen hinabgestürzt. —

Von meinen fünf in die Ewigkeit vorangegangenen Geschwistern bleibt mir besonders ein holdseliger a. 1804 geborener Bruder Julius unvergeßlich. Er war ein Kind von seltener Schönheit und Eigenthümlichkeit, und galt mit seinen großen dunkelblauen, von langen Wimpern umschatteten Augen, seiner griechischen Nase und seinem mannhaften, determinirten Sinne mit Recht als der Matador unter uns Uebrigen. Die Eltern liebten ihn innig, und wir ältere Brüder hatten einen wahren Respekt vor ihm. Eine seltene Gemüthsfestigkeit, mit Ruhe gepaart, war in diesem sonst lebhaften Kinde. Als ihn die Mutter in seinem vierten Jahr

einmal, Mandeln zu holen, zum benachbarten Kaufmann schickte, erklärte er ihr mit aller Gelassenheit: „Mama, schick' mich nicht, sonst esse ich sie!" — Die Mutter bestand, eine halb scherzende Drohung hinzufügend, auf ihrem Befehl, und so ging er denn, um die Mandeln sich geben zu lassen. Als er jedoch lange nicht wiederkam, sah endlich die Mutter nach ihm zum Fenster hinaus, und siehe, da saß der kleine Julius vor dem Haus auf einem großen Stein, die Mandeln aus der Düte nach Herzenslust verspeisend. Heraufgeholt und zur Rede gestellt erwiederte er der Mama ganz ruhig: „Ich habe dir's ja gesagt! Warum hast du mich geschickt?" — Ein andermal polterte er mit einem Spielzeug im Wohnzimmer umher, bis ihm der Vater Ruhe gebot. Herr Julius aber ließ sich nicht in seiner Behaglichkeit stören, bis der Vater ärgerlich aufstand und ihn mit Heftigkeit anredete: „Willst du stille sein!?" — Der Knabe sah ihn freundlich an, und lächelte: „Nein, ich will noch ein bischen unartig sein!" — Da faßte ihn der überraschte Vater mit Kraft unter den Armen, hob ihn hoch empor, unter das offene Fenster, und hielt ihn, dem Sinne nach scherzend, im Tone rauh zum Fenster hinaus: „Wenn du nicht ruhig bist, so werfe ich dich hinunter!" — Der Knabe verzog keine Miene, sondern antwortete fest: „So wirf mich eben hinunter!" — worauf ihn der Vater liebevoll an das Herz drückte, und ihm seine radikale Tendenz auf mildere Weise benahm.

Dieser herzige Bruder, dessen Bild mir noch hell vor der Seele schwebt, ging mir, als er im Jahr 1807 an den Masern starb, sehr nahe. Ich hatte ihm wenige Tage vor seiner Erkrankung mit einem Vogelrohr einen Bolz in die Haare geschossen, was ihm durchaus nicht wehe that, meinte aber hernach in meiner kindischen Einfalt, er könnte an den Folgen dieses Bolzenschusses erkrankt und gestorben sein. Als er nun verschieden war, setzte die weinende Mutter das bleiche, noch angekleidete Kind heraus auf den Sopha und bedeckte sein Angesicht mit einem weißen Tuch, um dem todtkranken Schwesterchen, das bald hernach starb, beizustehen. Da ließ mir's keine Ruhe mehr; ich stahl mich zum todten

Brüderchen in's Zimmer hinein, zog ihm das Tuch vom Antlitz und bat es leise mit einem Thränenstrom: „Verzeih, lieber Julius, daß ich dich mit dem Bolz geschossen habe! Gelt, du nimmst's mir gewiß nicht übel? denn ich habe es nicht mit Fleiß gethan!" — — Wenn ich jetzt zuweilen nach Alpirsbach komme und von der Ferne her den Friedhof am Bergesabhang erblicke, so fliegt meine Seele den drei längst begrabenen Geschwistern zu, die dort ihren stillen Schlaf halten vor dem ewigen Erwachenstag. Da kann ich kein menschliches System brauchen, das mir die Hoffnung des Wiederaufblühens verkümmern will; da genügest Du mir allein, der über dem Staube der Menschheit sprechen darf: Ich bin die Auferstehung und das Leben! —

Der hellste christliche Lichtpunkt meiner Kindes-Erinnerungen ist mein erster, viel verehrter, nun siebzigjähriger Lehrer, ein Diener des göttlichen Worts und ein Jünger des Herrn, mit einer gleichgesinnten, ehrwürdigen Gattin verbunden.*) Ich sehe ihn noch, wie er vor 45 Jahren mit seinem tief ernsten, doch freundlichen Antlitz zum ersten Male bei uns eintrat und sich als Freund unsres Hauses ankündigte, der er auch bis heute geblieben ist. Er brachte nebst seiner Gattin auf die zwangloseste, aber auch auf entschiedene Weise ein tieferes christliches Element in unsre Familie, was ihnen von unserer Seite ein unbedingtes, liebendes Vertrauen erwarb, ohne daß wir eigentlich sofort in seine biblischen Grundansichten eingegangen wären. Das Licht seines Wandels und die geistige Atmosphäre, die ihn umfloß, war es, was uns mit unzerreißlichen Banden an ihn fesselte und ihm besonders den freiesten Zugang zu unsern Kinderherzen erschloß. Mit wahrer Ehrfurcht blickte ich als fünfjähriger Knabe an seinem silbernen Stockknopfe, wie dreißig Jahre

*) M. Joh. Georg **Handel**, wurde 1807 Rektor in seiner Vaterstadt Nürtingen, 1820 Lehrer und Hausvater am Missionshaus in Basel, 1826 Pfarrer in Stammheim bei Calw, wo er 1856 in seinem 79. Lebensjahr starb. Seine Gattin war Sophie Margarethe, geb. Eidenbenz, gest. in Stammheim 31. Okt. 1863 in ihrem 90. Lebensjahr. A. d. H.

hernach am Straßburger Münster, empor, und es war mir seitdem schon mehrmals ein gar süßes Gefühl, diese patriarchalische Panierstange meiner Kindheit bei ihm wieder begrüßen zu dürfen. Seine Worte galten mir, als ich nachgehends zu ihm in die lateinische Schule kam, als Orakel, — ein mißfälliger Blick seines Auges als die schmerzlichste Strafe, — dagegen ein freundlicher als ein hohes Glück. Die erstmalige Schlappe, womit er mich über den Tisch hinüber auf den goldenen Pythagoräerweg der Schweigsamkeit zurückrief, sowie die zwei ersten Pfeffernüßchen des Haselstocks, welche er mir bei einem Ragout von Schnitzern als Desert zu heilsamer Digestion präsentirte, verdanke ich ihm heute noch von Herzensgrund. So viele würdige Lehrer ich in meiner Jugend gehabt, so hing ich doch an keinem einzigen mit solcher zärtlichen, unwandelbaren Innigkeit, wie an diesem meinem ältesten Lehrer, vor welchem ich selbst in meinen verworrensten Studentenjahren sogleich ein lenksames Kind wurde, wenn er ein Wort der mahnenden Liebe zu mir sprach, und den ich seit dem Tode meines leiblichen Vaters im herzlichsten Sinn Vater nenne. Bei ihm fühle ich, daß das reine, auf christlicher Grundlage ruhende Kindesgefühl die Bürgschaft der Unvergänglichkeit, der ewigen Jugend in sich trägt, und verstehe nun auch, wie es die ihm inwohnende Liebe Christi war, die ihm mein jugendliches Herz auf eine solch' umfassende Weise gewann, weil dasjenige, was ich als das Heiligste damals nur in dunkler Ahnung gewahrte, mich aus seiner Person in schöner Wirklichkeit anathmete. Die menschlichen Sprachen und Realien lassen sich auch von einem gegen den Herrn indifferenten Mann erlernen, der unsrem Gedächtniß dann um so leichter verschwindet, und wehe dem Wolfe, der seinen Lehrereinfluß an den kindlichen Seelen, gegen seine beschworene Amtspflicht, gar vollends positiv als ein Christusleugner gemißbraucht hat! Welches höllische Feuer ist tief genug für ein solches Subjekt? — Wer uns aber die ersten heiligen Keime des Lebens in Christo durch sein gottseliges Vorbild und mit liebender Anfassung in die Seele gepflanzt, der wird, wenn anders diese Gnade nicht an uns selbst vergeblich bleibt, in unsrem Gemüthe stets den obersten

Rang und einen ewigen Anspruch auf dankbare Kindesliebe behaupten. Darum war mir's auch ein betäubender Donnerschlag, als der theure Lehrer im Jahre 1807 auf eine höhere Stelle berufen ward, und jene Thränen, womit ich diese Schmerzensbotschaft vernahm und bald darauf seinen Abschied begleitete, gehören zu den heißesten, die mein Auge jemals geweint hat. Er ist nun der geliebte Pathe meiner sämmtlichen Kinder. —

Gottselige Mitschüler, welche mir einen christlichen Eindruck in's Herz gegeben hätten, habe ich von der frühesten Jugend an bis zu meiner Aufnahme nach Tübingen beinahe nie gekannt, und es ist mir hiedurch nicht allein ein köstlicher Theil von Jugendfreuden entgangen, sondern auch des Aergernisses viel zu Theil geworden. Unsre Schulbildung liegt, man mag dagegen sagen was man will, im Argen, und der Grundfehler besteht im ganzen System, worüber hier nicht ausführlich zu reden ist, außer mit dem einzigen Worte: daß man die Mehrzahl unsrer Pädagogen von der Ansicht, man müsse die Jugend durch's Heidenthum in das Christenthum einleiten, nicht abbringen kann. Sie sind hierin mit unheilbarer Blindheit geschlagen, und welche Früchte daraus hervorgehen, das zeigt unsre auf's Antichristenthum passionirte Zeit mit schreckbaren Phänomenen. — Hier aber handelt sich's blos um die jugendlichen Umgebungen, die meistens aus ungläubigen, verwahrlosten und unartigen Buben bestehen. Solche oft schon frühe verdorbene Schulknaben sind in Erfindung von Bosheiten viel reifer, raffinirter und selbständiger, als der größeste Theil der Lehrer meint. Sie haben ihre eigene Begriffs- und Gefühlswelt unter sich schon sehr grundsätzlich und detaillirt ausgebildet, auch dem Lehrer in dem Einen, was Noth wäre, bereits weggekriegt und abgeschätzt, wofern ihm nicht eine von Gott verliehene Autorität des Geistes inwohnt, und es gibt unter ihnen nicht selten eigentliche Meister verruchter Schlechtigkeit, die ihre schändlichen Gesinnungen und Anschläge vor Eltern, Lehrern und andern Erwachsenen sehr wohl zu maskiren verstehen, vor ihresgleichen aber desto ungezügelter auslassen, und die Besseren durch einen oft unglaublich weit getriebenen Terroris-

mus in schweigsamer Knechtschaft und Mitschuld zu erhalten wissen. Aber zu gehöriger Entdeckung solcher Gräuel gehört bei den Lehrern nicht nur ein an der Sache Christi lebendig theilnehmendes Herz, sondern auch ein scharfes, geübtes, durch keine philanthropistischen Vorurtheile bestochenes Geistesauge, das tiefer dringt als die natürliche Psychologie, — ein aus der Wiedergeburt stammendes Grundgefühl für das Innere des Menschen, das der Apostel mit dem Worte bezeichnet: „Der Geistliche richtet Alles, und wird von Niemand gerichtet.“ — Außerdem schläft der Lehrer der Hauptsache nach, oder er fährt als ein halbwachender auf der Oberfläche herum, ohne Geist und Erfolg. Uebrigens wird auch das frömmste Glied des Lehrstandes ohne fortdauerndes Gebet für seine Pflegebefohlenen hier nicht viel gewinnen, und erst dann, wenn er dieß üben lernt, die erbarmende, auf männlich-geregelter Zucht ruhende Liebe als das gewisseste Entdeckungs- und Heilmittel erproben. —

Den Gegendruck gegen so manches faule, vergebliche Wort, das mein junges Ohr erreichte, bildete, außer der elterlichen Obhut und dem uns eingeprägten, obwohl meistens nur theistischen Gebet, eine ahnungsvolle begeisterte Liebe zur Natur. Ein im Sturm aufbrausender Bergwald, oder ein wehmüthig glühendes Abendroth, über den Fichtenhöhen verschwimmend, konnte mir Empfindungen einflößen, die wochenlang in mir nachzitterten und die Influenzen der Volkshefe meist verschwinden machten. Es ist ein Segen von Gott, wenn Er eine schwache, unerfahrene Kindesseele frühe zu solchen Gefühlen stimmt. Sie vertreten bei Manchen, gleich den alttestamentlichen Schattenbildern des Tempelrituals, auf einige Zeit die Stelle des bessern Zukünftigen, und machen es der Seele kund, daß jegliche Gemeinheit und Sünde zum eckeln Schlamme gehört, der vor den edeln Gebilden des Himmels und der Erde keine Beachtung verdient. Solche Lieblichkeiten, oft ganz einfache, aber von dunkelhellen, romantischen Rahmen umschlossene, bot jenes uralte Klosterthal mit seinen Wäldern, Gärten und Gehöften in Fülle dar. Da ging es bald auf die traulichen Terassen des hinteren Gartens, wo Blumen aller Art und ein spätreifendes Traubengelände sich

befanden, — dessen sauere Trauben uns im Herbste doch immerhin eben so köstlich mundeten, als einem schlechten Poeten seine eigenen Verse, — gegenüber der alterthümlich blanke, vom Garten selbst aufsteigende Kirchthurm, von dessen hohen Strebepfeilern röthlich behangene Himbeersträuche herabnickten, woran sich die Wurfkraft der Knaben gar eifrig versuchte, und von welchen eine nach hundert vergeblichen Würfen gewonnene Beere dem Knaben so wichtig war, wie dem Gemsenjäger ein auf dem höchsten Grate geschossener Gemsbock; bald oben herum an der langen üppig wuchernden Hecke, wo dem Vater zur Sommerszeit pflichtlich ein Töpfchen voll Erdbeeren zum Nachtisch gesammelt, und zugleich mit jeder größeren Beere eine Art von Bruderschaft geschlossen wurde; — bald in die herrliche Schlucht des „Glaswaldes“ mit ihren reichquelligen silbernen Bächlein und dem buntschimmernden Heere von Schmetterlingen, welches dort in einem friedlichen Stillleben über Blumen und duftigen Stauden flatterte; — bald zu dem Fischhaus, worin, weil der Vater das Fischwasser besaß, eine schöne Zahl von Forellen und bedächtigen Aalen sich ruhevoll bewegte; — bald in die Ställe zu den Pferden, die von der vertrauten Knabenhand so gerne ein Stück Brod oder ein Rettigkraut honorirten, und auf welchen der alte ehrliche Johann Abends manchmal mit den Büblein vorn auf dem Sattelknopf einen gallopirenden Umritt machte; — bald zu den stattlichen Kühen und Kälblein, — bald in den weiten Geflügelhof, wo die kollernden Truthähne mit den lustigen Knaben jedesmal einen Ehrenhandel abzuthun kriegten und ihr gekränktes Ehrgefühl meistens in ihre Nachtruhe mitnahmen. Die drei bis vier Gärten, welche der Vater besaß, und im Sommer der stille, perlenklare, auf reinem Granitsand strömende Sägmühlenkanal, worin wir Sommers oft ein dreistündiges Bad einnahmen, nebenbei auch den Krebsen und Forellen ihre Existenz gefährdeten, gaben harmlose Vergnügungen genug, und während der redliche Vater oft mehr nur, als des Tages gewöhnliche Last und Hitze trug, mit deren Erwähnung er seine Kinder niemals behelligte oder aus der Einfalt brachte, wehte der unschuldige Naturhauch selbst das im Zusammen-

stoß mit verwilderten Jungen uns zugeraunte Böse meistentheils bald wieder hinweg. So trug mich das göttliche Erbarmen, das sich einen Zugang zu meinem Gemüthe durch die Natur offen hielt, über die Pestluft mancher argen Umgebungen ziemlich unversehrt hinüber, und das kindliche Gefühl für das Höhere wurde mir vor Allem durch die stillen Einströmungen der Schöpfung und ihrer Herrlichkeit rege erhalten, was mir folgerecht eine unveräußerliche Liebe zur Natur eingeflößt hat. Bei meiner Seele traf damals das bekannte Sprüchwort ein: „Es mag etwas noch so gering sein, so erfreut's ein Kind," — und das noch edlere Wort Schillers: „Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel'." — Letzteres allein durch Gottes Gnade; ich bin mir bewußt, hiemit nichts Selbstgefälliges zu sagen; denn es war noch keine Erweckung für Christi Wort, wohl aber waren es Vorbilder, Ahnungen, geisterhafte Ansprachen, wobei das Sichtbare sich dem Herzen mit seinem unsichtbaren Substrat vergeistigte, — Eindrücke, die ich noch heute als Heiligthümer und Gedankenquellen im Gemüth bewahre. Auch im Gewöhnlichsten und Alltäglichen liegt für eine Seele, die Gott berührt, etwas Hehres, quellenhaft zur Ewigkeit Emporweisendes. Was der Apostel bezeugt: „Daß Gottes unsichtbares Wesen, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit, aus den Werken der Schöpfung ersehen wird," und daß eben darum ein sanfter, heiliger Segen für den empfänglichen Beschauer in diesen vielfachen, herrlichen Gebilden liegt: das hat mich Seine unverdiente Huld schon im Kindesalter sehr innig erfahren lassen. —

Nun genug von solchen einzelnen Bildern, deren noch eine lange Reihe hell in meiner Erinnerung steht. Daß ich durch Umgebungen dieser Art sehr fest an den lieblichen Jugendsitz gefesselt werden mußte, wird aus Vorstehendem leicht erhellen. Darum wurde mir auch das Auge nicht trocken, als es endlich im Frühling 1809 aus dem trauten Waldthale hinaus in das fremde römisch-katholische Rottweil ging, wo ich ein volles Jahr über mich völlig verwaist fühlte. Die Eltern erlaubten uns im Herbste nach unsrem Abzug wieder einen Ferienbesuch bei einem dortigen Verwandten,

wobei sich alle Feuerliebe gegen die verlassene Kindesheimath in meinem Gemüth erneuerte. Als ich wieder zu Hause war, ergriff mich sogleich, trotz aller Anhänglichkeit an die Eltern ein furchtbares Heimweh, das mich manche Nacht hindurch beinahe schlaflos legte und welches ich wochenlang verbarg, bis mich endlich die sorgliche Mutter in einer einsamen Kammer, wo ich mich auszuweinen pflegte, liebevoll überraschte und nach langer Befragung endlich die Antwort erhielt: „Laß mich wieder nach Alpirsbach! Du weißt, wie lieb ich dich und den Vater habe; aber an jenem Orte hängt eben mein Herz! Thut mich dorthin in die Kost, so will ich euch lauter Freude dafür bereiten!" — Die guten Eltern, welchen der unabläßige Schmerz ihres Kindes durch die Seele ging, waren nahe daran einzuwilligen; doch überwand endlich die kindliche Liebe und der Gehorsam. Wenn aber Jemand das Schweizerheimweh erfahren, oder bei dem schönsten Goethe'schen Liede: „Kennst du das Land?" unnennbare Schmerzen der Sehnsucht empfunden hat, so möge er auch diese Schilderung eines Jugendheimwehs, dessen Quell noch heute rinnt, mitfühlend entschuldigen.

Ich fühle jedoch mit dem christlichen Leser, daß dieser Skizze noch Eins, und zwar die Hauptsache fehlt, nämlich das eigentliche Leben in Gott und Christo, — und wenn ich auch weit anziehendere Darstellungen zu geben hätte, als hier geschieht, so würden sie doch für den Mangel dieses Einen, das Noth ist, keinen Ersatz leisten. Dieses ist daher die große, schmerzliche Lücke in meinen Jugenderinnerungen: ich war wohl im Allgemeinen kein gottverlassenes, aber gewiß ein unerwecktes, unbekehrtes und christusloses Kind, — kaum von einer Art alttestamentlichen Schimmers zu Zeiten angeleuchtet, — und stehe daher vor den Lesern in diesem Betracht zwar mit allerlei Blümlein und Lichtlein, aber ohne das Leben aus Gott, ohne das Tageslicht einer ewigen Sonne da. Es waren edlere gemüthliche Regungen, die mich unbewußt vor Schlimmerem bewahrten, — einzelne Kreisschnitte, aber kein Mittelpunkt, — liebliche Quellen des zeitlichen Daseins, aber kein lebendiges Wasser, das in's ewige Leben quillt. Das ärmste, Christum als seinen Hei-

land liebende Kind in der niedrigsten Bauernhütte lebt doch unendlich edler und glückseliger, als ich in meiner von mancherlei Reizen der Außenwelt umflossenen Jugend. Was Bekehrung, Wiedergeburt, seliger Umgang mit dem himmlischen Kinderfreunde heißt, davon habe ich in meiner Kindheit aus allerlei, hier nicht zu berührenden Ursachen nie den entferntesten klaren Eindruck empfangen, auch den Kirchenbesuch der Schulknaben, die nie lebendig angefaßt wurden, sondern als muthwillige Gesellen hinter der Orgel saßen, für etwas höchst Langweiliges, und weil kein höheres Bedürfniß in uns geweckt war, für bloße Schwatz- und Schäckerstunden gehalten. — Herr, gedenke nicht meiner angeborenen Blindheit, noch meiner Sünden von Jugend an; gedenke aber mein nach deiner großen Barmherzigkeit um deiner Güte willen! — —

Wie ganz anders gestalteten sich meine Gefühle, als ich vor etwa vier Jahren mit zween meiner trautesten, im Herrn verbundenen Freunde, die sich aus brüderlicher Zartheit vereinigt hatten, mir nach langer Arbeit eine besondere Freude zu bereiten, jenen längst verlassenen, von Stuttgart immerhin zwanzig Stunden entlegenen Sitz meiner Kindheit wiedersah! — Ich arbeitete damals an der Herausgabe von Zinzendorf's herrlichen Liedern, und ein Feuer davon floß auch durch die Adern meines inwendigen Menschen, — jenes Feuer, welches der Herr auf Erden anzufachen gekommen ist. Meine Seele stand schüchtern, aber hell auf dem Felsengrunde der ewigen, ein für alle Mal gestifteten Versöhnung. — Wir fuhren an einem der ersten Oktobertage frühmorgens im Regenwetter ab, und gaben einander sofort, außer dem Vorsatz, daß nur die ernste, trauliche Liebe Christi uns regieren sollte, das feste Wort, uns unterwegs niemals über das Wetter zu beklagen, wie viele Badgäste thun, die bei nebligem Himmel sich immerfort mit eben so schmerzlichen als langweiligen Vermuthungen um das Barometer versammeln, und mit all ihrer Ungeduld doch kein Zoll breit Gewölks vom Firmamente hinweglamentiren. Wir vertrauten dem Herrn, der da weiß, wo wir wohnen und was unsre

Seele wünscht, und von welchem das Lied bezeuget: „Er sieht's mit Lust, auch wenn ein irdisch Glück uns froh und dankbar macht," — und ahnten im Stillen, Er werde unser Reisen liebevoll zu Herzen nehmen, werde auch hier über unser Bitten und Verstehen thun. Es waltete hiebei unter uns die unausgesprochene, doch fühlbare Verabredung, einander zum Segen zu sein und uns, auch bei der heitersten Laune, doch niemals so weit vom innersten Mittelpunkte des Geistes zu verlieren, daß uns nicht ohne Beschämung und Gewissensdruck eine kindliche Rückkehr zu Ihm, dem Heiligen, offen bliebe. Diesen Sinn erhielt uns auch die Liebe des Herrn alle jene Tage hindurch, die wir auf der Reise verbrachten, frisch wie drei Falken, die sich in sonniger Luft schwingen, doch gemessenen Flugs, — und nur diese freiwillig wachende Selbstbeschränkung bewahrte uns das süße Nachgefühl, womit wir dieser fröhlichen Wanderfahrt noch heute gedenken. —

Der Regen dauerte beinahe den ganzen Tag an, aber ein feuerflammendes Abendroth, das seine thürmenden Goldwolken zuletzt bis zum Aufgang verbreitete, und in dessen Herrlichkeit der Geist schwelgte, gemahnte uns an einen schönen, vom Himmel selbst prophezeiten Freudentag. Die Nacht, im grotesken Haigerloch verschlafen, forderte vom Himmel noch einen tüchtigen Regentribut, und auch den Vormittag über, an welchem ich meinen früheren, im tiefen Neckarthal gelagerten Wohnsitz als stiller Wanderer mit wehmüthigem Rückblick auf die Vergangenheit begrüßte, wollte sich das Firmament zu keinem nachhaltigen Freundesblick verstehen. Doch blieben wir getrost, denn was herunter geströmt war, hing doch nicht mehr droben, und die trauten Gegenden, die ich einst in meiner blühenden Manneszeit einsam, oder mit der längst entschlafenen Gattin friedlich durchwandelt, waren mir auch im zerflatternden Wolkengewand, aus welchem je zuweilen das Himmelblau glückweissagend hervoräugelte, so theuerwerth wie vor Alters. Besonders tief aber ergriff's mich, wenn ein vor zehn oder zwanzig Jahren mir bekannt gewesenes, einst frisches Menschenantlitz vorüberging, und ich seinen alternden Zügen die rastlose Macht der Vergänglichkeit so stark eingeprägt erblickte. — Durch eine gewaltige Steige

schritten wir endlich auf die eigentlichen Schwarzwaldhöhen empor, von stets höheren, riesigeren Weißtannen bewillkommt, und jedes Gewölk, das auf der aufsteigenden Gebirgsfläche sich träumerisch in die Waldspitzen verlor, machte den stets klarer, prächtiger hervortretenden Himmel um so endloser und reizender. Nachdem wir das Busenweiler Thal, an dessen Portal eine gewaltige, von mir schon vor vierzig Jahren begrüßte Weißtanne noch immer als grandiose Pförtnerin steht, mit seinen schroffen, eine wahre Schweizeransicht eröffnenden Abstürzen überschritten hatten, und „das schwarze Schulzenroß", wie früher, dem Wagen vorgespannt war, zeigte uns endlich ein hölzerner Wegweiser als nächstes Ziel: „nach Alpirsbach 1½ Stund." — Mein Herzblut muß bei diesem Anblick röther und flüssiger geworden sein; es durchdrang mich ein Gefühl, wie einen Bräutigam, wenn er seine Braut nach langer Trennung wieder besucht. — Jetzt, auf der stillen, meilenweit umher gebreiteten Hochfläche, wo klaffende Thalgründe mit dunkel stolzen, weithin schauenden Waldfirsten wechseln, hatte sich der ganze Himmel zur schönsten, erwünschtesten Stunde in seiner vollen holdseligen Majestät entflort; es stand Alles umher so blank, so reingewaschen, so ätherklar, — und die alten, theilweise längst verblichenen Jugendbilder tauchten überall in den reinsten, leuchtendsten Umrissen, wie entschlafene Freundesgesichter aus bemoosten Grüften, lächelnd empor. „Das ist von Dir, mein König und mein Gott!" — jauchzte innerlich mein Herz; — „o wie freundlich, wie liebevoll allsehend bist Du, dem armen Wandervogel ein solches Anschauen Deiner Vorhöfe zu bereiten! Ja, das bist Du! Wohl uns des guten Herrn!" — Ich sagte dieses den geliebten Brüdern nicht, deren Auge sich auch an der herrlich entschleierten Gegend still weidete, sondern rief ihnen, den ziemlich gleichaltrigen Genossen, nur den wehmüthigen Vers Uhland's zu:

O Sonn'! o ihr Berge drüben!
O Feld und o grüner Wald!
Wie seid ihr so jung geblieben,
Und ich bin worden so alt!

Mit dieser einschneidenden Empfindung des Aelterwerdens ging es vollends dahin. Wenn man über fünfundvierzig Jahre gelebt hat, dann ist der schöne Tag unsrer Sonnenwende bereits um ein Ziemliches vorüber. Doch klang uns dazwischen auch das alte Psalmwort siegesmächtig hindurch: „Der deinen Mund fröhlich macht, daß du wieder jung wirst wie ein Adler!" — und so fühlten wir gar Mancherlei, was uns die bisherige Wallfahrt an Verlusten, Bitterkeiten, Trennungen so manches Jahr über schmerzlich genug eingedrückt, in dieser heiligen Feierstille des umhergegossenen Himmels nicht mehr, — denn die Freude in Gott hatte uns auf ihre Adlerfittige genommen. Das herbere Mannesgefühl trat in den Hintergrund, und der kindliche Geist des neuen Testaments wand seine Frühlingsblumen um unsre sonnebeleuchteten Häupter.

Während wir so auf dem Rücken des Gebirgs hinfuhren, wo eine längst vergessene Parthie, ein einsamer Hof mit prächtigem Baumschmuck, eine liebliche Waldkrümmung um die andere vor meine schnell aufblühende Kindeserinnerung trat, und mir die selige Tiefe des „Wiedererinnerns" auch in geistlicher Hinsicht zum innigsten Bewußtsein brachte, glänzten vom fernsten südlichen Horizont lang hingezogene, goldglänzende Massen, gleich sonnigen Haufenwolken, herüber, die wir jedoch, was hier selten gesehen wird, bei der ungemeinen Krystallhelle der Luft als die Tyroler- und Schweizeralpen erkannten. So genossen wir eine entzückende Fernsicht, und nun senkte sich der einsame Weg zu dem wohlbekannten Waldgrunde hinab, durch welchen sich das vom Osten her nach Alpirsbach führende Waldthal, der Aispach genannt, voll romantischen Wechsels dahinzieht. Eine wallende, festliche Wonne durchdrang mich; — ich wollte die Freunde nicht belästigen, und hätte doch so gern jeden Fuß breit Landes hier ausgekauft. „Nicht wahr," — frug ich sie schüchtern — „wenn wir noch eine Halbstunde weit gefahren sind, gehet ihr vielleicht den Rest des Weges zu Fuß?" — „Nein," erwiederten sie freundlich, „sondern jetzt alsogleich, denn wir merken wohl, wie gerne du deine Heimath langsamer durchwandelst!" — „Das will ich euch lebenslang nicht ver-

gessen!“ jauchzte ich, und so schritten wir fröhlich, wie drei Junggesellen, Arm in Arm in das hohe, dunkel feierliche Waldportal hinunter, das uns mit kühlendem Würzeduft in seine traulichen Schatten aufnahm, und wo mir jeder Stein noch als ein alter Freund, jede Heidelbeerstaude als eine jugendliche Freundin entgegenblickte. Jener Weg ist, wenigstens nach meinem Gefühl, unaussprechlich schön, von kühnen Tannenwänden hoch hinauf eingefaßt, überall von einer urkräftigen Vegetation regellos geschmückt, und gestaltet sich, je weiter man auf dem rothen reinlichen Sande neben dem jüngeren, seitwärts aufsprossenden Fichtengeschlecht fortwandelt, um so reizender. Ich fand die lieben Fichten, die vor vierzig Jahren noch so winzig gewesen, nun sehr stattlich erhöht, und rief ihnen zu:

Ihr trauten Fichten seid sehr hoch
  Gewachsen unterdeß!
Wir altern, — aber Kraft ist noch
  In Gottes Goldgefäß!

In dunkeln Schluchten neben drunten stürzt sich die Gebirgsfluth von Kaskade zu Kaskade, dann plätschert sie unter einer Brücke mit einer diamantenschillernden Klarheit dahin, die man bei Flözgebirgswassern vergeblich sucht. Links hinunter gähnt eine reich abwechselnde Thalschlucht, die sich bald mit freundlich abgerundeten Wiesenhügeln erweitert, indessen sich der verstärkte Gießbach in unterster Sohle bereits mit seinen Wöhren als ein nutzbares, von Baustämmen umlagertes Floßwasser zeigt. — So ging's von Lieblichkeit zu Lieblichkeit; die Sonne aber, die Allerfreuerin, that nach ihrer Gewohnheit das Beste dazu. Mit ihrem goldenen Mutterantlitz wandelte sie hoch neben uns über den Thalgründen dahin, gerade sich am Saum der schroffsten, hochthürmigen Waldeshöhen haltend, die wie Heeresspitzen in das entwölkte Himmelblau hinaufragten, — meist nur mit halber Scheibe sichtbar, mit der andern durch die grünenden Wipfel blitzend, so daß Licht und Schlagschatten in schönster Abwechselung jeden Augenblick sich verdrängten. Stets festlicher wurde nun die Scene; es war ein Nachmittag, wie ihn Uhland besingt:

Welch ein Glanz ist ausgegossen
Ueber Wolken, Meer und Flur!
Blieb der sel'ge Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr? —

An eine Heilige dachten wir nun zwar nicht, wohl aber desto mehr an den Heiland, dessen Himmelfahrt uns besser beglaubigt ist, als die seiner Mutter, und der uns in der hold leuchtenden Sonne das edelste Bild seines Wesens, seiner unaussprechlichen Güte gab. — „Gutes erzeigen und Gnaden verbreiten, das ist deine Fürstenlust, und durch Dich hat der ewige Vater uns diese Feierlust beschieden!“ — So sprach es in mir; meine Seele schwamm freudeathmend im Element einer höheren Kindschaft, und es ward mir, als ob der Lebensduft des Evangeliums sich um alle Gestalten der sichtbaren Schöpfung legte. Die stets üppiger werdenden Thalschlünde lagen vor uns in einem fast überirdischen Schimmer da; das Auge konnte sich nicht satt sehen, und ich frug, nach gehöriger Bezeichnung solcher Anschau ringend, den älteren Freund: „Sag' einmal, wie nennt man solchen die Wiesen überströmenden Sonnenglanz? Schimmer? — das ist doch zu wenig!“ — „Nein,“ lächelte er, „das nennt man bei gebildeten Leuten Email oder Schmelz!“ — „Ja,“ riefen wir, „das ist's,“ — aber solch ein Smaragdschmelz ist auch auf den irdischen Fluren so selten, wie das Edelgestein auf menschlicher Kleidung! Und warum liegt denn gerade jetzt solcher göttliche Schmelz über den einsamen Gefilden, die Niemand als wir in dieser Stunde durchwandelt? — Zuletzt, als wir auf einem weithin schauenden Vorsprunge des Waldthals an einer hohen vorspringenden Weißtanne vorbeischritten, flog ein Habicht über uns fröhlich vom Gipfel empor, und umkreiste uns hoch mit seinem perlgrauscheckigen Gefieder, — ein freiherrlicher Pfalzgraf der Luftweiten, der sich keine Gränzmarke stecken, keinerlei Blutzehnten entreißen läßt. — „Nun, du sehlest uns noch, herrlicher Gesell!“ rief ich dem Vogel zu, der sich eine Zeit lang über uns schaukelte, dann, gleich dem blitzenden Gedanken eines Dichters, sich schnell in den südlichen Sonnenhöhen verlor. — Es war hier im engsten Raum Alles vereinigt, was ein

kindliches Herz erfreuen kann; die Schöpfung hatte uns harmlos ihre Fülle aufgethan, wie ein Wanderer es nur wenige Male im Leben trifft. Fast geblendet von Glanz gingen wir fürbaß, und endlich näherten sich die vertrauteren Hügel und Niederungen, wo einst mein ersehnter Schwalbenschwanz auf der Blume gesessen, und wo ich als Kind auf den Fluren gespielt. Aber um diese Spiele handelte es sich jetzt nicht mehr, sondern diese wonnige Kindesheimath war mir nun zum Rahmen eines höheren Bildes, der Kindschaft in Gott, geworden, die mir weiland hier immer gefehlt, — und die Gewißheit der Seele, daß die Gerechtigkeit vor Gott nicht aus den unerschwinglichen Werken des Gesetzes, sondern aus dem Glauben an Christum komme, — dieses heilige Grundgefühl war es, das all dieser königlichen Naturpracht erst einen friedlichen Anklang in mir und eine göttliche Bedeutung gab. —

Endlich waren wir an den reichbewässerten „Grubwiesen" vorbei in's erweiterte Thal gekommen, das von amphitheatralischen Tannenbergen kühn und mannigfaltig umrundet ist. Siehe, da trat die alte trauliche „Farbmühle" hinter hochstämmigen Eichen und Erlen hervor, und unsre Schritte beschleunigten sich, bis wir im duftigen Hintergrunde den hohen Thurm mit Kloster, Kirche und Pfarrhaus in massenhaft patriarchalischer Gestalt hervortreten sahen. Meine Seele ward innig still, wie ein Kind am fröhlich bang erwarteten Christabend, und mein Herz hatte sich vor Freuden schon dermaßen abgepocht, daß ich nun Alles viel ruhiger, klarer genoß; auch die Freunde waren verwundert über den holdseligen Anblick, — denn die Erfüllung unserer Wünsche war so allerlieblichst erfolgt, wie wir's nicht zu hoffen gewagt hätten. — Wir gingen sofort zur grauen Bergmeisterei; — das hohe Pinienpaar säuselte noch frisch darüber, — der Ellenboger Bach perlte noch so schimmernd mit seinem Silberspiegel, wie vor Alters, daran vorbei, — die verschiedenen, schwarzgeräuchten Gehöfte und Officinen standen noch unversehrt, und eine sabbathliche Stille waltete ringsum. Bald gewahrten wir den greisenden Obersteiger, mir von der Jugend her noch bekannt, den Sohn eines tapfern, eisen-

4*

fresserischen Hatschiers, der meinem Vater vordem manchen gefährlichen Gauner eingeliefert, und vor etwa sechzig Jahren den bekannten Räuber Hannikel durch seine Muskelkraft bezwungen hatte, nachdem er zuvor eine Bergwand mit ihm hinunter gerollt war. Der gute Alte freute sich des unvermutheten Wiedersehens herzlich und führte uns mit seiner silbergrauen Ehefrau, einer verschrumpften Königin Hekuba, im heimeligen Gebäude herum, wo eine Walter Scott'sche Phantasie gar manchen Stoff zu den buntesten Genremalereien entdecken würde. Alles noch wie früher, — nur eben so, wie Hebel sagt: „Die Sonne bleicht dir's schwärzer alle Tag, der Regen wäscht dir's wüster alle Nacht!" Auch die einfache, halb vorweltliche Gallerie und der daran gränzende, terassirte, nun ziemlich verwilderte Garten trugen noch ihr heimeliges Gepräge. Die blauen Stockscherben, darin ich als Knabe so manche Pfingstnelke, so manche Reseda gepflückt, waren vom Zahne der Zeit decimirt, und der Steiger verwunderte sich, so oft ich mit scharfsichtigem Jugendblick bald diesen bald jenen Defect gewahrte. „Mein doch!" rief er aus, „wissen Sie denn jede Scherbe noch?" — „Ja wohl," erwiederte ich, — „noch jeden Stein, noch jedes Gartenland! — Führt das schmale Fußsteiglein dort hinter'm vorspringenden Hause noch auf die Bruckhalde hinauf, daß wir über den Berg nach Alpirsbach hineinwandeln können?" — Er bejahte es und begleitete uns höher und höher empor, bis von hinten die friedlichen Krümmungen des Ellenboger Thals erschienen, — nun ging's auf grünenden Wiesen freudig voran: — siehe, da lag die alte Heimath meiner Liebe im letzten Abendgoldglanz, gleich einem Königskind in purpurnem Gewande, vor uns, und verspätete Blumen pflückend, jeden Schritt bemessend, wandelten wir über die schimmernde Hochflur, das harmonische Panorama des Thals, der Wälder, des Flusses und der Häuserreihen unter uns, bis die schönste Parthie, die der Kirche, des Thurms und des Klosters, nebst dem ehmaligen Wohnhause und den Gärten der Eltern uns im unaussprechlich milden Frühlingslichte zu Füßen lag. — Da hast du deine Heimath! rief's durch mein Herz; aber wie? Siehe, hinweggeschwunden schon lange sind Vater,

Mutter, Lehrer, viele Geschwister sammt deiner Jugend und ihren Freuden! — Und doch ist's heute noch Frühling um dich her, und doch begrüßest du nach tausend herben Lebenserfahrungen deinen Lieblingsort nun viel heiterer und glückseliger, als da du ein Kind warest; denn Er, der all diese Friedensschöne, dieses rosige Sonnenlicht vor dir und deinen Brüdern ausbreitet, ist dir näher geworden, — und nicht wahr? Er selber ist dir viel lieber, als all diese Lieblichkeit? Wie willst du ihm vergelten alle Wohlthat, die Er an dir thut? Willst du nicht den heilsamen Kelch ergreifen und Seinen Namen predigen? Willst du Ihm nicht dein Gelübde bezahlen vor allem Volk, es zu bezeugen, daß Er freundlich ist, und Seine Güte währet ewiglich? — Ja! sprach meine Seele, das will ich, und dieses Jawort soll — Gott helfe mir! — in meiner Brust ewiglich nicht ersterben. —

Wir stiegen im scheidenden Sonnenglanz durch die hinterste Gasse, die Spittelgasse, unter einem zwei Häuser verbindenden Bogen hernieder. O wie wichtig und werth war mir jedes kleine Gebäude, auch das meines ehemaligen halblahmen alten Herrn Provisors, bei dem ich vierzig Jahre vorher die ersten Frakturhaken gemacht, — und wie festlich wurde mir's zu Muthe, als endlich der nette, trauliche Hauptplatz mit der hohen Linde hervortrat und wir vor dem ehemaligen Elternhaus standen! Das krystallene Wasser des hohen Brunnens rieselte noch aus seinen vier Röhren, — der ausgebrannte Thurm mit seinem niedern bescheidenen Dächlein sah mich an gleich einem reich gewesenen, nun bankerotten Mann, und ich sah im Geiste noch die Wasserstrahlen in seine längst verloderten Flammen emporsteigen; — vor dem Bogengang des Hauses lag noch der alte Stein, ein Stück von einer alterthümlichen Säule, von welchem aus der Vater einst sein Pferd zu besteigen pflegte. Rechts drüben plätscherte der helle Glasbach in seinem braunen, steinigen Bette wie sonst, und die grauen, ungetünchten Häuser mit ihrem Gebälke blickten noch traut auf den Wanderer herab, vor dessen Augen sich ein neues, unbekanntes Geschlecht bewegte. Nur wenige Reste des früheren waren noch übrig;

die meisten schlummerten längst verwelkt auf dem Friedhofe draußen, indeß die grünende Linde noch ihren wallenden Kronenschmuck mütterlich grüßend über uns breitete. — Mit brüderlicher Zartheit ließen mich die Freunde hier gewähren, und lächelten vergnüglich, als ich ihnen die treu bewahrten Habseligkeiten der Kindeserinnerung diplomatisch genau darzählte: „Seht, Brüder, hier war es einst anders; hier zwischen dem Amt- und Thorhaus erhob sich weiland ein hoch gesprengtes Thor mit einer hölzernen Tafel, darauf eine abgehauene Hand mit der Inschrift: „Burgfried!" gemalt war. Hier oben saß einst die liebende Mutter und warf ihren Knaben das Vesperbrod herab, das sie so begierig erhaschten. — Mütterlein, ach nun ruhest du schon lange von deiner sorgenden Liebe! — Dort im oberen Klosterhof, wo der Erker steht und der Vater mit seinen Gehülfen amtete, belustigten wir uns am freien Nachmittage um Knöpfe mit Wurfspielen, worüber manches Commilitonchen sich alle Knöpfe von den Beinkleidern schnitt, um die Wechselfälle des Gewinns und Verlusts auszubauern, — en miniature just wie in Baden-Baden und Homburg. — Dort im Thorstüblein saß der alte ehrliche Amtsdiener Johann, der, wenn er zuweilen ein Gläschen zu viel empfangen hatte, sich Abends ein Semmelbrod von seiner frommen Frau im Wasser absieden ließ, und dann ein Sterblied: „Ruhet wohl, ihr Todtenbeine" dazu sang, um sich durch geistliche Gefühle wieder in's physische Gleichgewicht zu bringen. — Dort unten auf dem hohen Gefängnißbau, am Weiher, saß einst eine gefährliche Räuberbande, worunter ein baumstarker Schlesier, Siche genannt, der schwere eiserne Ketten, wie Simson, als wie Drähte zerriß, und, nachdem er in einer Nacht eine neu gemauerte Quaderwand mit der Schulter hinausgedrückt hatte, den Vater morgens zwei Stunden weit vom Kerker durch einen Bauersmann begrüßen ließ: „der Siche wünsche ihm wohl zu leben, denn er habe das Freie gesucht." — Hier in der Nähe war das Fischhaus; — es ist nicht mehr da, denn dem armen Orte sind nun alle Distriktsämter längst genommen, und es langt zu keinen Forellen mehr! — Dort drüben fiel ich einst rücklings von einer Holzbeuge blutend

hinab, und es war Gottes Gnade, daß ich mich nicht tödtlich verletzte.“ —

Unter solchen Reminiscenzen führte ich die liebenden Freunde ringsum. Wir besahen Alles, jedes kleine Gehöft, jede Mauer der Vorzeit, daran der Schmelz der Kindeserinnerung unverwüstlich hing; es wurde Alles nach dem stereotypen Lagerbuch meines Gedächtnisses controlirt, — der uralte Speicher im untern Klosterhof mit seinen fünfhundertjährigen Ziegeln, deren jeglicher, wenn er herabfiel, uns weiland als ein Kleinod gegolten, — das „Thörlein,“ worauf auch einst Gefangene saßen, — die Pfistermühle mit ihren röthlichen Quadern, ehedem zum Kloster gehörig, mit ihrem Kanal, — und andere Gassen, dem gewöhnlichen Touristen ohne Werth, — mir aber bis auf das kleinste Lädchen vorm traulichen Bäckerhaus, wo ich der Mutter als Kind eine Semmel geholt hatte, durch und durch klassisch. — Die Reisegenossen, ansehnliche Kaufleute der Residenz, und gleich Stadtmäuslein an ungleich edlere Kost gewöhnt, ließen mich arme verjüngte Feldmaus mit ihrem antiken Spelz, Hafer und den Käseränftchen diesesmal mit beispielloser Großmuth zwei Stunden lang so fortmachen, und gewährten mir an jenem süßen, einsamen Abend gewiß auf Einmal mehr Indulgenz, als alle Benedictiner des ernst herüberschauenden Klosters von ihren Prioren und Guardianen einst fünf Jahrhunderte lang successiv genossen haben. — Der Liebe, besonders der kindlichen, die nie rosten kann, ist Alles, auch das scheinbar Unbedeutendste, wichtig, etwa so, wie Gott selbst das kleinste Haar unsres Hauptes zählt, — und wahrlich, es thut der menschlichen Seele wohl, auf dieser meist so selbstsüchtigen, alles in den Staub tretenden Erde noch einzelne Herzen zu finden, in welche sich das sehnende Gemüth mit seinen kleinsten Erinnerungen, Schmerzen, Wünschen und Hoffnungen ganz, wie früher in das Herz der liebenden Mutter, unangefochten und harmlos ergießen darf. —

Der Abend verfloß uns, weil ich hier kein Vaterhaus mehr hatte, in einem Gasthof. Ein Paar alter, aus der Conscription des Todes noch übrig gebliebener Jugendfreunde

schloß sich vertraulich bis tief in die Nacht an uns an, und hatte dafür ein langes Examen über die bisherigen Schicksale des lieben, seit geraumer Zeit schwer vernachlässigten, verarmten Ortes zu bestehen. Wie herzlich wäre den auch in anderer Beziehung längst seufzenden Einwohnern und ihren lieblichen Kindern eine gründliche Handreichung zu gönnen, und dieß um so mehr, als dieser Klosterort zum vaterländischen Kirchengut allein gegen 6 Millionen — ohne Entschädigung — hat beisteuern müssen! —

Immerfort begleitete mich bis zum Einschlafen der wehmüthige Gedanke an die inhaltschwere Vergangenheit von achthalb Jahrhunderten, die über diesem hochalterigen Klosterbau so still verflogen war. Die tausendfältigen Erlebnisse der vielen Geschlechter und der einzelnen Seelen, welche hier ihren Erdenlauf in den verschiedensten Lagen vollführt hatten, und deren Gebeine längst wieder mit dem Erdreich vereinigt sind, das sie bewohnten, fesselten meine Phantasie. Die alten bärtigen, gepanzerten Stifter dieser Abtei, die Grafen von Calw, Hausen und Sulz, gingen mit der Schaar dunkel gekleideter Aebte, Prioren, Guardianen, Klosterbrüder und Novizen, mit ihren Fahnen, Infuln, Pallien und Rauchfässern vor meinem Auge vorbei, — und zwischen durch schlug die alte Thurmglocke, die ich in der Kindheit gehört, dumpfe, wie aus der Ewigkeit herübertönende Schläge. Die längst verklungenen Horen, Metten, Vigilien, die einst Jahrhunderte lang in jenen nun so schweigsamen Kirchenhallen erschollen, — die prunkenden Hochämter, die vor der knieenden Menge jenen Chor mit lateinischem Klang erfüllten, — ich hörte sie von ferneher noch in meinem Ohre tönen, wie jene verborgenern Gebete aus dem Brevier, die weiland in den nunmehr verfallenen Zellen den armen, vertrockneten Mönch beschäftigten, und wohl nur von Wenigen als ein süß duftender Weihrauch in die Goldschalen des himmlischen Heiligthums empor gewallt sein mögen. Daneben dämmerte die Ahnung: wie viele heimliche Zerwürfnisse zwischen Untergebenen und Obern, — wie mancherlei Spannungen und Intriguen zwischen geistlichen und weltlichen Beamten, — wie vielerlei Sorgen um Vermehrung zeitlichen Besitzes, bis

der Werth von 6 Millionen Gulden Klosterguts zusammen gebracht, registrirt, assecurirt, maintenirt, durchprozessirt, in seinen Gerechtsamen geordnet und festgestellt, vor fremdartigen Eingriffen bewahrt, später von Fürstenhand gehörig decimirt, und wohl auch mit einem Theil des Ertrags in andere Hände geleitet ward, die sich an ihm auf den großen Gerichtstag hin versündigten! — Ferner das Wechseln der Kriegs- und Friedenszeiten, — die mannigfache Mitleidenschaft, in welche bald der Sturm, bald die Lauluft des Lebens jene abgeschlossenen Thal- und Zellenbewohner zog; — die Jahre des Ueberflusses und der Theuerung, der Gesundheit und der Pest, — die tausend goldenen Morgenhimmel des Frühlings, die mit ihren Rosenlippen zuerst die Spitzen des Fichtenwaldsaums, dann jene Thurmzinne küßten, wie die brausenden Gewitter, deren Sturmflügelpaar sich in dieser Waldschlucht zornig verfing, bis es sich zu den Hochflächen hindurch gewüthet! — Dabei das verschollene Leben der alten Hörigen und Leibeigenen mit ihren Kindern und deren armseliger Erziehung, dürftigem Unterricht, — ihr mühsames Geklettter an diesen hohen, meist unwirthlichen Bergen umher, — so manche Myriade von Schweißtropfen, wohl auch von vergossenen Thränen, womit diese Waldäcker gedüngt sein mögen, — und zwischen durch das unheimliche Walten Einzelner, deren Heimtücken man in dieser Einsamkeit nur schwer und spät auf die Fährte kam, während ihre Macht die Uebrigen darnieder hielt, um sich unter der Maske des Rechts, wohl auch der Religion, auf ihre Kosten üppige Tage zu bereiten, und die Wahrheit in Ungerechtigkeit zu ersticken: — dieß Alles und tausend Aehnliches rückte vor meinem Gemüth in leisen Umrissen und verschwimmenden Gestalten vorbei. — Die Lichtpunkte darin waren der alte Melanchthon, der, der Sage nach, als junger Theologe einige Zeit in diesem Kloster verbrachte, sodann Ambrosius Blaurer, der Reformator Württembergs ob der Steig, der auch eine Zeit lang hier gewohnt, und endlich der unvergeßliche Dr. Joh. Albr. Bengel, der am Ende seines gesegneten Lebens Prälat dieser Abtei gewesen, und dessen besuchender Tritt jezuweilen auch durch diese abgelegenen Thalgründe gewandelt

ist. Wie freudig verweilte mein Herz bei solchen Geistesträgern der Vorwelt!

Und als nun die 750 Jahre dieses Klosterbau's vor meiner Seele vorüber gezogen, erhob sich die unabweisliche Schlußfrage: Was hat wohl der Herr von diesen Generationen gewonnen für die Ewigkeit? Welche Lebensfrucht hat ihm dieses Kloster mit den Verschlingungen seiner Zeitläufte getragen? — Aus welchem Grund ist diese Pflanze gewachsen, und wer hat sie eigentlich gesetzt und gepflegt? — Ich konnte mir nicht verhehlen, daß die ursprüngliche Tendenz der Stifter, „dieses Gotteshaus zur Ehre Gottes und des heiligen Benedict zu gründen," meist nur ein Erzeugniß ihrer schon transmontan verfärbten Zeit, nicht ein Ausfluß reiner evangelischer Christengesinnung gewesen, nicht wahrhaftig dem Herzen des ewigen Hohenpriesters, der keiner Stellvertreter und Nachopferungen bedarf, entquollen sei. — So wenig ein Christ sich hiebei ein erschöpfendes Urtheil anmaßen, oder den Herrn fragen wird: warum hast Du dieß zugelassen und so lange geduldet? — so wehmuthvoll wird er doch auf eine Zeitlänge, auf eine Masse von Sorgen, Arbeiten, Umtrieben, Leiden und Genüsse dieser Art zurückblicken und mit Schmerz bei dem Gedanken stille stehn: was hätte statt dieser nun verwelkten, beinahe spurlos verschollenen Dinge geschehen und erreicht werden mögen, hätten die alten Geister Dich, den lebendig machenden Geist, dein freies Heil, die Kraft deiner Auferstehung und die Kraft deines ewig gültigen Opfers lebendig erkannt, — und wie viele tausend vergebliche Mühen, Aengsten und Kämpfe wären verhütet gewesen ohne jenes „Geheimniß der Bosheit," das seine verdunkelnden Rabenschwingen über ganze Weltzeiten und Geschlechter verbreiten durfte! — Aber auch aus dieser jahrhundertjährigen Dämmerung geistlichen Elendes wirst Du Lichtfunken, und aus der meistens irrthümlichen Saat deine erlesenen Weizenkörner gewonnen haben, und Du, mein König und mein Gott, der mitten unter seinen Feinden herrscht, — Du, der das Verlorene überall, auch hinter menschlichen Augen, zu suchen und zu finden weiß, wirst auch da, wo menschlicher Wahn Dir den Weg verbaute, genugsamen Durchgang Dir

gebrochen haben, um Diejenigen zu sammeln, welche Dir dein Vater für die Ewigkeit zugeschrieben hat vor Grundlegung der Welt! —

Am nachfolgenden Morgen, der wie ein blaues Kindesaug' über uns aufging, hatten wir von den Fenstern unseres weithin schauenden Zimmers eine wunderherrliche Ansicht. Eine gegen Westen hin in halbstündiger Entfernung kühn, mit einem hochragenden Horn aufsteigende Tannengebirgswand stand im Flor eines violettgoldenen Morgenpurpurs da, wie man's nie schöner gewahren kann. Welch ein zauberisches Prachtgehänge von leuchtendem Duft, worin alle Farben feierlich und wonnevoll durch einander spielten! Und das Alles so still, so göttlich keusch, so kühl und erfrischend, unangetastet von befleckender Menschenhand, gleich einem Tempelvorhang vor dem Allerheiligsten, hinter welchem lauter majestätische Gottesgedanken wohnen, daß die Cherubim ihr Antlitz mit ihren Fittigen bedecken. Wir gedachten des Dichterworts:

Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner Dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag! —

Immer und immer wieder zog es uns zum Fenster, zu neuer Bewunderung, bis endlich das vollkräftig gewordene Sonnenlicht auch diesen vor uns hin gehauchten Wonneblick sanft hinwegnahm. Wir hatten dabei mehr gefühlt und geahnt, als bei den schönsten Kunstausstellungen der Menschen, — denn Gott hatte Seine schöpferische Wunderpracht vor uns entfaltet, die freilich von verlebten Seelen beinahe nie beachtet wird. —

Mit zitternder Sehnsucht besuchte ich nun das vor sechsunddreißig Jahren verlassene Vaterhaus wieder. Eine mir fremde, freundliche Frau mit einem blühenden Säugling auf dem Arme, der ich den Wunsch vortrug, dieses ehemalige Haus meiner Kindheit wieder einmal recht cordat durchwandeln zu dürfen, begleitete mich theilnehmend in allen Zimmern umher. Es waren noch die alten, anmuthigen, traulichen Gelasse. Manches Vergessene trat mir sogleich wie mit

elektrischen Funken wieder hervor, — ach, es gibt keinen süßeren Reiz, als die Wiedererinnerung an Geliebtes! Jedes Plätzchen, wo die Eltern geschlafen, — wo die Mutter vor den todten Geschwistern gekniet, wo wir ungeduldig auf die Christbescheerung geharrt, bis das Glöcklein klingelte, — wo das Schulsäcklein gehangen, — wo wir am Kindertische gegessen, — es stand wieder wie lebendig da; kein Winkelchen wurde versäumt, auch das alte Thurmgewölbe nicht, aus dessen Vorräthen die Mutter einst den polnischen General bewirthet, — und die holde, trauliche Fernsicht der Wälder und Berghöhen blickte, die alte herrliche Linde vorauf, mit hundert Liebesaugen zu den Fenstern herein. Eine himmlische Wehmuth durchdrang mein Innerstes; ich fühlte: in der Kindheit und Kindschaft liegt die Unsterblichkeit. Die gute Frau sah mich mehrmals verwundert an, und ich sprach: „Vergeben Sie einem Fremdling, der heute wieder einmal seine Kindheit begrüßt! Ich bin in diesem Augenblicke wieder so jung, wie Ihr freundlicher Säugling da, und möchte diese Freuden des Wiedersehens nicht um alle Kronen der Welt vertauschen, obwohl mir die Meisten, die ich hier liebte, längst verblichen sind!“ — Dagegen hatte sie auch nichts einzuwenden, sondern lud mich herzlich zu baldiger Wiederkehr ein.

Von hier ging es durch's kolossale Portal zur alterthümlichen Kirche, wo kein Stuhl, keine Inschrift, kein Bild, keine Treppe vergessen ward. Ich fühlte es, daß meiner Phantasie großentheils diese frühen mittelalterlichen Anschauungen zu Grunde liegen. Wie tief gehen doch die uranfänglichen Eindrücke der Jugendzeit! Wie es nicht gleich gilt, ob eine Bergstrecke mit Schlehen oder mit Eicheln angesät wird, und wie sich nach Jahrzehnten der Unterschied davon stark genug offenbart, so geht's auch mit den ersten Jugendempfindungen der Seele, und es wird sich im gemüthlichen Leben selbst dann, wenn Gottes Geist Vieles in uns verändert und erneuert hat, doch nie völlig verbergen, worin die ursprüngliche Ansaat unserer Seelen bestand. Ich halte es namentlich für die poetische Bildung, aber auch in anderweitiger Hinsicht für eine Gabe Gottes, wenn ein Kindesgemüth in Lagen aufwächst, worin das Alterthum und die geistigere

Seite der Vorwelt die Folie seiner ferneren Entwickelung bildet, — und aus diesem Grund ist auch die Lektüre der alten Klassiker von Jugend auf ein Bildungselement für den Geist, wofür kein entsprechendes Surrogat gefunden wird. Dadurch kommt jenes Leben erzeugende Helldunkel in die Seele, — jener geheimnißvolle Grund, aus welchem fest umrissene Lebensgestalten emportauchen. Eine bloß moderne Bildung ist in der Regel auch untief und beschränkt, gleich einer Gegend ohne Hintergrund.

Nach einigen andern lieben Besuchen ward ein Morgenausflug in den von jähen Granitfelsen umfangenen nahen „Glaswald" beschlossen. Das ist in kleineren Orten überaus anmuthig, daß man so leicht, ohne sich vorher auf unebenem Pflaster und langweiligen Straßenzeilen abzumüden, in's Freie gelangen kann. Man vermeidet dabei, um mit dem alten Cyrus zu reden, so viele Umwege zur Sättigung, und fällt ohne weitere Complimente der lieben Natur in ihren mütterlichen Arm. Die Anschauung verfärbt sich weniger, wenn man sofort ohne störende Begegnungen von dem heitern, heiligen Stillleben der Fluren und Wälder sich umfangen sieht. So geschah's denn auch an diesem klaren Vormittag. Wir befanden uns schnell in einem stillen, duftathmenden, reichlich durchwässerten Waldthal, über dessen bald weiter gesprengten, bald näher zusammen laufenden, reich bewachsenen Höhen der Himmel sich als ein sapphirner Baldachin wölbte, — so kühl, so hehr, wie ein königliches Lustgezelt der Seraphim, und um so höher für den freudigen Aufblick, einen je größeren Maßstab das Auge von den thurmhoch ragenden Fichtenkolonnen empfing. Auch hier empfand meine Seele, daß neu auftauchende Erinnerungen an alte Zeiten, um welche sich, wie um erblichene Leichen, der frisch wiederkehrende Glanz des Lebens legt, zu den reinsten, erhabensten Empfindungen gehören, — und was man auf diesem Weg im Liebeselement zum andern Male lernt, das vergißt und verliert man hinfort nicht mehr. Die seligen Bewohner des Himmels werden es vielleicht inne, daß ihre Rückkehr zu dem lebendigen Gott durch Christum nur eine unendlich tief aus dem Tod aufblühende Erinnerung an

ihr uranfängliches Lebenselement, an das Wort von Anfang gewesen sei, von welchem sie wunderbar aus der Höhe besucht und an ihr verlorenes Sein wieder gemahnt, in dasselbe neu eingeführt wurden. Dieses ist aber nicht allein wahrscheinlich, sondern nach den Grundideen der Schrift gewiß; denn sonst würde das Eingehen in den Glauben an Christum nicht eine Auferstehung von den Todten, somit eine Wiederkehr zu einem früheren, uns ursprünglich anerschaffenen Leben genannt werden.

Ein kühner, sonniger Tannenkulm um den andern, ein wellenförmiger, an den Wäldern weit emporgrünender Wiesenrain um den andern, ein flüchtiges, krystallenes, überm rothen Sande dahin plätscherndes Rinnsal um das andere trat mir neu vertraulich vor's Auge hin. Ich feierte lauter Wiedersehen, hatte nur immer die süßesten Erinnerungen mit vollem Zuge zu schlürfen und Kindesgrüße nach allen Seiten hin zu versenden. Am Arme hing mir der ältere, theure Freund, eben so kindlich vergnügt, wie ich selbst. „Ach, du Lieber!" sagte ich, als die übrigen Freunde vor uns her lustwandelten, — „wo sind hier unsere vierzig und fünfzig Jahre mit all ihren herben Erfahrungen, Krankheiten, Anfeindungen der Welt, Todestrennungen und allem sonstigen Trübsalsgepäck? Sind sie nicht gleich einer Puppenhülle von uns hinab gesunken, — und wie fröhliche Falter, wie verjüngte Kinder, maienfrisch, den Vorschmack der Unsterblichkeit in uns, wandeln wir dieses leuchtende Thal hinan. Nicht wahr? —

„Ich seh' kein Leid an dir, Marg'reth!
Wirst auch an mir keins seh'n!" — *)

Jauchzend stimmte er zu: „Nein, hier ist vom Aeltergewordensein keine Rede mehr; hier sind wir wieder Kinder und Jünglinge, so gut wie Andere! Welch ein Wonnemorgen! Hier sind wir mit unserem reichen, herrlichen Gott und mit seiner Schöpfung allein!" — Aber warum ist's uns so königlich, so selig zu Muth? frugen wir; — denn das gesunde Blut, das unsere Adern durchrieselt, und auch

---

*) Worte aus einer alt-schottischen Ballade in Herders „Stimmen der Völker."

das Himmelblau da droben thut's doch eigentlich nicht; — ist's nicht vielmehr darum, weil Jesus Christus, der Friedefürst, mit dem Anhauch ewiger Liebe hier unsichtbar neben uns wandelt? Ist's nicht die Gewißheit, Sein eigen, und in Ihm mit dem Vater versöhnt zu sein, was uns diese azurnen Höhen so sonnig durchleuchtet? Wahrlich, ohne Ihn lachte die Schöpfung nicht so friedsam und festlich in uns hinein! Daß Er uns bis zum Tode geliebt, daß Er zu unserer Gerechtigkeit auferstanden, — ja, das ist's, was uns dieses Thal, diese Waldterassen mit dem Freudenglanze der Unsterblichkeit überströmt!

Weiter oben im Thale begegneten wir einem alten schwerhörigen Taglöhner, der mit seinem Karst tiefe Baumwurzeln mühsam ausrodete. Ein elendes, armseliges Geschäft unter einem so glänzenden Himmel! — Es entspann sich ein Gespräch zwischen uns, und wir vernahmen bald seine einfache Pilgergeschichte, wie er sein Lebenlang eine Waise und ein armer Knecht gewesen sei, der nun um sein geringes Vermögen von einigen Verwandten in die Kost genommen worden, wofür er fast alle Tage im Jahr hier im Walde sein hartes Geschäft verrichten müsse. — „O ihr Herren!" rief er, „das ist ein saures Brod, wenn man alle Morgen bis in die Nacht solche störrige Klötze aus dem Boden heraus hauen muß!" — Sein deutsches, schön blaues Auge sah uns dabei so vertraulich, so brüderlich an, daß unser Herz ihm entgegen schlug. Er war doch, in seinem zerrissenen Zwilchwamms, ein Erlöster Christi, ein zum ewigen Leben Berufener, und ein leiser Strahl der Unsterblichkeit flimmerte uns aus seinem wehmüthigen, feuchten Aug' entgegen. Wir klopften ihm freundlich auf die Schulter, und ich hielt ihm, nachdem wir ihm gleichsam ein Eintrittsgeld in den herrlichen Glaswald erlegt, eine kunstlose Predigt von dem reichen königlichen Freunde der Sünderseelen, sonderlich der Armen, in sein hergeneigtes horchendes Ohr, das er mir begierig an die Lippen hielt. Meine Seele entbrannte gegen diesen Geringsten Christi, der diese unvermuthete Begegnung so freundlich aufnahm, und es fiel uns auch, während wir im klaren Bergwasser standen, nicht entfernt ein, den Staub von den Füßen über ihn zu schütteln.

— Als ich geendigt, blickte er mich voll Innigkeit an und rief mit erhobener Stimme: „O Herr, es gibt nichts Besseres in der Welt, als was Ihr mir da gesagt habt! Ja, bei Dem, der mich erschaffen und erlöset hat, bei dem will ich bleiben, und davon weiche ich nicht mehr!" — „Hörst du, mein Bruder," — sprach ich zum neben stehenden Freunde, — „was dieser Arme sagt? Siehe da, dieser Waldhauer hat heute ein viel besseres Bekenntniß gethan und tiefere Weisheit geredet, als alle Klugen und Weisen unserer Zeit, die ohne den lebendigen Gott bestehen wollen, und sich ihren Abfall zum Fortschritt anrechnen! Hörst du? Bei Dem, der ihn erschaffen und erlöset hat, will er bleiben! Und was wissen und wollen wir denn Besseres, als was dieser Arme hier so einfältig bekennt? — Herr Zebaoth, du Gott Israels, der Du über Cherubim sitzest! Du bist allein Gott über alle Königreiche auf Erden! Du hast Himmel und Erde gemacht! Ja, das ist das ewige Leben, daß wir Dich, den allein wahren Gott, und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen!" — Ueber dem kamen die übrigen Freunde zurück, erfreuten den Armen ebenfalls mit Gaben der Liebe, und so hielten wir mit dem lieben Sylvan ein frohes ökumenisches Concilium mitten im Walde, worauf wir, in Natur- und Gottesfreuden getaucht, unter brüderlicher Zwiesprach bald wieder den hohen Klosterthurm begrüßten, der uns mit mittäglichen Klängen zum Mahle rief.

Was war's nun, das uns all unsere Jahre hier vergessen ließ, und diesem, an äußerlichen Erlebnissen, nach weltlichem Maßstabe, nicht so reichen Tag einen so hinnehmenden Zauber für unsere Gemüther verlieh? — Gewiß war es bei mir lange nicht allein die Erinnerung an längst verflossene Jahre, noch an geliebte Gegenden meiner Kindheit; denn in anderen Stimmungen und Lagen hätte ich sie gramvoll und ohne Empfänglichkeit durchwandelt. Nein, es war das Bewußtsein der Gemeinschaft mit Gott in Christo, das unnennbare Gefühl Seiner Nähe, und der Glaube an Seine Barmherzigkeit, welche Dasjenige, was dem natürlichen Menschen, bewußt oder unbewußt, stets als eine drückende Last im Vordergrunde liegt, nämlich den Fluch der Sünden-

schuld, mittelst einer unausdenklichen, durch alle Zeitläufte hindurch reichenden Gnadenthat hinter sich geworfen hatte, und die uns — um es deutlicher zu sagen — im Seelengrund es wissen ließ, daß die Theilnahme am versöhnenden Blute Jesu Christi, des ewigen Königs und Hohenpriesters, all diesen heiteren, erquicklichen Anschauungen als bedingendes Element zu Grunde liege. So bestätigte sich uns auch heute das einfache Wort, das ich einst in einem Gedicht ausgesprochen: „Mit dem Heiland allein ist die Erd' und der Himmel schön!" — Ohne Ihn, ohne die Gewißheit des lebendigen Zusammenhangs mit Ihm kann die Natur uns mit ihren herrlichsten Scenen wohl zur Bewunderung, — zur Sehnsucht nach dem Unendlichen begeistern, — aber es bleibt doch eine Trauer, ein wehmüthig bitteres Gefühl im Herzen zurück, und wahrlich nur Eins, nämlich die Gewißheit, daß wir Gott versöhnet sind durch den Tod seines Sohnes, nimmt diese galligte Hefe aus unserem Innern hinweg. Nur dieses Eine, das Noth ist, läßt uns auch die natürlichen Gaben Gottes ohne Wermuth, mit einem Sinne genießen, wobei die Gabe vor dem Geber zurücktritt, wobei Er allein groß und herrlich bleibt, und wobei man die Wahrheit des johanneischen Spruches von dem Worte, das von Anfang war, empfindet. „Solches verkündigen wir euch, daß eure Freude vollkommen sei!" Diese Freude hatte mir hier in meiner Kindheit gefehlt, und nun war's die heilige Würze des Wiedersehens, daß die Erbarmung Gottes dem Manne geschenkt hatte, was dem armen, unwissenden Kinde verborgen geblieben war.

Im Genuß dieser edelsten aller Gaben und bei unverrückter Bewahrung der Gemeinschaft mit Ihm, dem Lebendigen, behält die Seele das Recht, sich den heitersten Stimmungen harmlos zu überlassen, — ja, das ächte Wesen der Vergnüglichkeit beruht allein auf dem innigen Anhangen an Christo. Friedseliger Humor, der sich über die mannigfachsten unschuldigen Gegenstände verbreitet, den Ernst zur Folie hat, und zu gehöriger Zeit inne zu halten weiß, kann mit einer innigen Glaubensstimmung sehr wohl bestehen, wie auch aus Luthers Beispiel erhellt. Das seriöse Sauersehen ist

kein integrirender Theil des Christenthums. Ja, weil es dem glücklichen Herzen oft zum Bedürfniß wird, seine Freude und die daraus entquellende Liebe auch auf Andere überzuströmen, so entgeht ein gesundes Gemüth gerade durch solche heitere — von Possen weit entfernte — Mittheilungen am ehesten der Sentimentalität, dieser krankhaft süßlichen Kost, welche dem frischen Lebensgefühl so bald entleidet. Ich möchte dießfalls den kindlichen Humor mit der säuerlich-kühlenden Weichselkirsche, im Gegensatze zum Süßapfel der Empfindsamkeit vergleichen. In den feierlichsten Stimmungen auf der Reise fühlte ich mich niemals zu einem elegischen Ausbruch gestimmt, sondern fand meistentheils einen alten kernhaften Liedervers, oder einen Psalmspruch, oder auch zuweilen die gediegene Strophe eines neueren Dichters am passendsten zu Aeußerungen, worin ich den liebenden Freunden das Excerpt meiner Freudengefühle darbot. Man bleibt auch einander, sonderlich auf Reisen, dadurch am neusten und frischesten, und eben so weit von wortkarger Farblosigkeit als von romantischen Langweilereien entfernt. Daher ist auch jener stets wiederkehrende Vorwurf: daß die Anhänger Christi sich einer monoton-trübseligen Beschaulichkeit und einem traurigen Klagesystem überlassen, ebenso unverständig als ungerecht. Wem das Wort „Ewigkeit" durch die Gnade Gottes kein Donnerwort mehr ist, und wer im Himmel sein Bürgerrecht gefunden hat, der darf auch der herrlichen Gaben seines HErrn auf Erden schon mit Züchten sich freuen. Ein Naturgenuß, den christliche Freunde nach langwieriger Arbeit auf einer kleinen Ferienreise finden, worauf die Sonne der Gerechtigkeit sie begleitet und der Friede Gottes ihre Herzen und Sinne in Christo Jesu bewahrt, wird gewiß ein viel edlerer sein, als die Wanderfahrt Solcher, die durch die Wundergebilde der Natur nur ihr todtes, von Ihm entfremdetes Ich mit einer bald offenen, bald verschlossenen Feindschaft gegen Ihn und Sein heiliges Wort, bald leichtsinnig, bald düster dahin tragen. Was es dem Leibesaug' ist, wenn die Sonne lieblich spielend durch silberne Streifwolken blitzt, das ist's dem Geiste der Christen, wenn das Wort und der Name ihres Erlösers sich in ihre zwanglos gehaltenen

Freundesreden mengt. Man rafft's nicht mühsam oder pedantisch herbei, wenn man nach allerlei Anschau und Gespräch wieder zum Mittelpunkte des Lebens zurückkehrt, sondern aus der Fülle des Herzens redet der Mund; man freut sich, man verdankt's auch den Anderen und wird sich dadurch gegenseitig zum Segen, des Wortes eingedenk: „Habt Frieden und Salz unter einander!" — Um heiter und zu Zeiten jovial zu sein, bedarf es des Unglaubens, des Leichtsinns und Muthwillens durchaus nicht; diese bringen vielmehr gerade einen unheimlichen Mißton, einen unseligen Nachschmack selbst in die fröhlichsten Erlebnisse. In der ächt christlichen Stimmung gränzen manchesmal die tiefste Anbetung des Geistes und der kindlichste Humor ganz nahe zusammen, just wie einem glückseligen Kinde, das durch Thränen lächelt und seine zärtlichste Liebe durch ein Freudenspiel am väterlichen Herzen kund gibt. Den Feinden Christi bleibt dieß durch ihre eigene Schuld und durch Satans Betrug stets verborgen oder gar verdächtig, weßhalb sie solche arglose Dinge sehr oft mit finsterem Argwohn, eigentlich aber mit geheimem Neid ansehen, und darauf hundert Stichwörter, als unfreiwillige Zeugnisse ihrer inneren Armuth und Zerrissenheit bereit haben. Wer es aber gelernt hat, sich seines Gottes zu freuen, der weiß nicht allein, wie den erlösten Seelen ihr unschuldiges Wonnegefühl frei gegeben ist, und wie heiter der Geist sich durch die Schöpfungen Gottes bewegen darf, sondern er wird's auch seinen Miterlösten neidlos vergönnen, wenn ihnen nach innerem und äußerem Kampf und Druck manchmal eine Feierzeit erscheint, worin die Saiten ihres Gemüths sich in rein gestimmtem, fröhlichem Klang erschwingen, um im Innersten Ihm zu huldigen, der den schwebenden Vogel, den glänzenden Schmetterling nnd die mit Silberstreifen durchzogene Purpurblüthe des Baums geschaffen, — dann aber auch das allerhöchste, seligste Gnadenwerk für unsere verlorenen Seelen vollbracht hat, weil Er Lust hat am Leben, und weil es seine Freude ist, bei den Menschenkindern zu wohnen. — Was ich im Abendmahl Christi als das Allerheiligste feire: sollte das nicht überall mein Herz, auch in der Natur, begleiten und erfreuen können und dürfen,

daß mir das edle Sprüchwort eines Wallfahrers nach Jerusalem tief im Gemüth einwurzelte: „Er allein! Er überall! Er immer!“ —

Unter solchen Empfindungen verließen wir den geliebten Ort, nicht ohne mehrfache Zeugnisse von Dem, dessen beseelender Hirtenruf in allen aufrichtigen Gemüthern einen Widerhall findet. Grüßend sahen wir den ehrwürdigen Kirchthurm mit seinem altergrauen Haupte verschwinden, durchzogen zu Fuß das wunderschöne Kinzigthal, an der einsamen, auf hohem Granitfels wehenden Tanne vorbei, und machten mit den begleitenden Freunden einen brüderlichen Abschied im badischen Gränzort, wohin ich einst als Kind manches Mal auch mit den Eltern gefahren war. Wie wir von dort an noch weitere Gegenden, deren nebelumflossene Bergeshöhen mit den Riesenschultern und Häuptern im Morgengolde des wolkenlosen Azurs wie fröhliche Kinder der Auferstehung sich erhoben, — sodann den Wasserfall Trybergs — auch eine alte Liebe, — begrüßt, von dort über den traulichen Brüdergemeinort Königsfeld allmählig zu den Niederungen des Schwarzwaldes hinabgerollt, und unterwegs noch den im schönsten Herbstglanze herniederschauenden Hohenzollern mit jugendlicher Hast erklommen, uns im Rittersaal umgesehen, den Blick an dem einsam stehenden Thurm geweidet, die wieder hergestellte Kapelle mit ihren Farbenlichtern begrüßt, und die gewaltige, sabbathlich still umher gebreitete Rundsicht mit sehnendem Auge durchspäht, — das will ich hier nicht weiter berühren. — Es war ein Fest, das wir eine Woche lang ohne die kleinste Bitterkeit oder auch das geringste Mißverständniß mit einander verlebt, und unsere Herzen waren am Schluß wie drei grünende Bäume, aus Einer Wurzel für die Ewigkeit aufgesproßt und verwachsen. Der HErr war fühlbar unter uns gewesen; darum wehte der unverrückliche Passatwind der Freude, der Liebe, des Friedens unter uns, — ja, wenn auch einmal eine menschliche Laune auftauchen wollte, war sie gleich einer Wolke vom sonnigen Firmamente schnell hinweggeweht, weil ein Jeglicher des Vorsatzes gedachte, sich selbst ein Gesetz zu sein.

Es verblieb uns bis zum heutigen Tage der Eindruck

jenes heiligen Morgens, als wir in Wolfach vor Tag aufstanden, und über der schroff gegenüber aufsteigenden Waldhöhe der Morgenstern am Himmel im heitersten Glanze stand. Wir sahen schweigend zu ihm empor, zu dem edeln Stern, der seit Jahrtausenden, unbekümmert um alle astronomischen Ansichten, die sterblichen Geschlechter entzückt, und der uns Wanderern auch heute seinen wandellosen Friedensblick spendete. Wie hehr war jene Feierstunde! Immer, immerfort goß er sein Juwelenlicht herab, und wir begannen, unsre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Eins fassend, das alte Freudenlied:

Wie schön leucht't uns der Morgenstern,
Voll Gnad' und Wahrheit von dem HErrn
Uns herrlich aufgegangen!
O guter Hirte, Davids Sohn,
Mein König auf dem Himmelsthron!
Du hast mein Herz umfangen:
Lieblich,
Freundlich,
Schön und prächtig,
Stark und mächtig,
Reich an Gaben,
Hoch und wundervoll erhaben! —

2.

Jugend-Erinnerungen.

Rottweil.

Es war ein Donnerschlag für meine Seele gewesen, als im Beginn des Jahres 1809 die Nachricht kam, daß mein Vater auf das Oberamt Rottweil, in eine beinahe ganz katholische Stadt, versetzt sei, um die dortigen Exkapitulanten, ausgediente, theilweise längst verehelichte, in den Bürgerstand zurückgetretene Soldaten, die gegen die wider Napoleon in Waffen stehenden Vorarlberger ausziehen sollten, zu beschwichtigen. Er zog seiner Familie voraus, und erst einige Wochen hernach kam die Mutter mit uns Kindern und der abgebrochenen Haushaltung hintennach. Selten hat mir etwas im Leben so wehe gethan, wie der Abschied von meiner Jugendheimath, die ich vollständig in meinem Herzen mit nach Rottweil nahm, wo uns eine ganz neue Welt empfing, in welcher ich mich niemals recht heimathlich gefühlt habe, wiewohl mich das Aeußere der wehrhaften, mit ihren drei gleichmäßig vertheilten Thürmen auf einer Hochebene liegenden Stadt und die vortreffliche Umgegend ungemein überraschte. Wir zogen in ein ehemaliges Kloster ein, dessen Hausflur ich oft mit 85 Schritten durchmaß, und von wannen wir einer gar anmuthigen Aussicht genoßen, während das Innere die reichsten Wohngelasse darbot. In der Nähe erhebt sich die Heiligkreuzkirche mit ihrem hohen, von beständigem Dohlengekrächz umtönten Thurme, von welchem ich bald hernach eine junge allerliebste Dohle bekam, die auf meiner Schulter sitzend mit mir spazieren ging, oder, wenn ich von der Klasse heimkam, mir freundlich entgegenhüpfte.

Aber wie seltsam war mir's zu Muthe, da mein Vater mich im Lyceum als ein noch nicht eilfjähriges Schülerchen dem hochgewachsenen Rektor, Basilius Beck, einem ehemaligen Mönch, vorstellte, und dieser noch immer gestrenge Ordensmann im langen, eng zugeknöpften Kleide pedantisch nickend auf mich herunter sah! Eine hagere Gestalt, mit brandschwarzem Haar, mit der Tonsur, im Gesichte dunkelroth, fast braun gebeizt, in seiner Haltung straff, im Ausdrucke des Gesichts bronzirt und regungslos, im Ton der Stimme official trocken. Ich hatte einen sprachlosen Respekt vor diesem wie aus Erz gegossenen Manne, der einen befremdeten Blick auf mein Nankingwämschen warf, da die Lyceisten nur im Tuchmantel, Sommers wie Winters, zu gehen verpflichtet waren. Doch entließ der Herr Rektor, der als Professor die Rhetorik und Poetik docirte, meinen Vater und mich mit gütigen Worten. Den Sommer hindurch ward mir das Wämschen noch gestattet, — im Winter dagegen trug ich auch den großen Mantel.

Ich, der eilfjährige, wurde der „größeren Syntax" zugetheilt, in welcher sich achtzehn- und zwanzigjährige Schüler befanden, welche den noch jungen Professor Schumpp, wenn ich recht weiß, einen ehemaligen Benediktinermönch, zum Vorstand hatte. Dieser angenehme, begabte Mann behandelte mich sehr freundlich, da ich bei ihm ordentlich lernte und ihm mit aller Herzlichkeit ergeben war, wiewohl wir bei ihm in den vier täglichen Unterrichtsstunden und bei unserem Privatfleiße, den wir auf sog. Quintblättchen (d. h. einzelnen Oktavblättchen) bekundeten, nicht viel profitirten. Das an der Jesuitenkirche gelegene Lyceum war noch nach dem alten österreichischen Styl eingerichtet, wonach die Lyceisten, wenn sie bis zum vierzehnten Jahre die „Prinzipien," d. i. die deutsche Schule durchgemacht hatten, zuerst in die Rudimenta linguae latinae (Anfänge der lateinischen Sprache), sodann in die kleine, ein Halbjahr hernach in die große Grammatik, dann in die kleine, hierauf in die große Syntax eintraten, bis sie in die Rhetorik und Poetik auf ein Jahr kamen, und von da auf zwei Jahre in die Philosophie, zuletzt auch auf einige Jahre in die Geologie übergehen, und zuletzt nach einjährigem Kurs im Priesterseminar

von Meersburg ihre Primiz, d. h. die erste Messe, zu halten. Bei diesem langwierigen System lernte man lange, jedoch, mit wenigen Ausnahmen, nicht viel. Auch war wohl bei mehreren Professoren jener Zeit die Gelehrsamkeit und das Talent von keinem besonderen Umfang, und die Lehrzeit nur kärglich zugemessen. Morgens 8 Uhr, im Sommer um 7½ Uhr, läutete der Pulsator (der Glöckner, ein Lyceist) die Unterrichtsstunden an, die bis 10 Uhr dauerten, und wiederholte nach jeder Halbstunde das Zeichen; ebenso Nachmittags von 2—4 Uhr, und damit war Feierabend. Als ich ao. 1810 in die Rhetorik und Poetik bei dem Rektor Basilius Beck vorrückte, wünschte ich oft von Herzensgrund, die griechischen Conjugationen nur auch einmal so schön abschreiben zu lernen, als er sie vor sich in seiner Handschrift auf dem Katheder hatte. Dabei war es mir ein großes Anliegen, nur auch einmal lateinische Disticha, die man uns in Unsinn versetzt zur Restitution vorlegte, so gut wie mein achtzehnjähriger Nebenmann restituiren zu können. Ich schrieb aber in meine Bücher schon damals: A. K. Poeta et rhetor (A. K. Dichter und Redner). Ich verstand jedoch vom Versemachen und von der Poesie damals schwerlich mehr, als ein österreichischer Fuhrknecht (Popaner), wie mich mein Vater im Scherz nannte, wenn ich zur heißen Sommerszeit im dicken Mantel und einem dreieckigen, goldbetreßten Hute, den ich aus seiner Garderobe mir angeeignet, vor ihm gemüthlich einherwandelte, und blieb auch ohne alle tiefere Bildung, — von einer religiösen Anfassung gar nicht zu reden.

Die kalte Loyalität spielte in jenem Schulsystem noch eine bedeutende Rolle. So war z. B. das Baden im Neckar bei schwerer Strafe verpönt, deßgleichen die Theilnahme der Lyceisten an einem Tanze mit dem sog. „blauen Manne“ bedroht, indem ein solcher Delinquent vor dem gesammten Lehrer- und Schülerpersonal durch einen blau vermummten Mann fünfundzwanzig Stockstreiche bekommen sollte. Einen Auftritt dieser Art habe ich im Jahre 1809 selber mit erlebt. Wir saßen eines Nachmittags zu etwa fünfundzwanzig Mann in der „großen Syntax“ unter dem Auspicien des Professors Schumpp, als sich urplötzlich die Thüre aufthat,

und der Präfekt, Basilius Beck, von den übrigen Lehrern und Schülern der Anstalt, sowie von dem fatalen blauen, eine Schranne tragenden, vermummten Manne mit dem Haselstocke gefolgt, starr und streng, einer versteinerten Edeltanne gleich, schweigend hereintrat. Das hing über uns einer Wetterwolke gleich; „schneebleich saßen wir Alle, das Mark gefror uns in den Gebeinen, und unsre Zähne klapperten laut;" denn der Eine, sich selbst mißtrauend, dachte bei sich selber: bin ich's? der Andere: bin ich's? Bald aber löste sich das furchtbare Räthsel, denn der Präfekt rief dem weitaus Aeltesten von uns, einem Gärtnerssohne, der einige Tage zuvor auf der Tanzhochzeit eines Bäschens gewesen, das eherne Wort zu: „B., lieg' Er heraus!" — Halb entseelt und wie Kreide so weiß stammelte der zwanzigjährige Schüler: „Gnade, Herr Präfekt!" Doch unerbittlich erwiederte dieser: „B., lieg' Er heraus!" und so gab es ein eigentliches Duett mit den Worten: „Gnade, Herr Präfekt!" und: „B., lieg' Er heraus!" bis der arme hochstämmige Mensch sich zuletzt auf die Schranne niederstreckte und vom blauen Manne siebzehn Stockstreiche bekam. Dann erscholl das trockene Satis est (Genug)! — die versammelte Menge trat schweigend hinaus, wir athmeten wie nach einem Gewittersturm wieder auf, aber der erbitterte Schüler, den wir tief bemitleideten, trat am nämlichen Tage noch aus der Anstalt, um sich einem bürgerlichen Gewerbe zu widmen.

Es ging übrigens im Lyceum nicht immer so strenge zu, sondern wenn das aus zehn Monaten bestehende Lehrjahr zum Ende lief, wurde dasselbe auf dem obersten Stockwerk des Gebäudes mit einem von den Schülern ausgewählten Theaterstück beschlossen, wobei sich die gesammte Honoratiorenschaft nebst andern Gliedern des Bürgerstandes versammelte. Das war eine alt hergebrachte Art von Stadtfest; denn nach Aufführung des Stückes erschien der Präfekt mit zwei je einen Kandelaber haltenden Schülern, und verlas vor dem Publikum die meistens hoch gehaltenen Jahreszeugnisse der einzelnen Studenten. Da wurde denn vorher irgend welches dramatische Stück mit großem Fleiß einstudirt und eingeübt, und mir, dem weitaus Jüngsten meiner rhetorisch-poetischen

Klasse, fiel im Jahr 1810 das seltsame Loos zu, im Schauspiel von Kotzebue: „Menschenhaß und Reue“ eine sentimentale Dame zu spielen, wozu mir ein ganz hübsches Kleid verfertigt wurde, nachdem wir vom Professor der Theologie F. sehr eifrig eingeschult worden waren. — Ich soll meine Rolle mit ordentlichem Pathos gespielt haben, und erhielt gleich den übrigen Prämiirten hernach unter Trompetenschall als Poet und Rhetor zwei in Maroquin gebundene Bücher, die ich in meinem Damenhabit ganz demüthig und in meines Nichts durchbohrendem Gefühle von hinnen trug, weil ich ohnehin hernach auf der Treppe über mein Schleppkleid stolperte und schier einen schweren Fall gethan hätte. Um so vergnügter war des anderen Tages mein jüngstes achtjähriges Brüderlein, das mit seiner großen Zeugnißtabelle bei Tische stets vergnüglich in sich hineinlächelte, und auf Befragen des Vaters zuletzt ganz schamroth bekannte, es habe in allen Fachen „zu gut!“ empfangen, bis ihm der gute Vater schonend versicherte: jenes z. g. bedeute nicht „zu gut!“ sondern blos: „ziemlich gut.“ — Dieses „ziemlich gut“ mögen der Mehrzahl nach die meisten Klassen jenes veralteten Institutes verdient haben, in welchem jeder Saal den Namen des in ihm getriebenen Pensums trug, und es war ein schalkischer Zufall, daß einmal bei einer Bauvisitation ein Lehrer dem Architekten nachrief: „Noch Eins, Herr Inspektor: „Die Syntax ist sehr lotterig, — die Rhetorik ist windig und die Philosophie hat keinen Boden!“ — Mein damaliger, ungleich älterer Schulkamerad, der längst als Pfarrer gestorben ist, besuchte mich einmal während meines Kandidatenjahrs in Tübingen als Student der Theologie, mich bedauernd, daß ich noch so weit zurück sei. „Hast du denn,“ fragte ich ihn, „auch die Philosophie, namentlich Kant, Fichte und Schelling, studirt?“ — „Ja, gewiß!“ erwiederte er. „Nun,“ sagte ich, „mit welchem Systeme hältst du's jetzt?“ — Er: „Ich? ich halte es mit allen!“ — „Aber,“ entgegnete ich, „sie differiren ja vielfach so stark von einander!“ — Er: „Das Alles nehme ich auch an.“ — Ich: „Das könnte doch unmöglich der Fall sein, wenn du die Schriften gründlich studirt hättest!“

— Er: „Ja, siehe, ich weiß, wenn ich ein Buch durchgelesen habe, gewöhnlich nichts mehr davon, denn ich lese die Bücher nicht um ihres Inhalts willen, sondern von wegen des Styls!“ — Das war ein Pröbchen aus der älteren Zeit, über welches allerdings die Erkenntniß der Besseren weit hinausging, und seit mehr als dreißig Jahren ist jenes Institut durch verbesserten Unterrichtsplan und tüchtige Lehrer sehr bedeutend gehoben. —

Einen besonders unheimlichen, höchst widrigen Eindruck machte auf mein jugendliches Gemüth die Faschingszeit, dieses allerschlechteste Fest, durch welches dem in der christlichen Urzeit zu so heiligen Zwecken angeordneten Fasten ein mehr als heidnisches Gepräge der Nichtswürdigkeit und geistlosen Gemeinheit aufgedrückt wird. Diese Unsitte ist aus entarteten Klöstern auf entartete, leichtfertige Stadt- und Dorfgemeinden übergegangen, und wird in neueren Zeiten auch von elenden protestantischen Vereinen, die über der Weltmode den Christensinn weggeworfen haben, in faschionabler Miserabilität nachgeäfft. Noch heute, nach mehr als einem halben Jahrhundert, erinnere ich mich der tiefen Indignation, die mich durchdrang, als die ganze Stadt auf ein Mal, mit wenigen Ausnahmen, ein Narrenkleid anzog; voran gingen schon vor der Vesper einzelne Narren in buntscheckiger Tracht, mit Fuchsschwänzen an der Narrenkappe, mit hohlem, schrillendem Gebrüll, von einem Haus in's andere schlüpfend, infernalisch sich geberdende Mißgestalten, bei deren Anblick man eher wahnsinnige Vergesener, als Christen zu erblicken glaubte. Hernach eröffneten sich die Pforten der Häuser fast überall, und heraus fluthete das alberne, sinnbetäubte Volk, theils in einzelnen närrischen Kostümen, theils in ganzen Gesellschaften, die bald diese, bald jene witzig sein sollenden Scenen in grotesker, geistloser Karrikatur aufführten, unter Anderem auch einen auf großem Schlitten daher fahrenden Bischof oder Papst, dem einige der dummen Gesellen den großen, aus Werg verfertigten Bart strichen. Mitten durch trieben sich auch mehrere verkleidete Protestanten eben so toll, z. B. ein Beamter, der über einen dicken Pelzrock ein Wams trug, und dem ein Bedienter die brennende Laterne voran-

trug, damit er, um einen anderen abgeschmackten Beamten öffentlich zu verspotten, ihm seine ungeheuer lange Tabakspfeife daran von Zeit zu Zeit anzünden lassen könnte. — Einem Posthalter wurde von einem verkleideten Postillon eine Depesche gebracht, und ihm, während er sie durchlas, sein stattlicher Zopf abgeschnitten, was dem gefoppten Manne das Jahr hernach noch einmal widerfuhr. — Meinem Vater brachte ein schön gekleideter Herr eine Mandeltorte zum Nachtisch, und als man sie näher beschaute, war sie von Schnee, mit Ziegelmehl bestreut; der Schuft aber, der sie gebracht, war unser Bedienter, der sich frecher Weise in die Amtsuniform seines Aktuars gesteckt hatte, so daß die schönen Kleider aus Ekel weggeschätzt wurden. Das war ein Geheul, Gezisch, Gelächter und Getreibe von Narrentheidungen, das mich heute noch anwidert, und wobei man des göttlichen Wortes gedenken möchte: Dankst du also deinem Gott und Heiland, du toll und thöricht Volk? Es ist mir daher auch unfaßlich, wie Ernst Moritz Arndt auf eine Zuschrift des Narren-Comité's in Köln so leichthin eine, gewiß nicht aus dem Geiste geflossene Erwiderung dichten konnte, worin es unter Anderem heißt:

„Wen Gott erschuf aus Erd' und Leimen,
Mit dem wird Er auch Spaß versteh'n!"

Solches Treiben hat mit dem Reiche des Gekreuzigten nichts gemein, und die Andacht vor Ihm ist über solche Späße hinaus.

Einen ähnlichen Widerwillen empfand ich bei der solennen Feier des Fronleichnamsfestes, dieser Verherrlichung des spät erfundenen Dogma's von der Transsubstantiation, des eigentlichen Meßfestes. Das war eine gewaltige geistlich-weltliche Parade, wobei das Bürgermilitär mit Musik einherzog, der oberste Parochus mit seinen Kollegen unter dem Vortritt der Chorknaben und Bruderschaften, mit dem Sanctissimum in der Hand, von einem Thronhimmel beschattet, stumm und gravitätisch daherschritt. An mehreren Orten wurde auf geschmückten Altären Messe gelesen, Madonnenbilder und große Fahnen einhergetragen und großer Pomp

entfaltet, — aber Alles durchaus ohne Geist, ein leeres Gepränge, — und Nachmittags waren alle Schenken von lustigen Zechbrüdern voll. — Schon damals empfand ich etwas von dem Widerspruche, worin der römische Kultus mit dem Bedürfniß und Leben des sittlichen Menschen steht, und es drängte sich mir unwiderstehlich auf, welch eine geringe, armselige Kost für eine menschliche Seele das Rosenkranzbeten sei, wenn die Familie meines Schulkameraden am Abend dieses Geleier vornahm, oder wie widersinnig, wenn jene Hausmutter, ein dummes Weib, nach der Beichte daheim sagte: sie sei dießmal gut weggekommen und habe nur wenige Vaterunser und Ave's (zum Abbeten) gekriegt, oder wenn der alte Vater eine Wallfahrt nach Maria-Einsiedel machte und hernach von dem weiten Wege mit seinen staubigen Kamaschen abgemagert nach Hause kam, um den Seinigen in einem winzigen Glasfläschchen etwas abgeschabten Staub von irgend welchem Heiligengebein mitzubringen. Zwar ging ich in kindlicher Neugier und Unbefangenheit mit jenem Commiliton zuweilen in seine Kirche, kniete wohl auch neben ihm nieder, wenn er knieend seine Gebetsformeln vor dem Bilde Maria's, der sog. Mutter Gottes, sprach, konnte jedoch von dieser Anschauung so wenig als von ähnlichen Devotionen einen Segenseindruck in meinem Gemüth empfinden; auch meine Mitschüler blieben, — so schien es mir wenigstens, — dabei nach wie vor ganz ungerührt und unverändert. Eine Feindseligkeit erfuhr ich von ihrer Seite nicht, außer daß mich einmal einige Aeltere und Vornehmere von ihnen beim Nachhausegehen lachend ergriffen und mit dem Ausrufe: „Kommet, wir müssen diesen lutherischen Ketzer auch einmal schwarz färben!" zwischen die Kniee nahmen, und mir das Gesicht dermaßen mit Heidelbeeren bestrichen, daß ich wie ein Mohr nach Hause kam. Es war übrigens nicht so böse gemeint, und ist mir keine Verbitterung davon in der Seele geblieben. Man konnte es schon als Knabe wohl empfinden, daß Jünglinge dieser Art an und für sich zwar heiter und gutmüthig gleich andern, und lediglich durch ihre Confession von außenher influirt sind, weßwegen ich mit jenen Jugendgenossen niemals auf gespanntem Fuße stand, vielmehr heute

noch mit mehreren derselben in alter Freundlichkeit verbunden bin. Die Katholiken liebe ich, aber das römische System, von welchem sie gefangen sind, hasse ich; denn es kann unsterbliche Seelen nur verdunkeln, nicht erleuchten, nur ertödten, nicht lebendig machen. Vieles, was hierüber auch speciell zu sagen wäre, soll hier nicht gesagt werden.

Der 8. Julius des Jahres 1810 war für die Stadt Rottweil ein denkwürdiger Tag. An jenem schwülen Sonntage zog während der Vesper gegen 3 Uhr ein Hagelgewitter über der Stadt hin, und schon dachte man es vorübergegangen, als unversehens aus der letzten Wolkenschichte ein funkelnder Blitzstrahl mit erschütterndem Donnerschlag auf den Thurm der Heiligkreuzkirche herniederfuhr, durch das ganze Gebälk in die Kirche drang, ein Jesuskindlein vom Arm seiner Mutter herabschlug und neben einem alten, seinen Rosenkranz abbetenden Weiblein sich in einer von ihm gesprengten Steinplatte im Boden verlor. Das bis zum Gipfel mit Kupfer bekleidete Thurmdach war entzündet und unter dem doppelten, zwanzig Fuß hohen und breiten Kreuze schlug die Flamme heraus. Von unten aus konnte man dieselbe wegen der Höhe des Thurms mit einem Wasserstrahl nicht erreichen; im Innern aber vermochte wegen der Enge des Gebälks auch Niemand emporzudringen. Da hieben sich vier muthige Werkmänner von außen her Stufen in das Kupferblech, und gelangten so, in schwindelnder Höhe, mit einer Zimmersäge bis zum Gipfel, den sie sofort mit ritterlichem Muthe, zwanzig Fuß unter der brennenden Spitze, geradehin absägten, so daß derselbe sammt dem gewaltigen Kreuze mit donnerndem Gekrach herunterstürzte, und die angstvolle Stadt durch diese Radikalkur sich gerettet sah. Wie freudig begrüßte man diese tapferen Retter! Sie wurden von der Königl. Regierung alle mit der goldenen Verdienstmedaille dekorirt.

Mein Vater hatte in dieser Stadt wenig Freude zu genießen, indem er von mehreren Gegnern bei dem damaligen Könige denuncirt und von diesem in einer Zeit, da Souveränetät und Willkür oft als ziemlich gleichbedeutend galten, suspendirt, auch sieben Jahre lang brodlos gelassen ward,

obgleich er in der über ihn verhängten Untersuchung bis in die höchsten Instanzen hinauf als schuldlos erfunden und erklärt worden war, auch späterhin von seinem Regenten als unschuldig erkannt wurde und seine etatsmäßigen Jahresbesoldungen alle nachbezahlt erhielt. Diese Verfügung verbitterte ihm manches Jahr seines Lebens und verursachte ihm unsägliche Mühseligkeit, weil er hinfort, als wenig vermöglicher Mann, seine zahlreiche Familie durch schriftstellerische Arbeiten ernähren mußte. Ich hatte ihn im Sommer 1809 auf einer Amtsreise nach Dunningen begleiten dürfen, als ihm bei unserer Heimfahrt die liebende Mutter mit den zwei jüngeren Brüdern auf halbem Wege weinend und mit dem Worte entgegen kam: „Weißt du auch, lieber Vater, daß du suspendirt bist?“ — Er wollte das anfänglich nicht glauben, denn der heimlich eingeleitete Schlag war gleich einem Blitze vom heiteren Himmel über ihn gekommen, mußte jedoch, als ihm die Mutter alle speziellen Umstände berichtete, sich von der Wirklichkeit seines Unglücks überzeugen. Noch aber sehe ich sein mildes, ruhiges, von der Abendsonne beglänztes Antlitz, womit er diese Botschaft entgegen nahm, und seine Zuversicht, womit er die Mutter tröstete und sie versicherte, daß ihnen, weil er sich unschuldig wisse, selbst dieses Mißgeschick unter Gottes Hand nur zum Besten gereichen müsse, — während ich aus der Oper, „der Eremit von Froementara,“ die man kurz vorher aufgeführt hatte, ganz unbefangen die Arie dazu sang:

Zufriedenheit ist unser Koch
Und Hunger unsre Würze! —

Er blieb zwar durch die Freundlichkeit seines Amtsnachfolgers noch über ein Jahr in dem großen, beide Familien bequem fassenden Hause, in dessen erstem Stockwerke der Landvogt wohnte, mußte jedoch später auch diese Wohnung verlassen, und zog sodann am Ende des März 1811 mit uns Allen in das traute Tübingen, wo er nach manchen schweren und zuletzt glücklichen Erfahrungen im Jahr 1828 seinen Lauf vollendete. Er ist mit Ehren gestorben, — seine hämischen Verfolger sind elendig verdorben. — Oft aber bezeugte er mir in späteren Jahren, daß er diese trübsalreiche Versetzung aus

Rottweil nach Tübingen nunmehr als eine der tiefsten Segensführungen Gottes mit innigstem Dank erkenne, weil wir, seine Söhne, sonst nichts Erhebliches gelernt und dadurch den größten Theil unsres Lebensglücks würden verloren haben. Der HErr aber segnete seine Arbeit wunderbar, so daß wir, wenn's auch durch manches Gedränge ging, doch mit Ehren durchkamen und keinen Mangel erlitten. —

Meine Ausbeute, die ich aus Rottweil davonbrachte, war in scientifischer Hinsicht sehr gering, und es zeigte sich bald hernach, daß ich mein zwölftes und dreizehntes Lebensjahr in dieser Beziehung eigentlich verloren hatte; denn ich verstand weder die Grammatik, noch die Syntax, noch die Poetik, noch die Rhetorik, und lieferte bei meinem Eintritt in Tübingen im ersten Hebdomadarium sogleich fünfundzwanzig Stangenreiter, d. h. grobe Schnitzer, die der Rektor auf den Rand mit dicken Strichen hinauszeichnete. Daher blieb mir auch in der Erinnerung an jene Stadt bloß die herrliche Umgegend, der alte steinerne, von uralten Linden beschattete Kaiserstuhl des alten Hofgerichts, ein alterthümlicher von Stein ausgehauener Sessel, der sich auf einem großen freien Platze in nächster Nähe der Stadt befindet, jetzt ein Spielplatz der Kinder, der hohe Thurm mit seiner stattlichen Rundschau und die alterthümlich-trauliche Gestalt der ansehnlichen Stadt selbst mit ihren beiden, vom schwarzen Thor herab sich kreuzenden Hauptstraßen, auf welchen ich einst der ganzen Länge nach im Jahr 1809 im Frühling ein prächtiges französisches Infanterie-Regiment zur Revue aufgestellt sah. Noch heute entzückt mich, wenn ich zuweilen nach Rottweil komme, vom hohen Thurm aus die Umschau auf jene von Bergen großartig umzogene, reich gegliederte Gegend, welcher die Tübinger in manchen Beziehungen nachstehen dürfte.

Tübingen. Anatolische Schule.

Als Besucher der anatolischen Schule in **Tübingen** empfand ich mit meinen Eltern bald die große Dürftigkeit meines Wissens. Der unermüdliche Rektor Kauffmann nahm mich deßhalb gehörig in Aufsicht und Leitung, und den größe-

ren Theil des schönen, glänzenden Jahres 1811 verbrachte ich täglich, nur die Mittagsstunden ausgenommen, von Morgens 5 bis Abends 6 Uhr in seiner Klasse. Durch diese heftige, mir übrigens nicht schädliche Anspannung gelang es mir bald, mancherlei Versäumnisse nachzuholen, und dieß um so mehr, als jene herrliche Witterung und die treffliche Aussicht von unsrem Hause in der Neckarhalde mein Gemüth täglich erhob und erheiterte, so daß ich manchen Abend unter dem offenen Fenster verbrachte. Ein schönerer Jahrgang ist in diesem Jahrhundert schwerlich dagewesen. Nachts fielen manche sanft erfrischende Regen, und Morgens leuchtete der Himmel meist wieder wolkenlos; dazu der große, lange Zeit am Abendhimmel röthlich flammende Komet, dessen sich Jedermann mit ahnenden Gedanken verwunderte, und der alle nachherigen bisher an Glanz und Majestät übertroffen hat. Die ganze Gegend von Tübingen ist mit ihren herrlichen Thälern und Bergeländen ganz dazu angethan, ein jugendliches Herz zu entzücken und mit ihrem friedlichen Stillleben in die edelste Gefühls- und Gedankenwelt einzuführen, — das sonnige Neckarthal und das einfachere mondglanzähnliche Ammerthal, — jenes dem Wesen Doktor Luther's, dieses dem friedlichen Geiste Melanchthon's vergleichbar, — beide zuletzt im traulich hehren Mittelpunkt der Wurmlinger Kapelle zusammenlaufend, wo der auf der Höhe gelegene Kirchhof alle Gegensätze des Lebens vereint. — Gleich prächtigen Ausblick gewährt der Oesterberg, an dessen Fuße das gastliche Haus unsres Meistersängers Uhland liegt, und von dessen Spitze sich die verschiedensten von duftigen Bergreihen umsäumten Thäler zu einem wonnigen Zauberbilde vereinigen. Ein fühlender, das Kneipenleben verachtender Jüngling nimmt aus dieser reizenden, man möchte sagen geistvollen Gegend gewiß unvergeßliche, sein innerstes Gemüthsleben fördernde Eindrücke mit, und es wäre doch ein unseliges, die tiefsten Rücksichten des Gemüths, wie des ehrwürdigen Alterthums grausam verletzendes, auch die gesammte Umgegend mißhandelndes Beginnen, wenn man diesen unschätzbaren, für die Bildung der Jugendwelt so werthvollen, wichtigen Musensitz, darüber schon beinahe vier Jahrhunderte lang die Fahne dankbarer Begei-

sterungen weht, mit dem ungleich farbloseren, verschwommenen Leben im Muldenthale der Residenz ohne alle Noth vertauschen wollte. Sagt doch schon ein wahres Sprüchwort: Wohl gewohnt ist halb gelebt. Wie könnte Jemand, der in Tübingen den Maienthau der Jugend auf Bergen und im einsamen Thale genossen hat, einem Plane dieser Art auch nur entfernt zustimmen, — von Melanchthon an bis zum begeisterten Jüngling, der hier, wie Uhland so schön singt, im Frühlingsthal sein Haupt erhebt zum Glanze der gesunk'nen Sonne, und den ihr beseelendes Licht im Geist nach Hause begleitet? —

Diese tiefe, auch mir von Jugend an inwohnende Begeisterung für meine Geburtsstadt wurde mir freilich manches Mal verbittert. In der lateinischen Schule waltete eine Art von Terrorismus, der es verlangte, daß Keiner mehr arbeite als der Andere. Wer mehr leistete, stand in Gefahr, von den Tonangebern bei den Uebrigen in Verruf gethan zu werden. Dieß widerfuhr auch mir bald genug zu meiner trostlosen Ueberraschung, als ich einmal ein paar schlechte Disticha zum Hebdomadarium zu viel gemacht hatte (denn die Tyrannen von Athen ließen nur drei passiren), und nach einer sonntäglichen Morgenkirche ward ich wie ein Verpesteter von Allen gemieden, erhielt von Keinem eine Antwort und irrte Nachmittags ganz isolirt umher. Da klagte ich des anderen Tages meine Noth geradehin dem Herrn Rektor, der diese den Studenten abgesehene Büberei streng untersuchte, und mich mit kräftiger Hand von dem Bann befreite.

Sie hatten übrigens keinen Grund, mich wegen meiner Poesieen in den Bann zu thun; denn diese waren sowohl wegen Mangels an entwickelten Gedanken, als wegen schwacher Sprachbildung vom schwächsten Kaliber, so daß der Rektor mir lange hernach bei der Korrektur bezeugte: „Aber höre einmal, deine Disticha sind doch gar zu jämmerlich!" — Dieses herbe Zeugniß entflammte mich, und da ich mir dunkel eines punctum saliens bewußt war, ging ich, entrüstet über mich selbst, nach Hause, zerbiß die Feder vor Zorn und machte sofort im hellen Grimm drei noch schlech-

tere Disticha, so daß der Herr Rektor bei der Durchsicht mich ganz mitleidig ansah und hinzufügte: „Was treibst du denn? siehe, diese letzteren sind noch erbärmlicher als die ersteren!" — So ging's eine geraume Zeit fort, bis einesmals eine innerliche Hülse zersprang, und ich mich bei vermehrter Kenntniß der lateinischen Sprache bald in allen lateinischen Versmaßen mit großer Leichtigkeit bewegte. Von der deutschen Muttersprache dagegen lernte ich beinahe nichts, und schrieb überhaupt, weil wir in ihr gar nicht geübt wurden, bis über das dreißigste Lebensjahr hinaus viel besser lateinisch als deutsch, besonders auch darum, weil ich mir durch Abschreiben vieler Akten, die mein Vater mir gab, nur eine Art von steifem Kurialstyl aneignete, der für wissenschaftliche Arbeiten eben so wenig, als für leichtere Produktionen und für die Korrespondenz geeignet war, so daß meine prosaischen Aufsätze gar ungelenk einhergingen.

Besonders interessant bleibt mir der Schluß des Jahres 1813 und der Beginn des Jahres 1814, wo sich die großen verbündeten Armeen gegen Frankreich hin bewegten. Auch durch Tübingen zogen namentlich russische Truppen zu vielen Tausenden, voran die schmutzigen Kosacken mit ihren struppigen Bärten, häßlichen Stülpnasen, zuckerhutähnlichen Filzkappen, langen Lanzen und mageren Klepperchen, hernach auch dicke schmierige Baschkiren mit Pfeilköchern und Bogen, plattgedrückten Nasen, wackeliger Statur und eben so schlecht wie ihre Vorgänger equipirt. Besonders lächerlich erschien uns ihre Bagage aus staubigen, armseligen Kibitken und anderen Troßwägelchen bestehend, die einmal in einem langen Zuge von vielen Hunderten, von hageren Rößlein gezogen, in beschleunigtem Lauf an uns vorüberrumpelten. Diese Leute zeichneten sich durch unmäßiges Trinken aus, und es geschah einmal, daß zwei Kosacken in einem Professorshaus über Nacht acht Schoppen Branntwein tranken, wovon sie, den Kämmerern Dunkans vergleichbar, vor seiner Thüre lagen, wo Tod und Leben über sie rechteten.

Desto stattlicher nahmen sich die Orlow-Denisow'schen Gardekosacken jenes Regimentes aus, das kurz zuvor in der Schlacht von Leipzig den furchtbaren Anprall der französi-

schen Reiterei auf den Hügel der drei vereinigten Monarchen mit großer Tapferkeit gehemmt hatte. Es waren lauter lange, mächtige Gestalten in dunkelblauem Habit, und man sah es ihnen an, daß sie sich ihres Schlachtenruhms bewußt waren. Daher nahmen sie sich aber auch viel heraus, und als einst ein kräftiger Bäckermeister einen von ihnen wegen großer Ungebühr die Treppe hinunter promovirt hatte, durchzogen sie wüthend die ganze Stadt, mit ihren gezogenen Schwertern Feuer aus dem Pflaster schlagend, und bezeugten nicht wenig Lust, die Stadt zu plündern. Noch höre ich's, wie mein Vater, der mit uns in einem Kaufmannshause in der Hauptstraße wohnte, mit den sorglichen Worten hereintrat: „Kinder! wir müssen uns auf das Aeußerste gefaßt halten! die Bursche wollen plündern!" Bereits auch verbarrikadirte der Hausherr die Thüre mit Käsekisten und Waarenballen, als die drohende Gefahr noch rechtzeitig durch eine Goldrolle, welche man dem Kommandanten einhändigte, beseitigt wurde.

Noch prächtiger nahmen sich zwei Gardekavallerieregimenter aus, an deren Spitze der Großfürst Constantin selbst, von einem glänzenden Generalstabe gefolgt, am 2. Jan. 1814 die Hauptstraße heraufzog. Trutzig und finster saß er auf seinem Pferd und blickte mit blitzenden Augen die ihn umgebenden Massen an. Die Mannschaft selbst, riesige, glänzend uniformirte Männer mit wehendem Helmbusch, und die mächtigen Kürassierpferde, je sechzig von gleicher Farbe, z. B. voran herrliche Schimmel, dann Schecken, dann Rappen, dann Isabellen, dann Braunen und Füchse, hernach die funkelnde berittene Garde-Artillerie mit ihren je von sechs stattlichen Pferden gezogenen Zwölfpfündern und den bärtigen Kanonieren machte auf dem frischgefallenen Schnee einen gebietenden Eindruck.

Zu anderen Zeiten marschirten russische Linienregimenter durch unsere Straße hin, und ihre vollzähligen Musikchöre stellten sich gerade vor unsrem Hause, das an einer Kreuzstraße lag, mit ihren theilweise kolossalen Instrumenten auf, und nie werde ich der herrlichen donnernden Melodieen, die sie spielten, vergessen. Dagegen bemerkte ich aber auch, wie bei den Revuen manche Soldaten von ihren Offizieren jäm-

merlich herumgepufft wurden, und welch eine furchtbare Subordination unter diesen Truppen waltete. — Von diesen Linientruppen erhielt auch mein Vater drei Offiziere am 23. Dezember 1813 in's Quartier: einen stockrussischen Hauptmann, von Osserskh, einen esthländischen Grafen, von Sonne, der geläufig deutsch sprach, und einen ungemein liebenswürdigen jüngeren Kolonnenführer, Graf Lunel di Corteniglia, Sohn des damaligen sardinischen Seeministers, der gar kein Deutsch, aber desto besser lateinisch sprach. Diese Offiziere waren überaus höflich und anständig; sie küßten meiner Mutter jedesmal, wenn es zum Essen ging, die Hand, behandelten meinen Vater sehr herzlich und hielten auch ihre kosackische Dienerschaft, welche das sog. „Warobat" (das Mausen) draußen auch zu üben versuchten, gehörig im Zaum. Mit dem Grafen Lunel schloß ich mittelst steter lateinischer Conversation ein unzertrennliches Herzensbündniß, da er mir mit der zartesten Gemüthlichkeit entgegenkam und sein liebendes Herz mir harmlos zuwandte, so daß ich seinen Abschied kaum ertragen konnte und mit bitteren Thränen lang an seinem Halse hing. Noch besitze ich Stammblätter von sämmtlichen drei Männern, die wohl längst auf dem Feld der Ehre geblieben sind, und kann besonders das wunderschön geschriebene Blättchen meines trefflichen Freundes Lunel, wenn es mir zuweilen noch unter die Hände kommt, nicht ohne innige Sehnsucht und Rührung betrachten. — Auch die übrigen Offiziere küßten beim Abschied meinen Vater, der sie auf's Gastlichste bewirthet hatte, wie einen alten Freund. — Ebenso gedenken wir noch jenes glänzenden Aufzugs, als der Kaiserl. Russ. Feldmarschall Barclay de Tolly mit einem Generalstab von mehr als hundert Generälen und Offizieren in die Musenstadt einritt, so daß beinahe kein Quartier mehr aufzutreiben war. —

Der Confirmations-Unterricht, zu welchem mein Vater mich zeitig einführte, wurde uns von einem alten unverehelichten Geistlichen gegeben, der uns zum Einstand sogleich einen langen trockenen Aufsatz diktirte, welchen wir jedesmal vor dem Anfang der Stunde vorzulesen hatten. Sowohl dieses, als auch die Trockenheit seiner Lehrmethode war nicht

sehr geeignet, uns zu fesseln, weßhalb auch hinter dem Rücken des guten Mannes unzählige muthwillige Streiche von den Jungen verübt wurden, und auch mir der Unterricht bald ziemlich entleidete. Daher zog mich ein inneres Bedürfniß zu einem jüngeren Lehrer hin, der seinen Unterricht in einer Nachmittagsstunde gab, und vor dessen Thüre (es war in einem Schulhause) ich begierig zuhörte. Dieß geschah viele Tage lang, bis einst der Geistliche die Thüre mit den freundlichen Worten unversehens öffnete: „Komm herein, Lieber! du darfst nun auch meinen Unterricht genießen; ich habe mit deinem Herrn Beichtvater geredet.“ Mit großer Freude besuchte ich von dort an diese lehrhaften anregenden Stunden, die mich für die tägliche Langeweile bei meinem älteren Lehrer entschädigten, und empfing, wenn auch nicht eine tiefere Hinweisung zu Christo, doch einen bleibenden Eindruck von dem Heiligen überhaupt, so daß ich nicht ohne fromme Vorsätze meinen Confirmationstag beging. Es hinderten mich jedoch hiebei zweierlei Mißstände: einmal die zerstreuenden Confirmations-Präsente sammt den Danksagungsbesuchen, sodann die Sorge, wie ich mich in meinem unnatürlichen Festhabit ausnehmen, geberden und betragen würde; denn ich trug, nach Sitte der damaligen Zeit, einen Patenthut, grünen Frack mit gelben Knöpfen, kurze gelbliche Beinkleider und weißseidene Strümpfe mit Schnallenschuhen. Die Predigt selbst war durchaus trocken und das Ganze wurde so ziemlich ceremoniell abgemacht, weßhalb mein Herz dabei keine lebendige Anregung empfing. Das gehörte mit zu jener überhaupt theologisch sehr sterilen Zeit, und das liebste Geschenk war mir doch eine von meiner lieben Mutter empfangene Bibel, die noch heute meine Handbibel ist. Von dem, was man in unsern Tagen „Erweckung“ nennt, hatte ich noch nicht die entfernteste Ahnung, und die tägliche Schularbeit, die meine Zeit vollauf in Anspruch nahm, verschlang bald wieder alle tieferen Empfindungen. Vor den Lüsten der Jugend aber bewahrte mich neben der Gnade Gottes der furchtbare Ernst meines Rektors, der uns vor dergleichen Dingen mit solch einschneidender Kraft und Schärfe verwarnte, daß mir dabei das Herz erzitterte, so daß mich durch meine ganze

Jugend hierin eine Furcht Gottes gleich dem Cherub mit hauendem Schwert begleitete, und ich in späteren Jahren es noch wohl empfand, wie treu die Barmherzigkeit Gottes uns auch noch vor unsrer Bekehrung vor dem Argen zu bewahren sucht, und wie viele bessere Gefühle und innere Warnungen ein Mensch erst leichtfertig durchbrechen muß, bevor es ihm gelingt, sich der schnöden Lust als Schlachtopfer in die Hände zu liefern. Wenn auch in den bedenklichen Jahren der Entwicklung die Versuchung mir jezuweilen nahe trat, so war es mir, als warnte mich feierlich ein aufgehobener Gottesfinger, und als spräche zu mir eine himmlische Stimme: „Hüte dich vor diesen Lüsten! sonst bleibt dir in deinem Gewissen ein mörderischer Stachel dein Leben lang und du gehst zuletzt ewig verloren!“ Einen weiteren abschreckenden Anblick gaben mir auch mehrere, durch ihre Ausschweifungen bekannte damalige Studenten der Hochschule, die als blühende kräftige Jünglinge dieselbe bezogen, um später als entnervte Schwächlinge sie wieder zu verlassen. Einen gleichen Abscheu für spätere Zeiten faßten Manche von uns vor dem damals sehr im Schwange gehenden Duell, dieser systematischen Kains-Praxis, wobei es sich im Jahr 1813 ereignete, daß ein Jugendfreund von dem andern, der sich von ihm beleidigt hielt, und den er troz aller Ehrenerklärungen beharrlich herausforderte, in der Hitze des Handgemengs, worin er denselben über die Mensur treiben wollte, geradezu niedergestoßen wurde.*) — Einen andern traurigen Anblick gab uns ein schöner, todt auf dem Wöhrt liegender Hund, der an seinem Herrn, einem zornmüthigen Studenten, nachdem dieser in

*) Man bedauerte diesen unglücklichen Studenten allgemein, weil er sich auf bloße Nothwehr beschränkt hatte, und ließ ihn daher, dem Vernehmen nach, aus seiner Kerkerhaft nicht ungern entrinnen. Ein bekannter Gassenwirth aber setzte sich ohne allen Auftrag auf sein Rößlein, jagte ihm mit verhängtem Zügel nach und brachte ihn aus einer benachbarten Stadt als Gefangenen zurück, wofür er von der gesammten höchst aufgebrachten Burschenschaft „von Ewigkeit zu Ewigkeit“ in Verruf gethan wurde. — Man ließ den Unglücklichen jedoch abermals entfliehen.

einem Duell mehrfach schwer verwundet worden war, winselnd und jammernd emporsprang, um ihm sein Mitgefühl zu bezeugen, und von demselben zum Danke dafür im rasenden Zorn erdolcht wurde.

Meinem längst verewigten Hauptlehrer Kaufmann verdanke ich einen gründlichen Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache, worin er sich nie genug that, und wäre ich, wie es meines Vaters und mein eigener Plan war, als Erstlingssohn ihm nach ein Jurist geworden, so hätten meine philologischen Kenntnisse wohl zu diesem Studium ausgereicht. Unversehens jedoch sollte mein Lebensweg eine gänz andere Wendung nehmen. Denn als mein jüngerer Bruder Paul, ein vortrefflicher, ungemein kenntnißreicher Jüngling, nicht mehr fern vom Eintritt in das niedere Kloster von Schönthal stand, schilderte er mir eines Abends auf einem traulichen Spaziergang in's Bläsibad den Segen und den allseitigen Umfang des theologischen Studiums mit solcher Innigkeit, daß es mein ganzes Herz durchdrang, und ich sogleich zu meinem Vater mit der bestimmten Erklärung trat: „Vater, ich will nichts Anderes als ein Theologe werden!" — Mit Verwunderung mich ansehend, fragte er: „Bist du nicht recht gescheidt? Bisher wolltest du so bestimmt Jura studiren, und nun soll auf Paul's Zuspruch Alles über Nacht geschwind verlassen werden, obgleich du noch keinen Buchstaben hebräisch verstehst, also zwei Jahre zurück bist?" — Mit diesen und ähnlichen Ermahnungen suchte er in bester Meinung mich von meinem, wie es ihm schien, übereilten Vorsatze wieder abzubringen; es war aber kein flüchtiger Einfall, sondern ein von Gott über alles Bitten und Verstehen mir eingepflanzter Trieb, der je länger desto mehr mein ganzes Herz erfüllte. Demgemäß beruhigte sich mein liebender Vater, und ich begann sogleich das Hebräische, gerieth aber auch hier in eine mißliche Lage. Denn als der Erste oder Zweite der ältesten Klasse, der sich bereits in hebräischen und sapphischen Oden erging, hatte ich keine sonderliche Lust, mich mit den trockenen Präfixis und Suffixis einer Sprache herumzubeißen, sondern nahm solcherlei Rudimente nur lässig an, während mein Lehrer, der mich hierin überschätzte, mich mit den Ge-

förderten unaufhaltsam weiter trieb, so daß ich, während ich im Hebräischen kaum erst mit den Anfängern, die zu Fuße gingen, gleichen Schritt hielt, bereits mit den Reitern laufen mußte. Das ist mir lebenslänglich nachgegangen und eine Demüthigung geblieben, ohne mir jedoch das Studium der eigentlichen Theologie zu verleiden oder zu verkümmern.

Da meine Altersgenossen schon in's niedere Seminar aufgenommen waren, bevor ich mich zu jenem Wechsel entschloß, so blieb meinem Vater nichts übrig, als mich nach dem Austritt aus der anatolischen Schule in einige philologische Kollegien zu schicken und nebenbei von einem tüchtigen Repetenten unterrichten zu lassen. So hörte ich denn die Geschichte des Thucydides bei Professor Gaab, den Aristophanes bei Professor Conz, und erhielt Lektionen von dem damaligen Repetenten, nachmaligen Professor, Ephorus und zuletzt Prälaten Sigwart. Viele ihrer Mittheilungen aber waren mir noch zu schwer, und manche Kugel ihrer Artillerie flog über meinem Kopfe hinweg; doch verstand ich die Mittheilungen des alten, treuherzigen Prof. Conz weitaus am besten, und dieser, vom sel. G. Schwab so treffend geschilderte, ganz eigenthümliche, etwas salopp umhergehende geistreiche Mann wurde mir ein Führer, an dem meine Seele hing, übte auch einen bedeutenden Einfluß auf meine spätere Bildung. Noch höre ich ihn in den Fröschen des Aristophanes sein „Brekekekex“ mit kollernder Stimme vortragen; noch mehr aber gedenke ich der feinen, geistreichen Erläuterung, womit der einem Pachydermen vergleichbare Mann uns in das Verständniß der Alten einleitete, sowie des herrlichen, in Oktaven verfaßten Gedichts auf Luther, das er später im Jahr 1817, bei dem Jubelfeste der Reformation, in der neuen Aula vor einer großen Zuhörerschaft zu allgemeiner Begeisterung vortrug, und wobei man seines kollernden Truthahn-Organs gerne vergaß. Auch einige Jahre später hielt ich als Tübinger Student mich am liebsten zu den Vorlesungen dieses mich väterlich behandelnden Mannes, der nachgehends mit meiner Mutter in einer Woche starb, und habe sowohl aus seinem Unterricht, als auch aus dem Privatumgang mit ihm, worin er meine Erstlingsversuche in der lyrischen Poesie eben

so gemessen als eingehend beurtheilte, auch die von mir ihm bezahlten Kollegiengelder als unvermöglicher Mann gar herzlich mit mir zu theilen pflegte, einen dankenswürdigen Gewinn empfangen. —

Bei der Unbekanntschaft mit einem lebendigen Gott stand mir übrigens der Umgang mit der herrlichen Schöpfung, mit der Natur am nächsten, und wenn es ein Surrogat für das Herzensbedürfniß eines noch ohne Christum lebenden Menschen gibt, so sind es, ob auch nur mangelhaft, die Prachtgebilde, die wechselvollen Schönheiten und Lebensscenen der Natur, diese wunderbar stummen Prediger, die auch ohne Zunge das Sein, das Schaffen und Walten eines persönlichen Gottes verkünden, dessen Lebenshauch, wenn er von Morgen oder von Abend wehet, dessen Sternenhimmel mit seiner funkelnden Majestät, und dessen geheimnißvolle, bald im Donner der Nacht einherrollende Richterwürde, bald im Frühlingsmorgen an uns vorüberwandelnde wonnige Milde den Wahn jedes Atheisten und Pantheisten Lügen straft. Wer in seiner Jünglingszeit das göttliche Wort verkennt, ist ein Blinder; wenn er aber nicht einmal den Hauch und Glanz der Schöpfung Gottes zu Herzen nimmt, so gränzt sein unseliger Zustand bereits an Verhärtung, und ein solcher Mensch wird bald genug, wie die Heiden, zu Allem fähig. — Ich erinnere mich hiebei, späterhin zwei Menschen an verschiedenen Orten begegnet zu sein, die bei all ihrer Reiselust das Siegel gemeiner Blasirtheit auf der Stirne trugen; dem Einen früh Morgens auf dem Thuner See. Bei meiner von Wonne überwallenden Rede sah er vor sich hin und sagte: „Ja, ist hübsch!" — Der Andere auf einem Rheindampfer, als der Drachenfels vor uns im Abendpurpur leuchtete und ich ihn die Herrlichkeit anzuschauen bat, erwiederte trocken: „Ja, 's macht mir Spaß!"

Uebrigens treffen solche abgestumpfte Menschen zuletzt mit den blinden, glaubenslosen Vergötterern der Natur am gleichen unseligen Ziele zusammen.

Da ich von Schiller bis dahin nur sehr Weniges, von Göthe noch Nichts gelesen hatte, so hielt ich mich mit besonderer Innigkeit an Klopstock's Oden, die dem strebenden

Jüngling manche einsame Stunde versüßten und mich in gleichem Maß zur Rührung und Begeisterung stimmten. Mag es auch wahr sein, was Novalis sagt, daß Klopstock's Gedichte den steif und schulmeisterlich aus einer fremden Sprache übersetzten Poesieen eines großen Dichters gleichen, so werden sie doch, namentlich manche seiner Oden, noch lange fortleben, wenn die Gedichte von Hunderten unsrer in stolzer Selbstbeschaulichkeit oder im gottfeindlichen Weltschmerz einhergehenden Dichter längst verklungen sind. Dagegen habe ich, bei allem Eifer, die Messiade Klopstock's doch niemals ganz durchgebracht, sondern der Löffel ist mir, wenn ich so sagen darf, wie in einer verzuckerten Kufe voll Reisbrei's darin abgebrochen, und die Vermengung der evangelischen Geschichte mit seinen dichterischen Erfindungen hat mich von Jugend auf bei diesem in einzelnen Scenen so herrlichen Epos nicht wenig beirrt. — Uebrigens empfand ich es schon frühe, daß in Jünglingen, deren Gefühl und Gemüth sich noch längere Zeit in dunkeln Ahnungen und Anläufen zerarbeitet, welchen sie noch keine bestimmte, klare Gestalt zu geben im Stande sind, doch öftmals ein tieferer Dichtungsgrund vorhanden ist, als in denjenigen, bei welchen ihre Verse sogleich in gefälliger, geschniegelter Form einhergehen.

Seminarleben in Maulbronn.

Im Spätsommer des Jahres 1814 bestand ich die Concursprüfung in Stuttgart zur Aufnahme in's Maulbronner Seminar, wohin meine Promotion nach ihrem zweijährigen Schönthaler Kurs übersiedeln sollte, und wurde hernach in dieselbe recipirt. Mein Vater lieferte mich daselbst ein, und es war mir etwas spanisch zu Muthe, auf einmal von so vielen, meist überlustigen Jugendgenossen umgeben zu sein, nachdem ich in Tübingen zuvor eine Art von Stillleben geführt hatte. Zwar fraternisirte ich bald mit mehreren Compromotionalen, z. B. mit C. A. Mebold, der einen reich gefüllten klassischen Schulsack in's Seminar mitbrachte, so daß er z. B. bald ein schweres Dictamen in schönen lateinischen Hexametern excipirte, ein anderes Mal einige Eklo-

gen Virgil's während der Freistunden spielend in griechische Metra vertirte. Manchmal saß ich mit ihm Nachmittage lang auf der Bühne, wo wir Stücke von Klopstock u. A. nach Herzenslust in lateinische Strophen übersetzten, und weil er sehr gutartig war, so hielten wir auch während der ganzen Studienzeit gar friedlich zusammen, bewohnten auch in Tübingen zuletzt ein Zimmerchen, bis wir durch verschiedene Tendenzen späterhin auseinander geführt wurden. Ich habe ihm, dem Mitredakteur der Allgem. Augsburger Zeitung, im Jahr 1854, den 22. August, als er in Stuttgart an einem Anfall der Cholera starb, mit inniger Wehmuth die Grabrede gehalten. Er war ein äußerst begabter, tief angelegter Mensch, der bei einer besseren elterlichen Erziehung und unter der Hand eines mehr in der Zucht stehenden Lehrers viel Größeres geleistet haben würde. — Mein anderer Compromotionale, mit dem ich auch Umgang pflog, war der sel. Ludwig Hofacker; doch war damals nicht sonderlich viel mit ihm zu haben, indem er sich der jugendlichen Ausgelassenheit allzu stark überließ, wiewohl ein reicher Fonds von Gemüthlichkeit und Harmlosigkeit bei ihm durchschimmerte. Er war eine der kräftigen Naturen, die, aus einer pedantischen Umhegung entlassen, hernach desto heftiger das Gehege der Ordnung durchbrechen, und was man an ihm liebte, waren vornehmlich seine possierlichen, lustigen Streiche, worin er sich oft selbst, aber nicht zu seinem Besten, übertraf. — In der übrigen Promotion ging, mit Ausnahme Weniger, die grobe Leichtfertigkeit und der Uebermuth jugendlicher Ungebühr mit brausender Sturmfahne daher. So wurde z. B. ein Professor, der den Muthwillen eines ungeberdigen Jünglings gesetzlich gerügt hatte, schnell ein Gegenstand der Protestation bei den meisten, der Zucht entwöhnten Jünglingen. Im hellen Zorn stürmten sie zu dem Prälaten und Ephorus v. Dapp hinauf, um den Professor zu verklagen. Das Zimmer füllte sich mit grollenden Starosten, die zum Willkomm Vieles durcheinander murmelten; als aber der Raum von ihnen gefüllt war, und der alte würdige Mann merkte, was nun erfolgen sollte, fragte er ruhig mit rollenden Augen: „Kommen nicht noch Meh-

rere?" „Nein, Herr Prälat!" war die Antwort. Da öffnete er die Thüre und sprach mit gemessener Würde: „Da geh'n Sie hinaus!" So wurde das Feuer gedämpft und die Rädelsführer verfielen der verdienten Strafe. — Ebenso ging es ein andermal. Einer der Besten wurde beim Mittagessen von Mehreren, die ihn um seiner Eingezogenheit willen anfeindeten, mit großen Brodkugeln schier überdeckt, bis der auf- und abgehende Professor den Unfug gewahrte. Mit Heftigkeit fuhr dieser auf den Anstifter zu und rief ihm in's Gesicht: „Sie sind ein Bube!" „Nein," schrie dieser, „ich bin kein Bube!" und haderte mit dem Lehrer, bis dieser den Famulus herbeirief, um ihn sofort in's Carcer zu führen. Aber der freche Jüngling, „Wackerlos" genannt, sträubte sich mit aller Macht gegen den alten Famulus, der ihn nur ängstlich anfaßte, so daß der kleine Unterfamulus noch Hand mit anlegen mußte, um den Rebellen zur Noth in's Carcer zu führen, woselbst aber dieser von Anderen durch vielen Wein, den sie ihm in einer Wasserkelle zur klaffenden Carcerthüre hereinschoben, reichlich getröstet wurde. Eine nicht zu übersehende Ursache solcher Verwilderung lag außer dem Mangel an einem zwischen den Professoren und Alumnen vermittelnden Repetenteninstitut, wobei die Letzteren meist sich selbst überlassen blieben, auch in der farb- und freudenlosen Tagesordnung, die für aufstrebende Jünglingsgemüther offenbar ganz unzureichend war. Unerbittlich blieben wir für die Rekreation auf die Mittagsstunde von 1—2 Uhr, Sommers noch auf die Abendstunde von $^1/_2$8—$^1/_2$9 Uhr beschränkt, und die ganze übrige Zeit von früh 5, Winters 6 Uhr an bis Abends 7 Uhr war den Lektionen und dem Privatstudium zugewiesen, ohne daß in den schöneren Monaten auch nur entfernt von einer größeren Excursion die Rede gewesen wäre. Das war so eine Art von scientifischer Stallfütterung, und wer möchte sich wundern, wenn bei solcher engen unnatürlichen Clausur, die beinahe keinerlei Vergütung durch sonstige Erhebung und Erholung verstattete, mancher feurige Jüngling über die straff angezogenen Stränge schlug? Als ich diesen Uebelstand vor wenigen Jahren mit einem würdigen Ephorus besprach, sagte er zu mir: „Sie haben

Recht; es war eine methodische Corruption." — Wenn ich damals an einem Frühlingstag etwa mit Schiller's oder den mir erst damals bekannt gewordenen Gedichten Goethe's unter einer aufknospenden Buche lag und mich kaum ein wenig darein vertieft hatte, klang sofort das fatale Glöcklein wieder vom Kloster herauf und riß mir alle goldenen Fäden der Begeisterung wieder entzwei. Dieses unablässige Hören, Präpariren und Componiren ließ nur wenige selbständige Regung in uns aufkommen, und so verdarb uns unter dem eintönigen Tagesgeschäft gar oft die beste Entfaltung des selbständigen Gefühls und Gedankens, weßhalb auch die Erholungen bei den Meisten leicht in Rohheit ausarteten. Von religiöser Anfassung ward uns, nach dem ganzen Geist jener Zeit, ebenfalls nur wenig zu Theil, und unsre gemeinsamen Morgen- und Abendandachten bestanden, neben der Bibellektion, beinahe durchaus in Recitationen der faden rationalistischen Reimereien von Witschel.

Bei den Mißhandlungen, welche mir damals von einigen der ausgelassensten Jugendgenossen widerfuhren, wurde ich eine Zeit lang des Lebens ganz überdrüssig, und zog mich am liebsten auf einsame Spaziergänge zurück. Hätte ich einen evangelischen Glaubensgrund in mir gehabt, so wären mir jene einsamen Stunden wohl zum großen Segen geworden, weil eine Sehnsucht nach etwas Höherem in mir vorhanden war. Es fehlte mir jedoch an deutlicher Heilserkenntniß. Da ging ich an einem sommerlichen Sonntag Mittag allein in die große Klosterkirche, die alterthümlichen Hallen mit gedrückter Seele durchwandelnd, und stand zuletzt vor einem alten Fresko-Gemälde still, auf welchem Johannes und Maria zum gekreuzigten Heiland emporsehen. Dieser Anblick fesselte sofort mein beklommenes Herz; lange betrachtete ich die stille Martergestalt, und je länger, desto mehr durchdrang mich der Gedanke: „Du bist die ewige Liebe! Du bist meiner Seele Heil; wäre ich Dein, so wäre mir geholfen!" Ich suchte hierauf seine Füße mit Andacht zu berühren, und als ich's gethan, durchzückte es mich wie ein Blitz, daß ich weinend und anbetend zur Erde sank und den Unsichtbaren bat, mich bei all meiner Sündhaftigkeit und allen Versuchungen der

Welt zu bewahren und als sein ewiges Eigenthum zu behalten. Es war mir in jener Seitenhalle himmlisch zu Muthe, und die ganze Woche hindurch freute ich mich auf den Sonntag, wo die Kirche von 1—2 Uhr offen stand, um bei dem theuern Bild jene Stunde zu verbringen, konnte auch in späteren Jahren, wo die Welt sich meiner Seele wieder mehr bemächtigte, jenes seligen Eindrucks nie völlig vergessen, der einen so herrlichen Gegensatz gegen das mich umgebende Leben und Treiben bildete.

Meines trefflichen Lehrers, des Prof. Baumann, muß ich hier auch mit einem Worte gedenken. Dieser damals noch junge, wiewohl kränkliche und sehr seriöse Mann führte uns mit geistvoller Feinheit in das Verständniß der alten Klassiker, namentlich des Homer und Horaz und des Tacitus ein; denn er war selbst ein eigentlich klassisch organisirter Geist, voll genialen Takts und ruhigen Kraftgefühls. Auch seine lateinischen und griechischen Conversionen schienen mir weitaus die besten, und so wenig er bei seiner strengen Sinnesart uns verzärtelte, so sehr wußte er uns doch durch ein lakonisches, wenn auch selten gegebenes Wort der Anerkennung zu ermuthigen. Es war etwas ungemein Abgeklärtes und Aetherisches in seiner Seele, seine Darstellung frei von allem Schwulst und aller Manier, und ich ahnte tief, daß die auf Beherrschung des Stoffs ruhende Einfalt die Mutter der Schönheit ist. — Nicht so gut ward es mir bei einem seiner Kollegen, der den unreifen Jüngling weder zu fesseln, noch dessen gährende Produktionen mit Schonung zu behandeln verstund. So wurde von ihm einmal einer meiner Aufsätze über die Insel Sicilien vor den beiden Promotionen neben Arbeiten Anderer recensirt. Ich stand damals in einer Sturm- und Drangperiode, und hatte die Prosa mit den seltsamsten poetischen Floskeln und abenteuerlichen Bildern vermischt, z. B.: „Von den felsigen Eingeweiden, welche der Aetna dem Aether in's Antlitz speie;" oder: „Von den riesigen Elephanten der Karthagenienser, deren Knochengerüste die weltüberwindenden Römer zermalmt" u. s. f. In seiner Laune nahm er nun die Besprechung dieser Arbeit zum Schlusse vor, mit den Worten: „Hier habe ich noch einen

ganz sonderlichen Aufsatz, der einer eigenthümlichen Behandlung bedarf!" Nun erging er sich, indem er die buntesten Stellen des Aufsatzes vorlas, bei jeglicher in den schonungslosesten Sarkasmen, so daß einmal um's andere ein donnerndes, nicht endenwollendes Gelächter losbrach, und alle Uebrigen mit Fingern auf mich Armen deuteten, der im eigentlichsten Sinne wie vernichtet dasaß. Es war eine wahre Folterung für meine Seele, wobei die anfängliche Scham sich in stillen Ingrimm verwandelte, so daß ich innerlich gelobte, für diesen Lehrer, der mich so unbarmherzig prostituirt hatte, fernerhin keine Linie mehr zu schreiben. Das hielt ich auch genau, und wenn derselbe später wieder ein Thema zum Aufsatz gab, den ich nie wieder lieferte, gab ich ihm auf sein Befragen, warum ich keinen Aufsatz geliefert habe? die trockene Antwort: „Ich habe eben keinen gemacht!" eine an sich unrechte Erwiederung, die er übrigens stillschweigend hinnahm, weil er sich seines Unrechts gegen mich auch bewußt war.

Uebrigens gab ich die Poesie trotz jener Beschämung und mancher andern mißlungenen Versuche nicht auf, sondern übte mich besonders nach dem Muster des Horaz in lateinischen Versen, worin ich auch eine bedeutende Fertigkeit erreichte. Als daher im Jahr 1816 mein achtzehnter Geburtstag erschien, dachte ich gleich Morgens frühe: „Diesen Maientag deines Lebens mußt du mit einer besonderen Arbeit bezeichnen!" Es war ein Feiertag (25. Juli) und daher keine Lektion. So setzte ich mich denn voll Begeisterung auf die oberste Bühne mit Klopstock's Oden, und übersetzte den Tag hindurch eine der schönsten, „der Rheinwein," die mir von jeher ein Liebling war, mit großer Beflissenheit in lateinische (alcäische) Strophen; die Version gelang auch, und der sel. Gustav Schwab bezeugte mir später, daß ich keine bessere gemacht habe; — denn ich hatte sie mit wahrem Feuer gearbeitet. —

Bei all dieser, für einen Jüngling nicht geringen, uns mühsam angeschulten Formkultur lag mein armes sündiges Herz noch immer im Sündenschlafe, wiewohl mein Gewissen nicht völlig schlummerte, und ich erinnere mich noch wohl, wie trostlos ich jezuweilen aus einem Dachfenster hinaus gen

Himmel blickte mit dem reuigen Gebete: Gott wolle mich zu einem anderen Menschen machen und meiner jugendlichen Missethaten nicht gedenken. Weil ich aber keine Erkenntniß von Christo besaß, so verflogen solche Rührungen gar schnell, gleich jener ernsten Heimsuchung, womit der HErr mein verirrtes Herz zu rühren suchte. Ich badete eines Abends, trotz des Verbotes, mit einigen Kameraden im oberen, sehr tiefen Klostersee, in dessen Mitte ich sorglos hineinschwamm, ohne der Kraft für den Rückweg zu gedenken. Ziemlich erschöpft legte ich mich auf einen morschen, in der Mitte des Wassers treibenden Balken, als ein Anderer von unten her sich plötzlich auch auf denselben warf, und ich unversehens hinabsank. Vom eindringenden Wasser betäubt, suchte ich mich schleunig an's Ufer zu retten; allein bald versagte mir die Kraft, ich versank wie rettungslos, und es ward mir, als läutete eine große Glocke über mir, — die Todtenglocke, — und purpurn flitterte es vor meinen Augen. Da gab ich dem Leib in der letzten Verzweiflung noch einigen Schwung, stieß mit den Füßen das Wasser krampfhaft einige Längen weit hinter mich, und sank dann abermals unter. Ach, da stand mein zitternder Fuß auf einem großen Stein, — das Wasser reichte mir bis zur Nase, — aber ich war gerettet, — während einige Freunde sich oben auf dem Fahrwege bereits entkleideten, um dem Ertrinkenden beizuspringen. — Wie dankbar und tief athmete ich auf! Aber der eben vorüberwandelnde Herr Prälat bestrafte mich mit einigen Noten, und die rechtschaffene Buße zu Gott blieb mir noch fern. —

Tübingen. Universitätszeit.

So vergingen die beiden Maulbronner Jahre fast traumartig dem vereitelten Gemüthe, doch also, daß mir immerfort eine quälende Sehnsucht, ein geheimer Stachel im Herzen zurückblieb. — Als wir hierauf im September 1816 in das theologische Stift zu Tübingen übersiedelten, woselbst ich dem trauten elterlichen Hause wieder nahe kam, und wo mein kranker Bruder Paul, der auch neben mir ein Semester in Maulbronn überfleißig verlebt hatte, sich als hoffnungsloser

Patient befand, da drangen noch viel mächtigere Weltelemente auf mein unbefestigtes Herz herein. Die Lernfreiheit und die Freiheit zum Sündigen bewegte sich in viel weiterem Kreise. Auf meinem Contubernium waren noch sieben ältere Stipendiaten, unter welchen sich ein herrlicher, hochbegabter, im Brillantfeuer des Genie's daherwandelnder Jüngling befand, und neben ihm ein anderer, um zehn Jahre älter, christlichfromm, voll treuer, ernster, gediegener Gesinnung. Aber der Eine bespiegelte sich schier abgöttisch in seinen glänzenden, von ihm sogar noch überschätzten Gaben, und vergötterte sich vollends hernach im Nebeldämmer einer gottlosen Philosophie, weßhalb er in späteren Jahren auch nach langen Irrsalen elendiglich dahinstarb, — während der Andere mir einem guten, mahnenden Engel gleich zur Seite ging, mich auf betendem Herzen trug und mir nachgehends einer der edelsten, unvergeßlichsten Brüder wurde. Mit dem Ersteren durchschwärmte ich manche Nacht an seinem Pulte, wenn er sich in seinen genialen Expositionen und im Zauberglanze jugendlicher Weltanschauungen erging, und er übte den mächtigsten Einfluß auf mein junges Herz, das seinen excentrischen Flügen nicht immer zu folgen vermochte, zumal er sie in klassischer, ungemein gewandter Formbildung und mit tausend Effulgurationen seines feurigen Gemüthes mitzutheilen verstand. Er hatte eigentlich eine ganz besondere Welt um sich her erschaffen, worin nur Eins fehlte, nämlich der wahrhaftige Gott, — denn der Gott, um welchen seine Seele sich mit tausend leuchtenden Sternschnuppen bewegte, war er selbst. Daher wurde mir's bei aller Begeisterung, die er mir einflößte, wie bei aller Bewunderung, die ich seinem Genius ohne Neid zollte, doch nicht selten unheimlich zu Muthe neben ihm, und es blieb von seinen leuchtenden Phantasmen meiner Seele nichts Wesentliches, Substantielles in der Hand, — besonders dann am wenigsten, wenn er zuweilen in angetrunkenem Zustande nach Hause kam. Er trat einmal nach längeren Studien hinter seinem Pulte mit den feierlichen Worten hervor: „Nun erst ist mir das wahre Licht aufgegangen: ich selbst bin Gott!“ — und von jenem Augenblick an sank er auch von Stufe zu Stufe, bis er, dem Stift entwachsen,

in ungebahnte Wege hinein gerieth, um auch ohne einen andern, als einen philosophischen, immanenten Gott und ohne Hoffnung seinen selbsterwählten Weg zu vollenden. — Die damalige Universitätszeit trug ein ganz anderes Gepräge, denn jetzt. Es herrschte im Seminar eine kalte, steife Legalität, deren sichtbaren Ausdruck schon die am Sonntag zu tragenden kurzen Beinkleider, Ueberschläge, Pateuthüte, sowie die kärglichen, scharf von den Famulis überwachten Ausgangsstunden nebst den kleinlichen Legalitätsstrafen bekundeten. Die Disciplin war eine durchaus geistlose, und der sittliche Zustand bei der Mehrzahl darnach wohl zu bemessen. Wenn man nur keine Noten bekam, so konnten hinter dem Rücken der Vorsteher Legionen von Räuschen getrunken und andere, nicht selten sehr gemeine Ausschreitungen straflos begangen werden, so daß an einzelnen Tagen Dutzende weinschwer oder von Bier angefüllt nach Hause kamen. Der sog. Pennalismus (Fuchsendruck) war so ziemlich verschwunden, und wenn ein edlerer Geist als Senior in einem Contubernium stand, so hielt er durch seine sittliche Ueberlegenheit gar manche Ungebühr in Schranken. Aber von einer gemeinsamen Morgen- oder Abendandacht oder von einem wahren Ernste beim Tischgebet und überhaupt von einer specifisch christlichen Gesinnung, die man doch von einem theologischen Seminar mit Recht erwartete, war in dem durchaus verweltlichten Institute Nichts mehr vorhanden. Wen nicht privatim der Geist Gottes regierte, der hatte von dem Geiste des Instituts keine höhere Geistes-Disciplin zu gewinnen. Daher ging die Mehrzahl gleich Fischen im Meer dahin, und es war die speciellste Gnade des HErrn, wenn einige aus diesem trübwallenden Strome des Zeitgeistes herausgezogen wurden. Ein bloßer „Stiftler“ zu sein, galt damals nicht mit Unrecht für ein geringes Prädikat, in den Sitten ungebildet, in Gesinnung meistens gemein, in wissenschaftlicher Beziehung meist nur gedrillt, mit göttlichen Dingen gewöhnlich ganz unbekannt. Daneben imponirten uns die Stadtbursche durch ihre größere Freiheit und herrschende Licenz, so daß der Stiftler, wenn ihn nicht ein besserer Geist regierte, einen Stolz empfand, es denselben in der Ausgelassenheit und in frivolem Lebens-

genusse möglichst gleich zu thun — eine Nachäfferei, die nicht anders als gleich verderblich auf Geist und Herz zurückwirken konnte. Aus dieser unseligen Mischehe zwischen Legalität und Frivolität sind nicht wenige arrogante Grobiane und Langweiler hervorgegangen, mit welchen späterhin die Landesgemeinden blos gestraft waren.

Mein täglich von mir besuchtes Elternhaus, worin ich, bei der freundlichen Gesinnung des Vaters und der zärtlichen Liebe der Mutter, stets ein liebhabendes, wenn auch zu Zeiten stürmisches Kind blieb, bewahrte mich vor einem Versinken im gemeinen Studentensumpf, und diente mir, bei manchen Ausbrüchen jugendlichen Uebermuthes, doch jederzeit zur Erhebung und zum Festhalten an besserer Gesittung. Auch der Heimgang meines trefflichen, für sein Alter von nicht völlig achtzehn Jahren eigentlich bereits gelehrten Bruders Paul verfehlte bei mir nicht eines tiefen, bleibenden Eindrucks.*) Im Grund aber blieb ich ein christusloser, vereitelter, unseliger Jüngling, der seine Studien höchst willkürlich und wählerisch betrieb und oft eine sonderliche Lust daran fand, die Collegien möglichst mit Spaziergängen in freier Luft zu vertauschen. Nur wenige Vorlesungen vermochten mich zu fesseln. In der Philologie waren es Prof. Conz und der damals eintretende joviale Prof. Tafel, bei dessen Disputation über Pindar ich, als sein herzlicher Freund, die Stelle des Respondenten versah, während ihm der alte, etwas eifersüchtige Conz mit mühsam verhaltenem Unmuth zu Leibe ging, und dann erst freundlicher wurde, als ihn bei dem nachfolgenden Festmahle der arglose Tafel, der damals mit vollen Segeln fuhr, mit mehr als nur einem Kelche Champagner hoch leben ließ. An jenem Nachmittage, den 18. Juni 1819, ward in der großen Lindenallee ein ungemein solennes Waterloo-Fest begangen, wobei der frühere Justizminister v. Wächter-Spittler eine würdige Rede hielt, während ich hernach ein begeistertes, aber excentrisches Festgedicht vortrug, das aus der freien Erneuerung des alten Kaiserreiches alle Hoffnung der Deutschen ableitete, die Gemeinheit aber und

*) Er starb am 1. Februar 1817. A. d. H.

alle Reaktion bis zum äußersten Theile hin verwünschte, während doch kein Funke lebendiger Freiheit in mir selbst, dem phantastischen Jüngling, war.*) — Unter den Professoren der Philosophie fesselte mich der tiefsinnige, melancholisch ernste Dr. Eschenmayer mehr als die übrigen, weil ein frommer, seelenvoller Zug durch alle seine Vorlesungen hindurchging. Allein die Begeisterung, die ich im Collegium empfand, verlor sich gewöhnlich bald hernach wieder, weil es mir und Anderen doch allzusehr fühlbar ward, wie willkürlich er seine Triaden und viele seiner andern Ahnungen geformt hatte, weßhalb ein Jugendfreund mir einmal nicht ohne Grund sagte: „Der edle Mann hat viel philosophischen Geist, aber nur wenig philosophischen Kopf." Seine Lebensanschauungen waren ohne Zweifel weit ethischer und christlicher, als das damalige System Schelling's; allein die wesentlichen Vorzüge verschwanden mir ziemlich vor der imposanten Gedankenmacht dieses Geistes, und wenn ich die erhabenen Abhandlungen desselben über Freiheit und dergleichen in mich aufgenommen hatte, verloren sich vor diesem blendenden Weltlichte die Triaden Eschenmayer's wie dämmernde Nebelsterne, — dieß um so mehr, als ich mit den Ansichten des würdigen Mannes über Somnambulismus, Magie und das Befragen der Todten, — diesen unheimlichen Quellen höherer Erkenntniß

*) Dieses Gedicht, das noch vorhanden ist, schließt mit den Worten (vergl. Geschichte ꝛc. der Stadt Tübingen von Dr. K. Klüpfel, S. 310 und 316):

Laut mahnt der Ruf! Die Stimmen sind verklungen,
Doch ewig tönt der Zeiten Donner fort; —
O daß das Wort in eure Brust gedrungen,
Viel Lebenskeime sich an's Licht gerungen,
Daß nicht im Sand die Blüthe sei verdorrt!
Seid fromm und frei! so wird uns nichts erschüttern,
Nicht Feindesmacht, nicht heimische Gewalt,
So werden wir vorm Freiheitsschwert nicht zittern,
Das furchtbar uns im dunkeln Himmel strahlt!
Und wenn wir einst erweckt den alten Leuen
Und Schlachtenglut die Zwingherrn niederblitzt,
Dann wird sich Hermann, unser Vater, freuen,
Der klagend an Walhalla's Tischen sitzt.

A. d. H.

und Offenbarung je länger desto weniger mich befreunden konnte.

In die Zeit meines theologischen Studiums fielen die größten Regungen der demagogischen Umtriebe und der burschenschaftlichen Tendenzen, was mir unsäglichen Schaden brachte. Zwar nahm ich daran keinen tieferen Antheil, was durch die tägliche Verbindung mit dem loyalen Elternhause sich von selbst verbot, — allein ich lief dennoch so mit, weil in jenen Kreisen sich viele begabte, feurige, dem Edleren zugewandte Jünglinge befanden, deren Freundschaft mir, weil ich außerhalb der christlichen Sphäre stand, vergleichungsweise doch noch die liebste, genügendste war. Ein großer Selbstbetrug beherrschte uns zu jener Zeit, indem wir uns einbildeten, wer das Prinzip kenne, habe sofort auch die gesammte Ausführung, und das Centrum ersetze jede tiefere Erforschung der Peripherie. Daher arbeiteten wir in jener Zeit gar wenig und schwärmten desto mehr, wobei der unselige Kneipenbesuch nicht vergessen wurde, ohne daß wir dabei auf tiefere Abwege gerathen wären, — denn Gott bewahrte uns vor denselben ganz ohne unser Verdienst. Da mir hiebei der Glaube an das Evangelium ganz ferne lag, und die sonst würdigen Lehrer nicht eben eine größere Anziehungskraft auf uns übten, so verschleuderten wir in lichtloser Unbesonnenheit einen köstlichen Monat um den andern, ohne zu bedenken, wie wir erst des Positiven uns hätten gründlich bemächtigen sollen, um hernach auf dem gelegten Grunde mit desto größerer Freiheit fortbauen zu können. Wie viele schöne jugendliche Kräfte wurden in jenen unseligen Jahren über kräftigen Irrthümern sinnlos und unverantwortlich verpufft, — wie Viele haben damals den Grund zu einem lebenslänglichen Dahintenbleiben gelegt, — und wie manche Andere sind darüber total zu Grunde gegangen! Es war kein guter Geist, der uns damals beherrschte, wiewohl wir in jugendlicher Heiterkeit eigentlich nichts Arges dabei dachten, sondern lediglich für ideale Verbesserung der vaterländischen Zustände schwärmten, dabei auch, wie ein Allgäuer Student seinem Vater nach absolvirtem Kurs bekannte, wenig arbeiteten und Bier dazu tranken. Der dahinter stehende Geist der Finsterniß aber

verrieth sich mir nach wenigen Jahren deutlich genug, als ich, von dem Geiste Christi aus langem Sündenschlafe geweckt, die bisherigen ungebahnten Wege verließ, und sofort von mehreren früher intimen Kameraden gröblich angefeindet ward, indem z. B. einer mir schrieb: „Du bist auf ein Marionettentheater übergetreten, auf welchem ein von den Pietisten fabricirter Deus ex machina seine Spielpuppen in den Himmel hineintanzen läßt," — während mir ein Anderer in's Gesicht sagte: „Du und Deinesgleichen sind das Ungeziefer der Menschheit, und wenn's einmal für unsere Freiheit losgeht, schlägt man euch todt wie Ratten und Hunde!", — Andere dagegen bei einer späteren Begegnung vor mir mit feindseligem Schweigen wie vor einem Aussätzigen zurücktraten.

Die Rückwirkungen solcher Verirrung und Untreue auf mein inneres Leben konnte natürlich nicht ausbleiben. Bald wurde mir das Leben im theologischen Stift zu enge, und ich stand einmal im Begriff, eine persönliche Bitte bei der verwittweten Königin Mathilde vorzubringen, daß sie mich nach Italien behufs höherer Studien reisen lasse, damit ich dem Trieb meines Geistes genügen könne, — als mein Vater mit dem unerbittlichsten Ernste dazwischen trat und mir das Elternhaus auf immer verbot, wenn ich diesen verkehrten Vorsatz verwirklichen würde. Da ließ ich nun freilich den Plan fallen, war aber sowohl hiedurch, als auch durch die Thränen der liebenden Mutter, an der meine Seele hing, noch lange nicht gebessert, noch zu klarer Besinnung gebracht. — Meine Seele ging in einem trostlosen, fürchterlichen Zwiespalte dahin; von der einen Seite lief ich mit den Jugendgenossen nach dem Wesen des Zeitlaufs dahin, dem eigentlichen Studium nur wenige Zeit vergönnend; andererseits aber haßte und verachtete ich doch das nichtige Treiben von Herzensgrund, und war am liebsten auf entfernten Bergen, in einsamen Wäldern, wenn die Zeit dazu ausreichte, so recht allein, gen Himmel schauend, ob mir nicht ein Ruf der Befreiung und Befriedigung aus den Wolken ertönete, weil ich auf der elenden Erde so geknechtet und zerrissen war. Diese Sehnsucht behielt auch die Oberhand und begleitete mich

zuletzt mit einer eigentlichen Schwermuth durch das Studentenleben, so daß mein seliger Freund Ludwig Hofacker schon damals zu seinen Freunden zu sagen pflegte: „Sehet, welch ein dunkler Grund Dem aus den Augen schaut! da muß es noch zu einer Entscheidung kommen!“ —

Allein daran dachten die damaligen Repetenten des Stifts, die nach meinen so lässig betriebenen Studien und nach so mancherlei von mir verwirkten Disciplinarstrafen, z. B. hundert Noten in einem Semester, zu urtheilen hatten, in allwege nicht, sondern es ward die Rede von einer eigentlichen Relegation. Da trat mein frommer, liebevoller Repetent, der nachmalige Pfarrer von Maichingen, Karl August Osiander, mit welchem ich, bei all meiner sonstigen Wildheit, stets eines herzlichen, gar traulichen Verkehrs pflegte, mit ernster Entschiedenheit als Bürge für mich auf und hemmte durch sein dringendes Fürwort die fatale Beschlußnahme. „Relegiret ihn nicht wegen seiner jetzigen Ungebundenheit,“ sprach er, „denn ich kenne ihn besser als ihr! Denn trotz aller Heftigkeit, womit er jetzt noch wider den Stachel löckt, wird er sich durch die Gnade Gottes noch dermaleinst bekehren!“ Da ließen sie ab von mir; zur Strafe meiner Uebertretungen aber ward ich auf einen Tag in's Carcer gesprochen und zu meiner herben Demüthigung vom zweiten Platz in der Promotion um drei hinunter gesetzt, was meinem alten Adam übrigens ganz gesund war. Demnach wurde ich — im letzten Quartal vor unsrem Austritt — im Seminar belassen, — aber wie hätte ich gedacht, daß ich sechzehn Jahre hernach der Ehenachfolger dieses getreuen Repetenten werden und die Freude haben sollte, seine einzige nach seinem seligen Heimgang ihm geborene Tochter (Emilie) als mein geliebtes Kind an's Herz nehmen und erziehen zu dürfen? —

Ich darf es, wenn gleich mit vielfacher Beschämung, bekennen, daß ich Menschen, die den Heiland umfaßten, auch in meinem betäubtesten Gemüthszustande nie verachtet, noch viel weniger gehaßt oder zu beleidigen begehrt habe. Im Gegentheil, wenn ich als aufbrausender Student zu meinem vormaligen Lehrer, dem Rektor Handel in Nürtingen, manchmal in die Vakanz kam und noch so excentrisch redete, brauchte

mich der ehrwürdige, sanfte Mann nur mit seinem väterlichen Auge ruhig anzusehen, so hatte er mich sogleich besänftigt und umgestimmt. Ebenso jener Zimmergenosse, der stets neben den Einwirkungen des zügellos-genialen Träumers einen offenen Zugang zu meinem irrenden Herzen besaß. Einen besondern Einfluß aber auf mein Gemüth übte ein um eilf Jahre älterer, nun als gesegneter Greis in der Schweiz lebender Genfer, der im Geiste Christi die Theologie studirte.*) Dieser Mann imponirte mir allermeist durch seine Liebe, sodann durch seinen gediegenen Ernst und mannhaften Glaubensgeist. Als ich ihm einmal in einem blühenden Garten vielerlei Stellen aus Herder und Shakspeare schwärmerisch recitirt hatte, hob er sanft und feierlich ein kleines Buch vor mir mit den Worten empor: „Das Alles ist schön, aber siehe da: wenn dieses kleine Buch da nicht in der Welt wäre, wünschte ich nie geboren zu sein!" — „Was ist das?" frug ich verwundert, und als ich hineinsah, war es — das Neue Testament unsres HErrn und Heilandes Jesu Christi. — Nachgehends habe ich dieß sein Bekenntniß verstehen und unterschreiben gelernt. —

Nachdem ich in der Zeit meiner Verirrung oft lange Wochen hindurch das Gebet vergessen und trotz mancher Gewissensmahnungen unterlassen hatte, ward ich in den letzten Monaten meines Tübinger Aufenthalts einmal sehr kräftig an die Nothwendigkeit desselben erinnert. Meine Mutter erkrankte nämlich auf bedenkliche Weise, so daß mir das Herz beim Gedanken an ihren Heimgang erzitterte. Da trat einst die ganze Tübinger Gemeinde zusammen, um einem Gottesdienst anzuwohnen, worin für die Erhaltung des ehrwürdigen Dr. J. F. Flatt, des damals ältesten Professors der Theologie, der vom Schlage gerührt worden war, gebetet wurde. Es war eine wahrhaft rührende Versammlung, vom Prof. E. G. Bengel geleitet, der mit unverkennbarer großer Innig-

*) Dieser Freund ist der am 12. November 1864 als 77jähriger Greis in Basel selig vollendete, als Prediger und Schriftsteller bekannte und von Vielen geschätzte Theophil Passavant. Siehe sein Leben, Basel 1865. A. d. H.

keit für das Leben des trefflichen Mannes betete. Wie wohl that mir diese Andacht der Gemeinde! denn ich konnte damit auch mein Gebet für das Leben der theuern Mutter verbinden und fühlte mich von demselben wie von sanft wallenden Wogen aufwärts getragen, und ging, innerlich sehr erweicht, mit einem fühlbaren Segen hinweg. Da meine Mutter zu unsrer unaussprechlichen Freude genas, so hinterließ auch diese göttliche Wohlthat einen dankbaren Eindruck in meinem Gemüthe, wobei mir das stürmische Studentenleben mehr und mehr aus dem Sinne kam. Zugleich empfand ich beim nahenden Abschied von der Universität oft eine unaussprechliche Wehmuth über so viele kostbare von mir verscherzte Zeit, und ich gelobte nicht selten, ein ganz neues Leben zu beginnen, — erfuhr aber auch hier, wie früher, was menschliche Vorsätze ohne Christum und seine Gnade sind. Schon als Candidat hatte ich einmal im Gefühl meiner Sündhaftigkeit eine Reihe von guten Vorsätzen niedergeschrieben, z. B. täglich früh aufzustehen, alle Kollegien pünktlich zu besuchen, leichtsinnige Gesellschaften zu meiden, den Eltern nichts als Freude zu machen, regelmäßig zu studiren und eifrig zu beten. Am Ende des Verzeichnisses schrieb ich: „Nach einem Monat will ich dieses Blatt wieder ansehen und mich darnach prüfen; habe ich die hier niedergeschriebenen Vorsätze gehalten, so will ich merken, daß Gott mit mir ist; wo nicht, so will ich mir gestehen, daß Gott nicht mit mir ist." Nach einem Monat nahm ich das Blatt wieder heraus, — aber ach! welch ein Kummer durchdrang mich! Es war kein einziger dieser Vorsätze wahrhaftig erfüllt, und es regte sich etwas in mir, das mit dem Propheten sprach: „Dein Schade ist wie ein Meer! Wer will ihn heilen?" Ein Gefühl dieser Art begleitete mich fortan bis zum Schlusse meines Studienlebens, obwohl ich daneben auch wieder ein beschauliches Leben führte, aus welchem vielerlei Gedichte hervorgingen. Meine Art hiebei war diese: am freien akademischen Tag ging ich Nachmittags besonders gern auf entferntere Höhen, z. B. die Wurmlinger Kapelle, wo ich mich etwa unter einer säuselnden Tanne Betrachtungen überließ, und dann meine Gedanken theils in

einem Gedicht, theils in einem kleinen Cyclus von Poesieen niederschrieb, die ich sodann zu Hause weiter bearbeitete. Noch jetzt schweben mir manche jener Jugendtage mit unaussprechlichem süßem Dämmerglanze vor Augen, und ich habe darin empfunden, was das Stillleben in Gottes Schöpfung heißt. Aus diesen tieferen Empfindungen entstanden allmälig einige Bändchen Gedichte, die ich aber, weil meistens nur das Ich in den Naturanschauungen und Reflexionen sich spiegelte, ein paar Jahre hernach auf besonderen inneren Antrieb — nicht ohne anfänglichen inneren Kampf und Widerstand — geradenwegs verbrannte. Nur zwei Stücke vom Jahr 1820 wurden erhalten.

Es war mir von Nutzen, im letzten Stadium meiner Universitätszeit mit mehreren geistreichen und gesetzten Männern in nähere Verbindung zu kommen. Unter diesen war ein genialer, aber zu wenig arbeitsamer, durch seine Heirath reich und bequem gewordener Jurist, dem ich viele tiefere Anregungen verdankte, sowie mein letzter Repetent M. Stange, Pfarrer in Gerlingen, mit dem ich in langen Jahren so manche glückliche Stunde verlebt habe.*) Ein Umgang dieser Art, wie der Verkehr mit edleren Studenten, machte es mir in steigendem Maß eindrücklich, wie unhaltbar meine bisherigen Prinzipien für das praktische Leben, insbesondere für den theologischen Beruf seien, und es bildeten sich in mir die regsten Vorsätze, das nur bevorstehende Vikariat, welches mir durch die Güte der mit uns verwandten Uhland'schen Familie ermittelt worden war, mit aller Treue zu versehen. Aber ach! wie geringen Verlag hatte ich in meiner damaligen Herzensverfassung dazu, da mir Christus, der HErr, ein immer noch ganz unbekanntes Wesen, und mein Herz durch die mehrjährigen Träumereien weit von Ihm abgewendet war. Mit bloßen Vorsätzen und einigen Kenntnissen ohne Herzenserfahrung ist man lange noch kein Theologe, noch viel weniger ein rechter Geistlicher. Denn man bedarf der persönlichen Gemeinschaft mit Ihm, von dem geschrieben steht:

---

*) Er starb daselbst am 15. Februar 1865, überlebte also den Vollendeten beinahe ¾ Jahre. A. d. H.

„Bei Dir ist die lebendige Quelle, und in deinem Lichte sehen wir das Licht!" (Ps. 36, 10.) Daher schnitt es mir durch das Gemüth, als mir ein frommer Student in's Stammbuch schrieb: „Wer über menschlichem Wissen und selbstischen Phantasiebildern Christum, seinen Erlöser, vergessen kann, der ist aus Krankheit satt," — und ich fühlte mich, bei aller sonstigen Armuth und unbefriedigten Sehnsucht, schwer von diesem Worte getroffen. Ebenso schmerzlich war ich einige Zeit vorher von einem Ausspruch des Professors Dr. Bahnmaier, meines nachmaligen älteren Kollegen in Kirchheim u. T., bei welchem ich mich in bester Meinung zur Aufnahme in sein Predigerinstitut gemeldet hatte, berührt worden, indem mir derselbe mit freundlichen Worten bedeutete, daß es wohl besser wäre, wenn ich bei meinen dermaligen Gesinnungen vorerst nicht in dieses Institut eintrete. Dadurch verlor ich die Gelegenheit, das Predigen fachmäßig zu erlernen, und war daher für die Zukunft auf eigene Studien angewiesen, die ich auch, als mir ein Licht über das Evangelium des HErrn aufging, nicht versäumt habe. Ueberhaupt stand der Entschluß in mir fest, meine Versäumnisse durch ernste Thätigkeit im Lauf meiner späteren Zeit möglichst nachzuholen.

So verließ ich denn am 7. Nov. 1820 die Universität, von einer ziemlichen Anzahl meiner Jugendgenossen in mehreren Wagen bis nach Echterdingen begleitet, wo das alte Burschenthum noch zum letztenmal in heiterem, aber gedämpftem Feuer aufloderte, worauf ich einsam vollends gen Feuerbach in der Nacht fuhr. Mit bescheidenen Erwartungen und sehr herabgestimmtem Gemüthe trat ich in das Wohnzimmer meines alten Herrn Pfarrers, der auf einem Stuhle sitzend und rückwärts schauend mit den grämlichen Worten mich bewillkommte: „Grüß' Sie Gott, Herr Vikarius! Aber warum kommen Sie denn so spät?" — Ich entschuldigte mich, so gut es ging, und wurde nach dem Nachtessen in ein oberes höchst einfaches Vikariatszimmerchen geführt, durch dessen Anblick mir alle Burschikosität sofort gründlich abgestreift wurde, weil ich unter Anderem beim zu Bette Gehen meinen Kopf bescheidentlich unter der schrägen Mansardenwand anbringen mußte,

um ihn nicht anzustoßen. Dieses Zimmerchen, das mir übrigens hernach eine unvergeßliche Segensstätte ward, glich so ziemlich der einem Vikar oktroirten Bescheidenheit, und nicht ohne schweigende Wehmuth gedachte ich der „weiten, weiten Welt“, aus welcher ich mir in diese enggemessenen Schranken hineingebannt erschien. Uebrigens wurde ich in dem wohlhabenden gebildeten Hause sehr gut behandelt, und vermißte sonst keinerlei Lebenskomfort, indem die betagten ledigen Schwestern der wohlwollenden Frau Pfarrerin sich wechselseitig beflissen, dem ihnen besonders empfohlenen Schützling alle Sorgfalt und Freundlichkeit angedeihen zu lassen, so daß ich bald als ein vertrauter Freund und Hausgenosse unter ihnen einherging, und mich mit ihnen gerne der Verpflegung des todtkranken Pastors widmete, dem ich auch, als er nach unsäglichen Leiden nach wenigen Wochen starb, mit dankbarem Herzen die Leichenpredigt zu halten hatte.

3.

Vikariats-Erinnerungen.

Die ersten vierzehn Tage meiner Vikariatszeit verflossen mir unter Empfindungen, die ich keinem Menschen beschreiben kann. Einerseits empfand ich in meinem Innern eine ungeheure Leere, — denn wenn ein Mensch keinen lebendigen Gott erkennt und keinen Heiland hat, was hat er dann? — Andererseits aber sollte ich nun doch predigen, und eine Gemeinde von mehr als 2000 unsterblichen Seelen mit Gottes Wort erbauen, während ich nicht den geringsten inneren Verlag dazu in mir entdecken konnte. Hier halfen mir all meine philosophischen Phantasmen und poetischen Flüge keinen Zoll breit vom Fleck, und ich merkte wohl, daß ein Prediger, der ohne eine innere Lebensquelle zu der Gemeinde redet, nur als ein jämmerlicher Strohmann auf der Kanzel steht. Wie verzweifelt griff ich in meiner bankerotten Herzenswirthschaft umher, um der ohnehin mit geistlicher Kost nicht verwöhnten Gemeinde nur auch etwas Erträgliches am ersten Sonntag zu sagen! Denn nicht eine Rede nur, wozu mir das Material etwa zu Gebote stand, sondern eine Predigt über Gottes Wort galt es vor einfachen, heilverlangenden Seelen zu halten, und zu letzterer fehlte mir der Geist, wie dem wilden Waldvogel der melodische Gesang. Ich erinnere mich nicht mehr genau der Aufnahme meiner Erstlingspredigt seitens der Gemeinde, wohl aber meiner tiefen inneren Beschämung, mit der ich von der Kanzel trat. Diesen Ausfall vermochte ich nicht in die Länge zu ertragen, und wählte

daher anfänglich ein doppeltes Palliativ, zunächst einsame Spaziergänge auf die vom Wintersturm umrauschten Höhen der Umgegend, von wo ich in die fliehenden Wolkenzüge manchmal mit dem tiefsten Gram hineinstarrte, — andererseits aber zu Hause die Dichtung eines Trauerspiels, dessen Grundlinien der sel. Professor Conz gebilligt hatte. Beiderlei Zerstreuungen wurden mir jedoch durch wiederholte Studien mehrerer Kanzelvorträge sehr verbittert. Denn der alte tiefgründige Gram zerriß mir immer die Feigenblätter der Poesie und schwermüthigen Naturbetrachtung. Wer hätte mir aus diesem finsteren Labyrinthe herauszuhelfen vermocht? In Wahrheit keine Kreatur, ich selbst am wenigsten. Da streckte der Hirt und Bischof unsrer Seelen, als ich mich dessen am wenigsten versah, seine mitleidige Hand nach mir aus und schenkte mir an einem stillen Vormittage durch einen Brief meines sel. Freundes L. Hofacker und durch ein Büchlein des sel. Martin Boos, welches er für mich beigelegt, einen Blick sowohl in mein eigenes Verderben, als in Seine mit keinem Worte genugsam zu preisende Huld und Majestät, — einen Blick, der für mich der Anfang eines ganz neuen Lebens, einer ganz neuen Weltanschauung ward, und für dessen unverdiente gnädige Gewährung ich Ihm von Ewigkeit zu Ewigkeit zu danken hoffe. Denn mein vergangenes Leben erschien mir augenblicklich als ein finsterer Traum, und jener Vormittag, da ich meinen König und Heiland zum ersten Mal im Staube weinend und lobpreisend anbetete, als der lichte Ausgangspunkt eines neuen unvergänglichen Lebens, dessen Wurzeln in Seinem Herzen und in Seinen Todeswunden liegen.

In diese Zeit fällt die Führung eines Tagebuchs von Seiten des Vollendeten, von dem dieser selber in späterer Zeit nie gesprochen hat. Erst kürzlich, zwei Jahre nach seinem Heimgang, wurde es von der Wittwe desselben aufgefunden. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, hier und später einige kleine Auszüge aus demselben zu geben, die auf das innere Leben des Vollendeten in jener Zeit ein Licht werfen. Er setzte dem Tagebuch folgendes Motto voran:

Offenbare deine Heimlichkeiten,
So verlierst du die Gelegenheit (zur Sünde).

Bekehre Du mich, HErr, so werde ich bekehret.
Hilf Du mir, HErr, so ist mir geholfen.

Auf Erden kein größer Elend ist,
Als wenn man seinen HErrn vergißt.

Er fing es am 17. Februar 1821 mit folgenden Worten an: „Sollte ich nun dieses Tagebuch mit Erinnerung an Vergangenes anfüllen, so würde mir dies eben so schwer sein, als einem Maler, der eine Landschaft bei finsterer Nacht malen wollte, wo zwar die Gegenstände auch da sind, aber das verbindende Licht fehlt. Nur drei Blitze sind mir noch aus jener Nacht erinnerlich: Glück durch Freundschaft, Poesie, wozu ich schaffende Kraft in mir fand, und ein ungedeutetes Heimweh, das sich bald auf das Vaterland, bald auf meine Eltern, bald auf die Musik warf.

Ich bitte dich nun, mein Heiland, Du wollest mich vor allem Selbstbetrug hier und überall gnädig bewahren, und alle Schönthuerei mit mir selbst wegnehmen, indem ich sonst nichts als faules Geschwätz hier aufzeichnen würde.

Als meine abgefallene Seele im November des verflossenen Jahres wieder näher zu Christo gezogen wurde, den sie so lange verleugnet hatte, kam sie mir vor, wie ein starrer, nackter Fels, um dessen Fuß Finsterniß und ein Nachtmeer wogte; alle alten kindlichen Gebete zum Heiland weinten in mir nach, — aber die starre Seele wollte nichts davon wissen; sie glaubte immer, sie könnte durch ein Jawort gleichsam unglücklich und auf immer mit Christus vermählt werden, und betrug sich so lange als möglich kalt und mit einem Freiheitsstolz, der vom Teufel war; dazu kam die Sucht, doch ja die genialste Weltansicht zu haben, oder doch zu bekommen, die vor mir noch kein Mensch gehabt hätte; würdest du nun, dachte ich, Christum bekennen, so hättest du vor Millionen nichts voraus und würdest dein Lebtage nicht bekannt als ein sonderlicher Mensch. Dazu kam noch die schwere innerliche Melancholie, in welcher ich durch Phantasieschwelgerei gegen mich tobte, und mich gleichsam als einen

Märtyrer meiner selbst und der Welt ansah und mir wohlgefiel. Denn ein jeder Mensch will auf irgend eine Weise sagen können, er habe gelebt. Glaubte ich nun einst sagen zu können, ich sei im Kampfe mit der überschweren Welt unterlegen, so spiegelte sich ein gewisser Orpheusstolz mir vor, als hätte das Fatum den Heldenkämpfer bezwungen, und ein Gott allein könnte ihn wieder entführen. Als aber im November mein Hofacker so ernst und demüthig von Christo mit mir sprach und mich beschwor, zum treuesten Hirten zu gehen, und ich durch heftigen Marsch von Stuttgart nach Feuerbach es vergeblich auszuschwitzen, vergeblich es auszuschlafen gesucht hatte, da brach endlich das alte Eis der Selbstsucht und des Eigenwillens um meine Seele, und ein göttliches Lichtmeer überdämmerte, überfloß mich, ich konnte nicht mehr anders; fünfzehn Ellen hoch strömte der Gnadenstrom Gottes durch Christum über den rauhen Fels der Seele, und mir war es, als stünde ich, ein zarter Keim, im jungen Morgenlicht des Himmels, während von unten die alten Weltstürme mich wieder zu entwurzeln strebten. Dich, meinen Heiland, empfand ich da; ob ganz, weißt Du allein; vielleicht war auch Phantasie im Spiel; aber ich weinte und wollte zurück zu Dir als verlorner Sohn. Meine Buße floß durch meine Predigten, die Gemeinde fühlte es und hörte deine Stimme."

Ein Jahr später schrieb der nun für Christum Gewonnene in sein Tagebuch: „Heute ist es gerade ein Jahr, da ich den Brief von Hofacker empfing, der mich so viel weinen machte. O es ist gesund für den inneren Menschen, wenn er weinen kann! Man lacht zwar meist darüber und meint, es sei Nervenschwäche; häufig mag es wohl so sein, aber im Verhältniß zu Gott ist es gewiß keine. Warum soll ich mich schämen, vor meinem himmlischen Vater zu weinen? Das Gefühl der Sündenlast ist der rechte Ballast, der unsre Seele im Meer der Gnade schwimmend hält. Wir gehen gar zu gern leicht obenhin und flattern himmelwärts, während unser Heil in der Tiefe liegt, und in die Tiefe muß man zu Fuß hinab, nicht zu Pferd. In diesem Jahre hat der Geist Gottes mannigfaltig an mir gearbeitet; dennoch habe ich viel

gesündigt, mehr als ich weiß; aber Er ist getreu, wenn wir auch untreu sind. O, ich möchte nur Jesum haben, ganz für mich und in mir, — Ihn, den Geliebten, in welchem man angenehm ist, — ganz! Welch eine Seligkeit muß es sein, Ihn, der Alles in Allem mit seiner Herrlichkeit erfüllt, in seinem sündigen Herzen herbergen zu dürfen, nachdem man lange genug vom Maulbeerbaum auf Ihn herabgesehen hat!"

Der oben erwähnte Vorgang in meinem Herzen konnte der Gemeinde nicht verborgen bleiben; denn ich fing an, in einer ganz neuen Weise zu predigen. Wie mir das Evangelium zuvor dunkel, trocken und durchaus ungenießbar gewesen war, so stand es nun hell, belebend und himmlisch erquickend vor meiner Seele, und es verwirklichte sich an mir jenes Wort: „Ich glaube; darum rede ich." Die erste Freude und Liebe des jungen Predigers drang auch der Gemeinde zu Herzen, so daß sie sich mit Heilsbegierde sehr zahlreich im Hause Gottes versammelte, wann der Sonntag erschien, und, um ihren eigenen damaligen Ausdruck zu gebrauchen, Niemand, der Füße hatte, zu Hause blieb. Meine Vorträge, die ich früh Morgens in einem Zuge niederschrieb, waren ungekünstelt und ohne Floskeln, und die Gewalt des Wortes Gottes übernahm mich auf der Kanzel oft dermaßen, daß auch die Gemeinde ergriffen wurde. Ebenso waren die Konfirmanden, mit welchen ich manchen Spaziergang in den grünenden Wald machte, wo wir sangen und beteten, angefaßt, so daß unter ihnen ein mächtiges Wehen des Geistes zu verspüren war. Nach altwürttembergischer Sitte nahm ich auch an den Privatversammlungen vieler heilsbegierigen Gemeindeglieder Theil, die in den geräumigen Schulzimmern gehalten wurden, weil zuletzt außer den Frauen und Jungfrauen gegen 400 Männer in die Stunde gingen. Ich besaß noch wenig tiefere Erfahrung, wurde jedoch von der begeisterten Menge mit fortgerissen und litt dabei keinen inneren Schaden, weil der HErr selbst zu Hause mich über meine Sünden stets demüthigte und ich mir wie ein neugeborenes Kind, nicht als ein Mann in Christo erschien. Einmal ereignete sich ein besonderer Vorfall. Die ansäßigen Stundenleute waren in zwei Heerlager, in sog. Michelianer und Pregizerianer, gespalten, und zu beiden Par-

teien gesellten sich Viele von andern Orten her. Da versuchte ich einmal auf den Rath Einiger der Besten eine Vereinigung zwischen beiden einander schroff gegenüberstehenden Parteien zu stiften, als eines Sonntags Nachmittags die Abendlektion von mir und einigen Freunden ganz einfach ausgelegt wurde. Allein es währte nicht lange, so blitzte der Geist des Widerspruchs und der einseitigen Auslegungssucht bei den Pregizerianern in hellen Flammen empor, und trotz aller versöhnenden Worte mißlang der wohlgemeinte Plan, indem diese Partei mit heftigen Vorwürfen gegen die andere, die von ihr der Selbstgerechtigkeit bezichtigt wurde, sofort aufbrach und die Schulzimmer verließ. Sie war offenbar im Unrecht, und besonders schmerzte uns ihre Lieblosigkeit gegen alle Andersdenkende, der oberflächlichen Schrifterkenntniß zu geschweigen. — Mit den christlichen Stuttgarter Freunden unterhielt ich einen mir gar wohlthuenden Verkehr. Sie kamen fleißig zu mir und ich kam noch öfter zu ihnen, sonderlich zum l. Ludwig Hofacker, der mich einst auf ein allerliebstes Fest nach Kornthal begleitete. Am 6. Mai 1821 brachte der würdige Pfarrer Nonnenmacher seine Neukonfirmirten, wie ich die meinigen, dorthin, wo der alte väterlich gesinnte Hoffmann als damaliger Gastgeber uns mit der größten Liebe geistlich und leiblich bewirthete, und wo wir den Segen christlicher Gemeinschaft unter dem blauen Frühlingshimmel gar tief empfanden. Eine ähnliche Kinderversammlung, fern von aller Geisttreiberei, gelang uns später eben so lieblich auf einem benachbarten Hügel, wo es uns sehr fühlbar wurde, daß nur das lautere Evangelium jugendliche Seelen für den Gehorsam der Wahrheit erwecken kann. Uebrigens verleugnete sich hiebei die jugendliche Heiterkeit in meinem Gemüthe nicht, sondern ich besuchte in der Umgegend mehrere gebildete Häuser, in welchen auch von irdischen Dingen vorzugsweise die Rede war, da ich aber aus diesen keinen Gewinn für mein Herz hinwegnahm, so begann ich nach einem inneren Triebe diejenigen Familien wieder zu meiden, in welchen die Nennung des Namens Christi und ein offenes Zeugniß von Ihm verpönt war. — Da ich zuletzt im Pfarrhause als Amtsverweser allein wohnte,

8*

so beschlich mich einige Male bei dieser Einsamkeit ein bischen Langeweile, so daß ich mit einer vom Forsthause entlehnten Vogelflinte zum Fenster hinaus Sperlinge schoß, bis mir die älteren Brüder freundlich bedeuteten, daß man von einem evangelischen Vikar diese Waidmannskunst nicht erwarte, worauf ich mein fernhin treffendes Geschoß wieder heimgab. Ich hätte besser gethan, es mit den Kirchenbüchern und amtlichen Schreibereien, von welchen ich Anfangs gar Nichts verstand, genauer zu nehmen. Auch dieß gehörte noch zu meinen jugendlichen Verirrungen, indem ich meinte, daß bei einem redlichen Eifer für die Verkündigung des Evangeliums und bei ernstlicher Seelsorge solche äußerlichen Geschäfte, die doch auch pünktlich besorgt sein wollen, von keinem Belang seien.

Von ganz besonderem Segen war mir der Umgang mit dem damaligen Schullehrer Pflüger und seinem Provisor Stürner, frommen trefflichen Männern, die seit Jahren entschlafen sind. Ich habe es damals tief empfunden, wie der Geistliche darauf angewiesen ist, mit den Jugendlehrern der Gemeinde, wo immer möglich, in der Liebe Christi sich zu einem harmonischen Dienst an den Seelen zu vereinigen, welch einen Gewinn er aus einer solchen harmlosen Freundesverbindung mit ihnen ziehen kann, und wie gar übel es ihm ansteht, auf sie mit kalter pfarrherrlicher Miene herabzublicken, weil er sich dadurch eines Theils seines eigenen Lebens- und Amtsglückes egoistisch beraubt. Ich habe mich daher beflissen, mit den Männern des Schulstands in Liebe und aufrichtiger Eintracht zu leben.

Im Februar 1821 besuchte ich meine l. Eltern in Tübingen als ein, wenn auch nicht durchgängig, doch im geheimen puncto saliente des Herzens umgewandelter Mensch, und genoß, obwohl sie sich in ihren Sohn noch nicht recht zu finden wußten, weil ihm neben seinen heiligen Ueberzeugungen das natürliche Feuer seines Temperamentes noch in die Quere kam, doch aller herzlichen Liebe. Das Tagebuch sagt darüber: „Ich ging mit dem lieben Vater spazieren. Zuerst recitirte ich ihm ein Gedicht, dann sprach ich mit ihm über Philosophie und hierauf über Theologie,

wo mich seine Willigkeit sehr freute. Ich sagte ihm vom Heiland und der Heilsordnung; er nahm es begierig auf und seine Seele ward immer offener. Ich hätte den guten Vater nur umarmen und zum Heiland tragen mögen." Ein Prophet gilt in seinem Vaterlande bekanntlich nicht viel, und so nahmen sie mich, gleich meinen übrigen Bekannten, noch nach meinem alten Gepräge, wiewohl dieses in meinem Herzensgrunde bereits abgeschätzt war, was ich mir als trauter Sohn gefallen lassen mußte. Nur einige Professoren, welche des ehemaligen Wildlings noch wohl gedachten, nahmen mich mit neuen Empfindungen auf und würdigten mich einer tieferen Herzensgemeinschaft, obwohl der alte Burschenbart noch immer mein Kinn umwölkte. Darum hatte ich auch vom ehemaligen Stadtfuhrmanne, einem gewaltigen Manne, den ich bei einem Gastgeber traf, eine ganz absonderliche Pastoralvorlesung hinzunehmen. — „Nun, grüß' Gott!" sagte er, „ich höre, Sie seien ein rechter Prediger in Ihrem Orte geworden. Die Bursche dort kenne ich wohl; sie sind meistens gar ungeschlacht und reitstättig; darum nur recht hinaufgeknallt, daß die Haare herausfliegen! sonst hilft Alles nichts! Stehen Sie fest hin und karbatschen Sie die Kerls zusammen, bis sie weich geben und sich ordentlich an die Deichsel strecken!" — Diese fuhrmännische Pastoralermahnung begleitete er mit den entsprechenden Geberden, als gälte es, nicht eine Gemeinde des HErrn zu bedienen, sondern einen mit acht Pferden bespannten Weinwagen eine Steige hinauf zu manövriren. — Man konnte daraus entnehmen, wie niedrig ein Theil unsres Volkes seine Prediger taxirt und mit welchen gemeinen Gesinnungen es zur Kirche geht. —

In wonniger Erinnerung ist mir noch der 1. Mai desselben Jahres, als ich Nachmittags, auf einem Spaziergange nach Cannstatt, unter jenen Pappeln, die den Eingang zum königlichen Weinberg an der sog. Prag bilden, in einsamer Frühlingsstille stand. O selige Jünglingszeiten, die mit Christo, dem Könige des Lebens, verlebt werden, — mit Ihm, der uns bis zum Tode geliebt hat, und als der unausforschliche Logos durch alle Wipfel der blühenden Bäume weht, aus allen Lichtern und Freudengebilden der Schöpfung uns lockend

und segnend in's Auge blickt und den innersten Grund unsrer ahnenden, durstigen Seele mit dem neuschaffenden Hauch seiner Liebe durchathmet! Da gibt man jedem vorbeiziehenden Luftzug ein Wort der Anbetung, jeder oben dahin segelnden Silberwolke einen Seufzer um Seine Liebe, um Seine himmlische Bewahrung mit; da fließt die Liebe zu Ihm und die Einladung der Natur in einem unergründlichen Quellpunkte zusammen, und man empfindet es inniglich, wie Himmel und Erde nur mit dem Heilande lieblich und herrlich sind. Denn ohne Ihn gleichen sie einer schweigenden Räthselgestalt mit geblendeten Augen.

Die besonderen Umstände meines Abrufs vom lieben Feuerbach habe ich in der Biographie meines sel. Freundes L. Hofacker schon früher erzählt, will daher über den Abschied von dieser mir so theuer gewordenen Gemeinde nur noch Weniges hier berichten. Es war im Juli des oben genannten Jahrs, daß ich in das zwei Stunden von dort ungemein schön gelegene Dorf Gaisburg, zu welchem damals noch die Gemeinden von Berg und Gablenberg gehörten, in den Dienst des kranken, reichbegabten Pfarrers M. Kornbeck versetzt wurde. — Im Traume hatte ich das liebliche Dorf Berg, welches mir noch unbekannt war, vorher gesehen, und erstaunte freudig, als dasselbe nun auf meinem ersten Besuchsgange nach Gaisburg im Sonnenlichte so hell vor meinem Auge stand. Eine Masse von Arbeit wartete meiner, des kerngesunden Jünglings von 23 Jahren; aber als süßer Ersatz winkte mir die Gemeinschaft mit vielen trefflichen Freunden in jenen Orten, und der Trost, in der unmittelbaren Nähe Stuttgarts und meines leidenden Freundes L. Hofacker bleiben zu dürfen, und nicht auf die rauhe Alb nach Münsingen, was in Aussicht gestanden hatte, verschlagen zu sein. —

So durfte ich zum Preise des HErrn auf den bisherigen, ziemlich kurzen Aufenthalt in Feuerbach, wo mir so große Barmherzigkeit widerfahren und auch für das Wort Gottes eine offene Thüre gegeben war, mit der innigsten Rührung und Dankbarkeit zurückblicken, durfte auch glauben, daß meine Arbeit keine vergebliche gewesen sei. Wie mir daselbst ein neues

Leben aufgegangen war, so wurden auch Andere durch die einfache Predigt des Wortes zu Christo geführt und der Same des Lebens in tausend offene Herzen noch weiter ausgestreut. Von den dort gemachten Erfahrungen mögen nur zwei hier eine Stelle finden.

Eine alte, dürftige Wittwe, die auf dem Krankenbette lag, fragte mich eines Tages mit feierlichem Ausdrucke: „Herr Vikar, ist's auch gewiß, daß ich auf Jesum Christum, den Gekreuzigten, sterben darf, und daß mich der Tod nicht verschlingen kann, wenn ich mich einzig an Ihn halte? Stehen Sie mir dafür mit Ihrer Seele Seligkeit?" — Diese Frage drang mir erschütternd durch das Herz, und ich fühlte das ungeheure Gewicht derselben; — allein ich schwankte nicht, weil meine Seele das Leben in Christo bereits über alle menschlichen Zweifel hinaus erfahren. Daher erwiederte ich der Frau: „Ich kann für meinen HErrn und Heiland nicht Bürge sein, sondern bin ewig froh, wenn Er für mich einstehen will. Aber sterbe Sie getrost im betenden Aufblicke zu Ihm, so wird Er Sie vor dem Tod und Gericht bewahren, und wenn Er Sie nicht auf dieses hin bewahrt, so will ich mit Ihr verloren sein!" — Da blickte mich die Frau mit heiteren Augen an und sprach: „Auf dieses hin will ich in Ihm getrost hinfahren!" — Sie starb auch betend und mit stiller Freudigkeit.

Ein Steinbrecher des Ortes, Erhardt Veit, etliche vierzig Jahre alt, wurde mir und Andern ein besonders herrliches Bild eines sterbenden Kindes Gottes. Der Mann war früher mit der Welt dahingegangen, erfuhr aber auf seinem langwierigen Sterbelager die Gnade des HErrn in seltenem Maße. Mit gedemüthigtem, kindlichem Herzen erhob er die Wundergnade seines Heilandes, die ihn, den Allerunwürdigsten, vom Tode gerissen und mit der Kraft Seines versöhnenden Blutes durchdrungen habe. Oft rief er mit thränenden Augen und erhobenen Händen: „Wie ist es denn möglich, daß mein Erbarmer zu einem so schnöden, jämmerlichen Sünder, dergleichen ich einer bin, sich hat herablassen mögen? Sehen Sie, ich habe nichts als die Hölle verdient, und doch weiß ich nun gewiß: Christus ist mein Leben, und

Sterben mein Gewinn! Wenn Gott mir die Wahl ließe, ob ich achtzig Jahre hienieden so gesund wie ein Fisch im Wasser leben, — oder ob ich in diesem Augenblick sterben wolle, — so würde ich mit tausend Freuden das Letztere vorziehen. Wie froh bin ich, daß es eine Ewigkeit gibt, Ihm danken zu können! Denn Alles, was nicht Ewigkeit ist, wäre viel zu kurz dazu!" —

Er hatte während der letzten Wochen seiner tödtlichen Krankheit in halbwachem Zustande gar selige Anschauungen. — „Heute früh," sagte er einmal, — „kam es mir vor, ich sei gestorben und werde im verschlossenen Sarg auf den Kirchhof hinausgetragen, hinter mir Mann an Mann und Frau an Frau in Trauerkleidern. Schon hatte man mich in's Grab gesenkt, auch die letzten Verse gesungen, und als die Begleitung heimgekehrt war, wollte der Todtengräber das Grab zuwerfen. Aber siehe da! plötzlich stand an meinem Grab eine hohe, himmlische Gestalt in weißem Kleide und rief: ‚Todter, stehe auf!' — Voll Entzücken erhob ich mich; sie faßte mich in die Arme, drückte mich an ihr Herz und schwebte mit mir in reine, glänzende Höhen empor, so daß es mir war wie einem Träumenden. Endlich fragte ich sie leise: ‚Ach, bin ich denn selig?' — ‚Ja,' antwortete sie, ‚du bist selig!' — O, was habe ich da empfunden, und wie sehne ich mich, bei meinem Heilande daheim zu sein!" —

Nach einigen Tagen sprach er: „Heute Morgen habe ich wieder einen herrlichen Anblick gehabt. Mir war's, als stände ich auf einem weiten Gefilde voller blühenden Rosen und Lilien. Da sah ich, und über mir schwebten drei leuchtende Engel mit blitzenden Flügeln sturmschnell durch den blauen Himmel empor, und in ihren Armen ruhte ein zartes, so eben gestorbenes Kind. Mit welch einer Majestät flogen sie dahin! — Ich sagte bei mir: ‚O, das ist herrlich!' Da blickte einer der Engel lächelnd zurück und sagte: ‚Nicht wahr, du armer Kranker, das ist schön? Und doch ist dieses nur der unterste Himmel; aber siehe, jegliche Seele, die in dem HErrn stirbt, wird also von den Engeln hinauf getragen!' — O du süßer Tod!" sprach der Leidende, „wann kommst du denn endlich auch zu mir?" —

Mehrere Tage hernach erhielt er folgende Anschauung. „Ich befand mich," sprach er, „in einem schönen Thal, zu dessen beiden Seiten zwei mächtige Felsen emporstiegen. Auf dem einen standen zwölf glänzende Engel mit einem Chorführer und sangen ein so wunderschönes Lied, wie ich auf Erden nie was gehört habe; auf dem andern standen gleicherweise zwölf Engel mit einem Anführer, helle, goldene Posaunen in der Hand. Als das Lied zu Ende gesungen war, sprach der Engelfürst mit einem Blick auf mich: ‚Nun posaunen wir bald, dann wollen wir ihn heimholen!'" — Auch bei dieser Erzählung weinte der Kranke vor Sterbenssehnsucht und sprach: „O Herr, warum nimmst Du mich noch immer nicht zu Dir?"

Da geschah es nach einigen Tagen, daß eine sanfte Stimme Morgens zu ihm sprach: „Habe Geduld, denn dein innerer Mensch muß durch Leiden noch länger geläutert werden, damit er dort hell wie die Sonne leuchte! Schau! ich will dir zeigen, wie dein geistlicher Leib nach dem Tode aussehen wird!" — Damit zog eine unsichtbare Hand ihm das Hemd von der Brust hinweg, und, „ach," sprach er, „was erblickte ich da!" Mein neuer Leib glänzte wie helles krystallnes Gold, mein alter Leib aber lag grau, wie eine abgestreifte Hülle neben mir. O," fuhr er fort, „wie freu' ich mich auf meine Behausung im Himmel, die nicht mit Händen gemacht ist, und das Alles soll einem so unwürdigen Sünder widerfahren, wie ich bin?"

Nun endlich einige Tage hernach sprach Morgens die Stimme wieder zu ihm: „Bereite dich, denn morgen früh gehst du heim!" Mit feierlicher Beugung sagte er dieses seinen Angehörigen und Freunden, und freute sich wie ein Kind auf die dritte Stunde der Nachmitternacht, weil er in derselben bestimmt heimgehen dürfe. Da kamen Abends noch zu ihm mehrere christliche Freunde, die er bat, die Nacht vollends bei ihm auszuhalten und ihm Heimgangslieder zu singen, besonders von Hiller, den er ungemein liebte. Das thaten sie auch die Nacht hindurch in angemessenen Pausen, und der Kranke, der stets bei klarer Besinnung blieb, stimmte freudig mit ein bis gegen die dritte Nachtstunde hin. Da

sprach er zuletzt: „Nun, Brüder, singet mir jetzt mein letztes und liebstes Lied: ‚Christus, der ist mein Leben!‘“ Sie sangen es mit gedämpftem Tone bis zum Schlusse hin, — da schlug's auf dem Thurm drei Uhr, und plötzlich erhob sich der Kranke noch einmal mit dem freudigen Ausruf: „Ja! Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn!“ Nach diesem Wort sank er zurück, kehrte sich zur Wand und war selig verschieden. — Ich habe diese Begebenheit nach voller Wahrheit möglichst schmucklos erzählt, und als ich sie mit dem übrigen Lebenslauf des Vollendeten der Gemeinde vortrug, blieb bei Jungen und Alten kaum ein Auge thränenlos; es war ein allgemeiner Segen, der durch die Gemeinde ging.

Am 15. Juli hielt ich meine Abschiedspredigt, nachdem Abends zuvor mehrere theure Missionare mich mit dem nun auch vollendeten Sohne des sel. Häring besucht hatten. Damals lernte ich meinen theuren Freund und nachherigen Pathen meiner Kinder, den Missionar Dr. Felician Zaremba, von Wilna gebürtig, kennen und zwar also. Ich hatte schüchtern gefragt: „Wo ist denn der l. Bruder Felician?“ Da trat er augenblicklich hervor und umfaßte mich mit sprachloser Innigkeit, so daß mir das Herz vor Wonne zitterte. Sein Stammblatt, das er mir damals schrieb, lautete: „Wie so zart Er mit uns armen Würmlein umgegangen, Dahin werden keine Worte langen. Bete für deinen wandernden Bruder F. Z.“ —

Der Abschied von der geliebten Gemeinde am 17. Juli geschah mir sehr sauer; die guten Leute hatten mir zu guter Letzt eine Ehrenpforte errichtet, durch welche ich hindurchgehen sollte; ich zog es jedoch in voller Beschämung vor, mit meinem Freunde Stürner zur Hinterthüre hinaus durch einen Kuhstall mich zu entfernen und möglichst hinter dem Orte meinen Weg nach Gaisburg einzuschlagen, auf welchem mich der genannte Freund begleitete, während vier liebreiche Männer meinen gemietheten Flügel hinter mir hertrugen, bis wir mit einander das dortige Pfarrhaus erreicht hatten. —

Der würdige Pfarrer, kaum von einer mehrmonatlichen Melancholie und furchtbaren Migräne genesen, empfing mich

mit seiner edeln Gattin und den liebenswürdigen Kindern sehr freundlich und liebevoll, nachdem er kurz zuvor seinen ebenfalls gemüthskrank gewordenen Vikar, dessen Stelle mir nun im rechten Moment offen ward, hatte entlassen müssen. Auf seiner dämmernden Stirne waren noch einige Wolken des schweren, über ihn dahingezogenen Seelengewitters zu bemerken, weßhalb er mit seiner Gattin wenige Tage hernach einen Gesundbrunnen auf sechs Wochen besuchen mußte. Ich war im wohlhabenden Hause gar wohl versorgt und bewohnte zwei obere Zimmer, von welchen sich eine liebliche Fernsicht nach Untertürkheim und auf die Grabkapelle von Rothenberg eröffnet, deren goldene Kugel im Licht der Abendsonne gar freundlich herüber leuchtete. Aber des amtlichen Geschäfts in den drei Dörfern war übergenug, — jeden Sonntag zwei Predigten nach einander, nachher sehr oft noch eine große Communion, Mittags die Kinderlehre nebst Taufen und Krankenbesuchen, und Aehnliches auch in der Woche nicht selten, wie ich denn während einer Seuche in zwei Monaten fünfzig Mal zu predigen hatte. Doch that ich Alles von Herzen gerne, theils weil ich sehr gesund und rüstig war, theils auch, weil ich durch's Gebet und den gesegneten Umgang mit manchen Stuttgarter Brüdern stets neuen geistigen Zufluß empfing. Im Hause waltete ein milder, herzlicher Sinn, und während der Abwesenheit der Eltern lehrte ich ihr jüngstes, herziges Söhnlein Christoph, das später als achtzehnjähriger, blühender Jüngling starb, das Gehen mit so vielen unvergeßlichen Freuden, als wäre es mein eigenes Kind. Am reichsten jedoch fühlte ich mich durch den Umgang mit vielen damals in den Gemeinden selbst, wie in der weiteren Umgegend wohnenden glaubigen Seelen. Den Mittelpunkt derselben bildeten in Stuttgart der sel. Ludwig Hofacker, zu welchem ich gewöhnlich einmal in der Woche kam, um ihn in seiner langwierigen Krankheit zu besuchen; in Berg der patriarchalische Müllermeister Joh. Georg Boley, — der sel. Philipp Eberhard Wörner, dessen Leben ich in der Christoterpe 1850 beschrieben habe, und in Gablenberg der sel. Weingärtner Joh. Jak. Stöckle, über welchen ich schon im Jahr 1823 dem sel. Prof. Kanne

in Erlangen Einiges übersandte, das in seinem „Züge aus dem Leben erweckter protestantischer Christen" abgedruckt ist, und wovon hier nur Einzelnes stehen soll, weil nicht alle Leser dieser Schrift die betreffenden Bücher besitzen. Es war ein schönes, regsames, aber bescheidenes Glaubensleben in jener Zeit, ein lauterer, brüderlicher Zusammenhalt vieler von Christo neugebornen Seelen, die hinter den Augen der Welt und doch ohne Furcht ihren Wandel vor Seinem Angesicht führten und für Sein Reich arbeiteten. Mehrere dieser Stillen im Lande verdienen einer ungleich genaueren Erwähnung, als tausend Andere, die wohl viele Orden und glänzende Epauletten getragen haben.

Da war ein siebzigjähriger Klempnermeister in der Fabrik zu Berg, Namens Thiel von Breslau, „der Breslauer" genannt, ein in den Wegen Gottes erfahrener Glaubensmann, voll demüthiger Liebe, in seiner Jugend noch mit dem sel. Propst Silberschlag in Berlin bekannt, den er als seinen geistlichen Vater verehrte, und von dessen Predigten er uns erzählte. Es habe kein Apfel auf die Erde gekonnt, wenn er predigte, pflegte er zu sagen, und die Wirkung seiner Zeugnisse sei wunderbar gewesen. — Da war ein anderer Greis, ein Flaschner Bär, einst zur Brüdergemeinde gehörig, gar verborgen und still, seinem Beruf einsam nachgehend. Als ich ihn eines Tags über den Grund seiner Zurückgezogenheit befragte, bekannte er mir mit tiefem Ernste: solche Verborgenheit gezieme ihm, damit er seine der Ewigkeit entgegengehende Seele mit Zucht und Furcht in den Händen trage vor Gott. Er habe früher selige Zeiten in dem HErrn gehabt, sei aber durch Lauigkeit und Weltsinn von Ihm wieder abgekommen, und so habe sein Heiland ihn zu seiner unvergeßlichen Pein über dreißig Jahre lang in einer düstern Dämmerung zwischen Leben und Tod dahingehen lassen, bis ihm das Gnadenlicht erst spät nach tausend Schmerzensthränen wieder aufgegangen sei. Darum verhalte er sich billig ganz still als ein spät wieder Angenommener, damit er die überschwängliche Gabe Gottes nicht noch einmal verliere; denn die Qual der Armen sei lang und fürchterlich. Ich möchte ihn nur in seiner einsamen Lage belassen, weil

diese für ihn am besten passe. — Da dachte ich: ein Jahrhundert besteht aus 36,525 Tagen, ein Jahrtausend aus 365,250 Tagen, — und wie peinlich ist dem Schwerleidenden nur eine Nacht! Wie sollten wir uns fürchten, der langen, furchtbaren Todesnacht, wo kein gewisses Datum der Wiederkehr mehr vorhanden ist, durch muthwilligen Unglauben zu verfallen! —

Männer und Familien dieser Gesinnung wären noch mehrere zu nennen; das Haupt derselben bildete aber, ohne es zu wollen, der alte Müllermeister Boley. Er war zu meiner Zeit schon von seiner früheren Naturkraft herabgesunken, und saß in seinem Lehnstuhl, als ich ihn zum ersten Mal besuchte. Ich werde den ernsten feierlichen Blick seiner braunen hellleuchtenden Augen nicht vergessen, mit dem er mich ansah und ruhig willkommen hieß. „Es freut mich," sagte er, „Herr Vikarius, daß Sie etwas von der neuen Geburt wissen; denn ohne diese ist das evangelische Predigtamt nicht wohl zu führen; denn wer unsterbliche Seelen zu Gott leiten soll, muß selbst etwas Göttliches in der Seele haben." In diesem Geist redete er mit mir kurze kräftige Worte. Seine Augen hatten eine Art von königlichen Ausdruck und sein Antlitz eine fürstliche Signatur. Man sah es ihm an, daß er in Gott lebte und Gott in ihm. Lange Jahre hindurch war er in seinem von unzähligen Wagen und Zechgenossen durchwimmelten Ort als ein Noah, ein Prediger der Gerechtigkeit, dagestanden, und sein Zeugenwort blieb auch in der Umgegend nicht ohne Frucht. Im Alter dagegen, da seine äußeren Sinne nachließen, besuchten ihn nur noch Wenige, zu deren Einem er einst sagte: „Wenn du hörst, man habe den alten Boley begraben, so denke nur, man habe Fleisch und Bein eingescharrt, der Geist aber sei zu seinem HErrn heimgefahren!" Als er sterbend bald hernach in seinem Lehnstuhle saß, las ich ihm, dem scheinbar theilnahmlosen Manne, das fünfte Kapitel des zweiten Briefs an die Korinther vor. Da war es augenblicklich, wie wenn man frisches Oel auf einen verglimmenden Docht gießt; sein Geist wurde rasch lebendig in ihm; er hörte mit Andacht zu und bei dem Worte: „Der uns zu diesem bereitet hat, das ist

Gott!" schluchzte er laut auf vor Freuden. Dann schloß er sein schönes Auge, um dort wieder zu erwachen. — Ich stand an seinem Begräbnißtag, den 2. Januar 1823, neben seinen zwei erwachsenen Söhnen, als ihm der sel. Pfarrer Friederich von Kornthal, sein vieljähriger Freund, die Leichenrede hielt. Im Westen dämmerte der goldene Abschiedsglanz der Neujahrssonne, während der greise Pfarrer zu den Söhnen sprach: „Sehet wohl hinein in diese Gruft, ihr Söhne, denn aus diesem Grabe wird einst euer vollendeter Vater mit neuem Leib in der Herrlichkeit Gottes wieder hervorgehen; denn nur das Sündige, Weltliche verwest, aber was Jesus Christus den Seinigen gegeben hat, das wird ihr ewiges Besitzthum bleiben und sie Seinem Bild ähnlich machen."

Nach dieser Rede, die in allen Theilen vortrefflich war, hielt ich dem Vollendeten die Leichenpredigt, und blieb auch fortan mit der Familie in enger Verbindung, wie ich denn sowohl seiner frommen verwittweten Tochter, als auch dem jüngeren Sohne nach beiläufig 36 Jahren als Seelsorger die letzten Worte der Liebe in ihr Grab nachgerufen habe. — Von der Menschenkenntniß dieses ehrwürdigen Mannes und der durchdringenden Kraft seines Blicks stehe hier noch folgendes Beispiel. Er saß als älterer Mann eines Tags einsam in seinem Zimmer. Da trat ein fremdes Bauernweib mit einem Fäßchen herein und bot ihm Branntwein zum Kauf an. „Ich brauche keinen," erwiederte er; als aber das Weib ihr Offert mehrere Male zudringlich wiederholte, blickte er sie zuletzt ohne fernere Antwort ruhig an, worauf sie unruhig wurde und sagte: „Was sieht Er mich denn so an?" Er antwortete nichts, schaute sie aber noch immer mit dem vorigen Blick an, worauf sie in steigender Verlegenheit ihre Frage wiederholte und endlich heftiger ausrief: „Er braucht mich nicht so anzusehen! Ich habe nichts Böses gethan!" Als er aber seinen Blick nicht von ihr wandte, sagte sie in voller Angst: „Will Er mich denn mit seinen Augen erstechen? Weiß Er's denn? Ach Gott! ich sehe schon, Er weiß es; ich will's Ihm ja gern bekennen; Eins hab' ich gehabt." — „So so, Sie hat Eins gehabt," erwiederte er;

„ich habe Sie ja nicht gefragt." — „Ja," sagte sie, „Eins hab' ich gehabt!" — Er: „So, nur Eines?" — Sie: „Ja, weiß Er denn Alles? Ich habe Zwei gehabt; aber ich hab' ihnen gewiß nichts zu leid gethan!" — „So?" fuhr er fort, „Sie hat ihnen nichts zu Leide gethan?" und ließ seinen forschenden Blick fortwährend auf ihr ruhen. „Ach, Gott im Himmel!" schrie sie nun, „weiß Er denn Alles? Eins hab' ich umgebracht!" und mit den Worten: „Gott behüte mich vor diesem Manne!" stürzte sie zur Thüre hinaus und verschwand, bevor er sich besinnen konnte, was zu thun sei. — Wer gedenkt hier nicht der Schriftworte: „Der Geistliche richtet Alles, und wird von Niemand gerichtet?"

In Gablenberg war ich Hausfreund einer vortrefflichen Familie, bei welcher ich jedesmal bei meinen amtlichen Gängen dahin die herzlichste Aufnahme und Bewirthung fand. Es war der Weingärtner Philipp Conrad Rühle mit seiner Gattin Wilhelmine, geb. Heppeler. Die kinderlosen Ehegatten waren schon vorgerückteren Alters, und ihr Wohnzimmer ungemein still und traulich. Auf gleichem Stockwerk wohnte mit ihnen der Weingärtner Heinrich Nanz mit seiner gottseligen Gattin Jakobine, einer älteren Schwester der genannten kinderlosen Frau. Diese beiden Schwestern waren ein mir unvergeßliches Paar. Während die jüngere an der Seite ihres schlichten, biederherzigen Gatten voll sanfter Frömmigkeit, doch ohne besonderes Kreuz dahinging, stand die ältere, eine kinderreiche Mutter, bis an ihren Tod im Feuer der seltensten Trübsal. Sie hatte schon als sechsjähriges Kind beim Anblick eines blühenden Kirschenbaums aus besonderem Antrieb ihre Kniee gebeugt und den Heiland gebeten, sie auch zu einem solchen blühenden Baum zu machen, was ihr auch verliehen ward. Nach einer in lauterster Zucht und Frömmigkeit verbrachten Jugend verehelichte sie sich mit dem genannten wackeren Mann, mit welchem sie längere Jahre hindurch glücklich lebte, bis ihr einmal im Schlaf eine nächtliche Stimme zurief: „Daß ich mein Leiden tragen mög' gern in Geduld und Stille!" Augenblicklich erhob sie sich von ihrem Lager und bat ihren HErrn fußfällig um diese Geduld und Herzensstille, worauf ihr Gatte

nach wenigen Tagen in eine dunkle, ganz trostlose Schwermuth versank, aus welcher er auch bis an seinen Tod nicht wieder herauskam. Das wurde für sie ein Quell unsäglicher Leiden, führte aber auch ihr Herz in eine Gemeinschaft mit Gott hinein, in der sie in seltenem Maß für das Reich des Himmels heranreifte, so daß sie mir selbst bekannte, sie würde dieses ihr Kreuz nicht um alle Kronen der Welt vertauschen.

„Sehen Sie,“ sprach sie einmal zu mir, „wenn ich zwischen meinen Kühen auf die Streu niederkniee, und so ganz mein Herz in Seinen Schoos ausschütten kann, dann wird mir mein Stall zu einem Paradies!“ Diese Frau war es, die bei der Feier des heiligen Abendmahls mit einer solchen Andacht und Inbrunst des Geistes vor den Altar trat, daß ich mich bei ihrem Anblick der Thränen fast nicht enthalten konnte. Mit ihrem äußeren Bild stimmte ihr ganzer Sinn und Wandel vollkommen überein, wie auch bei ihrer jüngeren, erst vor ein paar Jahren im Wittwenstand hochbetagt entschlafenen Schwester. Viele meiner Freunde, die ich in dieses Haus führte, pflegten dasselbe ein echtes Bethanien zu nennen, und man fühlte sich auch in demselben von einem lieblichen Friedensgeiste durchweht. Viele neuerweckte Weingärtnerssöhne fanden sich an Sonntagsabenden im traulichen Zimmer des guten Philipp Rühle zusammen und gelobten mir oft, wenn ich ihnen eine kunstlose Stunde gehalten hatte, dem Heiland bis in den Tod treu zu bleiben. Doch hat nur die Minderzahl nach meinem Abschied dieses Versprechen erfüllt.

Der treueste Freund dieses Hauses war der ebenso fromme als liebenswerthe Weingärtner Joh. Jak. Stöckle. Selten habe ich einen holdseligeren Mann in unscheinbarer bürgerlicher Gestalt gesehen, als diesen Nathanael, aus dessen blauem Augenpaar der Friede Gottes wie ein ewiger Frühling herausleuchtete. Dieser Mann trug auf seiner Stirn das Gepräge: „Die Liebe Christi dringet uns“; wer ihn ansah, mußte ihn liebgewinnen. Er war im ganzen Ort ein wahrer Bote des Friedens, Gott gefällig und den Menschen werth; dabei fehlte es ihm aber auch nicht an der nöthigen Schärfe, wenn es unlauteren und aufgeblasenen

Geistern entgegenzutreten galt. So sprach einst in einer Privatversammlung ein geschwätziger Mann, der sich für einen Stundenhalter ausgab, zu ihm, er habe letzthin vor 80 Brüdern die Schrift ausgelegt. Stöckle, der ihn durchschaute, erwiederte ihm: „Und mich dauern alle die 80, die dir zugehört haben!“ Denn jede Verstellung war seinem klaren Gemüth unleidlich.

Der theure Mann beschloß sein Leben am 5. April 1822 im Alter von 59 Jahren auf eine selige, seinen Freunden unvergeßliche Weise. Eine schmerzliche Unterleibs-Entzündung warf ihn auf's Sterbelager; aber die Ungeduld und Todesfurcht standen ferne davon, und lauter Worte der edelsten Hoffnung und Liebe kamen über seine sterbenden Lippen. Als ich tief bewegt und weinend an seinem Bette stand, sprach er mit holdseligem Ausdruck: „Weinen Sie nicht darüber, daß ich zum Heilande heimgehen darf, denn darüber ist ja nicht zu weinen; werden Sie aber ein rechter evangelischer Zeuge nach Seinem Herzen!“ — Zu seinem Pathenkinde Minchen, einer Tochter der vorhin genannten Jakobine Nanz, sagte er: „O du liebes Minele, weine nicht, sondern folge nur dem Heilande nach! Wie herrlich wird's dann einmal sein, wenn wir unter den Bäumen des ewigen Paradieses mit einander spazieren gehen dürfen!“ — Es war ein Charfreitag, als er voll Friedens entschlief, und als ich ihm die Leichenpredigt am Ostermontag hielt, vermochte die Kirche die Menschenmenge, die aus der Nähe und Ferne herbeigeströmt war, weitaus nicht zu fassen, — denn er war ein leuchtendes Licht weithin gewesen, und heute noch lebt sein Name als der eines gesegneten in seinem Dorfe fort bei Allen, die irgend ein Gefühl für das Reich unsres Gottes und Heilandes im Herzen bewahren. —

Damals galt das Evangelium noch etwas in jenem und den meisten benachbarten Orten, und war das einzige Schutzmittel und Gegengift wider den eiteln Wandel nach väterlicher Weise, das einzig wahre Lebenselement einer edleren Gesinnung. Dieß habe ich bis heute als unverkennbare Wahrheit erfunden. Was soll denn der arme, namentlich ungebildete Mensch treiben, wenn nicht die Liebe Christi, wenn

nicht das göttliche Wort in ihm lebt? Er muß doch etwas in weiter Welt zu seiner Sättigung und Vergnügung haben; aber er hat wahrlich, besonders im niedrigen Stande, nur Essen und Trinken, Tanzen und Schwärmen, Geiz und leeres Weltgeschwätz, wenn er Christum, das Element unsres Lebens, nicht kennen und liebhaben lernt. All der Unfug unsrer Kirchweihen und Hochzeiten, Volksfeste und Lichtkärze u. dergl., wobei es auf lauter Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Leben hinausläuft, wie bei den Bällen, Casino's und Carnevals, sind Vergnügungen der Geistlichtodten, und kein Polizeigesetz vermag sie zu beseitigen, — kein Kanzeltumult eines gesetzlichen Zeloten, keine kirchenkonventliche Strafe, — denn dabei fordert meistentheils ein Todter das Leben vom anderen, und sie lassen sich gewiß ihre Träberlust nicht nehmen, bevor sie das Manna verkostet haben. Lernen sie aber dieses erkennen, dann wird es anders mit ihnen, dann stößt das neuknospende Frühlingslaub die verwelkten zähen Blätter der Eiche von selber ohne Messer und Hippen ab, und was dem Gesetz unmöglich ist zu geben, das bringt die Gnade dann von selbst hervor. —

In diesem Sinne sprach auch der sel. Pfarrer Friederich von Kornthal oft zu mir, wenn ich ihn jezuweilen auf einem Pferde meines gütigen Herrn Pfarrers besuchte. Einmal blieb ich mit ihm in seinem Schlafzimmer über Nacht. Da gab mir der edle, viel erfahrene Mann zuerst mancherlei wohl erprobte Regeln über das rechte Predigen, unter andern auch diese: „Studiren Sie Ihre Predigten stets gründlich aus dem Urtext, unter fortwährendem Gebet, und schreiben Sie dieselben immerhin bis in Ihr fünfzigstes Lebensjahr gründlich nieder; memoriren Sie auch das Geschriebene, wenn auch nicht servil, doch dem Inhalte nach getreulich, weil Ihnen der HErr alsdann im mündlichen Vortrage noch Manches außerdem dazu schenken kann. Fliehen Sie stets die Trägheit und Bequemlichkeit Derer, die ihre Predigten in einer schnellen Disposition auf ein Blättchen werfen, aber dafür auch wenige zusammenhängende, gründliche Gedanken vorbringen; denn an diesen erfüllt sich zuletzt das Wort: ‚Frühe Blättler, späte Bettler;‘ und wenn sie auch in höhe-

rem Pathos oder mit allerlei schnellfertigen Einfällen daherfahren, so leisten sie doch nichts Gesalbtes und Bleibendes, weil sie nicht treu verfahren. Paulus sprach zu Timotheus: ‚ἐν τούτοις ἴσθι,‘ d. h. darin sei, studire fleißig und thue deine Schuldigkeit, sonst kommt kein Segen von oben dazu. Denn was so wohlfeilen Kaufs erzeugt ist, bleibt auch den Zuhörern wohlfeil. Sie merken's wohl, ob Einer sich aus Achtung und Liebe für die Gemeinde wohl präparirt hat, oder ob er sie mit einem schnellen Wortkram abfertigt. Unser Hoffmann sagt: ‚Ich habe, wenn ich zur Gemeinde spreche, wohl lauter Gedanken in mir, die Niemand siehet, und stehe doch wie ein umgekehrter Mehlsack vor ihr.‘" — Solches und Aehnliches sprach der fromme Greis, und es ist mir unvergeßlich geblieben. — Dann aber redete er über sein Lieblingsthema, über Jerusalem und dessen Gassen und Thore, über die Hoffnung Israels und seine Wiederkehr, — bis ich vor Mattigkeit einschlief und erst mit Tagesanbruch wieder erwachte, um dem alten, theuren Jerusalemiten, der mit diesem Texte nie fertig wurde, mein Ohr abermals zu leihen. — Der frühere, etwas krasse Chiliasmus dieses wahrhaft frommen Mannes war damals längst abgeklärt, und man fand in ihm blos den von sanftem Heimweh durchdrungenen biblischen Zioniten, dessen Augen stracks gen Jerusalem schauten, dessen Umgang auch für einen jüngeren Geistlichen in gleichem Grade lehrreich und erbaulich war. Jerusalem hatte für ihn eine Anziehungskraft, wie nichts Anderes in der sichtbaren Welt; er trug auf seiner elfenbeinernen Tabaksdose ein möglichst rektifizirtes Bild desselben von den Zinnen der Davidsburg an bis tief nach Gethsemane hinunter, und studirte mit allem Fleiße die Reiseberichte derer, welche diese im Wittwenkleide trauernde Stadt Gottes gesehen hatten, freute sich auch ungemein auf die Zeit, wo das bekehrte Volk Israel sein Erbtheil wieder empfangen würde, um unter dem Schatten des königlichen Throns seines Messias zu wohnen.

Das herrliche Jahr 1822 kann ich nicht mit Schweigen übergehen. Besonders köstlich war der lichtglänzende, schon im März beginnende Frühling, der bereits in der Mitte des April die Blüthen der Kirschen- und Zwetschenbäume aus

ihren Knospen rief. Vom 14. bis 16. April saß ich Vormittags stillvergnügt in einem Gartenhause meines Herrn Pfarrers und erging mich nach Herzenslust in der heil. Schrift, aus deren Hauptstücken ich mit kindlicher Begeisterung einen Cyclus von Gedichten gestaltete. Ich durchging die ganze Bibel von der Schöpfungsgeschichte bis zum letzten Kapitel der Offenbarung, um die mich besonders fesselnden Scenen und Momente poetisch darzustellen, und es floß mir leicht und lebendig aus dem begeisterten Herzen, so daß am Abend des dritten Tags immerhin dreißig Gedichte fertig lagen, von welchen ein ziemlicher Theil in der ersten Sammlung meiner Gedichte gedruckt ist. Dabei hatte ich nichts als eine Tabaksdose zur Hand, welche mir von den Jungfer Uhlandinnen in Feuerbach zum ersten Christfest verehrt worden war. — Die Fülle der Trauben und Baumfrüchte jenes Jahrs war eben so groß als vortrefflich. Wenn die Weingärtnersleute dem Herrn Pfarrer nach gewohnter Weise Trauben und Obst brachten, bekam der Herr Vikar auch einen Teller oder ein Körblein für sich, so daß ich bei diesem süßen Ueberflusse ganz verleckert wurde und es mir wohlgefallen mußte, eine Bergamotte der Verspeisung zu würdigen, weil ich, außer zwanzig bis dreißig Körbchen voll Trauben, die ich versandte, dieser damals sehr frühreifen Früchte so viel besaß, daß ich bis in den Dezember hinein davon schwelgen konnte. Einmal trug ich ein wunderschönes großes Traubengehänge nach Stuttgart, um es meinem l. Herrn Dekan Hofacker zu überreichen. Es war so bunt und prächtig, daß die Leute hinstanden und es bewunderten, als ob ich, ein anderer Kaleb, geradenwegs aus Kanaan damit herkäme, und mein gestrenger Herr Dekan selbst, von der seltenen Schönheit betroffen, anfangs sich weigerte, es anzunehmen, weil, wie er sagte, meine Eltern den ersten Anspruch auf dieses Prachtstück besäßen. — Jahrgänge solcher Art bleiben einem fühlenden Menschen lebenslang unvergeßlich; sie sind gleichsam die atmosphärischen Genie's des Jahrhunderts, und das folgende Jahr 1823, das anfangs zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigt hatte, fiel wegen der anhaltenden Herbstregen um so betrübter aus, weil die Weinstöcke ihre Blätter verloren, und im Herbst die

ungezeitigten fuchsrothen Trauben zu Tausenden gar jämmerlich an ihren verschrumpften Stielen hingen. Da mochte man eines mißrathenen Genie's gedenken.

Ich wurde übrigens der beiden Jahre 1822 und 1823 bei vielem äußerlichen Segen und Wohlsein doch nicht im innersten Herzensgrunde froh, weil ich mich in Absicht auf den Gang meiner Begnadigung von Gott in ein selbstgemachtes Bild überaus hartnäckig verfangen hatte. Durch das Lesen von Kanne's Selbstbiographie hatte sich der Gedanke in mir festgesetzt, ich müsse von dem HErrn selbst durch einen außerordentlichen unmittelbaren Gefühlseindruck meiner Seligkeit versichert werden. Mein ganzes Gemüth raffte sich zusammen, um eine besondere Versiegelungsstunde durch unablässiges Gebet Ihm abzudringen, und demgemäß verbrachte ich unzählige Stunden, statt in Betrachtung des einfachen Schriftwortes, in stetem selbstwilligem Gebet um dieses vermeintlich höchste Gut. Mehrere Jahre lang war es mir auch unbegreiflich, wie ein sündiger Mensch im Gebet laß werden könne. Daneben nahm ich mir täglich den treusten, allerpünktlichsten Gehorsam gegen seine Gebote vor und zerarbeitete mich in diesen Vorsätzen oft in einem solchen Grade, daß mir schon ein unbewachter Blick, ein heiteres Wort, ja zuletzt ein schnelles Aufheben des Spazierstocks zur Sünde wurde. *)

---

*) In seinem Tagbuch bemerkt er am 18. Februar 1824: „Nach dem Essen war ich entsetzlich leichtsinnig, indem ich den kleinen Christoph mit der Katze ängstigte und mich ganz der Thorheit hingab. Ging zerrissenen Herzens spazieren auf die Waldhöhe bei Wangen, — oben betete ich weinend, — dichtete dieses Lied raptim captim.

O Eitelkeit, wie hast du mich
Tief in dein Netz geschlungen,
O Geist der Welt, wie hast du dich
Dem Herzen aufgedrungen!
Ich kenne dich! im tiefsten Grund
Der Seele hab' ich längst den Bund
Mit deinem Tand verfluchet,
Und bess'res Gut gesuchet.

Wie schwer fiel dabei die tägliche gehäufte Arbeit auf mein Herz, weil ich mir eine geraume Zeit lang einbildete, nichts predigen zu dürfen, als was ich im unmittelbarsten Frieden Gottes erfahren hätte! Daneben regte sich in mir doch auch die natürliche jugendliche Lebenslust, z. B. die Liebe zur Poesie und zum Klavierspiel, und gewöhnlich wurden mir auch Erholungen dieser Art zur Sünde, so daß ich manches heiter empfangene Gedicht sofort wieder verbrannte und sonst manche bildende Lektüre mit ängstlichem Argwohn von der Hand wies, um nicht rückfällig zu werden. Einigemale genoß ich ganz unerwartet, wenn es mir oft am schwersten zu Muthe war, selige Zeiten, so daß mein Friede wie ein Wasserstrom war und meine Gerechtigkeit wie Meereswellen. Namentlich erinnere ich mich eines Tages, da ich auf einen im HErrn verstorbenen Jüngling ein Gedicht zu fertigen hatte und mir der Stoff zu dem Schlußvers mit

---

Und dennoch lieg' ich Armer noch
Gebunden und gefangen,
Und sehe, ach! dein schweres Joch
An meinem Halse hangen;
Ich weiß, wie kurz die Lebensfrist,
Wie weit der Weg zur Heimath ist
Und muß bei allem Wissen
Doch Ruh und Weisheit missen.

Was ist es doch, die Ewigkeit
Mit offner Pforte sehen
Und dennoch müßig und zerstreut
Durch Wüsteneien gehen!
So flieht ein Tag, ein Mond, ein Jahr,
Indeß der Geist sich immerdar
Hinauf zum Lichte windet,
Und keine Leuchte findet!

Komm, ew'ge Weisheit! sieh' mich an
Und laß mich weise werden,
O ziehe mich auf bess'rer Bahn
Hinweg vom Spiel der Erden!
Ja, binde mich, mein Gott, an Dich,
Und laß mir nicht umsonst Dein Licht
Erschienen sein! Dich wähle
Auf's neu' die trübe Seele.

einem Mal ausging. Da dachte ich: „Was willst du denn in diese vier letzten Zeilen hineinlegen?“ Die Seele sprach: „Mein ganzes Herz.“ Demgemäß schrieb ich folgende Zeilen: „Jesu Christ, mein Sehnen bist Du, und wenn mir Nichts verbliebe, Du und deine Liebe!“ — Augenblicklich ward mir's, als fragte mich der HErr selbst: „Ist dir's wirklich so zu Muthe?“ Ich sprach innerlich: „Ja!“ Und nun war es mir, als erwiederte Er: „Dann ist es mir auch gegen dich so zu Muthe!“ Ich legte die Feder weg, von einem unaussprechlichen himmlischen Wohlsein durchdrungen, und fühlte sogleich, daß das ewige Lob Gottes die höchste Bestimmung des Menschen ist. Immerfort klang in mir das triumphirende Wort: „Alle meine Gebeine müssen sagen: HErr! wer ist wie Du?“, und empfand es tief über alle menschliche Beschreibung, daß es schon jetzt ein ewiges Leben gibt. Als ich bald hernach die Kinder des Hauses auf den Cannstatter Wasen hinabgeleitete, um die Vorbereitung zu dem am andern Tage stattfindenden Volksfest anzusehen, sah ich wohl Alles mit an und sah doch nichts, hörte Alles und hörte doch nichts, redete mit Menschen und war doch still, und meine Seele jauchzte gen Himmel: „Freuet euch mit mir, ihr himmlischen Heerschaaren, und du, Erde, jauchze mit mir! denn ich habe Jesum gefunden!“ War ich zuvor gegen meine Hausgenossen unter dem langen Gesetzesdruck oft ungemein trocken und kleinlaut gewesen, so ging ich nun gleich einem still heiteren, harmlosen Kind unter ihnen daher, that alles Geschäft mit Freuden und hatte beständig nur noch eine Furcht, die gleich einer fernen Wetterwolke das Herz bedrohte, diese selige Stimmung durch Untreue wieder zu verlieren. Das geschah denn auch zu meinem unaussprechlichen Gram acht Wochen hernach, als ich eben mit L. Hofacker hinter dem Stuttgarter Katharinenhospital hinaufging, ohne daß ich mir erklären konnte, warum; denn ich stellte damals meinen gesammten Gnadenstand noch allein auf subjektive Empfindungen und Erlebnisse. Noch fühle ich's, wie es sich auf einmal schwer über meine Seele legte, der Wolke gleich, welche den klaren Stern in dichter Finsterniß verbirgt, und ich wandelte wieder mehrere Wochen lang einem Halbtodten gleich umher, verstört,

rathlos und verlassen, sonderlich aber zum Predigen so durchaus unfähig, daß mir das Studium zur wahren Folter wurde und ich einmal nach einer bang durchseufzten Nacht noch Morgens und bis zur Kirche hin kein Thema, keinen fließenden Gedanken in mir hatte und mich in der Verzweiflung auf den Boden warf, bis ich genöthigt ward, auf die Kanzel zu treten, wo ich dann in äußerster Herzensangst eine Predigt aus dem Stegreif hielt. Solche und ähnliche Qualen bereitete mir die Verkennung des ächten Evangeliums, die vornehmlich darin bestand, daß ich, wenn auch in guter Meinung das von Christo erst bereitet sehen wollte, was schon bereitet ist, — daß ich in der Zukunft suchte, was schon in der Vergangenheit liegt. Ich habe mir zu jener Zeit meine Hörner am Berge Sinai fürchterlich abgelaufen, und das, was der Jude durch Werke zu Stande bringen will, durch eigenwilliges Gebet im Gefühle zu erstreben gesucht, dennoch aber die ewige Heilsordnung des Neuen Testamentes dadurch nicht zu beugen vermocht. Meine seligsten Zeiten, die mir der HErr aus Erbarmung jezuweilen gab, um mich nicht verzagen zu lassen, verderbte ich wieder durch das eigene Wirken, dem thörichten Kranken gleich, der nicht des erfahrenen Arztes Verordnung befolgt, sondern dem Arzt Rezepte schreibt, und es war eine göttliche Treue, daß mir der HErr diese verkehrten Bestrebungen mißlingen ließ. Es wäre eine Heuchelei gewesen, diese Herzenskrankheit meinen vertrautesten Brüdern nicht zu bekennen, und Einer derselben sagte mir einst: „Warum gibst du dich denn mit der vollendeten Erlösung deines HErrn nicht zufrieden? du kommst mir vor wie ein Mensch, dem ein Becher Weins vollauf eingeschenkt ist; du aber glaubst das nicht, gießest daher immer voll Angst weiter nach, und siehe da! Alles läuft neben hinunter, lauter verlorene Zeit, Kraft und Mühe!" Aber selbst diese so verständliche Sprache verstand ich damals nur halb, so fest gerannt war ich in meinem genannten Phantasiebilde, — denn ohne Gefühl wollte ich durchaus nicht glauben, und dieser Irrthum hat mir viele Jahre meines Lebens mehr oder weniger verdüstert. Für Andere konnte ich glauben, war auch

von der vollendeten Erlösung überzeugt und wählte dennoch für mich das Schwerere, das Unmögliche.

In diese Zeit fällt der Eintritt des Vollendeten in den Kreis christlicher Freunde,*) welche schon in ihrer gemeinsam zu Tübingen verbrachten Studienzeit sich brüderlich an einander angeschlossen hatten und seit ihrem Scheiden von jener Hochschule einen fortgehenden brieflichen Verkehr unterhielten. Der erste Circularbrief, den der Verewigte an diese Freunde schrieb, wird hier um so mehr mitgetheilt werden dürfen, da in ihm der erst kurz zuvor für Christum Gewonnene selber von den inneren Kämpfen und Erlebnissen spricht, die er damals durchzumachen hatte. Er lautet im Auszug folgendermaßen:

Gaisburg, 17. Januar 1822.

Liebste Brüder!

Seid herzlich gegrüßt und umarmt im Namen unseres lieben treuen Heilandes, der mitten unter denen ist, die auf Ihn verbunden sind! Ihm, dem Lamm Gottes, das uns geliebet hat und gewaschen von unseren Sünden mit seinem Blut, sei Ehre und ewiges Reich! Sein Geist sei mit unserem Geiste, und stelle uns Alle dereinst rein und unsträflich vor's Angesicht des himmlischen Vaters!

---

*) Zu diesem nunmehr sehr bedeutend gelichteten Freundeskreis gehörten: der † Prediger Theophil Passavant in Basel, Hans Burkhardt, Prediger in Schaffhausen a. Rh., sein als Rektor einer Töchterschule in Basel † Bruder Lucas Burkhardt, Dr. Christian Gottlob Barth, † in Calw, Christian Gottlieb Schnaufer, Pfarrer in Bernloch bei Münsingen, Emil Wilh. Krummacher, Prediger in Duisburg, Friedrich Ball, Konsistorialrath in Koblenz, Ludwig Müller, † Prediger in Bremen, Paul Märki, † Prediger in Bruch im Kanton Appenzell, Ernst Koch, † Prediger zu Wallern in Oberösterreich, Dr. Christian Friedr. Kling, † Dekan in Marbach, August Seeger, † Pfr. in Sielmingen bei Stuttgart, Chr. Fr. Bezner, † Pfr. in Altburg bei Calw, Andreas Bräm, Prediger zu Neukirchen in Rheinpreußen, Christian Burk, Pfr. in Echterdingen bei Stuttgart, Wilh. Roos, Pfr. in Ditzingen bei Stuttg., Emanuel Burkhardt, früher Prediger im Basler Gebiet, nun in Basel wohnhaft. A. d. H.

Es hat mich innig beschämt und doch erfreut, daß Ihr mir gestattet habt, in Eurem Bruderkreis einzutreten als ein armer elender Mensch, noch großentheils erstorben an Leib und Seele, aber aus dem Unflath dieser Welt zu Dem hingezogen, der uns Leben und volle Genüge darbeut. O daß ich Ihn umfassen könnte aus aller meiner Macht, Tag und Nacht, daß er einmal mein erstorbenes Gebein kräftiglich anwehte mit dem Hauche seines Mundes und auch mir vollgültig zuriefe: „Stehe auf und folge mir nach!“ Zwar hat er es schon oft gethan und ich fühle das Wehen des Geistes, bei dem man nicht weiß woher, noch von wannen er wehet, aber — Ihr wißt selbst, was ich sagen will — warum schläfst du, o Seele, vor den Pforten des Himmels und gehst nicht hinein, wenn der Bräutigam dich ruft? Warum verzagst du, wenn der treue, wahrhaftige Zeuge, der Gott Amen dich einladet? Warum kannst und willst du eher alle Berge und Hügel ersliegen, nur nicht die Stätte Golgatha, wo die ewige Liebe für dich am Kreuze verschmachtet ist? Warum sinkst du eher in alle Tiefen hinab, ehe dir einfällt, im Garten Gethsemane, wo die blutigen Schweißtropfen auch dir zu gut vergossen wurden, vor deinem Erbarmer dich niederzuwerfen und anzuhalten im Flehen, wie einst Jakob bis zur Morgenröthe rang und flehte: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn?“ — Brüder, liebste Seelen! was kann man dazu sagen, als sich beugen vor der Erbarmung und Geduld dessen, der uns stehen lässet, obschon wir längst verdient hätten, abgehauen zu werden? Aber wohl Euch in Vergleichung mit mir Elenden! Denn bei Euch ist dieser Kampf seinen ersten bittersten Anfängen nach durchgekämpft, — das habe ich in Euren Briefen gehört und gefühlt: saget nichts dagegen, denn ich weiß wohl, daß der Demüthige von sich selbst anders redet; ja, bei Euch ist's besser, und das Hindurchgehen von einer Gnade in die andere, das Herausgehen von einem Tode aus dem anderen ist bei denen völliger, die frühe angefangen haben den HErrn zu suchen, bei denen die Sünde weniger tiefe Wurzeln schlagen konnte, sei's daß Erziehung, sei's daß besondere Gnadenzüge des Vaters, sei's daß Erweckung durch Bruderbeispiel es thun mochte; o, es ist ein bitteres Ding, aufzuwachen im Sündenpfuhle, in den man sich im Uebermuth des Lebens hineintriumphirt hat, dazustehen, den Leib voll Träber, die man

mit den Schweinen fraß, und die auch die besseren Genüsse des neuen Geistes lange Zeit vergiften und verkümmern — und endlich — dem HErrn sei ewig Lob und Dank, doch nicht zu spät! — einzusehen, daß Alles, was man früher für Gewinn achtete, nichts als Koth und Schaden sei.

Hier stehe ich nun vor den Augen des heiligen Gottes, der mich erkennt und vor dem alle meine Sünden am Tage liegen, und weiß nichts zu sagen als: „O HErr, sei mir armem Sünder gnädig!" — Aber selbst bei diesem Worte bin ich nicht rein; während die Lippe beugungsvoll redet, empört sich das stolze Herz wieder und möchte im alten Götzentempel sich selbst Weihrauch streuen, oder wenn ich Gnade vom Heiland erfleht habe, weicht wohl der laute Grimm des Eigenwillens, aber er kehrt nur giftig geschminkt im Gewande der falschen Demuth zurück; das Herz ist tief wie die Hölle; in jedem Herzen muß der HErr eine Höllenfahrt halten, um dem von den Banden des Satans gefesselten Geiste Freiheit und Vergebung zu verkündigen. Tausendmal rafft er sich dann auf und ergreift das Wort des Lebens, tausendmal sinkt er wieder zurück und krümmt sich wieder im Staube, oder er brütet im dumpfen Mittelstande hin, lau, verzagt und doch trotzig; kommt dann die Stunde der Gesellschaft oder sonstigen Umgangs, so stellt sich Menschenfurcht und Menschengefälligkeit ein; wie ein Chamäleon wechselt die schwankende Seele ihre Farben; die Zunge, von der Hölle entzündet, verderbt und vereitelt den einsamen Gottesdienst wieder, — und dann zwischenein wieder die Mahnungen der ewigen Liebe, der Blick, den Er Petro zuwarf, — und das Gefühl, du solltest und willst nicht! du willst und thust's nicht! du hast keinen Halt, — in der nächsten Stunde, nachdem du Ihm Alles versprochen, Ihn bei seinem Blute gebeten hast, bei dir zu bleiben, kannst du Ihn wieder wissentlich kreuzigen, Ihm Schande machen und willst nicht im Glauben an Seiner Seite gehen, — dann wieder einsame Reue, bittere Thränen, Gnade und Barmherzigkeit von Seiner Seite, — und erneuerte Untreue, neues Straucheln und Fallen, neue Sünden, Vergessenheit, als ob ich Ihn nie gekannt, nie gebetet hätte, als ob ich Ihm nichts schuldig sei, — o theure Seelen, das ist das Bild meines Lebens. — Und doch ist der Prozeß gewonnen! doch hat Er auch für mich geblutet und stößt keinen hinaus, der zu Ihm kommt.

Ich traue auf Ihn, Der auch mich, den Elendesten, berufen hat. Sein heiliges Blut ruft um Barmherzigkeit. Ach, daß ich einmal mich Ihm ganz hingeben, ganz an Sein Kreuz anschmiegen möchte, den einzigen Balken, der uns in den Hafen der Ruhe trägt, nachdem wir im Meere dieser Welt Schiffbruch gelitten haben! O herrliche Freiheit der Kinder Gottes, ewiges Morgenroth, wann wirst du über meiner finsteren Seele aufgehen! Wann werde ich dahin kommen, daß ich das Angesicht des lebendigen Gottes schaue!

Nun sind wir meilenweit zerstreut, aber Eine Sonne, Ein Morgenstern leuchtet uns Allen. Ach, er gehe bald in unseren Herzen auf, daß unsere Freude völlig sei! Euer Bruder in Christo

Albert Knapp, Vikar.

Aus den in jener Zeit gemachten Erfahrungen habe ich später Folgendes gemerkt. Eine sündige Seele kann von Christo wahrhaftig ergriffen, von ihrem Verderben überzeugt, und in der Anrufung ihres Heilandes sehr eifrig sein, und dabei dennoch sich in der Menge ihrer eigenen Wege zerarbeiten. Das erste Fundament des neuen Lebens ist und bleibt der Glaube an Jesum, den Sohn Gottes, und wer darauf steht, gehört nicht mehr der Welt, sondern dem HErrn an. Damit ist aber im Herzen des Glaubiggewordenen noch lange kein dauernder Friede gestiftet, bevor er sich das priesterliche Verdienst seines Versöhners im kindlichen Glauben aneignen und ohne Zuthat eigener Werke darauf beruhen lernt. Denn das Spezifische des ächten christlichen Wesens besteht im unbedingten Glauben an die freie Gnade des Gekreuzigten; alles Andere, das nebenaus sich verliert, gehört entweder zum Judenthum oder gar zum Heidenthum. Wahrlich, es ist etwas ganz Anderes, im Allgemeinen sich zu Jesu zu bekennen, — denn auch hiebei bleiben Tausende lebenslang unter dem Gesetze stehen und verkommen darunter mit den Anläufen und Strebungen einer eigenen Heiligkeit, ohne jemals zum Genusse der göttlichen Kindschaft, noch zu einem lebendigen, freien Gehorsam, noch zu einer gewissen Hoffnung des ewigen Lebens zu gelangen, — und ein Anderes, alle guten Hoffnungen von sich selber schlechthin aufgeben, sich unter die Sünde verschlossen erken-

nen, an Den glauben, der die Gottlosen gerecht macht und dann erst ein neues kindliches Leben aus dem ächten Grunde des neuen, ewigen Testamentes heraus zu beginnen. Da wird dann aller eigene Ruhm zu nichte und Christus Alles in Allem. — Aber wie Viele gelangen hiezu? Antwort: Verhältnißmäßig nur Wenige; denn die Meisten sind innerlich krank, weil sie ihr Eigenes nicht lassen mögen, und anstatt ganz von der Gerechtigkeit Christi zu leben, leben sie von ihrer vermeintlichen Heiligkeit und verwechseln im ungebrochenen Selbstgesuch das im Feuer durchläuterte Gold Christi mit ihrem werthlosen Katzengold. Darum hat der sel. Zinzendorf mit gutem Recht gesagt: „Ein Mensch, wenn er auch im eigenen Geiste den dritten Himmel erflöge, bleibt innerlich doch ein Feind Gottes, bis das Blut des Lammes sein Herz besprengt," und diesen Glauben an Christum meint der sel. Luther, wenn er sagt: „Wenn Gott einem Menschen den lebendigen Glauben an Christum schenkt, so ist es ein größeres Wunder, als wenn er noch einmal Himmel und Erde aus Nichts erschüfe" (Eph. 1, 19.).

Dieser Glaube an die objektive, ein für alle Mal geschehene, durch die Auferweckung Christi so herrlich versiegelte Versöhnung der gesammten Sünderwelt, wie der einzelnen Sünderseele, die keiner Wiederholung oder Ergänzung von Seiten des Menschen bedarf, war es, was mir viele Jahre hindurch nur in schwankendem Dämmerlicht vorschwebte, manches Mal ganz mangelte. Ich lebte vom beständigen „morgen", anstatt vom „gestern", — von einer Hoffnung auf meine subjektiven Zustände, anstatt vom kindlichen Glauben an das herrliche Objektive, das nur Christus vollbringen konnte, und das Er durch das Opfer Seines heiligen Leibes auf ewig schon vollbracht hat. Darum blieb bei allen noch so wonnevollen, süßen Gnadenerfahrungen, die mir das Leben und Wirken Christi zur vollen Gewißheit machten, doch immerdar ein dunkler Grund, ein bodenloser Seufzer in der Seele zurück; denn ich verstand es nicht, die neutestamentliche Gnade bei vorkommenden Mängeln und Verfehlungen festzuhalten, immer und immer wieder verdienstlos zu ergreifen und bei der Reue darüber nur von Gnade zu

leben. Ich verstand nicht, was Paulus Röm. 3. schreibt: daß es bei der ächten Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, — aus Glauben in Glauben geht, d. h. daß wir unaufhörlich die Gerechtigkeit Christi von Neuem ergreifen, jede Befleckung immer und immer wieder im offenen Borne des Heils abwaschen müssen, und den Purpur der Gerechtigkeit Christi, wenn er, daß ich so sage, von uns befleckt oder zerrissen worden ist, nicht mit den fadenscheinigen Lappen unsrer eigenen Gerechtigkeit reinigen und ausbessern können. — Die sichere Welt achtet das nicht; es ist ihr, wie das ganze Evangelium, eine Thorheit, — und doch hat der große Apostel Paulus in seinem eigenhändigen Brief an die Galater zunächst über diesen wichtigen Punkt geschrieben, damit man nicht im Geiste beginne und hernach im Fleische vollende, d. h. damit man nicht die einmal empfangene Gnade blos als einmalige Grundlage betrachte, um hernach in eigener Heiligkeit darauf weiter zu bauen, sondern damit man auf der freien Gnade sein Lebenlang beharre und bei allem neuen Gehorsam ein Sünder verbleibe, — weil man ohne diesen Sinn dem eigenen Dünkel des alten Menschen ganz geheim die Thüre wieder eröffnet, dem Fleische wiederum unter geistlichem Vorwande auf's Neue verfällt und dabei eine Art von evangelischem Katholizismus übt, der im Grunde nicht anders, auch nicht viel besser ist, als der römische, — weil beide Gesinnungen doch nur zuletzt in einem geheimen Haß gegen die absolut freie Gnade des HErrn zusammenfließen und auch in den evangelischen Gemeinden gar tiefe Zertrennungen anrichten. Wo der lautere Glaube an diese herrliche Gnade nicht absolut vorherrscht und nicht mit dem Geiste der Zucht Alles durchdringt, da bleibt das Herz im Innersten ungebrochen, da werden Sekten geboren und der Geist einträchtiger, kindlicher Liebe kann vor der eigenliebigen Subjektivität nicht, wie er soll, emporkommen. Darum bin ich fest überzeugt, daß der einfältige Glaube an das Wort vom Kreuz den einzig wahren Halt und den dauernden Einigungspunkt für sündige Seelen bildet.

Die Kraft dieses Wortes ist, wo es in Lauterkeit aufgenommen wird, eine wahrhaft bewunderungswürdige. Um jene

Zeit kam ein junger gebildeter Mann, dessen früheres Leben nicht ohne Vorwurf war, von der Macht dieses Wortes ergriffen, öfters zu mir, in der Absicht, den Weg des Friedens durch mich kennen zu lernen. Ich sagte ihm denselben, so gut ich's vermochte, und fand bald, daß es ihm von Herzensgrund um das neue Leben in Gott zu thun war; doch ging er ein paar Monate noch ziemlich unruhig und unklar dahin. Eines Tags aber erschien er in einer besonders stillen, seligen Fassung seines Gemüths, und der Friede Gottes leuchtete aus seinem Antlitz. Schweigend und feierlich blickte er eine geraume Zeit vor sich hin, und als ich ihn zuletzt fragte: „Was ist dir? du bist ja heute ganz anders als sonst!" erwiederte er mit einem mir unvergeßlichen Ausdruck: „Ja wohl, ich hoffe ein Anderer zu sein; ich bin wiedergeboren worden und habe Frieden mit Gott gefunden." — Verwundert fragte ich weiter: „Wie ist denn das geschehen?" Drauf antwortete er: „Dadurch, daß es mir geschenkt ward, mich absolut aufzugeben und Christum als meinen Heiland anzunehmen. Ich dachte dieser Tage viel über mein verflossenes Leben nach und fand, daß ich nichts als die Hölle damit verdient habe, — ‚und was dann weiter?' fragte ich. ‚Bleibt mir denn nichts übrig, als zur Hölle zu fahren und in der Hölle zu bleiben?' — ‚Ja,' sprach es in mir, ‚Eins bleibt dir noch! Denn so lange noch die Gnadenzeit dauert, löscht Jesus in dir die Hölle mit seinem Versöhnungsblut und reißt dich heraus!' Darüber sagte ich: ‚Mein HErr und Gott, gebe ich Dir die Ehre?' — Da wurde mir's im Herzen, wie wenn der HErr mir ein Amen zuriefe, und siehe! Nun kann ich es zur Ehre des barmherzigen Gottes glauben, daß mir im Heiland meine Sünden vergeben sind!" — Es war auch in meinem Freunde wirklich eine mächtige unverkennbare Veränderung vorgegangen, die seinem gesammten Leben eine ganz neue Richtung gab, und sein Wandel bekundete es fortan zur Genüge, daß ihm Barmherzigkeit widerfahren war. Er nahm es ungemein genau mit seinen Worten und Werken, trug seine Seele in den Händen vor Gott und bewies besonders gegen alle Glaubigen eine so thätige, friedsame Liebe, daß man an ihm die

Wahrheit des Worts ersehen durfte: „Wir wissen, daß wir aus dem Tod in's Leben gekommen sind, denn wir lieben die Brüder.“ —

Dieser junge Mann hatte mich, den vom Gesetze so vielfach gequälten Menschen, binnen weniger Wochen in der Gnade und Erkenntniß des HErrn überholt, und während ich mich neben dem Gebete zu Christo mit tausend eigenen Vorsätzen noch zerarbeitete, nahm er, der einfachere, in Einzelnem früher vielleicht auch tiefer gesunkene Mensch, die Gnade des Neuen Testaments so vollwichtig und unvermischt an, daß ich seine im Frieden Gottes wandelnde Seele nur mit stiller Beschämung anblicken konnte. An ihm erfüllte sich das Wort des alten Liedes: „HErr, wem Du's gibst, der hat's umsonst; Es mag Niemand ererben Noch erwerben Durch Werke deine Gunst, Die uns erlöst vom Sterben.“ — Die nämliche Erfahrung machte ich damals auch an einem jungen Mechaniker, einem holdseligen Jüngling, der in wenigen Tagen auf demselbigen Wege aus dem Tod in's Leben überging, einen lichten Wandel vor Gott führte und seinen Pilgerlauf als ein frühreifes Gewächs der Gerechtigkeit nach ein paar Jahren selig vollendete. Die ersten Christen nahmen auch keinen anderen Gang; wie wäre denn damals in so kurzer Zeit eine an allen Früchten des Geistes reiche Gemeinde des HErrn zu Stande gekommen? — Wie ganz anders lautete dagegen das Bekenntniß eines angesehenen, in seiner Selbstheiligkeit dahergehenden Christen, der unlängst zu einer meiner ältesten Freundinnen sprach: „Auf 2—3000 Jahre im feurigen Pfuhle mache er sich gefaßt; so lange werde er wohl darin aushalten müssen, bis er in einen besseren Zustand übergehe,“ — worauf ihm die ehrwürdige Matrone lächelnd erwiederte: „Ich aber stehe als arme Sünderin auf dem Verdienste meines Erlösers und bin gewiß, daß ich nach meinem Tod nicht auf eine Minute zum feurigen Pfuhl hinunter, sondern in Jesu Arm und Schooß hinauffahren werde!“ —

Hier mögen einige weitere Auszüge aus dem Tagbuche des Vollendeten stehen, die uns tiefe Blicke in sein Herz und Leben thun lassen.

Gaisburg, 21. Nov. 1821.

Ich möchte vor Allem nur Ihn haben, wie Er für alle Welt und auch für mich am Kreuze hängt und gesagt hat, daß der heilige Geist uns von der Gerechtigkeit überzeugen muß. Unsre Sünden sind vergeben. Man muß nur die Absolution selbst bei Ihm abholen, und dann gibt Er ein Uebermaß der Liebe in's Herz; denn so lange ich mich zwar nothdürftig aus eigener Wahl in die allgemeine Versöhnung mit einschließe, aber vergesse, daß ein Mensch nichts von sich selber nehmen kann, es werde ihm denn von oben herab gegeben, so lange habe ich doch keinen Frieden. Man streckt die Arme aus und will es selbst nehmen, aber nicht aus der Hand, die es allein geben kann. Es heißt: „Ich will zu dir selbst eingehen und das Abendmahl mit dir halten, und du mit mir." Das ist spezielle Vertrautheit; dahin muß es kommen, daß wir Ihn, Jeder besonders, als den besten Haus- und Herzensfreund in uns haben, und zwar als den Gekreuzigten, der für uns gestorben, daß wir hinfort nicht mehr uns selbst, sondern Ihm leben. Nur Gewißheit aus dem Munde des heil. Geistes, dann wird Alles gut gehen! Sieh', lieber Heiland, ich werde doch nicht besser, bis Du selbst kommst und mich reinigest. Ich möchte gerne Dein sein! Werde Du ganz mein! Zürne meinem Lallen nicht und verwirf mich nicht von deinem Angesicht!

22. Nov. 1821.

Wenn man einem frommen Manne, zu welchem man Zutrauen hat, sein Elend und seinen unglücklichen Kampf der innerlichen Zwietracht klagt, so geht man meist ruhig weg und hält dafür, daß man recht fromm und demüthig gewesen sei; aber man gebe nur Acht, man sage das nämliche einem Anderen, von dem man fürchtet, er werde einen wegen des Geständnisses für schlechter achten, und das hochmüthige Herz wird sich gleich nachher in seiner falschen Demuth offenbaren, indem es spricht: „Ei, hätte ich doch das nicht gesagt! Jetzt habe ich mir in meinem Respekt zu viel vergeben!" Aber siehe nun, arme Seele, was in dir für ein unergründlicher Hochmuth liegt. Dich selbst willst du schon tadeln; wenn du aber merkst, daß nun ein Anderer dein Geständniß zum Tadel gebrauchen und dir weniger, als du hofftest, zu-

geben wird, — dann ärgert dich dein Bekenntniß. Viele Herzensgeständnisse thut man aus Eigennutz und Ruhmsucht; wenn's nicht genug ausgibt, ist man unzufrieden. Nein! nur hinab, alte Schlange, magst du die tretende Ferse auch stechen! Nur hinab, starres Haupt, lerne vorher dein Nichts, dein weniger als Nichts kennen, ehe du etwas werden willst! O Herr Jesu, wann wirst Du mich einmal brauchen können, etwas aus mir zu machen zum Lobe deiner herrlichen Gnade! Du kennst mich ganz, so tilge, stoß hinaus die Natterbrut und tödte den alten Geist, daß Du, der Alles neu macht, eine neue Kreatur in mir anfangen kannst!

Es ist nicht gut, wenn man auf der Kanzel seine eigenen Sünden vergißt; denn die Seelen nehmen's dann mit verborgenem Instinkt mit sich auch leichter, weil sie merken, daß der Prediger sich selbst nicht scharf genug ist. Jeder, der in der Kirche ist, muß denken: „Ja, dieser Mensch hält sich in der That für schlechter, als wir ihn halten." Aber, o welch eine Gnade, vom Heiland reden zu dürfen in Seinem Dienst, und den Mund aufthun zu dürfen vom ewigen Schöpfer! O, wer da noch hochmüthig sein kann, bei dem sieht's nicht gut aus! Ich bin's noch, darum sieht's schlecht genug in mir aus. Welche Wasserströme des Lebens müssen aber aus einer solchen Seele fließen, in der Christus, der HErr, ganz eine Gestalt gewonnen hat! Dann predigt man lauter Geistes- und Lebensworte.

24. Nov. 1821.

Wenn man den Tag über den Herrn Jesum vergessen und sich zerstreut hat, und die Seele dann unruhig, bang und reumüthig wird, sich niederwirft und um Gnade und neue Geistesgaben bittet, o welch ein himmlischer Trost kommt dann wieder in's dürre, arme Herz, wie lernt man dann fühlen, welch einen treuen, unaussprechlich liebreichen Heiland wir haben! Heil sei unsrem Gott und dem Lamm in Ewigkeit! Ja, in alle Ewigkeit will ich so rufen, wenn Er es mir gewährt; das ist Seligkeit, Seine Gnade vor dem ganzen Himmel mit lauter Stimme preisen zu dürfen. Wenn ich keinen Heiland hätte, so möchte ich gar nicht existiren. Man lebt ohne Ihn gar nicht. Was ich ohne Ihn lebe, das ist eitel Tand, Jammer und Unruhe, Koth und Schaden. O nur Ihn, nur Ihn möcht' ich haben! Nur Ihn, den Einzigen, den Unaussprechlichen, den Geliebten!

19. Dez. 1821.

Heute habe ich alle meine Gedichte (2 Bände) verbrannt und den Flügel drei Tage früher, nachdem ich ihn gerade ein Jahr hatte, wieder weggegeben, weil ich fühlte, daß mein Herz so daran hieng, daß sie mich vom Heiland abhielten. Ich habe lange mit Ihm accordiren wollen, Er solle sie mir doch lassen, ich wolle sie ja wohl verschließen und nicht mehr eitel darauf sein; aber siehe da, da war Er ganz von mir gewichen und überließ mich ganz meinem Stolze. Ich numerirte die Poesieen, brachte etwa 130 gute heraus und war Willens, sie heute oder morgen einer Buchhandlung zum Drucke anzubieten und so einen dem alten Menschen so erwünschten Dichternamen mir zu machen. Aber die Gedichte alle sind zum Theil gegen, zum Theil nicht für Jesum, oder wenigstens nur poetisch fromm, was Kanne für eine größere Sünde hält, als offenbar frivol. Nun, als ich den Heiland wieder suchte, schlug mich das Gewissen bitterlich; qualvolle Unruhe durchdrang mich; es hieß immer: wer nicht Allem absagt, der kann mein Jünger nicht sein; da dachte ich denn: das ist doch nicht *gegen* Ihn, wenn ich sie behalte; das ist doch zu viel, wenn ich Alles verbrenne; da hieß es: thun wir zu viel, so thun wir's Gott. So habe ich Alles für Schaden und Koth geachtet, auf daß ich Ihn gewinne. Was mich so unruhig und eitel macht, was ich so ungern dem Heiland aufopfere, das kommt nicht aus Ihm. Denn wäre es von Ihm, so gälte das Wort: Gott kann mir etwa aus Steinen wieder Gedichte erwecken! — — Im Grunde aber fühle ich, ich hieng an den Poesieen mit einer übergroßen Eitelkeit und vergaß den Heiland darüber; ja, so oft ich mit ihnen umgieng, kam ich ganz aus dem Geiste und verlor Ihn. Und noch bin ich bei diesem Geständnisse nicht rein von Sehnsucht, daß ich sie doch nicht verbrannt haben möchte! Aber um 3 Uhr Nachmittags, als es immer innerlich rief: Verbrenne! opfere sie Ihm auf! übergab ich sie Ihm und nahm die innere Stimme als Seinen Willen an. Im Ofen loderten sie hell auf, — und hin ist nun der heidnische Dichterruhm; es schmerzt mich immer noch ein wenig; aber getrost! — ich muß Alles hingeben, auf daß ich Ihn gewinne.

31. Aug. 1822.

Diesen Morgen, als ich nach dem Kaffee mit den Kindern mich ein wenig abgab, kam Bardili von Erlangen (ein Compromotional von mir) zu mir auf Besuch. Ich freute mich recht,

ihn zu sehen, und er begann viel von Erlangen zu erzählen, lobte Schelling besonders, mit dem er viel umgeht, wegen seines Geistes und seiner Bescheidenheit, auch Schubert. Den Kanne hält er für trübsinnig; er gehe, sagt er, meist mit geringen Studenten um. Kanne wird wohl wissen warum. Wir sprachen nun über seine Gedichte, wobei ich ihm mein Urtheil unverholen gab, manches tadelte, wie die Minona. Er vertheidigte sie, so gut er konnte. Nachher kamen wir auf Philosophie; ich opponirte ihm gemäßigt und nahm seine Thesen an, so weit ich nur konnte. Las ihm dann aus Zinzendorf's Berliner Reden die vor, die über „Ich glaube" handelt; sie gefiel ihm; auch las ich ihm einen Paragraphen aus Storr's Johannes und sagte ihm, es sei nicht genug, einen Gott zu glauben, sondern auch ein Heiland sei uns nöthig, und er werde so lange in der Irre laufen, bis er diesen annehme. Dabei erzählte ich ihm auch einen Traum von mir, wo mir geträumt hatte, er sei mit Scheurer u. A. einen tosenden Fluß herab geschwommen, und während alle Anderen sich retteten, allein abseits in einen bodenlosen Strudel gestürzt, woran ich eine andere Geschichte aus dem Reich Gottes, die ähnlich ist, anknüpfte. Er blieb bis nach 10 Uhr und ging sehr warm von mir, wobei er äußerte: es freue ihn sehr, mich noch in solcher Verfassung zu sehen, da ich von den Anderen als der größte Schwärmer verrufen sei.*)

8. Aug. 1822.

Ich gieng nach Stuttgart, wo ich von Dr. Steinkopf zu einem Spaziergang bestellt war. Er kam mir freundlich entgegen und faßte mich sogleich unter dem Arm zum Spaziergang. Ich schämte mich von Herzen, daß ein solcher Mann mich so vertraulich führe, und es war mir, als ob alle Finger auf mich deuteten. Zuerst drehte sich das Gespräch um minder Wichtiges; dann kam er auf die Bibeln zu sprechen und fragte mich um das Bedürfniß hierüber in unseren Gemeinden; ich sagte ihm nur Unbestimmtes, worauf er mich bat, in allen Häusern Nachfrage zu halten, indem nur so das Gewisse entdeckt werden könne, was ich versprach.

---

*) Dieser B. wurde zwei Jahre nachher in Amerika, wohin er mit Scheurer und Anderen, nachdem sie vom Asperg entlassen worden waren, wegen politischer Verbindungen hatte auswandern müssen, eines Tages entseelt in seinem Zimmer gefunden. Ueber seinem Tod liegt aber heute noch ein unaufgehelltes Dunkel. A. d. H.

Hierauf kam er auf Mission zu sprechen, gab mir an, wie ich den Eifer hiefür erwecken solle, z. B. durch Hinweisung auf die alten Missionare, wodurch unser Deutschland vom Heidenthum errettet worden sei. Mit Scham gestand ich hierin meine Lauheit und den Mangel an göttlichem Leben. Wir redeten auch von Tübingen, und präzis 8 Uhr waren wir wieder an seinem Hause, wo er voll Liebe und väterlichen Ermahnungen, meine Zeit wohl anzuwenden, Abschied nahm. Durchdrungen von der verborgenen Herrlichkeit dieses Mannes, der, wie ich's noch nie in diesem Grade sah, in Christo wandelt, und an welchem, wie man sagte, Alles predigt, gieng ich heim.

28. Sept. 1822.

Ich bereitete mich diesen Morgen entschieden auf die morgige Predigt und betete viel zum HErrn um Glauben und Frieden. Mittags bekam ich einen köstlichen Brief von Eberhard (Wörner), worin er mich ermahnte, mich vom Genuß des heil. Abendmahls auf keine Weise abbringen zu lassen und getrost im Glauben zu gehen. Ich schrieb ihm wieder aus Herzensgrund einige Zeilen und versprach es ihm. Auch legte ich ihm dies Communionslied bei, das ich heute gemacht habe.

Ein Wort aus deinem Munde
Ist besser, als die Welt!
Du bist in dieser Stunde
Zum Heil mir vorgestellt;
Wer suchet, der wird finden,
Klopf ich, so öffnest Du,
Und gibst mir vor den Sünden
Und vor den Feinden Ruh.

Hätt' ich Dich nicht betrübet,
So trügst Du keine Last,
Hätt'st Du mich nicht geliebet,
So wärst Du nicht erblaßt.
Ich habe Dir gefluchet,
Du hast um mich geweint
Und lange mich gesuchet
Als deinen argen Feind.

Was soll ich hiezu reden,
Du treues Liebesherz?
Soll ich hinfort erblöden
Mit meinem alten Schmerz?

Du rufest mir schon lange,
Du liebtest mich zuerst,
Und dennoch ist mir bange,
Als ob Du zornig wärst.

O nimm den bösen Schaden,
Die Knechtschaft von mir weg,
Und leite mich in Gnaden
Auf deiner Liebe Steg!
Du fehlest mir mit Schmerzen!
Herr Jesu, komm zu mir,
Und sprich zum bangen Herzen:
Mein Friede sei mit dir!

Amen.

25. Juli 1823.

Am Schlusse meines fünfundzwanzigsten Lebensjahres, mit welchem ich nun wirklich in's Mannesalter übergehe, drang sich mir die Frage unhintertreiblich auf: Wer bist du? Was ist bisher aus dir geworden? Was hast du gethan? Nur mit einem Thränenstrom konnte ich daran denken, daß ich bis jetzt noch gar nicht gelebt und das Kleinod, wozu auch ich berufen bin, nicht ergriffen habe. Ich ward durchschnitten vom Gefühl meiner Schlechtigkeit und legte mich bitterlich weinend zu Bette; — ach, das letztemal in meiner Jugend! Nun bin ich für dieses Leben jung gewesen und werde es hinfort nicht mehr. Viel ist gesündigt, wenig gearbeitet, viel, o viel versäumt, wenig vorbereitet zum Mannesleben! Gott meiner Tage, auf den ich geworfen bin von Mutterleibe an, vergib mir und laß mich vergessen, was dahinten ist, damit ich mich strecke nach dem, was vorne ist. Da ich ein Kind war, dachte, redete und handelte ich wie ein Kind; da ich aber ein Mann werde, muß das Kindische abgethan werden. Ich flehte zum Heiland um Erneuerung meines Sinnes und gab mich Ihm hin. Ich habe zu Ihm gesagt: „Laß mich nicht fallen, denn sonst muß ich sterben!" O welch ein Wort: Christo absterben und doch nicht vernichtet sein! Davor behüt' uns, lieber HErr und Gott! Um 7 Uhr begrüßte mich Frau Pfarrerin mit Segenswünschen. Emil brachte mir Geschenke. Es freute mich; aber, dachte ich, wer gibt mir Jesum Christum? Ich fühle, welch ein großer leerer Raum im Menschenherzen ist, der nur durch Gott ausgefüllt werden kann.

31. Juli 1823.

Nach dem Essen ging ich nach Stuttgart zu Louis Hofacker, mit ihm zu Missionar Decker, einem herrlichen Mann, der sechs Jahre auf Sierra Leone in großem Segen gewirkt, aber krank wurde und nun Pfarrer werden soll. Louis gab ihm eine Stunde im Griechischen und Hebräischen, während welcher Zeit ich den Jahresbericht der Missions-Anstalt in Basel mit großem Vergnügen las. Nachher gingen wir alle drei zu dem melancholischen Hofmaler H—sch, unter dem Vorwand, seine Gallerie zu sehen. Er empfing uns trocken und führte uns in seinen Saal, wo schöne Gemälde hängen, über welche wir redeten, und wo besonders Decker bald vom Heiland zeugte. Trotz mancher Religionsanspielungen (denn wir waren gekommen, den alten 65jährigen Mann, der schon drei Jahre so ist und seit einem halben Jahre nicht mehr ausgeht; mit dem Evangelium zu trösten) wollte doch eine eigentliche Unterredung sich nicht anspinnen, und schon nahmen wir Abschied, weil Decker fort mußte, als mir ein Flügel in der vorderen Stube in die Augen fiel, worauf ich H—sch um Erlaubniß bat, noch ein Lied zu spielen, da ich wußte, daß er dieses besonders liebe. Ich spielte: „Meine Seel' ist stille", und bald war er sehr bewegt; er führte uns nun (Decker ging fort) wieder in den Saal zu einer Orgel, wo ich weiter spielte. Er weinte heftig und gieng im Saal auf und ab, das Sacktuch vor die Augen haltend. Bei der Melodie: „Befiehl du deine Wege" 2c. trat er zu uns, und auf ein freundliches Wort von mir brach sein Herz hervor: „Ich bin auch ein guter Mensch gewesen, aber ach, ich bin's nicht mehr! Einst konnte ich an die Gnade in Christo Jesu glauben nnd habe oft Gott mit Thränen gedankt, daß Er mich erschaffen hat; ich habe Gottes Wort gerne gehört und mich eines frommen Wandels beflissen unter Seiner Gnade; aber das Alles ist nun dahin, — ich habe meinen Glauben verloren und bin viel zu schwach an Leib und Seele, ihn wieder zu gewinnen. Ich kann nicht mehr beten und sehe verzweifelnd zurück auf diese drei dunkeln Jahre und vorwärts in die Zukunft. O wie wollte ich Gott danken, wenn ich wieder an Seine Gnade glauben könnte! Dann, dann würde ich dieses Gut desto fester halten und nur auf Eines hinfort mein Auge richten, ohne auf Anderes zu schielen." So sprach er lange, häufig von einem Thränenstrom unterbrochen, während wir ihm alle Tröstungen des Evangeliums vorhielten und ihn auf's einfältige Gebet zum

Heiland wiesen. Aber seine Schwermuth warf uns viele Gründe ein, die wir zwar als nichtig einsahen und widerlegten, ihm jedoch nicht subjektiv entkräften konnten. Er gewann uns herzlich lieb, dankte uns mit Thränen und bat uns um unsre Fürbitte beim HErrn, was wir ihm zusagten. Oft nahmen wir Abschied und blieben wieder; denn der HErr, den wir vorher Jedes in der Stille um Seinen Gnadenbeistand angefleht hatten, legte sichtbar Seinen Segen auf dies Zusammensein. Nach vielem Zureden und Trösten gingen wir um 7 Uhr von ihm, nachdem wir 2½ Stunden bei ihm gewesen waren, — waren aber der festen Zuversicht, daß der HErr ihn nur deßwegen in die Tiefe führe, um ihn zu seiner Zeit desto herrlicher emporzuheben. Ich habe bei dieser Gelegenheit auch bemerkt, um wie viel besser und einfältiger Hofacker ist als ich. Ich bin schnell gerührt, aber obenhin; er ist tiefer und bedächtiger. Ich zog weltliche Gründe mit herein zum Trost oder verbrämte hie und da Gottes Wort, Louis führte das Schwert des Geistes. Ich freute mich halb, da H—sch uns edle, gute Menschen hieß, und lehnte es nur gezwungen ab; Louis entgegnete frei: „Nein, lieber Herr! wir sind arme Sünder und elende Tropfen." Ich mache Umschweife, er nicht; ich bin hochmüthig, er ist demüthig; ich spreche mich aus und bin bald leer; er redete mit Gnade in seinem Glaubenskreise und gibt lieber weniger, als daß er mehr gibt, als vorhanden ist. Er lebt im Wort Gottes und hat Ein Ziel, das er rastlos verfolgt; ich mache bisher mehr bloße Streifzüge. Ich hatte mit Louis noch unter dem Hause eine herzlich innige Unterredung und ging dann nach Gaisburg, wo ich um 9 Uhr ankam und durch unvorsichtige Reden abermals Schaden litt. Ernst ist das wahre Christenthum und aus einem Guß. Wie kläglich sieht das meinige aus, an diesen Maßstab gehalten!

4. Aug. 1823.

Ich ging zu Louis, las auch seine gestrige Predigt, die voll Gnade und Geist war. Er scheint überhaupt wirklich an Gnade bei Gott und den Menschen mächtig zu wachsen. Aber mich durchdrang ein schneidendes Gefühl meiner Armuth und Halbheit, ja, ich fühlte, daß ich meinen l. Bruder um seine Gabe Gottes und die offene Thür, die ihm gegeben ist, beneide, — welcher giftige Wurm fast den ganzen Nachmittag an meiner Seele nagte. Auf einem einsamen Spaziergang schon am 9. Mai gestand ich es ihm vertraulich; er selbst erwiederte mir mit einer früheren

Erfahrung dieser Art, da er krank gewesen sei und mich im Segen predigen sah; wir verbanden uns aber zu gemeinschaftlicher Fürbitte, welche ich bisher vielfach gethan und von der ich Segen und Erleichterung gehabt habe. Aber wenn ich nicht über mein Herz wache und beim Heiland bleibe, so kehrt die alte Schlange wieder zurück und peinigt mich. O Adel der menschlichen Natur! Schande und Greuel ist dein Ahnenbrief und Lügen dein Stammbaum!

3. Jan. 1824.

Ich las lange zur Morgenandacht in Steinhofer's Johannis-Epistel, die ganz trefflich ist. Der Vormittag verstrich unter Präparationen zur Predigt (Joh. 1, 1—13.) und mit viel Gebet. Ich weiß die Gnade, beten zu dürfen, noch gar wenig zu schätzen und steife mich meistens insgeheim darauf, daß ich bete. Hofacker schrieb mir neulich: es sei ein Unterschied zwischen Gebet; das eigenwirkende will hervorbringen, das rechte Gebet geschieht, um vom HErrn, der gerne gibt, etwas zu empfangen. Die Predigt ward halb gemacht. Das Thema ist: „Von der Offenbarung des ewigen Lebens in Christo Jesu; 1. Jesus ist das höchste Wesen, denn Er ist Gott; 2. die Erlösung ist das höchste Werk, denn um ihretwillen ward Gott Mensch und starb für uns; 3. der Mensch ist das begnadigtste Geschöpf unter allen, weil Gott sich ihm geschenkt hat als Mensch." Die Ausführung wird schwer werden; doch will ich's dem Heiland anheimstellen.

Auf den Sabbath rüste meine Seele,
Gieße deines Geistes Leben aus,
Daß mir nicht der edle Friede fehle,
Wenn ich treten soll in Gottes Haus.

Nur wo Friede waltet, da ertönet
Der Erlösung gute Botschaft rein;
Weiß ich nur in Christo mich versöhnet,
Kann ich Herold deiner Gnade sein.

HErr, aus deiner unerschöpften Fülle
Einen Tropfen Freudenöls! — o dann
Wird die trübe Seele rein und stille
Und ein heller Sabbath bricht mir an!

Damit lege ich nun alle meine Bitten, Wünsche, Bedürfnisse vor Dich nieder. — (Vrgl. die Auswahl der geistlichen Lieder des Vollendeten. S. 123.)

5. Jan. 1824.

Auf meinem Rückweg nach Gaisburg besuchte ich den guten L. Hofacker, der mit seiner Predigt schon fertig war. Er hat eine große Predigtgabe und wird immer stiller und sanfter. Er redete mit mir vom Glauben an's Wort auch ohne Gefühl, als vom sichersten Wege. Beim Abschied sagte er in einem ganz eigenen, ich möchte sagen, himmlisch scherzenden und doch demüthigen Tone: „Daß Gott erbarm! Sieh, für solche Tropfen, wie wir sind, ist der Heiland da, — will sich mit uns abgeben! Sieh doch, 's ist mir sehr interessant! 's ist mir sehr interessant." Ich hatte nie so etwas in diesem Tone gehört, und es ward mir ganz eigen zu Muth.

8. Febr. 1824.

Nachmittags kam Eberhard und blieb mir zum Segen lange. Ich las ihm Einiges aus Lavaters Tagebuch, — was ich mit großem Segen und inniger Freude lese, — ebenso einige meiner Gedichte, — mit geheimer Eitelkeit — aber ich sollte bestraft werden, — es sollte dafür ein Thiergefecht in meinem eigenen Herzen entstehen. E. erzählte mir — wer jemals etwa dies Tagebuch lesen sollte, lese es mit Mitleiden, und bete für mich und für sich! — von H. P. viel Schönes, Gutes, Erfreuliches — und ich? War Freude bei mir? Einstimmung in die Freude der Engel oder Kinder Gottes? das hätte es ja sein sollen, — denn wer Liebe hat, der freuet sich ja der Wahrheit und hasset das Arge, — nein ich empfand peinigenden Neid, — Neid, der mich als einen noch mit Satan zusammenhängenden Menschen darstellte, — so daß ich fühle, wie kalt, wie schief, wie scheel mein Auge wurde. Ich wünschte im Herzen: höre auf, zu erzählen, denn es ist längst genug; — aber er erzählte fort. Ich hörte nun vollends aus, ging dann von ihm weg auf die Bühne und warf mich vor dem HErrn nieder, dem ich die Greuel meines Herzens darlegte, und den ich um seinen neuen Geist der Gnade und der Wahrheit bat. Es wurde friedevoll in mir, ich stieg wieder hinab und sagte dem Bruder E. im Verlauf des Gesprächs all das Teufelszeug, was in mir vorgegangen war. Er seufzte, tröstete mich und hatte gehofft, wie er einfältig gestand, mir mit dieser Erzählung eine Freude zu machen. Welch eine Verschiedenheit! Wie Vieles hätte ich hier zu schreiben! Aber Eins will ich mir nicht verbergen: Stehe auf von den Todten, der du schläfest, denn Satan wohnt noch unter deinem Dache!

Wer über etwas Gutes, dem HErrn Angenehmes neidisch wird, der ist ja ein Feind seines Reiches, der hält's ja noch mit dem Erzfeind des Herrn Jesu.

Herr Jesu! vor dem ich dieses schreibe, — erbarme dich meiner, und weil du gekommen bist, die Werke des Teufels zu zerstören, o so zerstöre sie auch in mir durch die Kraft deiner Gnade und deines Geistes!

Ich redete mit Bruder E. noch Vieles und erzählte ihm unter Anderem meinen ganzen Stand des Glaubens und Unglaubens, wobei mir wohl wurde. Wir beteten dann zusammen und schieden in tiefer Nacht mit herzlicher Liebe.

11. Febr. 1824.

Louis begleitete mich heute heim unter Gesprächen über Predigtart und Bekehrung. Ueber das Erstere sagte er, da ich ihm klagte, wie hart es mir hierin gehe: Predige dir selbst! Sei selbst dein Zuhörer! — was mir sehr einleuchtete, indem es ja die Sache des HErrn ist, nicht meine eigene, die Leute zu bekehren. Ich will mich daher immer auch mit hinein nehmen. Ueber das Zweite sagte er, nach Zinzendorf: Ein Blick vom Heiland thut Alles. Da wir von unserem greulichen Hochmuth bei aller Ohnmacht des Willens sprachen, sagte er, bei Arnold stehe ein Gebet, das so anfange: Ich hochmüthiger Wurm komme zu dir demüthiger Jesu. (Wahrheit, tiefe beschämende Wahrheit.) W. nannte mir heute eine Jungfrau und empfahl sie mir zur Braut. Aber ich denke nicht an's Freien, bis ich den Herrn Jesum im Herzen und im äußerlichen Leben ein sicheres Amt habe.

Vor Abweichungen vom einfachen evangelischen Heilsweg bewahrte mich Gott durch fortlaufende Buße, durch manche gründliche Demüthigungen anderer Art, durch Umgang mit gediegenen, bewährten Christen, und besonders durch das fleißige Lesen der heiligen Schrift selber und ihrer tüchtigsten Ausleger, vor Allem der Schriften von Luther, J. A. Bengel, F. Chr. Steinhofer, G. C. und K. H. Rieger, auch von Zinzendorf und Spangenberg. Es war mir schon damals und ist mir heute noch unbegreiflich, wie ein Prediger anders, denn rein biblisch und evangelisch predigen kann; denn bei meiner Erweckung hatte mir's der Geist meines Heilandes

sogleich tief in's Herz und Gewissen geschrieben: Beug' und verdrehe, so lieb dir deine Gemeinschaft mit dem HErrn und deine Seligkeit ist, kein einziges Wort Gottes, sondern vertiefe dich kindlich und nachdenksam darein, demüthige dich darunter wie ein Kind, und lade, da du ein unmittelbarer Schüler des großen Gottes und Heilandes sein darfst, nicht den schmachvollen Vorwurf auf dich, an menschliche Namen dich verknechtet zu haben. Thue zu den Worten der Schrift Nichts hinzu, und thue nichts davon, wie der HErr dir geboten hat. So gieng Jesus mit den heiligen Zeugnissen seines Gottes um, — und nicht wahr? mit dem, womit Er nicht allein sich begnügte, sondern worin Er auch im vollsten Sinn lebte, und worauf Er uns unabänderlich verweiset, — mit Dem kann auch deine blöde, sündige Seele wohl zufrieden sein! — Dem gemäß ist mir auch — offen gesagt — von Anfang an jeder Sektirer, jeder auf bloße menschliche Namen sich heftende Mensch eine widrige und verdächtige Erscheinung gewesen; wobei ich nicht leugnen will, daß, gleichwie die schlechteste Kost von einem gesunden Magen oft dennoch verdaut und verwunden wird, es auch redliche Seelen gibt, die auch bei einer, mit viel ungesunden Fündlein menschlichen Wahns versetzten Lehre, doch zuletzt zum Ziele gelangen, jedoch schwerer und jedenfalls nicht ohne manchen Verlust, weil jeder Irrthum, jede Abweichung vom Wege der einen ewigen Wahrheit nicht ohne schädliche Folgen bleibt. Meine innige Ueberzeugung geht dahin: Je tiefer und lebendiger ein Mensch im Glauben an die in Christo vollendete Versöhnung und im kindlichen Genuß der freien Gnade steht, desto gerader, einfacher und dem evangelischen Kirchenbekenntniß treuer geht er seinen Gang, desto klarer lernt er die große Gabe würdigen, die uns durch die mit Feuer durchläuterte Confession unsrer evangelischen Kirche vom HErrn verliehen ist, und wächst auch auf diesem Lebensgrund in der Gnade und Erkenntniß unaufgehalten fort. Je weniger dagegen ein Mensch in der Buße ein solides Fundament in sich hat legen lassen, und je karger, je dürftiger es in ihm mit dem Genuß der freien Gnade stehet, desto geneigter ist er in vorkommenden Fällen, dem nächsten

besten Winde menschlicher Lehre und Täuscherei zu huldigen, desto loser hängt er mit der evangelischen Kirche zusammen, desto bereitwilliger erzeigt er sich, unter irgend welchem gehässigen Vorwande Front gegen sie zu machen, desto schneller geberdet er sich, als ob er mit seiner Seele den Grund der ewigen Wahrheit erst entdeckt hätte, — während er nur sein unbefestigtes, gnadenloses Herz dadurch offenbart, und als ein Flattergeist, der auf dem gebahnten Wege fehlgegangen ist, sich ein Zeugniß seiner eigenen Armuth und Unwissenheit ausstellt. Kein Sektirer, kein Flattergeist, wie der selige Luther solche Gemüther nennt, hat Frieden mit Gott, denn er fährt, mit den Flammen seines eigenen Feuers gerüstet, dahin, und sein Kennzeichen ist Verdammungssucht, Unfrieden und lieblose Proselytenmacherei, mit starrer Unüberzeugbarkeit gepaart. — Von dem Allen sind wahre Gotteskinder durch den Geist der Wahrheit, der einfältig auf dem ewigen Grunde der Versöhnungsgnade steht, entbunden. Welch einen armseligen Ersatz bietet die Sektirerei für die Abweichung von der evangelischen Kirche!

Vergegenwärtige ich mir, bei einem Rückblick auf vierzig Jahre, das Wesen der edelsten Prediger und Laien meines Vaterlandes, so finde ich, daß dieselben von aller Sektirerei, wie von dem streit- und verdammungssüchtigen Confessionalismus in gleichem Grade fern geblieben sind. Man hatte mit der Hingebung des Herzens an Christum, mit dem praktischen Gehorsam gegen das göttliche Wort, mit der Aneignung der längst eruirten Wahrheit zu viel zu thun, als daß man auf Nebensachen, die blos den äußeren Cult, das pedantisch formulirte Bekenntniß betreffen, sich hätte einlassen mögen, oder daß man gemeint hätte, die Schrift erst von Neuem auslegen zu müssen, wie wenn sie der Hauptsache nach nicht schon längst von der Kirche des HErrn ausgelegt wäre. Auch gab es damals noch keine so stolzen, frischgebackenen Doktoren und Vikare, die von der Universität aus sogleich mit Hochblicken und selbstgenugsamem Dünkel gegen ältere Diener des HErrn dahergeschritten und eine Last ihrer Pfarrer oder absprechende Verächter der Senioren gewesen wären. Davon wußte man bei uns damals noch Nichts.

Der Vikar war genügsam und bescheiden, gegen die älteren Geistlichen anständig, ohne Vordringlichkeit, und froh, wenn sie ihn freundlich empfiengen, anstatt daß jetzt so mancher Alte froh sein muß, wenn er von einem früh ausgewachsenen, von Selbstruhm strotzenden Neuling nur erträglich angesehen und bei freundlicher Annäherung nicht mit vornehmer Prüderie zurückgestoßen und verachtet wird. Es soll damit nicht das Wort geredet sein denjenigen Pastoren, die lediglich um ihres Alters willen eine oft seltsame, eifersüchtige Autorität in Anspruch nehmen, und auf die Jüngeren ohne Weiteres nur darum, weil sie jünger sind, vornehm heruntersehen. Solche Leute meinen den alten Pennalismus auch noch im geistlichen Amte fortpflanzen zu dürfen, und ich erinnere mich noch sehr wohl, wie geringschätzig einst ein solcher älterer, wegen seiner Beredtsamkeit zu seiner Zeit angesehener, nun aber verschollener Mufti auf meinen seligen L. Hofacker und mich herunterblickte, ohne uns eines Grußes zu würdigen, als wir im Zimmer des alten Dann an ihm vorüberschritten. Solcher geistlichen Autoritätshelden gibt es immer etwelche zu jeder Zeit. Aber auch bessere Naturen verwinden sehr oft das Gefühl ihrer Anciennetät gar lange nicht genugsam, und es ist ein wahrer Proteus, der unter den Geistlichen dießfalls in allerlei Formen spuckt. So ging ich einmal mit meinem lieben seligen Dekan Dr. Bahnmaier in Kirchheim u. T., in dessen Diöcese sich mehrere würdige Senioren befanden, Nachmittags spazieren, als er nach einigem Räuspern also begann: „Aber mein theurer Kollege! ich muß Sie aus Liebe nur an einen Fehler erinnern, den Sie schon einige Male begangen haben, und der Ihnen, als einem noch jungen Manne, sehr übel genommen wird, indem man glaubt, daß Sie auf Ihre älteren Kollegen herabsehen!" — Sehr betroffen fragte ich ihn, worin ich's denn wohl versehen habe? Da eröffnete er mir, wie mehrere der Senioren es gar übel vermerkt und gelegentlich geäußert hätten, daß ich sie im Diöcesangespräche mit: „lieber Herr Pastor," anstatt mit: „Lieber Herr Pfarrer!" anrede, das erscheine ihnen meinerseits als eine Vornehmthuerei, und stoße sie unwillkürlich zurück. — Lachend versicherte ich meinen ehrwürdigen Freund,

das sei ja aus wahrer Ehrerbietung, nicht aus vornehmer Affektation geschehen, und bat ihn, dieses den verehrten Männern aufrichtig zu bezeugen, was er für seine Person natürlich ganz gut aufnahm, doch also, daß er mich ermahnte, gewißlich hinfort nicht mehr „Pastor," sondern „Pfarrer" zu sagen, weil sich ihr Verdacht sonst schwerlich würde begütigen lassen. — Was würde wohl ein jetziger frischgebackener Doktor der Philosophie für ein Gesicht machen als wohlbestallter Vikar, wenn ihm von einem Dekan bona fide etwas Aehnliches den älteren Kollegen gegenüber insinuirt würde, und eine amtliche Hand an die frühzeitige Lorbeere seines apollonischen Hauptes dermaßen zu tippen sich unterfienge? — Wie würden seine Geistesflügel rauschen, darin die Spulen noch nicht gewachsen sind!

Zu den größten Segnungen meines Jugendlebens gehörte auch der Herzensbund mit manchen gläubigen und gediegenen Laien, nicht nur des gebildeten, sondern auch des einfacheren, bürgerlichen Standes. Dem Umgang mit diesen verdanke ich für mein inneres Leben eben so viel, als der Gemeinschaft mit frommen Geistlichen, und fand dabei den Spruch des Apostels: Daß der Glaube an Jesum, den HErrn der Herrlichkeit, kein Ansehen der Person leide (Jak. 2, 1.), gar oft auf's Herrlichste bestätigt. Beraubt die Vornehmthuerei sich überhaupt der göttlichen Gnade, so thut sie dieses besonders auch im Bezug auf menschlichen Umgang. Nicht bei der vornehmen Welt nämlich, sondern bei den einfachen Kindern Gottes wohnt das Lebenslicht und der Friede Christi, und da der große Heiland in seinem Leben meist mit den Armen dieser Welt gewandelt, mit den Hohen darin aber nur wenig Umgang gepflogen hat, so wird auch ein Prediger gewiß am besten thun, wenn er sich nicht eigenwillig in die Kreise der Vornehmen drängt, sondern sich herunter hält zu den Einfachen und Niedrigen. Wie oft hat mir in schweren Anfechtungen der einfältige glaubige Zuspruch eines Laien am wohlsten gethan, — und wie viel unvergeßliche Segensstunden habe ich mit Seelen dieser Art durchlebt! Eine Gemeinschaft mit solchen Seelen bewahrt den evangelischen Prediger am ehesten vor der Gefahr, ein vor-

nehmthuerischer Mensch zu werden und somit die Einfalt auf Christum, ohne die nach innen und außen nichts Lebendiges geschafft werden kann, zu verlieren. Ein vornehm sich geberdender, hoch daher tretender Christ wird unfehlbar ein dummes Salz, und, wenn er am besten daran zu sein sich dünkt, am gewissesten ein Erbgesessener von Laodicäa. Man täusche sich nicht. Wenn dir ein hochfahrender, spekulativer Kopf auch die Grundbegriffe christlicher Wahrheit vielleicht geordneter und präciser in der Form mittheilen kann, so gibt dir ein einfacher, aus Gott geborener, verständiger Laie nicht nur denselben Gehalt dem Wesen nach eben so gut, sondern in vielen Beziehungen oft noch viel mehr, weil er sich mit dem Nebenwerke nicht aufhält, sondern das Wort des Lebens in lebendiger, ungeschminkter Erfahrung vor dir ausbreitet. Vor der ewigen Weisheit sind ohnehin die Bildungsstufen sterblicher Sünder in ihrem Unterschiede nur gering, und es muß für denjenigen, der geübtere, geistliche Sinne hat, auch hierin zutreffen: „daß Gott dasjenige, das Nichts ist, erwählet hat, damit Er zu Schanden mache, was Etwas ist.“

Es wäre mir ein Leichtes, eine größere Zahl einfacher Laien zu benennen, deren Umgang und Liebe bis auf den heutigen Tag den gesegnetsten Einfluß auf mein inneres Leben geübt hat. Der Raum dieser Blätter verstattet mir's jedoch nicht, und ich begnüge mich daher mit der Versicherung, daß es nicht blos gebildete, sondern auch oft wenig gebildete Leute, z. B. Weingärtner, einfache Handwerker und Bauern gewesen sind, von deren Einfalt und Schriftweisheit ich nicht selten unvergeßlichen Segen und die tiefsten Eindrücke göttlicher Kraft empfangen habe. Wie es in der ersten Christenheit keine gelehrte und gebildete Honoratioren, sondern größtentheils arme, geringe Leute waren, an welche der Apostel Paulus seine geisterfüllten Briefe schrieb, — und wie dieser Gottesmann seine Vorträge meist an solche Arme in der Welt ergehen ließ, während jetzt Doktoren der Theologie ihre Kollegien lesen und ihre Kommentare mit ungeheurem Aufwand von Gelehrsamkeit darüber schreiben, was ehedem ein einfältiger Laienkonvent ohne wissenschaftliche Exkurse las

und verstand, so habe ich's in meinem geringen Theil bis heute noch gefunden: jene verborgene, von Gott zu unsrer Herrlichkeit verordnete Weisheit ist kein Vorrecht der gebildeten Stände, sondern der Geistlicharmen, der Leidtragenden, der nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden, und es gilt hierin kein Ansehen der Person. Ja, die einfacheren Seelen gewähren uns darin mehr, als die meisten der Gebildeten, weil diese gar häufig viel zu sehr bei den Anfangsgründen stehen bleiben, während die einfachere glaubige Seele bald in das Innere des Heiligthums eingeht, und das aus dem Geist Geborene mit der wenigsten weltlichen Beimischung an das Gemüth des Andern bringt. Der Verkehr mit derartigen Seelen gehört zu meinen edelsten Erinnerungen, und hat mich, nächst der unmittelbaren Zucht des Geistes, am kräftigsten vor der Gefahr bewahrt, ein vornehmer Christ und abstruser Pfarrer zu werden, so sehr in andern Beziehungen die silbernen Schalen mit goldenen Aepfeln zu achten sind.

Nicht ohne besondere Rührung kann ich hiebei des Umgangs mit mehreren Missionsbrüdern gedenken, die schon damals gar häufig durch Stuttgart reisten, und vornehmlich im gastlichen Hause des trefflichen Kaufmanns J. J. Häring ihre Herberge hatten. Es lag auf der Seele mancher derselben ein göttlicher Friedensthau, und ihre einsichtsvolle, gediegene Persönlichkeit hatte für mich theils etwas ungemein Geistlichdisciplinarisches und Strafendes, so daß ich ihnen nur mit innerstem Erbeben nahe trat, theils etwas wonnig Erhebendes und Beseelendes. Jeder leichtere Ton der Geselschaftlichkeit verbot sich ganz zwanglos in ihrer Nähe von selbst, und bei denjenigen, die wirklich in ihrem heiligen Berufe demüthig wurzelten, trat an die Stelle der gemeinen Conventionssprache ein seliger Herzensaustausch vor dem HErrn, ein Friedensgefühl, woraus die schönsten, kräftigsten Mittheilungen des neuen Geistes und Lebens hervorquollen, so daß ich es oft seliglich empfand: „Wer an Ihn glaubt, von dessen Leibe fließen Ströme des lebendigen Wassers." —

Unter manchen Beispielen möge hier eins angeführt werden. Ich saß einst mit einem gediegenen Missionszögling

in einem zahlreichen häuslichen Kreise, dem ein zwar nicht ungläubiger, aber doch den Herrn Jesum in der Regel nicht vor Andern bekennender Hausvater präsidirte. Das Gespräch bekam dadurch im Anfang einen etwas steifen und gedrückten Charakter, wobei es Keinem der Anwesenden traulich zu Muthe war, bis der etwas vornehme Hausvater den bereits ordinirten Gast fragte, ob er seine Missionsreise wohl bald antreten würde. Mit größter Unbefangenheit erwiederte dieser: „Ja, wenn der Herr Jesus den Weg vor mir her bahnt!“ Dieses offene Bekenntniß durchdrang die ganze Gesellschaft wie ein Sonnenstrahl; der schüchterne conventionelle Zwang sank einem Nebel gleich darnieder, und man fühlte es den Anwesenden an, wie froh sie waren, nun auch offener von der Sache des HErrn reden zu können. Ein Jegliches ließ den besten Empfindungen seines Herzens freien Lauf, und so verfloß jener Abend in vollem Segen für die Tischgesellschaft, weil der liebenswürdige Fremdling ihnen durch sein offenes Bekenntniß die Herzen und Zungen in einfachster Weise gelöst hatte. Solcher Ereignisse trugen sich damals mehrere zu, und ich weiß aus eigener Empfindung, wie mir nicht selten schon der bloße Anblick eines wahrhaft im Geiste stehenden Menschen die tiefsten Eindrücke von der Herrlichkeit des mit Christo in Gott verborgenen Lebens gab, so daß ich einmal einen solchen Sendboten, als er mir gerade bei seinem Abgang noch liebend entgegentrat, nicht ohne Thränen anzusehen vermochte und es wohl inne ward, wie ein wiedergeborener Mensch die unmittelbarste Apologie des großen Nazareners ist und bleibt. — Eine derartige Begegnung erzählt der Vollendete in seinem Tagbuch:

13. Sept. 1822.

Als ich Mittags nach Hause kam, traf ich in meiner Stube zwei Missionare von Basel. Der Eine war Johannes Bonekemper aus der Gegend von Elberfeld, der Zweite Hildner aus Querfurt (Preußen). Sie gefielen mir sehr gut, besonders der erste, 27 Jahre alt, der Schlosser und Soldat war, ein edles festes Angesicht. Mittags aßen wir zusammen bei Herrn Pfarrers, wo meist von Missionssachen die Rede war. Nach dem Essen gingen wir auf meine Stube, wo wir einen Traubenstock vollends ableerten, den

ich von Gablenberg geschenkt bekommen hatte. Wir sprachen viel von innerlichen Erfahrungen im HErrn, und Bonekemper zeigte sich als einen von Christo tief ergriffenen Menschen, der eine herrliche Ritterschaft kämpft. Er erzählte viel liebliche Geschichten von sich und Andern, die ich nie vergessen werde, z. B. wie ihn der HErr Dankbarkeit durch Aufdeckung seiner bitteren Armuth gelehrt, wie er Ihn gefunden im Glauben an sein Blut, auf das er sich ganz verlasse, und wobei es ihm gewesen, als lasse er sich in eine tiefe Grube hinab, in der Hoffnung, unten werde Einer den Fallenden auffassen. Von den Gebetserhörungen, die er erlebt, redeten wir auf dem Wege nach Stuttgart noch mehr, bis wir die Heusteige hinunter zu Hofacker kamen. Bonekemper gab mir ein großes Licht über die Begnadigung, und sagte mir, ich solle es nur gewiß und trotziglich glauben, daß der HErr auch mich durch sein Opfer vollendet, und solle nur recht im Glauben bitten; denn Gott werde allermeist dadurch geehrt, wenn man vor allem Seinen Worten, die er von Jesu gezeugt, kindlich glaube und sie annehme. Das that ich auch sogleich, wiewohl mit ängstlicher Seele, indem mir die Gnadengabe zu groß und unverdient vorkam. Aber gerade das gibt erst Erkenntniß der eigenen Sünde und der unaussprechlichen Liebe Gottes. Bei Hofacker blieben die zwei Missionare nicht lange. Aber wir versprachen bei Kaufmann Häring sie später wieder aufzusuchen; da Max nicht mit wollte, ging ich mit Louis allein. Wir trafen Bonekemper allein, an einem Auszug von „Storrs Zweck des Todes Jesu," welches Buch er lobte. Der junge Häring kam auch. Das Gespräch war herzinnig von Jesu Christo, wobei die Rechtfertigung im Blute Jesu aus freier Gnade Gottes die Hauptsache blieb, so daß Bonekemper einmal sagte: Was wird Satan zu unserm Gespräche denken? — Mich durchdrang diese Unterredung bis in die innerste Seele, ein ganz neues Leben fängt an vor mir aufzudämmern. Wer von der Erde ist, der redet von der Erde, wer aus Ihm ist, der redet von Ihm, und die Beugung und Salbung ist das Zeichen, ob's aus dem Geiste geht oder nicht. Ein Missionar aus Frankreich, G., ehemals ein wilder Mensch, der einst der Anführer in seinem Dorfe bei allen tollen Jugendstreichen war, sich aber bekehrte und viele seiner Gesellen mit in's neue Leben zog, und ein ehemaliger Schlossermeister aus der Schweiz, der sein einträgliches Gewerbe mit sechs Gesellen verließ und sich dem

Reiche Gottes widmete, sind ihre Vorgänger im Glauben und in der Liebe. Um halb acht Uhr nahmen wir Abschied als Brüder im Namen des HErrn, und tiefgerührt gieng Hofacker mit mir bis an's Thor, wo wir ebenfalls uns fest darauf verbanden, ganz des Heilandes zu werden und zu bleiben.

Ich wurde auf meinem Vikariat auch zu frühzeitigen Meldungen um Anfangsdienste angegangen, z. B. um das auf der Alb gelegene Dorf Erkenbrechtsweiler, von woher mich einige treffliche Christen mehrere Male besuchten. Meine Eltern jedoch traten hiebei mit klarer Festigkeit in den Weg, und verhüteten einen Mißgriff, der mir bei meiner Anhänglichkeit an ältere Brüder leicht hätte begegnen können. Einige derselben, edle Seelen in ihrer Art, besuchten mich von dorther mehrere Male, und einer derselben versicherte mich einfach: „Sie haben dort zehn Klafter Buchenholz, und können bei uns warm genug sitzen!“ — Als ich aber zuletzt dennoch zurücktreten mußte, war's ihnen leid, und ein grundredlicher Greis unter ihnen schrieb mir in seiner Einfalt geradezu: „Wart' Er abtrünniger Jonas! unser HErr und Gott wird Ihn schon noch einen Wallfisch nachschicken.“ —Doch hat ein solcher Fisch mich Gottlob! bis heute nicht verschlungen; und es geht mir hiebei, wie Uhland den alten Rittersmann sagen läßt: „Aeß' lieber selbst 'nen guten Fisch, als daß mich Fische fressen.“ —

Zu derartigen Meldungen war ich übrigens um so geneigter, als ich mein Lebenlang niemals nach dem Ruhm eines kunstgewandten Predigers getrachtet habe. Ich schrieb zwar alle Vorträge mit Bedacht, und verachtete jederzeit das bequeme Sprechen nach einer schnell hingeworfenen Disposition, obwohl mir die Sprachkenntniß einigermaßen zu Gebote stand. Allein ich habe fortwährend einen sehr tiefen Eindruck davon in mir getragen, daß eigentlich nur ein gründlich wiedergeborener Mensch, der im völligen Genusse dessen, was er predigt, steht, ein Predigtbuch in die Welt hinausgeben sollte. Der selige Friedr. Chr. Steinhofer bezeugte auf seinem Sterbelager: „er habe oft von demjenigen, was er nun ewiglich zu schauen versichert sei, so gepredigt, wie wenn er den

Himmel vor sich offen sähe.“ — Diesen Maßstab habe ich bei manchen an mich ergangenen Aufforderungen zur Herausgabe eines Predigtbuchs nach innerster Nöthigung auch an mich angelegt, und mir daher oft sagen müssen: Solange du der Welt noch nicht wahrhaft gekreuzigt und mit Christo recht aus dem Tod in Sein neues Leben hindurchgedrungen bist, verlohnt sich's, von deiner innern Unwürdigkeit abgesehen, gar der Mühe nicht, ein Predigtbuch zu schreiben, sondern du kannst wohl zufrieden sein, wenn du bei deinen Vorträgen bescheidentlich mitessen darfst, und wenn der Heiland sie bei ihren vielfachen Mängeln an einigen Seelen segnen, dir selbst aber verzeihen mag. Ich gieng und gehe heute noch von dem Hauptpunkt aus, daß das Kreuz Jesu Christi den Mittelpunkt aller ächtevangelischen Predigten bilden muß, und daß nur derjenige Mensch, der in der freien Gnade des ewigen Hohepriesters lebt, wahrhaft von dem in Ihm erschienenen Heil und Leben zeugen kann, wenn er nicht als Blinder oder Halbblinder anderen Blinden den Weg zeigen will. Jede Predigt ohne dieses im Geist erkannte Lebenselement ist mehr oder weniger eine geistliche Niete, und wenn sie beim Mangel an jener specifischen Erfahrung vollends rhetorisch geschniegelt erscheint, so wird sie oft geradehin zur Sünde. — Das Höchste, was ein Menschengeist produciren kann, ist eine wahrhaft in Gott empfangene Predigt über das selige Geheimniß des Evangeliums, nach jenem vom Apostel angegebenen Kanon: „So Jemand redet, daß er's rede als Gottes Wort“ oder: als Aussprüche Gottes (1 Petr. 4, 11.), und wer ist hiezu tüchtig, als ein im Geiste Wiedergeborener, welchen Gott selber tüchtig gemacht hat, das Amt des Neuen Testaments als ein Botschafter der ewigen Versöhnung an Christi Statt zu führen? — Dieser geheimnißvolle Ursprung gibt allein den ächtevangelischen Predigt- und Erbauungsbüchern, trotz alles Formwechsels, ihren unveraltenden Werth, während andere, die diesen Lebensquell nicht in sich tragen, über kurz oder lange der Vergessenheit verfallen. —

Eine meinem Herzen besonders merkwürdige Erfahrung will ich hier auch nicht verschweigen. Sie betrifft den Privatfleiß des Geistlichen, ohne welchen dieser Gefahr läuft zu

versauern, wenn er auch seinem Amte sonst den erforderlichen Fleiß widmet. Ich hatte im täglichen Dienst an drei besonderen Gemeinden nicht wenig zu thun, und versah meine Geschäfte mit Ernst und Freudigkeit. Doch blieben mir dabei noch manche freiere Stunden, oft auch ruhigere Wochentage übrig, in welchen ich dem wissenschaftlichen Privatfleiße noch Rechnung zu tragen vermochte, da ich, einen wöchentlichen Besuch in Stuttgart abgerechnet, meistens zu Hause blieb und mich von allen weltlichen Gesellschaften ferne hielt. Die Noth meiner Seele war zu groß, als daß ich einen Antheil daran begehrt hätte, und so verflossen mir meine einsamen Stunden, — ich darf's wohl sagen, — vielmehr unter stillem Gebet und Flehen, als unter einem fortschreitenden Studium. Dabei aber gedieh meine bekümmerte Seele doch verhältnißmäßig nur wenig, so daß es mir oft zum Wunder und eine höchst schmerzliche Wahrnehmung war, welch ein geringer Gewinn aus meinen unablässigen Gebetskämpfen hervorgieng. Da war es mir eines Nachmittags, wie wenn eine sanfte, liebende Stimme mir innerlich zuriefe: „Komm und arbeite nun!" — Ich folgte dem Wink, und nahm zur Repetition ein philosophisches Buch zur Hand, um mir die auf der Universität so lässig betriebenen Grundlinien der Geschichte der Philosophie, besonders Fichte's Principien, wieder einzuprägen. Nach einer Stunde ruhigen Studiums überwallte mein Herz mit einem Mal ein seliger Gottesfriede, so daß ich mit innerlicher jauchzender Anbetung der ewigen Liebe das Zimmer durchschritt, und freudig weinend vor mich hin fragte: „Wie ist es denn möglich, daß Du, mein Gott, mir bei dieser trockenen Arbeit solchen himmlischen Frieden gibst?" — Da vernahm ich in meinem Innern die unüberhörbare Erwiederung: „Es liegt nicht an deinem Wollen und Laufen; — arbeite auch mit wahrem Ernst, und bete nicht allein, — so wirst du in ein besseres Gleichgewicht kommen, und mein Erbarmen kann dir näher sein!" — Ich konnte dieses heiligen Eindrucks nie vergessen, und habe mich wohl befunden, als ich ihm gehorsam war, — wie er denn mit dem göttlichen Worte durchaus zusammenstimmt. — Es werden durch einseitiges, wenn auch ernstliches Ge-

bet, wobei die Seele sich vom gründlichen Studium der heiligen Schrift entfernt und so leicht in ein maßloses Eigenwirken hineingeräth, große Mißstände geboren, und ich kann aus eigenen, langen Fehlgriffen dieser Art nun wohl verstehen, warum unzählige Mönche, Nonnen und andere Anachoreten auf so vielfache Abwege gerathen sind, auf welchen ihnen die Kraft und der Segen ihrer gesammten Gnadenzeit schlechthin zu Grunde gieng. Welch ein unseliges Beginnen, Jahre und Jahrzehnte lang in eigener Wahl ohne das Steuerruder evangelischen Glaubens fortzubeten und im Widerspruch gegen die evangelische Heilsordnung sich mit Uebungen zu zerarbeiten, denen der HErr unser Gott keine Heilsverheißung gegeben hat! O wie viel wird in dieser Welt gebetet, und wie selten sind die rechten Anbeter Gottes im Geist und in der Wahrheit, die im Blick auf Christum bekennen dürfen, daß sie aus Seiner Fülle Gnade um Gnade genommen haben! — Ich bin überzeugt, daß ohne gründliche Berufstreue und redlichen Fleiß auch von einem erweckten Menschen nur übel und unerhörlich gebetet wird, sowie davon, daß nur der kindliche Glaube an das Verdienst Jesu Christi und die Appellation an Seine freie Barmherzigkeit uns zum wahren anhaltenden Gebet ermuthigen und ein freudiges Amen vom Gnadenthrone des Himmels in unser bekümmertes Herz bringen kann. Den über dem Sünder ehern gewordenen Himmel des Gesetzes durchschlägt nur das hohepriesterliche Siegeswort des Sohnes Gottes: „Es ist vollbracht!" und nur derjenige, der auf dem Lebensgrunde dieses Wortes steht, betet erhörlich, nicht vergeblich. — Was helfen uns die geschniegelten Andachtsbücher „für gebildete Stände," die sich in ihrem Modethum geberden, als ob den Gebildeten ein besonderer Heilsweg gegeben sei, wie es in den Theatern und Concertsälen privilegirte Logen und Sperrsitze gibt? — Es ist ja doch nur ein einiger Gott, reich über Alle, die Ihn anrufen, und Sein Bußruf predigt uns insgemein Umkehr von den todten Werken des Fleisches, von Trägheit und Kreuzflüchtigkeit, sowie den Glauben an Den, der die Gottlosen allein durch das Opfer Seines Leibes ohne Zuthun ihrer Werke gerecht macht. — Was

gilt vor diesem neutestamentlichen Kanon die Aeußerung eines sonst redlichen Christen, der mir einst, als ich von einer Predigt sehr ermüdet war, bezeugte: „Ich werde oft ebenso müde wie du!" — und auf meine Frage: warum das? erwiederte: „Vom Beten und Ringen!" — oder die Aeußerung einer alten ehrbaren Wittwe: „Ehedem habe ich sehr stark beten können, aber nun, in meinen späteren Jahren, ist meine Brust allmälig zu schwach dazu!" worauf ich ihr freundlich bezeugte: „Da fehlt Ihnen blos noch ein Rosenkranz!" — So aber treiben's Tausende mitten in der evangelischen Kirche, weil sie das Geheimniß der freien Gnade nicht erkennen, und während ein bekannter Sektenstifter sagt: „Hat dich die Gnade dann irgend berührt, mußt du recht stark in das Wirken hinein!", weiset ein mit der Gnade des HErrn ungleich vertrauterer Mann uns einfältig auf Jesu Wunden hin, durch welche wir geheilt sind oder allein geheilt werden können, indem er sagt:

Dieß ist das wundervolle Ding,
Erst scheint's für Kinder zu gering,
Und dann zerglaubt ein Mann sich dran,
Und stirbt oft, eh' er's glauben kann;
Dieß ist die Losung hier beim kleinen Heer,
Dieß ist der Psalm dort am krystall'nen Meer.

Es war mir sehr gesund, daß ich bei der herannahenden Zeit meiner Bedienstung mehr und mehr alles eigenen Ruhms, den ich etwa früher gehabt, entkleidet wurde. Der frühere Zulauf zu meinen Predigten verlor sich bei dem weit mächtigeren Zeugniß meines in Stuttgart wirkenden lieben Bruders L. Hofacker beinahe durchaus, und der Druck des alle eigenen Höhen umstoßenden Gesetzes that treulich das Seinige hinzu, so daß ich gerne mit dem geringsten Dienstlein vorlieb genommen hätte, weil mir mein natürliches Sündenelend stets vor der Seele stand. —

Ehe wir nun aber den Vollendeten von Gaisburg scheiden sehen, mögen hier zuvor noch die beiden weiteren von jenem Ort aus an seine Freunde gerichteten Circularbriefe eine Stelle finden.

Gaisburg, den 11. März 1823.

Theure, geliebte Brüder!

Eure letzten Briefe habe ich gelesen und säume nicht länger, auch Einiges beizusetzen, was ich bisher erfahren, gewollt, gesucht, wieder verloren und verfehlt habe.

Zinzendorf sagt: Wegen der Unwürdigkeit hält der Heiland keine Seele zurück; mit unserem unbegreiflichen Leichtsinn hat Er Geduld, die Falschheit aber kann Er nicht leiden, und wer sich in einer anderen Gestalt vor ihn stellt, als in der, welche er wirklich hat, der redet sich selbst um's Leben; — vor seinem Angesichte will ich nichts Anders niederschreiben, als was ich in mir fühle, hoffe und beklagen muß.

Das finde ich immer mehr als Wahrheit: ehe das Herz seine Armuth und Fluchwürdigkeit vor dem Heiland recht fühlt, und nicht blos Ihm übertriebene Geständnisse davon vorlegt, wie ich es so gerne zu meinem eigenen Schaden thue, — ehe der eigene Geist sich vom Geiste Gottes zu den durchgrabenen Füßen Jesu hinwerfen läßt, kann auch der Friede nicht kommen, nicht jene selige Armuth, wobei man am Sünderfreunde unzertrennlich hängt, — nicht jene Versieglung, welche den Seelen aufgedrückt wird, die der HErr in die Hölle und wieder herausgeführt hat. O meine Brüder! es wird mir schwer, ein neuer Mensch zu werden! Der Heiland weiß, daß ich's möchte, und ich habe Ihn schon oft darum gebeten. Er hat sich schon häufig zu mir geneigt, und mir nach thränenvollen Stunden einen Schimmer seines Angesichts gegeben; da konnte ich denn getrost sagen: Mein HErr und mein Gott! Ich will nichts als Dich! Und eine bange Furcht sagte mir: ich solle nur stille sein und treu umgehen mit dem Angelde. Aber ich that es nicht, meine Seelenstille war in der Einsamkeit der alten Mumie gleich, welche im Grabgewölbe wohl ihr zartes Angesicht behält, aber an der freien Luft verstäubet. Und so hat mir auch fast immer der Verkehr mit Menschen wieder genommen, was ich hatte. Da that ich mir denn eine Zeitlang Zwang an, stille zu sein; ich hielt es, war recht unnatürlich hölzern und schroff, aber es durfte nur eine anziehende Weltmaterie kommen, so fiel das Kartenhaus, und ich mußte mir mit bitterem Unmuth gestehen, daß meine Liebe zu Christo nur erzwungen sei, daß ich im tiefsten Seelengrunde Ihn doch nicht liebe, nicht ehre, nicht suche, sondern daß mein Herz weit

mehr noch an der Welt hängt. Dann bat ich den Heiland wieder um Erbarmen; er that es, besänftigte mich, und ich schlief dann oft mit süßen Thränen ein. Kommt dann aber eine Gelegenheit zum Witz, so muß er heraus, und die böse Stimme sagt: Ei! Warum hat dir denn Gott ihn gegeben, wenn du keinen Witz machen darfst? So spricht aber nur dieser höllische Ultra, der's immer beim Alten lassen will.

Nun denket Ihr: der gute Mensch ängstet sich mit Gesetz ab, er kennt den Weg zum Kreuze nicht und hat nicht gelernt, aus den Wunden des Heilandes Trost und Gnade ziehen. Ja meine Brüder! Ich weiß und glaube und predige, daß nur hier Ruhe wohnt, und daß wir als Gottlose beim Gekreuzigten unsere Gerechtigkeit, unsere Weisheit, Heiligung und Erlösung finden müssen, so doch, daß man zuvor die Liebe des Herrn Jesu in seinem Leiden und Sterben erfahren lernt, und dann aus Gegenliebe in seiner Kraft und in seinem Umgang sich heiligt. Ich bitte auch um dies Kleinod, aber ich habe es noch nicht gefunden, obwohl mir eine Ahnung sagt, daß es keine Seligkeit geben könne, als im Gefühl der höchsten Verworfenheit vom Erbarmer angenommen zu werden.

Sage ich: HErr, mach' mich zum armen Sünder, so spricht in mir etwas: willst du mit Buße den Glauben eigenwillig verdienen? Sage ich dann: HErr, besprenge mich mit deinem heiligen Blute, und nimm mich hin, wie ich bin, so heißt es innerlich: du hast ja kein wahres Bedürfniß nach Ihm, und würdest es nur wieder verlieren. Ich prüfe mich dann und finde: deine Untreue ist an Allem schuld.

Sehet, darum betrachte ich mich auch in Wahrheit als den unter Euch, der am tiefsten steht, am weitesten zurück ist aus eigener Schuld.

Darum will ich nun anhalten im Gebet und Flehen und Ihn um eine rechte Entschiedenheit des Willens bitten, ganz, ganz sein zu werden. Er wolle mir mein böses Herz je mehr und mehr aufdecken, und die Lichtsengelsgestalt Satans, mit der ich so gerne spiele, in ihrer Schande entlarven, dagegen aber durch seinen heiligen Geist mir sein Bild, wie er für uns lebte, litt und im Todeskampf verschmachtete, mit unauslöschlichen Zügen in's Herz brennen, damit ich, — o Jesu, sage Amen! — das nächstemal auch mit seliger Freudigkeit schreiben könne: mir, dem größesten aller Sünder, der alle Sünden gethan hat, ist vom

Heiland Barmherzigkeit widerfahren! Ach, darauf freuet sich meine Seele!

Nun auch noch ein Wort von meinem äußeren Leben. Ich bin noch immer hier in der Nähe von Stuttgart, wo es viele Geschäfte gibt. Es mögen jährlich gegen 200 Predigten mit Leichenpredigten, 120 Taufen und 80 Katechisationen und 24mal Communion vorkommen, was ich ganz allein zu versehen habe, ausgenommen, daß mein lieber Pastor mich hie und da in einer Communion unterstützt oder eine Taufe hält. Da ist nun in diesen drei Orten viel zu thun, und besonders die vielen Predigten, zu welchen mich der HErr mit unaussprechlicher Geduld und Liebe stärkt, nehmen viele Zeit weg. Ich predige in der Regel immer vom Heiland und seiner Erlösung, wobei aber freilich manche Thorheit, Naturfeuer und Untreue mit unterläuft. Die Kirchen sind meistens besucht, wobei aber auch solche kommen, die oft lieber spotten, als Wahrheit suchen. — — —

— — — Unsere Briefe binden wir in Ein Bündlein, die Erzeugnisse unseres Gemüths; werden auch unsere Seelen einst in's Bündlein des Lebens so gebunden, — werden wir einmal auch zusammen als eine reife Garbe erfunden werden, die mit anderen die herrliche Scheune füllen darf? Wir Alle fühlen die Last dieses Leibes, gehen dahin durch Tod und Leben, sehnen uns nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, und seufzen in freiwilligen und unfreiwilligen Banden. Nur daß wir das Eine, was Noth ist, unverrückt im Auge behalten, Jesum Christum und seine Wunden, nur daß wir den großen Satz des Apostels: desipere aude! verstehen und thun lernen! Mag denn die Welt in ihrer Weisheit sich brüsten, mag sie in ihrem kalten Gefängniß, wo keine Liebe, kein Friede wohnt, immerhin künstliche Eisblumen an die Kerkerfenster zaubern, mag sie ihre Vernunft vergolden oder zum Stein der Weisen umschmelzen, — sie hat's keinen Gewinn; was ist's doch? ihre Philosophieen und Poesieen, ihre Systeme und Surrogate, ihre ganze Schönheit und Herrlichkeit ist am Ende nichts als ein Raub des Gerichtsfeuers, in welchem nichts besteht, als das Glaubensgold dessen, der gesagt hat: wer nicht verläßt Alles, was er hat, und folget mir nach, — und wird wiedergeboren, den werde ich nicht unter die Meinigen zählen. Der Satan wird der Welt einst noch alle Tugend zuschieben, er wird sie mit Keuschheit und Zucht, mit weltbürger-

licher Liebe und Aufopferungskraft einmummen, nur damit sie in der Blindheit beharre, und den Gekreuzigten nicht annehme; er wird die Kinder Gottes mit Welttugend abführen wollen vom Grund des Blutes Christi, — und ihnen schwere Zeit machen, — aber Demuth, Glaube und Liebe Christi wird er Niemand gönnen, Niemand geben, — denn das kann Niemand geben, als Jesus. Mir ist's, als komme nun eine Zeit, wunderbarer, als alle vorigen, sie wollen den HErrn der Herrlichkeit nicht mehr leiden.

Aber lasset uns eilen, wie die Vögel vor dem Sturm, in den sicheren Felsen, damit wir in den Wunden unseres Gottes eine feste Burg finden, damit uns der Tag des Abfalls nicht träumend überfalle, sondern daß wir als wachende Seelen bei dem bleiben, der von seinen Schafen gesagt hat, daß sie Niemand aus seiner Hand reißen werde.

Gedenket Eures nach Erlösung sich sehnenden Bruders
Albert Knapp, Vikar.

Gaisburg, den 14. April 1824.

Theure Brüder!

— — — Neulich kam ein erfahrener Bruder zu mir, dem ich meinen Herzenszustand offenbarte. Das ist Alles vom Teufel! sagte er, — denn siehe! Du kannst ja von Hause aus nichts als sündigen; was wiegst du also Geld dar, wo kein Brod ist? Laß deine Selbsthilfe liegen, und gehe, wie du bist, ohne Versprechungen, Vorsätze und Abbitten an Jesu Kreuz, und laß dich da absolviren aus freier Gnade. — Dieses einfältige, schon oft gehörte, aber nun erst in mich eindringende Wort gieng mir in's Herz; denn ich sah nun auf einmal, daß wir ja gar nichts haben und nichts geben, sondern nur nehmen dürfen, so wir anders im Gefühl unseres Elends zum Heiland kommen. Das Wörtlein: Freie Gnade thut mir wohl! Ich konnte glauben, daß der HErr durch sein Blut auch mich erlöset habe und auch nach meiner Seele dürste; — freilich war dieß noch mit allerlei heimlicher Bangigkeit vermengt; aber ich warf nun den alten zähen Sündenpack von mir ab, und es drang eine sanfte Freude durch mein ermattetes Herz. Es war jetzt Gottlob eine, wenn auch kleine, Bresche in die dichte Unglaubensmauer geschossen, — und auf alle Anklagen, die sich nun schaarenweise in mir erhoben, antwortete ich getrost: Alles wahr! aber Christi Blut hat mich

erlöset, — und ich fühlte, daß in dieser Berufung mehr Kraft liege, als in allem vorigen Rennen und Laufen. So will ich denn bei allem Gefühl meines bösen teuflischen Herzens immer mehr auf das Kreuz des Heilandes blicken lernen, und wenn mich meine Sünden kränken, getrost auf seine Hilfe schauen; denn da hoffe ich nun Barmherzigkeit und völlige Erlösung von einem Bann zu finden, der mich seit Jahren belastet und unselig gemacht hat. Wie es weiter gehen wird, das überlasse ich dem HErrn, und bitte Ihn um Glauben und Augensalbe, damit sein längst erworbenes Manna auch mich speisen und meine Seele genesen und satt werden möge.

Von meinem Amte und anderen Dingen weiß ich dießmal wenig zu schreiben. Es ist mir wirklich wie in einem Hause, in welchem der Gant ausgebrochen ist. Da muß Alles neu werden.

Wollet Ihr im hiesigen Revier euch ergötzen, so blicket auf den alten Louis Hofacker hin, der immer mächtiger in die Posaune des Heils stößt; es ist fürwahr eine Lust, diesen Jünger des HErrn zu sehen:

Bekümmert, trübe, bloß und krank,
Und doch voll lauter Lobgesang,
So schwach, daß seine Kunst in nichts besteht,
So stark, daß Satan aus dem Wege geht.

Er und Dann predigen zur gleichen Stunde in ebenmäßig angefüllten Kirchen. Louis hat am Hause die Zimmerarbeit und das Aufrichten des Gebäudes, Dann die Maurerarbeit nnd das Amöblement übernommen.

Nun, Ihr theure Brüder, seid allesammt herzlich gegrüßt, und traget in seiner großen Schwachheit

Euren heilsbedürftigen Bruder
A. K.

Ich hatte mich einmal auf die kleine Pfarrei Hagelloch bei Tübingen gemeldet, zog aber dieses Gesuch auf den Wunsch meines liebenden Vaters wieder zurück, und meldete mich dafür am Ende des Jahres 1824 um das erledigte Diakonat Sulz a. N., wozu ich besondere Aufforderung erhielt, und das mir auch am 2. Januar 1825 übertragen wurde. Der Abschied von der liebreichen Pfarrfamilie in Gaisburg, die ich mit meiner gesetzlich-ascetischen Sonderbar-

keit wohl oft geübt, und die mich dennoch stets mit treuer Freundlichkeit gepflegt hatte, fiel mir schwer, ebenso die Trennung von so manchen Stuttgarter Freunden, besonders von dem Hofacker'schen Hause, dessen ehrwürdiges Haupt kurz zuvor (am 27. Dezember 1824) im Glauben an Christum selig entschlafen war, und worin ich vierthalb Jahre lang eine zweite Elternheimath genossen hatte. Das Alles mußte ich nun verlassen, und es gab manchen schmerzlichen Riß in meinem Gemüthe, bis in den drei Gemeinden so mancher Abschied überstanden war, der mir das Zusammenleben mit ewigtheuren, gottgeheiligten Seelen nun aufkündigte. Besonders weh that mir aber die Trennung von meinem Herzensfreund Ph. Eberhard Wörner in Berg, mit welchem ich von dort an einen regelmäßigen Briefwechsel unterhielt. Mein lieber Herr Pfarrer entließ mich nebst seiner edeln, mütterlichen Gattin in herzlicher Weise, gab mir auch ein süßes Fäßchen Wein vom Jahr 1822 zur Aussteuer mit, und so zog ich, im Hofacker'schen Hause zuletzt noch über Nacht beherbergt, in der zweiten Hälfte des Januar nach Tübingen, um von dort aus im Geleite der liebenden Mutter nach der mir noch fremden Stadt Sulz zu reisen. Mit sehr ernsten Empfindungen verließ ich das holde Neckarthal, in welchem mir nichts als das Gesetz Mosis mein Leben verbittert hatte, wiewohl auch mancher Hügel, mancher einsame Baum mir ein Ebenezer geworden war, ein geheimer Zeuge unvergeßlicher Erinnerung an Ihn, der sich zum Gebete der Elenden wendet, und von welchem mir so mancher selige Gnadenblick auf mein einsames Seufzen geworden war, wenn ich aus Herzensgrund manchmal auf der Wasserhausbrücke bei Berg, unter dem Donner weitüberströmender Wellen, zu Ihm gerufen hatte: „Ich bin ein verirrt und verloren Schaf; suche, HErr, deinen Knecht, denn ich vergesse deiner Gebote nicht." Mein bleibender Eindruck, wie er heute noch die nämliche Losung ist, war dieser: „Ohne Gnade ist Alles Pein; laß sie allein mein Leben, meinen Himmel sein!" —

4.

Anfangsdienst in Sulz a. N.

Es war in der Frühe des 1. Februar 1825, als ich mit meiner getreuen, längst entschlafenen Mutter und einem meiner Brüder durch die beschneiten Gefilde und Höhenzüge von Rottenburg und Horb meinem neuen Aufenthaltsort entgegenreiste. Mit stiller Wehmuth und nicht geringer Bangigkeit sah ich unsrer Ankunft daselbst entgegen, da ich aus vertrauter Umgebung in ein mir noch durchaus fremdes Lebensgebiet überzusiedeln hatte. Gleich einem hilflosen Kinde seufzte ich daher von der Erde gen Himmel: HErr, gedenke meiner am Besten, und verlaß meine Seele nicht! Da ging in der Nähe unsres Wanderziels die Sonne in goldenem Abendroth nieder, und ein süßer Himmelshauch durchathmete mein armes Herz: „Fürchte dich nicht! Ich gehe mit dir, und meine Kraft ist mächtig in den Schwachen!“ — Das war mir ein unvergeßliches Angeld zu meinem einsamen Eintritt in das neue Amt und in das zwar ziemlich neue, geräumige, doch unschöne Haus, das wir in ärmlichem Zustand übernehmen mußten. Niemand, als eine ziemlich bejahrte, aber edelgesinnte, fromme Haushälterin, Auguste Schweickle, kam uns darin entgegen, und keine Spur theilnehmender Freundlichkeit empfieng uns, wie dieses anderen Geistlichen doch öfters zu Theil wird, — sondern es schien uns, daß es der Gemeinde nicht anständig gewesen sei, einem sogenannten Pietisten eine Aufmerksamkeit zu widmen. Mit stiller Wehmuth mußten meine Mutter und ich uns in dem Hause zurechtfinden und die wenigen Hausgeräthe, die wir mitgebracht, an den theilweise zerrissenen Wänden umher anbringen. Das war kein begeisternder Eintritt, und ich fühlte mich, als die sorgliche Mutter bald Abschied nahm,

unaussprechlich fremd und vereinsamt in den öden Gelassen der neuen Wohnung, deren Fenster dermaßen klafften, daß meine Haushälterin gleich in den ersten sechs Wochen eine unglaubliche Menge Holz verbrauchte, wiewohl wir unsre Kost anfänglich aus einem Gasthofe bezogen. — Zu diesem drückenden Gefühl gesellte sich noch ein viel trüberes. Mein Herr Dekan (Binder) wollte mich nach der Antrittspredigt im Filial Holzhausen, einer völligen Pfarrei, welche der Diakonus allein zu besorgen hat, investiren, und ich sollte dabei die Vormittagspredigt halten. Allein beim Beginn des Predigtstudiums lagerte sich schnell eine gesetzliche Todeswolke über mein armes Herz, und gegen acht Tage lang rang ich im Gebete mit Gott, daß Er mir die erste Predigt wolle gelingen lassen. Zehn und mehrere Male setzte ich die Feder an und schrieb einige Blätter, — dann zerriß ich sie wieder, — betete, weinte Stunden lang, — und doch wollte mir kein freudiges Bekenntniß gelingen; — denn es fesselte mich die Angst, nichts sagen zu dürfen, als was ich in süßem Herzensgefühl erlebt hätte, und ich gieng einige Tage in voller Verzweiflung durch meine Zimmer her und hin. — Nur mühsam betete sich meine Seele durch dieses schwere Trauergehänge hindurch, das aber von der Stunde meiner Investitur an von ihr genommen wurde, und ich hatte sogleich die Freude, eine Seele kennen zu lernen, die durch meine unter so vielen Aengsten geborene Antrittspredigt für den HErrn gewonnen worden war. Von jener mir unvergeßlichen Trauerzeit an ward ich freier im Geist und predigte nicht selten mit wahrer Freudigkeit vom Geheimniß unsrer ewigen Erlösung, und trat in Folge dessen bald in Gemeinschaft mit den wenig zahlreichen Erweckten meiner neuen Gemeinden.

Von seiner neuen Stelle aus schrieb der Vollendete zuerst folgende zwei Circularbriefe an seine Freunde.

Sulz, den 22. April 1825.

Geliebte Brüder!

— — — — Nach 3½jährigem Aufenthalt in Gaisburg, diesem Buß- und Eigenwirkensort, an welchen mich aber auch

frohe Erinnerungen an die ersten, wenn auch bald wieder verschwindenden Lichtstrahlen der Gnade und an den Umgang mit so vielen auserwählten Seelen fesseln, bin ich am 1. Febr. d. J. als Diakonus in Sulz und Pfarrer in dem eine halbe Stunde entfernten Filialorte Holzhausen hier eingetreten. Mit Wehmuth und Schmerz verließ ich mein Oberstübchen, worin ich so Manches durchgemacht hatte, und eine tief auf der Seele lastende Beklemmung, der Rückblick auf so viele Untreuen, Versäumnisse, Sünden, der Gedanke, nach 3½ Jahren und so mannigfaltigen Segnungen doch als ein unwiedergeborner, noch nicht zum Licht der Freiheit hindurch gedrungener Mensch von hinnen scheiden zu müssen, verschloß mich damals sanfteren Eindrücken und fühlender Liebe, die bei der Trennung von so vielen theuren Seelen in hohem Grade erregt werden konnten; ja, Alles, Preis gegen den HErrn, Dank gegen Freunde, frohe Ausblicke auf die künftige Laufbahn — Alles dieß und noch Anderes trat vor der schmerzlichen, die Seele erfüllenden Gewißheit in den Hintergrund: du bist noch nicht bekehrt, Jesus kann an dir noch keinen Gefallen haben. Zwar war kurz nach Abgang meines letzten Circularschreibens an Euch im Frühling eine frohe, nie so erfahrene Gnadenzeit eingetreten, und als sie den Sommer hindurch wieder von Wolken getrübt gewesen, kehrte sie beinahe den ganzen Herbst über zurück und erquickte meine Seele, diese arme, schlechte Seele, oft mit sanfter Wonne und Hoffnung, daß Dank und Lob, wenn auch noch sehr unrein, daraus hervor steigen und ich rühmen konnte: „Deine Güte, HErr, ist besser als das Leben!" Aber weil ich den Grund des Gnadenstandes in mir selber suchte und nicht treu mit den Gütern Gottes umgieng, nicht als ein völlig ausgezogener Sünder auf den HErrn baute, sondern den Gefühlsmaßstab immer anlegte, so brach wieder der finstere Unglaube herein mit allen Plagen und Sünden, mit schweren Kummerzeiten und vergeblichen Selbsthilfen, und dieser Zustand dauerte fort bis zu meinem Abgange von Gaisburg. O liebe Brüder! unter dem Gesetz hingehen, mit geschlagenem Gewissen, das ist harte Speise, das verstopft den Mund gegen alles Lob Gottes, das ist Ohnmacht, aus welcher uns kein Mensch, kein Zuspruch, kein Tadel und keine Schläge, sondern der HErr allein erlösen kann! Mit diesem Herzen voll Sünde und Elend kam ich hierher; die Sonne glänzte lieblich nieder auf die Stadt, die mich aufnehmen sollte, und bei der Annäherung zu ihr floß ein sanfter,

stiller Trost über mein Herz, wie ein laues Lüftchen über ein Schneefeld; — ich fand ein großes Wohnhaus vor, meine gute Mutter und mein Bruder halfen es etabliren und schieden dann mit Segenswünschen. In der zuvor bestellten, noch unbekannten Haushälterin kam mir eine freundliche Christenseele aufrichtend und tröstend entgegen; — so war im Aeußeren gut gesorgt; — aber die ersten vierzehn Tage gieng ich umher mit großem Elend, worunter auch das Gebet ganz nachließ, und diese Noth drückte mich auch am Investiturtage, der Anderen sonst ein frohes Hochzeitfest ist. Endlich kam es besser, mehr Stille und Ruhe, wenn auch sehr abwechselnd, und in diesem Zustande befinde ich mich noch mitten unter einem Andrange mannigfaltiger Geschäfte.

Erweckte Seelen gibt es hier einige, wenn gleich der Schwarzwald im Rufe der geistlichen Erstorbenheit steht, und ich glaube auch, daß der vor alten Zeiten ausgestreute Same gottseliger Lehrer, z. B. eines Dekan Hellwag, der ein Schwiegersohn von J. A. Bengel war, das Meiste ist. Im Konfirmations-Unterricht habe ich vierzig Kinder, zum Theil liebe Seelen, von deren einigen ich hoffen darf, daß ein Keim zum inneren Leben bei ihnen angesetzt hat und noch mehr ansetzen würde, wenn ich mit mehr Innigkeit, Salbung und Erfahrung sie zum HErrn wiese. Nebenbei ist mir ein geschäftvolles Amt übertragen, als Vorsteher der hiesigen Schulkonferenz die vierteljährigen Zusammenkünfte von 24—27 Schullehrern zu leiten, ihre Fächer mit ihnen durchzugehen, ihre viermal im Jahr einlaufenden Aufsätze zu kritisiren und Musteraufsätze zu liefern u. dergl. Da ich seither auch vierzig Konfirmanden-Aufsätze beinahe Tag für Tag korrigire und sonst noch in zwei Gemeinden neben dem sachverständigen, noch jungen Dekan zu arbeiten habe, so könnet Ihr denken, daß es Arbeit übergenug gibt. Eben deßhalb komme ich auch fast mit Niemand hier zusammen, Kranke und den Dekan ausgenommen, und suche gern die Einsamkeit, weil die Seele sich von dem lauten Mittheilen und Hinaustreten gleich verwundet und verstört fühlt.

Ihr seht daraus, mein Herzenszustand ist immer noch unganz, oft trübe, weil ich, wiewohl heimlich davon überzeugt, daß dieß der einzige Weg zum Heil ist, die Ruhe nicht einfältig und mit zerbrochenem Herzen bei dem HErrn suche, sondern vielfältig Eigenwirken darunter mische, und also, wie Du, l. M., schreibst, dem Jüngling gleiche, der mit seinen vielen Gütern traurig vom Heiland weggeht. In ruhigen Stunden leuchtet mir die tiefe

Ohnmacht des gefallenen Willens oft sehr in's Herz; aber ich glaube, ohne Gottes Erbarmen würde der Mensch auch im Anblick der Hölle seinen Willensbann nicht fahren lassen, weil neben dem Nichtkönnen auch die Feindschaft gegen den Schöpfer darin steckt. Ich flehe zum HErrn, daß Er diese Macht der Verderbniß mit großer Kraft von mir nehmen und mich als einen Hilflosen allein auf Seine freie Gnade gründen wolle. Aber tief schämen muß ich mich vor Euch, gel. Brüder, daß ich immer noch mit Klagen und nicht mit frohem Lobpreisen in Eure Mitte trete!

Ein Punkt ist es namentlich, der mich immer beunruhigt, nämlich das Gefühl: ich habe noch nicht ernstlich Buße gethan und mein Verderben noch nicht gründlich erkannt, also könne ich der vollen Begnadigung auch noch nicht theilhaftig werden, und weil dieses Gefühl nie so eintritt, wie ich es innerlich für nothwendig halte, so kann ich noch nicht zum Frieden kommen. Ich bin mir nicht bewußt, etwas in meinem Herzen gegen den HErrn zu verhehlen, — aber es bleibt ein Hinaussetzen des Besserwerdens, eine heimliche Erwartung des Besserkommens, — die nicht in Erfüllung geht; denn der Morgen und der Abend kommt, und der HErr findet keine bleibende Stätte in diesem Herzen. Jedoch — ich will Seiner harren und vor Ihm bleiben im Gebet, bis ich Ihn gefunden habe.

Werdet nicht müde, mich zu tragen und zu lieben, und der Gerechte schlage mich freundlich. Ich wünsche Euch Allen, l. Brüder, daß Ihr wachsen möget in allem Reichthum der Gnade und Erkenntniß Gottes, und daß unser Bund im Himmel einst unversehrt und vollzählig erfunden werde. Seid alle in Süd, West und Nord herzlich gegrüßt von Eurem A. Knapp.

Sulz, den 13. Jan. 1827.

— — — — In meinem hiesigen Berufe geht es mir, dem HErrn zum Preise, besser als früher, und zeigt sich immer als Wahrheit, daß stilles, unscheinbares Hingehen in der Arbeit nie vergeblich, sondern gedeihlicher ist, als wenn man gleich oben herab anfängt.

Längere Zeit herrschte besonders bei den Leuten in meinem Filial Holzhausen eine stete Schlaffheit im Geistlichen und auch gegen ihren Seelsorger bei aller äußeren Ehrbarkeit. Oft wenn ich so allein durch sie hingieng und das kalthöfliche Mützenabnehmen

sah, that es mir weh, und ich mußte seufzend zum HErrn blicken, dem ich auch nicht treu war. Sie giengen so gewohnheitsmäßig zur Kirche, ohne daß etwas von Leben zu sehen gewesen wäre. Da fiel es mir schwer auf's Herz, und ich beschloß nun mit Ernst und Berufstreue mehr zu thun, als ich schuldig war nach menschlichem Gesetz, das namentlich nur wenige Gottesdienste vorschreibt. So entstand eine wöchentliche Kinderstunde über das Evangelium Matthäi und eine monatliche Missionsstunde, welche gegenwärtig in der geräumigen Schulstube gehalten wird; und hier nun darf ich mit Freuden wahrnehmen, daß die Gemeinde zum Theil mehr Eifer und Liebe zum Wort empfängt. Sie kommen beim ersten Glockenschall mit Eile daher und sammeln sich mit stiller Erwartung, welche ich dann, so gut es in Armuth und geistlichem Stolz geschehen kann, mit des HErrn Hilfe zu befriedigen suche. Ach, es thut dem Herzen wohl, wenn man nur auch einmal etwas, was dem Leben ähnlich ist, spüren darf, und wenn die Gemeinde einmal fühlt, daß der Pfarrer nicht um des Brods willen, sondern aus Liebe und freiem Trieb zu ihnen kommt. Da geht doch wenigstens hie und da das Grundeis, und das vorher zugefrorene Erdreich wird für die Aufnahme eines guten Samens empfänglich. Ich fühle aber, daß das wahre Leben und Gedeihen nur dann kommt, wenn wir selbst im HErrn leben und wachsen, und da muß ich mich tief beugen. — HErr, gib mir Leben und Wahrheit! Das Leben einer Gemeinde ist oft der Thermometer für das Herz des Seelsorgers.

Eine andere Freude, die ich hier in Sulz einigermaßen genießen darf, ist die Vereinigung mehrerer Frauen zu einer Erbauungsstunde. Wir haben eine Lesegesellschaft mit einander, worin ich nur Christliches zu verbreiten suche, und einige Schriften scheinen gewirkt zu haben. Kürzlich haben sie nun ihr altes Kränzchen aufgelöst und sich von' den übrigen Frauen geschieden; dafür kommen sie alle Wochen zusammen, um sich im Arndt, Dann ꝛc. zu erbauen, und freuen sich ihres Beisammenseins, wobei, wie ich selbst hie und da Zeuge bin, frei der Name Jesu bekannt und auf die Vereinigung mit Ihm gedrungen wird. Auch legen sie ein Scherflein für die Mission zusammen, und ich weiß, daß es mehreren wirklicher Ernst um ihr Seelenheil ist. Abermals ein kleiner Anfang, aber der HErr sei auch dafür gepriesen!

Wäre es nach einem im letzten Sommer erhaltenen Ruf und damit verbundenen tiefen Eindruck gegangen, so schriebe ich

Euch wohl von Basel aus, wohin ich an des l. Rektors Handel Stelle als Lehrer und Hausvater berufen worden war. Das erste Gefühl war, wie wenn Einer eine theure, lang ersehnte Seele gefunden hat und sein Glück nun im Stillen bei sich trägt. Ich schrieb mit Freude und Beugung: Ja. Meine Eltern aber und Andere sprachen Nein, — und so wurde dadurch und durch andere bedeutende Gründe die Sache rückgängig. Nach mehreren Besprechungen und Ueberlegungen schrieb ich den l. Baslern ab, denen ich's auf die Einstimmung der Eltern ausgesetzt hatte, und entschloß mich, hier in meinem Berufe zu bleiben. — Oft schon, und besonders wenn Brüder zu mir hierüber redeten, drang es mir in's Herz, diesen in seiner Art einzigen Ruf nicht angenommen zu haben, und obwohl, wie gesagt, bedeutende Gründe dawider waren, weiß ich doch bis heute nicht, ob ich wahrhaftig oder dem Rathe des Heilandes zuwider gehandelt habe. Auch kann ich nicht bergen, daß ich im anhaltenden Gebete über diesen Weg in der Hintansetzung des Eigenen und in Verleugnung damit verbundener Aufopferungen bei weitem nicht ernstlich und treu gewesen bin. Sehe ich auf mich allein, so folgt nur das Bekenntniß, daß ich für die Stelle weder fähig noch reif noch treu genug war, und daß die Gnade, dahin zu kommen, in wahrstem Sinne zu groß für mich gewesen ist. Vor Allem wäre mir der Umgang mit so vielen theuren Seelen zur Förderung im eigenen Glaubenslaufe von dem höchsten Werthe gewesen.

Der HErr schenke uns ein gnädiges Jahr, ein Jahr der Wiedergeburt und der innigen Bekehrung zu Ihm. Haltet fest in brüderlicher Liebe und betendem Gedächtniß Euren heilsbedürftigen Bruder Albert Knapp.

Es war im Ganzen kein ergiebiges Erdreich, das ich in Sulz zu bestellen hatte; die meisten Erwachsenen hatten in der herabgekommenen Stadt größtentheils schon ihre Partie für das Wesen dieser Welt genommen, und unter den sog. Gebildeten waren auch nur Wenige für das reine Evangelium empfänglich. Man verwechselte in jener Zeit noch die Ehrbarkeit und bürgerliche Unbescholtenheit mit dem spezifischen Glauben viel zu sehr, und in einer Zeit, wo die Darmstädter Kirchenzeitung, Dinter's Schullehrerbibel und Röhr's Predigtjournal blühten, konnte von einem tieferen Eingehen auf das lebendige Wort vom Kreuz keine Rede sein. Ein Beispiel möge hier zur

Erläuterung dienen. In einer Wirthshausgesellschaft äußerte sich einst ein sonst ungemein gutmüthiger, solider Forstmann über mich also: „Ich weiß nicht, welch einen seltsamen Helfer wir bekommen haben. Wenn man privatim mit ihm spricht, ist er ganz freundlich und bescheiden; besteigt er aber die Kanzel, so fängt er mit den Leuten sogleich Händel an, bezeugt ihnen, daß sie allesammt geborene und verlorene Sünder seien, daß sie kein Verdienst vor Gott besitzen und sich zu dem Gekreuzigten bekehren sollen, wie wenn sie Raub und Mord verübt hätten. Ich bin zwar kein frommer Mann, aber auch kein so schlechter, wie der gute Diakonus unser Einen titulirt; denn was thue ich denn? — Morgens trinke ich meinen Kaffee, lese die amtlichen Schreiben, ein Stück aus der Zeitung und plage meinen Fuchsen nicht, wenn ich in den Wald reite. Da zeichne ich Holz an, schieße zuweilen einen Hasen oder ein Rebhuhn, — und das Alles ist doch gewiß keine Sünde. Dann reite ich heim, esse ordentlich zu Mittag, trinke vielleicht im Gasthof noch eine Tasse Kaffee, und dann geht's wieder in den Wald, wo ich mit den Holzhauern manierlich rede, — und das Alles ist doch auch keine Sünde. Am Abend gehe ich in die Gesellschaft zu lauter anständigen Leuten, trinke einen oder zwei Schoppen Wein und discurrire über die Tagesfragen der Zeit, esse dann friedlich mit meiner Frau zu Nacht und liege zu rechter Stunde in mein Bett; — das wird doch auch keine Sünde sein! — Was will also der kuriose Helfer von unser Einem?" — So sprach dieser sonst ganz ehrenhafte Mann in ruhiger Behaglichkeit, und manche Andere mögen das Gleiche gedacht haben. Auch wurde mir in's Gesicht mehr als ein Mal so ziemlich das Nämliche gesagt, und eine tapfere Frau bezeugte mir eines Tags, als ich etwas gegen die leichtsinnigen Tänze erinnerte, ganz heroisch: „Wenn es nach Ihrer Theorie ginge, Herr Helfer, so würden alle gewerblichen Leute zu Lumpen!" — während ein Beamter einmal einer kinderreichen, sonst besser gesinnten Mutter, als diese auf einen Ball zu gehen aus Menschenfurcht sich verleiten ließ, mit jovialer Stimme vor meinen Ohren das leichtfertige Wort nachrief: „Fraule, seien Sie nicht gar zu christlich!" — Zweimal ging ich in

eine solche Gesellschaft mit arglosem Sinne, kam aber stets mit einem blauen Auge davon, und hatte von dort an meine Witzigung, so daß ich „Gott dankte, wenn ich nicht mußte". — Wir fehlen auch bei ernsterem Sinne häufig genug wider Ihn, ohne den wir verloren sind, und brauchen uns nicht noch besonderen Zorn auf den Tag des Gerichtes zu sammeln, indem wir den faden Weltvergnügungen nachhängen, die nicht einmal eine Mückenseele zu sättigen vermögen. Auch mit von Natur gutmüthigen Leuten, denen das Evangelium fremd bleibt, läßt sich kein näherer Verkehr unterhalten. Es ergeht ihnen, wenn sie in ihren sogenannten Pairskammern in den Gasthöfen oft langweilig beisammen sitzen, wie jenen zwölf Blinden, die einst der alte Tyll Eulenspiegel in folgender Weise gefoppt haben soll. — Diesen in grauen Röcken daherwandelnden Männern rief der alte Schalk im Vorüberreiten zu: „Wie dauert ihr mich, ihr guten, unglücklichen Leute! Da habt ihr einen Goldgulden; gehet in die Stadt hinein und erquicket euch an einer reichlichen Mahlzeit!" — Da gingen sie fröhlich und dankbar zur Stadt und ließen sich trefflich auftragen, bis die Zeche wohl einen Goldgulden werth war. Als es aber zum Bezahlen kam und hatte doch Keiner ein Geldstück von dem losen Vogel empfangen, fragte stets Einer den Andern: „Hast du den Gulden nicht?" — So geht es gar oft in solchen Abendgesellschaften, wo ein langweiliger Mensch um den andern sich einfindet, sein Glas vor sich nimmt, und weil er selber nichts weiß, den Andern begierig ansieht, herum horcht und fragt: „Was haben Sie gesagt? was wissen Sie Neues?" — Da gemahnt es einen an jene Rundfrage der Blinden: „Hast du den Gulden nicht?"

Desto mehr fand ich bei manchen verborgenen Christen der einfachen Stände Nahrung und Befriedigung für mein Gemüth. Ein Stiftungspfleger und ein gar ehrwürdiger Färbermeister, letzterer ein 78jähriger Greis, waren mein gewöhnlicher Umgang, und insonders den Letzteren, eine hohe, weiß gelockte Simeonsgestalt, einen Mann von vortrefflicher Glaubenseinfalt, Liebe und Treuherzigkeit, konnte ich niemals ansehen, ohne des Thema's von G. C. Rieger

über Simeon zu gedenken: „Ich will euch vorstellen einen schönen alten Mann.“ — Dieser patriachalische Mann, Sebastian Schweickle, war im Schreiben nicht besonders geschult, und doch betete er in den Versammlungen, die in seinem Hause gehalten wurden, mit einer Klarheit und Wohlredenheit, daß ich manches Mal dachte, diese Gebete könnten geradehin in eine Agende recipirt werden. Dabei lag eine verborgene Hoheit in seinem Wesen, die mich ihm stets mit innigster Ehrerbietung nahen hieß, und es war an ihm tief die Wahrheit zu fühlen: „Wenn dein Aug' einfältig ist, wird es dich durchleuchten als ein heller Blitz.“ — Dieser Mann war mein bester Hilfsprediger ohne Worte; denn wenn ich oft mit schwerem Gemüthe die Kanzel bestieg, und das weißlockige, röthlich-durchsichtige Antlitz des Altvaters mir von der Emporbühne her entgegenglänzte, gewann ich sofort heitere Zuversicht und die Gemeinschaft seines Geistes unterfaßte mich gleich einem Adlerflügelpaar. — Es hatte dieser Umgang allerdings etwas Einseitiges, aber er hielt mich herunter zu den Niedrigen, und es war mir dabei doch herzlich wohl; auch hatte ich bei sonst nicht weniger Arbeit doch noch manche Zeit, meine Tübinger Versäumnisse durch ernste Studien nachzuholen, was mir oft ungemein gesegnete Stunden gewährte. Mit besonderer Freude gab ich den Konfirmationsunterricht, in welchem u. A. vier Knaben von Holzhausen mir täglich mit rührendem Eifer recht wackere Aufsätze lieferten, so daß ein gar inniger Geistesverkehr zwischen uns erblühte, weil ich ihnen ihre Arbeiten mit eingehender Theilnahme korrigirte, und dadurch ihr kindlicher Eifer von Woche zu Woche stieg. Es waren liebliche Bauernknaben, an deren Herzen das Wort, wie ich zu Gott hoffe, ewiglich nicht verloren sein wird. Auch manche Töchter gewannen den HErrn lieb, obwohl sie unter finstern, gar versuchungsvollen Umgebungen wohnten, und theils von manchen geistlichtodten Eltern in jeglicher Hinsicht verwahrlost, theils durch den vorherrschenden Ungeist der weltlichen Jugend von schädlichen Aergernissen aller Art bestürmt wurden. Ich kann hier bei Weitem nicht Alles angeben, was ich in schreckhaften Beispielen erfuhr, weiß aber, daß ein großer Theil unserer städ-

tischen und ländlichen Jugend fürchterlich im Argen liegt, — was sowohl in den Lichtkärzen und bei den üppigen Tanzlustbarkeiten, als auch insonders an den Rekrutentagen, oft in der schändlichsten, unverantwortlichsten Weise, sehr häufig ohne gehöriges Einschreiten der Polizei, zu Tage tritt. Vornehmlich geht es an Rekrutentagen in vielen Orten auf eine Weise zu, daß man nicht unter Christen, sondern unter Gergesenern zu leben meint.

Von solchen Ausschweifungen ziehen manche Gassenwirthe ihren traurigen Gewinn, und bauen ihre Häuser mit Sünden, während sie theilweise ihr seufzendes Gewissen mit den nichtigsten Vorwänden zu betäuben suchen. So machte ich einmal einem Wirthe einen ernsten offenen Vorhalt darüber, daß er sein Haus zum Tummelplatz aller leichtfertigen Tänze und Nachtschwärmereien hergebe; mit gleißender Miene jedoch entgegnete er mir: „Sehen Sie, Herr Helfer, das ist eben unser Brod, und darf man denn den himmlischen Vater nicht mehr ums tägliche Brod bitten, wie uns doch der Heiland befohlen hat?“ worauf ich ihm, empört über solche Frechheit, antwortete: „Ja gewiß, aber ein solches mit Sünden erworbenes Brod, wie das ihrige, hat Jesus nicht gemeint, als er uns die vierte Bitte in den Mund legte. Sie aber werden die Frucht ihrer Werke essen!“ — Das traf auch ein; denn nach einigen Jahren zog er verarmt von dannen.

Ueberhaupt habe ich auch in meinem Theil gefunden, daß die Ueberzahl der Schenken und Wirthshäuser gleich einem tiefgehenden Krebsgeschwür am Leben des württembergischen Volkes nagt, und eine Hauptursache seines steigenden Zerfalls bildet. Unser Volk hat manche bessere Charakterzüge, namentlich einen edeln alterthümlichen Fond von Gemüthlichkeit, besitzt werthvolle Vermächtnisse und Stiftungen von seinen Altvordern her, und zählt an vielen Orten noch manche schlichte, biedere, gottesfürchtige, dem Evangelium holde Familien, die vielleicht mehr als in vielen andern Ländern einen gesunden, christlichen Kern des Volkes bilden, wie dieses auch von vielen ausländischen Besuchern mit Freudigkeit empfunden wird. Unter seinen Schattenseiten jedoch steht das weitverbreitete Wirthshausleben obenan,

eine Unsitte, die bei vielen Knaben gleich nach ihrer Entlassung aus der Schule beginnt, und sie dem stillen, häuslichen Leben entfremdet. Im Geleit dieses Uebelstandes wuchern Leichtsinn, Genußsucht, Oberflächlichkeit und Rohheit wie verderbliches Unkraut umher, und der eitle Wandel nach väterlicher Weise, sowie besonders auch die wechselseitige Verknechtung des Urtheils und Lebens wird dadurch stets bedenklicher von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. So werden viele Privatsachen und manche öffentliche Tagesfragen häufiger, als anderswo, in den Trinkhäusern besprochen und verhandelt, wobei Wein, Bier und Tabaksrauch so oft als erhitzende und betäubende Factoren mitwirken, und so mancher frühere Krawall, so manches revolutionäre Gelüste, so manche rein weltliche und ungöttliche Wahl ist der Hauptsache nach nichts anderes als ein Kneipengewächs. Dazu kommt in kleineren Gemeinden auch noch der Uebelstand, daß manche Bürger den sich auf ihre Kosten bereichernden Wirthen durch Schuldenmachen sich verknechten, so daß sie bei ihnen zehren, alle Gelegenheiten zu Schwelgereien ꝛc. benützen und ihre Schuld nicht allein mit Geld, sondern auch mit weiteren Verschuldungen ihres Gewissens doppelt verzinsen müssen. Das sind Schlangenknoten, die sich durch die Jahrhunderte bis auf die Neuzeit herab vererbt haben und unsere Jetztzeit ist nicht dazu angethan, daß man eine Besserung in diesem Punkt erwarten dürfte; vielmehr scheint es nach allen Anzeichen, daß der steigende Materialismus unsrer Zeit die Waffen seiner Ritterschaft mehr und mehr nur aus dem elenden Arsenal des Bacchus und Gambrinus entlehnen, und sich dadurch selbst seinen Untergang bereiten werde. Die Belege dafür liegen zu Tag, und es kann dieses wachsende Verderben nicht durch polizeiliche Maßregeln, noch durch bloße philantropische Palliative, sondern allein durch die Macht des göttlichen Worts überwunden werden, — wie denn den Predigern der Gerechtigkeit in unsrer Zeit zu einem siegreichen Kampfe gegen die Welt je länger desto weniger eine andere Schutz- und Trutzwaffe übrig bleibt, als das zweischneidige Schwert des einfachen göttlichen Wortes!

Gegenüber solchen trüben Wahrnehmungen erschienen mir

manche, blos durchs Lesen des Evangeliums erweckte Katholiken wie Friedenstauben aus unbekannter Nachbarschaft. Sie wohnten in einigen Hohenzollern-Sigmaringischen Dörfern, und lebten, um einen lieben, würdigen Silbergreis als um ihren geistlichen Vater geschaart, im Glauben des Sohnes Gottes. Mancherlei Weltschmach und Anfeindung ward ihnen deßhalb zu Theil; einige Male waren ihnen, wenn sie bei Nacht hinter verschlossenen Fensterläden sangen und beteten, sogar die Läden, wie sie mir erzählten, mit faustgroßen Steinen eingeworfen worden, und auch der Einsperrung entgiengen einige von ihnen nicht. Da war es gar lieblich, mit diesen einfachen, redlichen Leuten in trauter Gemeinschaft vor dem HErrn zu stehen, ihre selige, von Ihm selbst unmittelbar begonnene, treulich überwachte Führung zu vernehmen, und mit ihnen in Seinem Geiste sich vereinigt zu fühlen. Es war ihnen ein heiliger Ernst mit ihrem Bekenntniß, und ich gedenke noch wohl eines einfachen Taglöhners, der in milder, geistlicher Hoheit und Einfalt so vor mir erschien, daß ich oft wünschte, meine Person mit der seinigen vertauschen zu können. Ein Wunsch dieser Art wäre mir bei so manchem Gelehrten und Polyhistor, den ich kennen lernte, mitunter auch wegen seines ausgebreiteten Wissens bewunderte, nicht in das Herz gekommen, weil fast alle derartigen Herren theils nur eine geringe Kenntniß von Christo, theils gar keinen Glauben an ihn besitzen, daher bei all ihrem Gute doch arm und hohl sind, während es mich oft, beim Anblick jener katholischen Bauersleute, zu sagen drang: Ich preise Dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß Du Solches den Weisen und Klugen verborgen, und hast es den Unmündigen geoffenbart! — Sie waren auch auf kein Sektenreis gepfropft, sondern unmittelbar aus dem lebendigen Samen der Schrift entsprossen, daher ganz kindlich und ohne Winkelzüge, welche letzteren man fast überall bei denjenigen antrifft, die ihr Christenthum nach der Schablone eines einzelnen Menschen dogmatisch gemodelt haben. Im Umgang mit diesen evangelischen Katholiken ward mir auch der tiefe Eindruck, welch eine gewaltige Kluft zwischen unserer evangelischen und der römisch-katholischen Kirche besteht,

und mit welchem unwiderlegbarem Recht einer der besten neuern protestantischen Prediger die Pflicht und Befugniß unsrer Kirche zu Missionen in den römisch-katholischen Gemeinden betont hat. Da die Jesuiten ihre Missionspredigten in paritätischen Gemeinden neuerdings unverwehrt abhalten, so kann an solchen Orten auch für evangelische Prediger kein rechtliches Hinderniß gegen ein ungleich besseres Zeugniß vorhanden sein, und dieß um so weniger, als nach dem einfachen Wort eines redlichen Stadtschultheißen es eine für jeden denkenden Christen unleugbare Wahrheit bleibt: daß Conversion eines Protestanten zum Romanismus nur ein fataler Rückschritt zum Schlimmeren, die Bekehrung eines römischen Christen zur lauteren evangelischen Wahrheit aber ein entschiedener Fortschritt zum Besseren ist.

Freilich würden römische Priester sich über ein solches Unterfangen im Innersten entsetzen, da sie im Grunde die Ansicht jenes Kanonikus theilen, der einst bei folgendem Auftritt zugegen war. Ein Kollegienrath in einer mitteldeutschen Stadt gieng von der evangelischen zur katholischen Confession über und bat seine protestantischen Kollegen, bei seinem feierlichen Uebertritt auch gegenwärtig zu sein. Die in religiösen Dingen laxeren Herren erschienen auch in aller Höflichkeit und stellten sich im zweiten Kirchenstuhl auf, während die katholischen Kanonici den ersten Stuhl einnahmen. Da trat der Konvertit im Geleit mehrerer Priester am hellen Vormittage mit einer brennenden Wachskerze aus der Sakristei voll Andacht heraus. „Was bedeutet das brennende Licht, Euer Hochwürden?" frug ein protestantischer Rath den vor ihm stehenden Kapitular. Mit gravitätischem Pathos erwiederte dieser: „Das bedeutet den Uebergang aus der Finsterniß in das Licht!" — worauf ihm der Jurist entgegnete: „So? da ist es bei Ihnen anders als bei uns! denn bei uns zündet man blos dann Kerzen an, wenn man aus dem Licht in die Finsterniß hineingehen will." —

Mein Leben war übrigens bei aller Gemeinschaft mit einfachen, redlichen Christen und bei allem Privatfleiß, auch bei manchen Dichtungen, die meiner jugendlichen Seele im Umgange mit Gott und der Natur von Zeit zu Zeit zwang-

los entquollen, doch ein ziemlich gedrücktes und eintöniges, weil ich in meinem Hause so gar vereinsamt stand. Die Gemeinschaft mit beinahe lauter bürgerlichen, wenig gebildeten Leuten ließ mich oft einen gewissen Mangel empfinden, und stimmte mich öfters gar sehr prosaisch herab, so daß ich die Wahrheit: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, manchmal mit tiefem Eindruck empfand, und eine Art von Verlassenheit mir nicht zu verbergen vermochte. Als meine geliebte Mutter vollends am 30. Juni 1827, nachdem ich neun Tage lang fast unausgesetzt an ihrem Schmerzenslager gestanden, verschieden war, vermehrte sich in mir dieses peinliche Gefühl.

Hier darf wohl das Ende der Mutter des Vollendeten, wie es dieser damals für den parentirenden Geistlichen, Oberhelfer Pressel in Tübingen, aufzeichnete, mit einigen Worten geschildert werden:

Neun Tage lang währte ihre schmerzvolle Krankheit, aber man vernahm nicht Eine Klage von ihren Lippen. Die Ihrigen umfaßte sie bis zur letzten Stunde mit zärtlicher Liebe und hinterließ ihnen ein unvergeßliches Vermächtniß von christlichen Ermahnungen. Sie wies dieselben vor Allem hin auf tägliche Betrachtung des göttlichen Wortes und auf gemeinschaftliches Gebet. Was ihre Gesinnung betrifft, mit welcher sie der Ewigkeit entgegengieng, so gründete sie sich ganz allein auf die freie Gnade Gottes in Jesu Christo. „Hat Er Lust, mit mir zu rechten," sagte sie, „so kann ich Ihm auf Tausend nicht Eins antworten." Darum gebot sie aufs Bestimmteste, man solle sie an ihrem Grabe doch nur nicht loben,

Weil ich in der weiten Welt
Nichts von mir zu rühmen habe,
Und in Zeit und Ewigkeit
Hoffe auf Barmherzigkeit.

Als sie ihr Sohn ausdrücklich fragte: ob sie sich ganz allein auf Christi Verdienst und Gnade gründe, und ob sie

glaube, daß Jesus, Gottes Sohn, die Auferstehung und das Leben sei? so antwortete sie mit fester Stimme: Ja, das glaube ich. — Die gleiche Gesinnung sprach sie auch bei der Feier des heiligen Abendmahles aus, welches ihr zwei Tage vor ihrem Tode von den Händen ihres Sohnes gereicht wurde, und sie sehr erquickte.

Auch die sichtbare Schöpfung machte noch in der vorletzten Nacht liebliche Eindrücke auf ihr Herz. Sie ließ sich von ihrem Gatten dreimal an das offene Fenster führen, wo sie sich niedersetzte und zur wolkenlosen Sternennacht emporsah, um, wie sie sagte, Himmelsluft einzuathmen. „Dort blick' hinauf," sagte sie, „der Anblick kann den Leidenskelch versüßen." Mit stiller Wonne sah sie in die Morgenröthe, welche allmählig heraufstieg, und setzte hinzu: „Mir wird bald ein schönerer Morgen aufgehen."

Das letzte Wort, welches sie, unter vielen ähnlichen Aeußerungen, vernehmlich aussprach, war kurz vor ihrem Ende dieses:

„Dein Kreuz sei mir gebenedeit!
O Wunder der Barmherzigkeit,
Das Du der Welt erwiesen!"

Als sie nicht mehr verständlich sprechen konnte, und sich durch die heftigsten Stürme durchkämpfen mußte, nahm sie doch noch immer den bewußtesten innigsten Antheil an den Verheißungs- und Glaubensworten, welche ihr zugerufen wurden, und setzte mehrmal mit mühsamer Stimme „Amen" hinzu; überhaupt wurde ihr Antlitz, über welches so viele Leidensspuren gingen, immer wieder heiter, so oft Gottes Wort zu ihren Ohren drang, wie sie es denn vorher öfters bezeugte: Wenn Dein Wort nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elend! — Schon begannen ihre Augen zu brechen, als ihr Sohn sie zu ihrem Heimgang einsegnete; da hob sich ihr müder sterbender Blick klar und mit tiefer Sehnsucht empor, so daß man sah, wie das, was an sich ewig ist, auch mitten im Tode allein bei der glaubenden Seele festhielt. Bald darauf fragte sie ihr Sohn noch: Mutterherz, kannst du deinem Kinde auch noch einen Blick geben? — und sogleich richtete sich das erlö-

schende Auge zum letztenmale hell und zärtlich auf, und gab ihm einen Blick der Liebe, der ihm als ein unvergeßliches Kleinod und als ein süßes Pfand ihres gesammten Seelenzustandes in's Innerste drang. Nun aber begann der ruhige Odem des Todes, und die gerettete Seele ging still hinüber, begleitet von tausend Segensthränen ihres Gatten und ihrer Kinder, an denen sie unendliche Liebe und Treue erwiesen hatte.

Auf den Hingang der Mutter dichtete der Vollendete ein bekannt gewordenes Lied, dessen Anfang hier stehen möge:

Eingesargt zum letzten Schlummer,
Blaß, im weißen Sterbekleid,
Ohne Schmerzen, ohne Kummer,
Seh' ich dich mit stillem Leid;
Vielgetreue Mutter du!
Jetzo trägt man dich zur Ruh'.
Schlummre süß im kühlen Grunde
Bis zur Auferstehungsstunde.

(Vergl. Lieder ich., 3. Aufl. Nr. 3005 und das Gedicht: „Die Mutter und die Braut," Christliche Gedichte, 4. Band, S. 351 ff.)

Mit meinem trauernden Vater unterhielt ich nun einen um so häufigeren gar innigen Briefwechsel, und war dabei beflissen, mit dem HErrn selbst in einem fortwährenden Herzensumgang zu stehen. Da ward es mir einmal nach einer Abendmahlsfeier gar inniglich wohl um mein armes Herz, und ich schrieb in jugendlicher Wonne dem guten Vater: „Seit einiger Zeit fühle ich mich besonders beglückt, weil zwei gediegene, fromme Frauen, nämlich die Frau Fides (der Glaube) und die Matrone Spes (die Hoffnung) zu mir einziehen wollen, um mein Hauswesen fernerhin zu verwalten." — Der liebende Vater verstand diese bildliche Sprache nicht recht, sondern erwiderte mir sogleich: „Dein Brief hat mich wahrhaft alterirt; denn wohin kommst Du noch zuletzt in Deiner einsamen Stellung! Jetzt nimmst Du vollends gar so ein Paar alter, wahrscheinlich pietistischer Schachteln in's Haus, die Dir Dein geringes Einkommen ordentlich werden aufzehren helfen! Wie sehr beklage ich's, daß Du, bei deinem sonst so gesunden, heiteren Naturell, Dich solchen verkehrten Einseitigkeiten hingeben magst!" — Er beruhigte

sich aber bald, als ich ihm in einer fröhlichen Zuschrift den Sinn des Räthsels erschloß.

Die Sache wurde jedoch bald noch ernstlicher angeregt. Schon früher hatte mich eine redliche Freundin auf eine junge liebliche Erbin eines stattlichen Vermögens aufmerksam gemacht, ohne daß ich bei ihrem Anblick den mindesten Zug verspürte. Blos um Geld und schöne natürliche Bildung mein Herz hinzugeben, habe ich nie eines ehrlichen Menschen und Christen für würdig geachtet. Ein Christ verkauft um Gold und Silber wohl etwa ein Pferd, aber seine Liebe nicht, wie geschrieben steht: „Wenn einer all sein Gut um die Liebe geben wollte, so gälte es Alles nichts" (Hohesl. 8, 7.).

Die Art und Weise, wie mir die Vaterhand Gottes nach dreijährigem ehelosem Stand auf meinem Helferat eine Gattin zuführte, gehört nicht vor die Oeffentlichkeit, aber ich weiß es aus dreimaliger Erfahrung, da ich in die Nothwendigkeit kam, mich dreimal zu verehelichen, daß solche Führungen, wenn man dem HErrn stille nachgeht und sich den Weg nicht eigensinnig verderbt, zu seinen tiefsten, herrlichsten gehören. Da mag ein einfaches Christenherz recht erkennen, warum unser Gott und Heiland „Wunderbar" heißt, und warum der Menschensohn sein erstes Wunder gerade auf einer Hochzeit, bei der Grundlegung des Haus- und Familienstandes, verrichtet hat. Nur mit tiefer, anbetender Bewunderung kann ich auch meinestheils auf diese drei wichtigen Entwicklungen meines Lebensganges zurückschauen, und bin überzeugt, daß der phantasiereichste, gewandteste Novellenschreiber nichts so Eigenthümliches von geheimnißvoller Schürzung und Lösung des Knotens erfinden könnte, wie mein Lebensgeschick in diesen Beziehungen zuerst undurchdringlich dunkel angelegt, und dann in edelster Weise gelichtet wurde. Es wäre mir leicht, mit einfacher Erzählung dieser drei Führungen einen ziemlichen Band zu füllen, ohne daß den nachdenksamen Leser auch nur einen Augenblick die Langeweile beschliche, und ich weiß es gewiß, daß ihm daraus der heilige Ernst Gottes, Seine selbständige Weisheit und Seine allen Begriff übersteigende Herablassung und Menschenfreundlichkeit entgegen leuchten würde. Aber eine Verehelichung muß, wie der Apostel schreibt,

in dem HErrn geschehen, ohne Mammonssinn und Fleisches-trieb, einfältigen Auges, mit kindlichem Gebet, und sonderlich also, daß man dabei willenlos, auch bei scheinbar hemmenden Zwischenfällen, Ihm, dem Ewigtreuen, wie mit verbundenen Augen nachgeht. Ferne davon sei alle menschliche Kuppelei und Zwischenträgerei, dieses jämmerliche Hand- und Maul-werk unverdungenen Vorwitzes oder auch niedriger Selbst-sucht, — ja, man kann einem Junggesellen, wie einer Jungfrau nicht innig genug rathen, sich von vornherein all solcher unseligen Einflüsterungen des Weltsinns im Blick auf den HErrn zu entschlagen. „Rath mir nach deinem Herzen, o Jesu, Gottes Sohn!“ — Das allein bleibt die rechte, selige Lösung.

Mit meiner, von der Gnadenhand des HErrn so sicht-bar und huldreich geleiteten ersten Verlobung im Herbst 1827 brach mir ein durchaus neuer Lebensabschnitt an. Ich habe es zwar niemals bereut, bis ins 30. Jahr ledig und da-durch auf mich selber concentrirt gewesen zu sein, auch als Vikar nicht die oft so langwierigen hemmenden Fesseln eines Verliebten getragen zu haben, wodurch der noch unreife Geistliche seine Kraft gewöhnlich so mannigfach zersplittert. Allein ich bedurfte, da ich bis daher meistens mit einfacheren Leuten aus dem Volke gelebt hatte, und dadurch in eine ge-wisse Eintönigkeit und Altbackenheit wenigstens in der Form herabgesunken war, einer Auffrischung und Erhebung, die mir in der Familie meiner vortrefflichen Braut auch in reich-lichem Maße zu Theil ward.

Die ältesten, gediegensten Brüder in Stuttgart freuten sich unserer Verlobung, und bekannten laut: „Das ist wahr-haftig vom HErrn!“ Mein lange Zeit aber niedergehaltenes Gemüth hob sich jetzt von Neuem in voller süßer Begeisterung, und trat in ein mir bis daher beinahe ganz fremd geblie-benes Element des Lebens ein.

In einem Circularbriefe vom 26. Jan. 1828 sprach sich der Vollendete in folgender Weise über seine Verlobung aus:

„Mein Lebensweg hat sich seither durch eine unaussprech-liche Gnadenführung des HErrn auf's Lieblichste gewendet.

Seit Anfang Oktobers v. J. bin ich Bräutigam mit einer dem Heiland inniglich ergebenen, nach Geist und Herz gleich ausgezeichneten Jungfrau, die ich kurz sah, und bald als die treueste, vom HErrn mir beschiedene Lebensgefährtin erkannte. Christiane von Beulwitz ist ihr Name; ihr Vater war General in württembergischen Diensten und starb auf die freie Gnade Christi, ihre Mutter war eine geb. v. Palm. Meine Braut steht noch, wie ich fest glaube, kindlich in ihrer Taufgnade, und genoß von Jugend auf eine höchst sorgfältige, christlich evangelische Erziehung, in den letzten Jahren durch ihre treffliche fromme Tante, die ledige Friederike v. Palm, die innigste Freundin Dann's, der sie mir vor der Verlobung mit voller Seele anrieth, und von meiner theuren, damals kaum von mir gesehenen Christiane sagte: Es gebe Menschen, auf deren Angesicht der innere Mensch des Herzens mit Fraktur geschrieben stehe; auf Christianens Antlitz stehe: Sanftmuth und Demuth. — Sie ist Dann's Schülerin seit Jahren und sein Liebling."

Meine mir vorher durchaus fremd gewesene Braut, die merkwürdiger Weise schon lange vorher eine bestimmte Ahnung gehabt hatte, daß sie mir zur Gefährtin bestimmt sei, und in kindlicher, frommer Einfalt an meiner Seele hieng, war ihrem Gott und Erlöser so innig ergeben, daß ich in meinem Glaubensleben mich nicht allein nicht gestört, sondern gefördert sah. Sie war, wie sie mir selbst einmal bekannte, eine ernste Braut, die ihrem Heiland täglich gelobte, Ihn noch viel höher zu lieben, als mich, und diesen Sinn hat sie wahrlich bis zu ihrem seligen Heimgang auch bethätigt. Mein Herz dagegen schlug in hellen Begeisterungsflammen aus, und wenn ich, als ein von der Braut sieben Monate lang getrennter Bräutigam, der sie in so langer Zeit nicht ein einziges Mal mehr sehen durfte, ja, das geliebte Bild sich zuletzt nicht einmal mehr vorzustellen vermochte, meiner Liebe mit mehr denn hundert ernsten und fröhlichen Gedichten einen Ausdruck gab, um mir die Pein einer so langen, fast unnatürlichen Trennung zu versüßen, so wird dieß einigermaßen zu entschuldigen sein. Oft erwachte ich vor Tages-

anbruch, mit Freudenthränen und stillem Gebet zum Morgenstern aufblickend, und was ich den Tag über arbeitete, wurde mir so süß, so leicht, ebenso wie die Briefe und Gedichte, die ich der getreuen Braut unermüdlich zusandte. Damals wäre es mir ein Kleines gewesen, selbst über einen Strohstuhl oder einen Meilenstein eine Ode zu verfassen, denn meine Seele schwamm in lichter Begeisterung. Wie der erste Glanz der Morgenröthe selbst das Graue, Gewöhnliche vergoldet, so verbreitete die erste Jugendliebe ihr helles, beseelendes Wonnelicht über Alles, was mir begegnete, und alle Kräfte der Seele, die zärtere Empfindung, wie der launige Humor, potenzirten sich in allen Räumen meines beglückten Gemüthes. — Dabei aber empfand ich auch oft die tiefe Mahnung des HErrn: Wer Etwas mehr liebet, denn mich, der ist meiner nicht werth. — Denn manches Mal durchkreuzte ein bräutlicher Brief, der unversehens ankam, das Predigtstudium, so daß mir die Hand vor Freuden erzitterte, und ich, wenn die Predigt erst eine Stunde hernach fertig wurde, es wohl bekennen mußte, daß mein Herz von Natur das Geschöpf mehr liebe als Gott, und daß die Versuchung zu feinerer Abgötterei tief im gefallenen Menschen liege. — So gewiß ein Menschenkind den Umfang und die Tiefe menschlicher Erfahrungen und Gefühle nicht völlig in ihrer wonnigen Bedeutung versteht, ohne einmal Bräutigam oder Braut gewesen zu sein, so wenig wird es ohne die Versuchungen, die in der bräutlichen Liebe liegen, den völligen Ernst und die Macht des göttlichen Gebots erfassen, das da spricht: „Ich bin der HErr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter neben mir haben!" — Die feinere Abgötterei liegt auch dem glaubigen Christen in seinem Brautstand am nächsten, und kein noch so ernstes Gemüth darf sich in Fällen dieser Art ausgenommen wähnen von jener lockenden Versuchung, von welcher bethört der verlobte Mensch bei dem Gnadenrufe des HErrn oft so leichthin spricht: „Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen!" — Wer seine Brautzeit hindurch ohne Wandel an seinem Erlöser bleibt, wahrlich, der hat auf das Zukünftige schon einen guten, segensreichen Grund gelegt. —

Indem ich über die Freuden und nachfolgenden Leiden meiner ersten glückseligen Ehe mit einer auserwählten Jüngerin des HErrn hinweggehe, möchte ich hier nur einige Notizen über die erste Zeit meines damaligen Lebens anführen.

In einer auf den Glauben auf Christum wahrhaft gegründeten Ehe wird der innere und äußere Gesichtskreis der Gatten ungemein erweitert, und das Gemüth sowohl in der Selbst- als in der Welterkenntniß sehr gefördert. Man lernt sich dadurch ungleich mehr als zuvor in seiner mannigfaltigen Verderbniß des Naturwesens erkennen, und viele vorher aufgebaute Höhen der eigenen Gerechtigkeit werden darin unerbittlich niedergerissen, theils in Bezug auf das Verhältniß zu dem HErrn selbst, theils in Beziehung auf den Nächsten. Im Ehestand läßt sich die feine Selbstgerechtigkeit viel weniger behaupten, als im Cölibat, und wer sich ohne Falsch beobachtet, siehet bald, daß er auf allen Seiten nicht allein der täglichen Vergebung durch das Blut Christi, sondern auch der innersten Erneuerung des Geistes durch den Geist seines Erlösers bedarf. Jede Cölibatsheiligkeit steht von vorne herein auf schwachen Füßen, und es war einer der listigsten Kunstgriffe des alten Feindes zur gründlichen Ruinirung der Kirche, als er den Dienern derselben den Cölibat als Heiligkeitsgesetz zuerst empfehlen, dann aufnöthigen ließ. Auch um die selbsterwählte Frömmigkeit derjenigen, die in der evangelischen Kirche einen höheren Grad des Verdienstes und der Vollkommenheit durch das Ehelosbleiben zu erreichen wähnen, ist es eine mißliche Sache, und wenn einzelne treue Seelen dabei gedeihen, im Fall ihnen die Gabe dazu verliehen ward, so versinken viele Andere dagegen hiedurch in dicke Pharisäerei, einzelne sogar in den Abgrund geheimer fleischlicher Lüste, gleich jenen Tausenden, welche das römische Cölibatsgesetz in ihren Klöstern und Pfarrhäusern von der Einfalt in die Heuchelei, von der Ehrbarkeit in heimliche Schanden, von der Natur in die Unnatur getrieben hat.

Aber auch die Entfaltung des edelsten Gefühls, wozu der HErr den Menschen geschaffen hat, der vollen geistleiblichen Liebe und der geheiligten Herzenseinigkeit kann nur

in einer auf Christum gegründeten Ehe gedeihen. Ein eheloser Mensch weiß nicht völlig, was Liebe, volle Hingebung an ein anderes Wesen heißt. Nicht umsonst wird daher die Lebensgemeinschaft Christi und seiner Gemeinde unter dem heiligen Typus der Ehe dargestellt. Während das lüsterne Freien und sich Freienlassen zu den Merkzeichen der Weltkinder gehört, bildet ein gottgeheiligter Ehestand die Blüthenkrone des menschlichen Lebens, und es gibt doch kein reicheres, edleres Bild wahrer Menschlichkeit, als einen gottseligen Patriarchen nebst seiner gleichgesinnten Gefährtin von gottgeheiligten Kindern und Enkeln umgeben zu sehen, auf welche der Segen des HErrn von einem Geschlecht zum andern sich vererbt. — Wohl erinnere ich mich noch, wie mir's und meiner seligen Gattin zu Muthe war, als unser einziges, etwa sechs Monate altes Kind Sophie seine Händchen zum ersten Male dem leuchtenden Vollmond jauchzend entgegenhob, oder wie es ein Jahr darauf mit ausgebreiteten Händen dem schimmernden Weihnachtbaum entgegensprang, und das süße Wort „Heiland" der liebenden Mutter nachstammelte, die ihm in Seinem Namen die elterliche Bescheerung übergab. Solche Kindesliebe und solche Kindesfreude gießt ein ernüchterndes, heiligendes Element in die eheliche Liebe der Eltern, und ermahnet sie an die selige Wahrheit: „Wir sind nur dazu, daß wir das Lamm erhöh'n!" — Bei den meisten Ehelichen aber geht es hiebei, bis sie diese Lektion recht zu Herzen fassen, gar vielfach durchs liebe Kreuz, und als ich meine einst so blühende, nach der Geburt unseres Erstlingskindes oft und gefährlich erkrankte Gattin in Folge der schweren Entbindung langsam dahinwelken sah, gedachte ich oft wehmuthsvoll der Worte, die Paulus über die Verehlichten schrieb: „Sie werden leibliche Trübsal haben" (1 Kor. 7.). Nach einer Zeit der glückseligsten Verbindung sagte mir einst mein trefflicher Brautwerber, der sel. Prälat und Ober-Consistorial-Rath v. Klaiber: „Ich kenne keinen jüngeren Mann, der so viel Hauskreuz hätte, wie Sie!" — Jahre hindurch lebte ich mit meiner Gattin als mit einer am Rande des Todes Wandelnden in innigster Herzensgemeinschaft, aber unter unaussprechlichem Leiden. Einmal war sie fünf

lange Monate mit ihrem Kinde in Stuttgart, um im Hause ihrer vortrefflichen Tante und Erzieherin, der Stiftsdame v. Palm, die Pflege der dortigen besten Aerzte zu genießen, während mir eine betagte, vortreffliche Person, Katharina Armbruster, das Haus verwaltete. Und als ich die theure Gefährtin nach so langwieriger, herber Wartezeit scheinbar genesen nach unsrem entlegenen Wohnort zurück, und mit größter Vorsicht zur Ruhe gebracht hatte, ach, — da wurde sie in der ersten Nacht in Folge der Reise noch viel kränker als zuvor, so daß mir die Wellen des Jammers über dem Haupte zusammenschlugen. Da bedurfte es großer physischer Kraft, noch mehr aber der göttlichen Gnade, um diesem Elend nicht geradehin zu erliegen. Die leidende Gattin verhielt sich dabei wie ein Lamm und richtete mich stets wieder durch ihren kindlichen Glauben auf; aber wie farblos und dunkel verflossen mir viele meiner kräftigsten Lebenstage, und wie sehr bedurfte ich eines himmlischen Lichtes, wenn die in allen Tiefen des Lebens angegriffene theure Dulderin mit mir zuweilen unter dem leuchtenden Frühlings- oder Sommerhimmel dahingieng, wobei stets die Sorge, sie nicht mehr lange neben mir wandeln zu sehen, mein bebendes Herz beschlich! — Doch wurde sie mir, zu meinem unaussprechlichen Trost, noch einige Jahre lang von dort an erhalten.

Hier mögen wieder zwei Circularbriefe des Vollendeten an seine Freunde eingeschaltet werden.

Sulz, den 18. Jan. 1829.

Geliebte, theure Brüder!

Ich rechne es mir zum Segen an, auch in diesem Jahre wiederum in Eurer Mitte mit Grüßen der Liebe und Wünschen des Heils, das in Jesu ist, erscheinen zu dürfen, — vor Allem in dem Gedanken, daß der Gläubigen Gebet viel vermag, und daß wir, wenn wir im Lichte Gemeinschaft mit einander haben, auch in unsrem Theil Etwas aus dem Schatz der Fürbitten empfangen, welche für alle vom HErrn Berufenen zu Ihm aufsteigen; dann aber auch im Blick auf die ferneren Zeiten, wo wir offenbar werden vor dem Angesichte des HErrn, und wo es unaussprechlich gut sein wird, wenn wir hienieden schon vor Ihm und vor

einander uns nach der Wahrheit enthüllt und einander durch Darlegung unseres Innern gedemüthigt, gestärkt, ermuntert, erweckt haben zum Laufen in den Schranken seiner Gebote. Er, dessen Geduld unsre — vor allem nehme ich mich selber hinein — unsre Seligkeit, der reich ist an unaussprechlicher Langmuth, Treue und Barmherzigkeit, wolle doch in diesem neuen Jahre ein wahrhaft Neues schaffen in uns Allen! Ich weiß Euch wenig von mir zu rühmen und viel Böses zu klagen, aber ich rühme seine Erbarmung; — seitdem er mir auf's Neue tiefere, oft Mark und Bein durchdringende Blicke in mein Sündenelend, in mein abgründliches Verderben geschenkt, — seitdem ich es mehr erkenne, daß ich vor Ihm nichts verdiene, als den ewigen Tod und völlige Verwerfung, — seitdem wird mir, — o könnte ich's lauterer und dankbarer sagen! — auch seine Geduld bewunderungswürdiger, womit Er mich bis heute trägt, schont, erweckt, das Herz zu seinem Worte zieht und zum Seufzen bewegt, und sich meiner erbarmt.

Es sind in den letzteren Zeiten sehr ernste, nothwendige Donnerstimmen in meiner Seele erschollen, davor ich erschrack, und bei deren Klang mir anfänglich der Muth zum Gebet ganz entfiel; aber es war heilsam und gut für mich, und ich hoffe, daß mein Herz, da es so lange nicht auf Liebe gieng, nun durch Noth und inwendiges Seufzen dem HErrn näher gebracht und mürbe gemacht sei: ich weiß es aber nicht gewiß, nur das weiß ich, daß mir die Welt und das Leben im Fleisch zu Zeiten wie eine Todesgestalt erscheint, davor ich erbebe, und daß der Ernst der Ewigkeit mir öfters, wie Bengel sagt, einen geschwinden, tiefen Stich in's Herz gibt, der schärfer läutert, als alle äußere Trübsal.

O wie viele Plage, welche Pein thut sich ein Sünder an, ehe er zu Jesu kommt und das Heil ergreift! Wie müde nagt er sich an den Knochen des Todes, bis er das Fleisch des Menschensohnes isset und sein Blut trinket, das der Welt das Leben gibt! Dennoch, ich hoffe und ahne es, läßt mich mein Jesus nicht; ich will Ihn doch nicht lassen, nein, nimmermehr! Ich möchte doch auf dieser Erden Ihm noch ganz zum Opfer werden, ein Mensch, gewaschen in seinem Blute, geheiligt durch seinen Geist.

Ich gehe gegenwärtig viel mit der Schrift um, und habe Lust an Gottes Wort nach meinem inwendigen Menschen. Ein köstliches Geschenk sind mir die unvermuthet aufgefundenen acht

Jahrgänge noch ungedruckter, vortrefflicher Predigten vom alten 1761 entschlafenen Special Friedr. Christoph Steinhofer, köstliche Zeugnisse. Nun bin ich daran, aus diesen Materialien ein vollständiges Predigtbuch zu sammeln, und habe gar viele Freudigkeit dazu. Es ist das für mich und mein liebes Weib ein täglicher Haussegen, und wenn ich so eine Predigt — die gleichartige Quintessenz von 6 bis 7 — zusammengeordnet habe, so meinen wir immer, es werde wohl wenig Zeugnisse von Jesu dieser Art in der Welt geben. Er hat Zinzendorf's Versöhnungsgrund und J. A. Bengels Schriftgrund, von dem er auch ein Schüler war. Was Bengel mehr theoretisch zu Tage förderte, das verwandelte sich bei Steinhofer in's Praktische; er ist der pastorale Bengel. Lieblich ist mir's, daß verwaiste Urenkel von ihm vorhanden sind, welche noch aus der Arbeit ihres Urahns einen Unterhalt daneben ziehen können. Ich freue mich, wenn ich in die Ewigkeit komme, auf Steinhofer, und will ihn mit großer Wonne umarmen. — — —

Nun lebet wohl, geliebte Brüder; Jesus erhalte uns Alle bei sich. Traget in Geduld und Liebe auf Euren Herzen

Euren bedürftigen

A. K.

Den 23. Jan. 1830.

Geliebte Brüder!

Mein Leben ist ziemlich still und eingezogen mit meiner herzlich treuen Gattin, die mir als ein tägliches Vorbild der Demuth und Lauterkeit vor Augen steht; doch haben wir hier auch einige fromme Seelen, mit welchen ich zweimal in der Woche eine Bet- und Bibelstunde habe. Besonders theuer ist mir ein eingebürgerter Amerikaner, ein lediger Mann von etwa 38 Jahren, der in den Verleugnungs- und Vernichtungswegen schon Gänge gemacht hat, die ihm wohl nur Wenige nachthun, ein Mann, der z. B. eine große Länderei und Oekonomie wegschenkte, seine Selbstständigkeit hinwarf, und wieder als Gesell, — selbst da noch für einen anderen eine Zeitlang — arbeitete, und so wie ein Vogel unter dem Himmel nun lobsingend, göttlich vergnügt seine stille Bahn durch die Welt geht. Er ist blühend, kräftig, ein wahrer Lediger, der da sorgt, was dem HErrn angehört, aber innerlich vernichtet, so weit ich's bei einem Menschen noch je gefühlt habe, — leidentlich im Glauben, lei-

dentlich im Gebet, Alles nehmend aus der verdienstlichen Fülle Jesu, dessen Haus auch sein Herz ist, und der (so sagt er kindlich) es ja weiß, daß er als Hausherr in's Haus kommen darf, so oft er will; kommt er, so ist er ja herzlich willkommen, und darf bleiben, so lange er will; geht er wieder auf einige Zeit, so läßt er doch einen Lebensgeruch hinter sich, von dem die Seele lebt, bis er wieder einzieht. Da gilt's dann, nur das Haus rein zu halten, auch zu fegen, den Boden hie und da mit Thränen aufzuwaschen und zu harren, bis Jesus wieder kommt, so geht die Sache ihren guten Gang, und das Herz weiß allezeit, woran es ist. Seine Gebete gehen mir oft tief in's Herz, wenn er zu Jesu anfängt: Herzensjesu, komm' herein rc.

Eine schwere, aber auch lohnende Arbeit beschäftigt mich gegenwärtig in Freistunden, die Sammlung eines aus lauter gediegenen, alten und neuen, wo es Noth thut auch gefeilten Kernliedern bestehenden Gesangbuches, welches ich der evangelischen Kirche als einen bräuchlichen Liederschatz darbieten möchte. Es gehört dazu freilich vorerst viel Material und dann auch göttliche Gnade, damit man, vom Geiste geleitet, möglichst diejenigen Gesänge auffinde, welche von Anfang her in Freude und Leid die treuesten Führer und Tröster der Heiligen gewesen sind. Bis jetzt habe ich die Festlieder so ziemlich ausgearbeitet und oft in alten Büchlein viel Herrliches gefunden, weit mehr als in den neuen, wo das Geistlossein zur Aesthetik gehört und ein weggebissenes e weit größere Gewissensbisse gemacht hat, als das weggebissene Kreuz Christi. Es ist ein schweres Unternehmen, würde mich aber unaussprechlich freuen, wenn Gott mir's gelingen ließe. Viele haben gar nichts, Andere zu viel und unchristlich verändert. Ich möchte in Einfalt zu Werke gehen, und hoffe Euch das Nächstemal ein Heftchen zur Probe beizuschließen.

Besonders aber liegt mir's an, das Beste und Gediegenste von unseres vollendeten Bruder Hofackers Predigten zu sammeln und durchzugehen, da mich Wilhelm Hofacker zum Mitherausgeber gewählt hat. Es sollte nichts verloren gehen, was dieser Mensch Gottes von seinem Jesu gezeugt hat. Sein Heimgang hat mich tief ergriffen, namentlich der Gedanke an seine Reise, mit welcher er durch's Todesthal gegangen ist. Jesus erhalte uns Alle bei sich! Euer A. Knapp.

Während der HErr im Jahre 1830 meine Kraft auf

dem Wege demüthigte und in den innersten Tiefen züchtigte, gab Er mir auch einzelne Zeiten der Erquickung, die mir unvergeßlich geblieben sind, und zu meinen schönsten, farbenreichsten Erinnerungen gehören. Ich gedenke hier besonders einer herrlichen Reise, die mir durch einen hochgestellten Verwandten meiner Gattin im Juni jenes Jahres auf die freundlichste Art ermöglicht wurde. Wer nicht verwöhnt noch blasirt ist, für den sind auch wenige Reisetage genug, um viele tiefe, theils liebliche, theils erhabene Eindrücke zu empfangen. — Wir fuhren in einem schön ausgestatteten Reisewagen bei strömendem Regen am 9. Juni nach Freudenstadt, wobei mir während der Fahrt durch die dampfenden Hochwälder manche Erinnerung meiner frühesten Kindheit wonniglich aufgefrischt wurde, so daß Rührung und Humor sich in meiner Seele bekämpften. Noch höher hob sich das Gemüth, als wir, mit unsrem rüstigen Dreigespann auf der obersten Höhe des Schwarzwalds angelangt, von der gewaltigen Oppenauer Steige in die Niederungen des badischen Rheinthals und darüber hin auf die blauen Linien der Vogesen hinausblickten. Dann mit einem Male wallte der Wolkenvorhang, der bis dahin Berg und Thal umwogt hatte, majestätisch zurück, und eh' wir uns deß versahen, lag das schroffe Waldgebirg mit seinen Hügelkuppen und die entschleierte, prächtige Fernsicht im leuchtenden Glanze vor uns da. Gleich dem Entdecker eines neuen Welttheils nahm unser Gemüth sofort von der ganzen Umgegend im Namen der Königin, Begeisterung genannt, Besitz, und flog, indem wir neben dem über die endlosen Knüppeldämme hinabrollenden Wagen jugendlich einherschritten, wie mit Adlersflügeln über die Wellenlinien des Horizontes voran. Jene grotesken Gestaltungen der Thalschluchten, worin die braunen schweizerartigen Gehöfte so traulich von den Höhen herab und aus den Tiefen herauf winken, erschienen uns wie Freistätten für den weltmüden Wanderer, und nur zögernd riß sich das Auge von ihnen los, bis wir im Thale von Oppenau uns an der gastlichen Tafel erquickten und freudetrunken auf unsere Niederfahrt vom Gebirge zurückschauten. Bei dem entwölkten Himmel und dem schnellgetrockneten Weg

sehnten wir uns, die weite Fahrt nach Straßburg wo möglich heute noch zu vollenden, und unser Postillon, der bereits Tüchtiges geleistet, erbot sich auch, uns mit seinen drei vortrefflichen Rossen noch bis acht Uhr dahin zu befördern. In Appenweiher machten wir eine Stunde lang Halt, und genossen des besten Weines, den der gefällig-intelligente Gastwirth uns vorsetzte. Während nun die beiden Herrn mit einander über Algier, Griechenland und Paris politisirten, setzte ich mich abseits und schrieb in meines Herzens Lust eine flüchtige Schilderung unserer Fahrt mit Reimen in die Schreibtafel, auch das Gespräch der beiden Politiker sogleich ein bischen versificirend, bis es weiter gieng. Rasch und unaufhaltsam flogen im Abendgold die Rosse mit uns weiter und weiter dahin, und siehe da, noch zu guter Stunde war Kehl erreicht, ohne daß unseren Rennern ein Härchen genetzt war. Eine Fülle von reizender Schöpfung Gottes hatten wir an diesem Tage gesehen, auch den ehrwürdigen Münster schon in einer Entfernung von neun Stunden; — er erhob sich vor uns gleich einem in Wolkenduft gekleideten Riesen, und wir konnten uns der Wehmuth, daß er nicht mehr unser, sondern französisch sei, nicht erwehren.

Noch wundersamer ward es mir zu Muth, als ich zum ersten Mal den französischen Boden betrat. Es war mir von den welschen Douaniers an, die uns zwar höflich, aber sehr gründlich durchvisitirten, bis zu dem großen Gewühl, das uns in dieser volkreichen Waffenstadt begegnete, Alles hier wildfremd. Da zog eine Reihe schwerer Burgundischer Lastwagen, worin ein kolossales Roß hinter dem andern dahergieng, an uns vorbei; dort keuchten schwere Diligencen von Metz und Nancy unter unerbittlichem Peitschengeknall daher, — dann folgte ein Bataillon rothhosiger Franzosen in gefälliger Haltung, frank und ritterlich dahinschreitend, — dort elegante Equipagen vorüberrasselnd, dort eine Linie müßiger Pflastertreter, dann Lastträger, Karren ohne Zahl, Alles an einander vorbeifluthend, ein tausendförmiges Weltgedränge, ein Wirbelzug irdischer Elemente, bis wir im Gasthofe zum rothen Haus angelangt waren, um dort die Waffenübungen des Militärs zu beschauen. —

Bald giengen wir aus zur Besteigung des Münsters, und nie werde ich jenes feierlichen Augenblicks vergessen, als wir um eine Straßenecke bogen, an deren Ende der herrliche Thurm gleich einer Wundergestalt aus höheren Sphären mit seinen Fenstern, Schwibbogen und Kapitälern auf uns herabfunkelte, einem hochgebietenden herrlichen König gleich, dessen Gestalt mich mit freudiger Ehrfurcht durchdrang, und in welchem mich der Glaubensgeist von Jahrhunderten verleiblicht ansah. Das Heidenthum konnte Nichts dieser Art erzeugen, weil sein Ziel allermeist nur sinnliche Harmonie und Schönheit war; in der gothischen Bauart dagegen, worin eine gegliederte, in sich vollendete Lebensmacht sich über die andere friedlich zur Höhe schwingt, tritt uns jene geheimnißvolle Gliederschaft des geistlichen Leibes Christi vor Augen, die sich wachsthümlich durch alle verschiedenen Fugen und Gelenke zum vollkommenen Maße des Lebens und Alters Christi erhebt.

Von der Plattform des herrlichen Thurmes, an dessen Fuß der menschliche Verkehr als ein Ameisengewimmel erschien, hatten wir den erhabenen Anblick eines durch die Fernen mit Donnerschall dahinbrausenden Gewitters, das sich zuletzt in dem ungeheuern Umkreis verlor. Wir betrachteten hierauf mit einer Karte des Platz-Kommandanten unter Anderem auch die Citadelle, die Kanonengießerei und das mächtige Arsenal. Unter den alten Schaustücken der älteren Artillerie, die in langen Linien sich dahin reihten, war das größte und schönste eine alte, metallene Karthaune mit dem württembergischen Wappen, bei der Besitznahme von Mömpelgard, einer früheren württembergischen Grafschaft, von den Franzosen hieher gebracht. In den mächtigen Waffensälen, worin wenigstens 80,000 Musketen, 20,000 Paar Pistolen und große viereckige Schichten Säbel zur Schau standen, prangte zwischen Trophäen noch die Königsbüste von Karl X., der sechs Wochen hernach vom Throne gestürzt, und von welchem, trotz der Expedition nach Algier, überall schon damals mit wegwerfender Bitterkeit geredet wurde. — An der Table d'Hôte ergieng sich ein junger Mann im feinen Fracke mit wüthenden Geberden im Diskurse gegen

seine Nebensitzer, und schon glaubte ich den verhaßten König durch diesen Maulwütherich vom Throne gestürzt, als mein gütiger, des Französischen kundigerer Freund mir beruhigend versicherte, es sei dieser Mann blos ein Commis voyageur, der seinen Umgebungen beweise, daß man in England viel besser zu Mittag speise, als in dem gebildeten Frankreich.

Unter den vielen Merkwürdigkeiten, die ich in Straßburg sah, gedenke ich mit besonderer Freude der herrlichen Kunstgebilde des Silberarbeiters Kirstein, reizende Bildwerke aus getriebenem und ciselirtem Silber in erhabener Art, z. B. große Jagdstücke, Pokale, und besonders eine große prachtvolle Vase, 25,000 Franken im Werthe, auf welcher in der Mitte der Triumphzug Alexanders des Großen in vollendet schönen Gestalten abgebildet war. Niemals hatten wir etwas Aehnliches von gleicher Schönheit gesehen; am besten aber gefiel uns die biedere, altdeutsche Sitte des Hauses und der einfache Aufzug der guten Frau, die mit ihrem Strickzeug so harmlos und bescheiden neben den leuchtenden Kunstschöpfungen ihres Mannes saß, und dadurch die trauliche, nun so selten gewordene mittelalterliche Schlichtheit und Einfalt repräsentirte.

Auch im Museum begegnete uns manches anziehende Gemälde, besonders eines, das den ritterlichen General Kleber zu Pferde und in Lebensgröße darstellt. In meinen Reisegedichten ist dieser Anblick also geschildert:

Deßgleichen prangt hier kolossal im Bild
General Kleber, gar trotzig und wild;
Er sitzt auf dem Hengste, hebt hoch den Zaum,
Dem Rosse steht vor dem Maule der Schaum.

Hart neben ihm ein Adjutant
Mit gezogenem Säbel, und fern im Sand
Tummeln sich die französischen Guiden
Mit Mameluken um Pyramiden.

Es war mir übrigens in dem Gewühl jener seit 180 Jahren von Frankreich uns entrissenen, von so vielen Weltelementen des wälschen Geistes durchzogenen Stadt nicht sehr

heimelig zu Muthe, und ein edler, flüchtig an mir vorbeigehender Freund, ein Glied der Brüdergemeine, erschien mir in dem ungeheuren Gewoge so vieler verflachten Menschen beinahe wie ein vom Sturme dahingewirbeltes Blatt, das vom Baume gerissen ist. Für einen Reisenden enthält diese durch so viele deutsche wehmüthige Erinnerungen bezeichnete Stadt viel Anziehendes, dessen er nicht so leicht vergessen wird, und der erhabene, weithin funkelnde Münsterthurm, der ihr schönstes, wahrhaft hochadeliges Wahrzeichen bleibt, geleitet den Wanderer noch stundenlang auf seinem Heimwege, so daß er mit sehnsüchtig rückgewandtem Haupte noch aus dämmernder Ferne seinen Blick diesem schönsten Denkmal germanischer Baukunst entgegenwendet und nur mit gerechtem Zorne jenes heute daselbst noch zu sehenden Tisches gedenkt, auf welchem die entnervte Hand der Deutschen die Legitimität des schnöden französischen Raubes unterzeichnete. —

Wir fuhren bei kaltem, umwölktem Himmel durch das reizende Kinzigthal, das von Jugend auf mein Liebling ist, gegen Offenburg, Gengenbach und Hausach hinauf, wo wir die einsame Burgruine bestiegen, die über dem zierlichen Städtchen in das schöne Thal herniederblickt, sodann über Hornberg an der das rauh umher gelagerte Granitgestein durchschäumenden Gutach empor bis Tryberg, dessen herrlicher, in sieben aufsteigenden Kaskaden donnernd herabstürzender Wasserfall uns beide mit hoher Bewunderung erfüllte. Das hochgelegene Städtchen war nicht lange vorher abgebrannt, und ein vielseitiger Arbeitsfleiß in den jungen auftauchenden Gassen zu sehen. Wir übernachteten in dem wohlhabenden Gasthof, und ich weiß mich kaum einer Zeit zu erinnern, wo mir's in einem sonst fremden Orte heimeliger gewesen wäre, als hier, wo der sonnige Abendhimmel in das anmuthige Berggelände hinein leuchtete, während ein buntes, friedliches Gedränge sich rings umher bewegte. Die beste Reisewürze bleibt immerdar die Begeisterung, mit kindlichem Humor gesalzen, und dieses Arom ward uns reichlich zu Theil. Mein ganzes Gemüth schwamm in jugendlicher Wonne, und diese geleitete uns auch des andern Tages frühe zu dem noch höher gelegenen Brüdergemein-Orte Kö-

nigsfeld, wo wir freilich noch ein edleres Element genoßen, als die bloßen Freuden der irdischen Natur. Der hochbetagte, fromme Prediger Reichel empfieng uns wahrhaft väterlich gleich den übrigen Brüdern, deren Einige wir besuchten, und in den Gottesdiensten zog uns vornehmlich ein erhebendes, seelenvolles Orgelspiel an, sowie der brüderliche und schwesterliche Wechselgesang, dem man es so tief abfühlte, daß er nicht, wie bei den meisten unsrer Gesangvereine, blos aus künstlerisch geübten Kehlen, sondern wahrhaft aus glaubigen Seelen kam, und dort habe ich das Wort des Apostels: „Singet dem HErrn in euern Herzen!" das erste Mal in meinem Leben vollständig erfüllt gefunden. Mag auch an einer evangelischen Brüdergemeine unsrer Zeit noch gar Manches, z. B. eine genauere, vollständigere Schrifterklärung und eine freiere, lebendigere Entwicklung der Geister zu wünschen sein, so liegt sie doch unter den übrigen sie umgebenden, meist so geistlich-vertrockneten Gemeinden gleich einer blühenden Oase da, ein Segen für Alle, die nach dem lebendigen, in's ewige Leben quellenden Wasser dürsten, — ja, gleich einer Freistatt für bekümmerte Seelen, denen es in der lauten, armen Welt unheimathlich und enge geworden ist. Legten sich alle die theuern Brüder, welchen das Lehramt vertrauet ist, noch fleißiger auf eine gediegene, von manierirtem Beigeschmack stets freiere, Geist und Herz zugleich anfassende, befriedigende Schriftauslegung, — welch einen Segen könnten sie auf eine weite Umgebung hin verbreiten, in welcher die übrigen Gemeinden mit dem einen Nothwendigen oft so spärlich bedacht sind, und welch einen gedeihlichen Fortgang würde die Heranbildung ihrer eigenen Pflegebefohlenen dabei gewinnen! Bloße Vorlesungen aus älteren Commentaren und vielerlei liturgische, längst bekannte Gesänge u. dergl. fesseln die Gemüther bei Weitem nicht genug. Bequemer mögen allerdings solcherlei Culte sein, — ob aber auch tiefgehend und segensreich genug? — das ist eine andere Frage. Ich bekenne wenigstens in meinem Theil, daß aus den von mir gehörten Abendgottesdiensten, worin bei der Empfänglichkeit so vieler erfahrenen, verlangenden Herzen sehr viel Köstliches vor dem HErrn zu wirken wäre, ich fast jedesmal mit Wehmuth und

unbefriedigter Erwartung hinweggegangen bin, und weiß, daß manche Andere, wenn auch ihr Mund hierüber verschlossen bleibt, im Grunde nicht anders denken; ich möchte daher manchem Arbeiter in brüderlicher Liebe das Ermahnungswort zurufen: „Ziehe deinen Gurt fester an! agedum accingere!“ —

Unsre Rückkehr war über das Hochgebirge hin eine gar vergnügliche, und als ich wieder einsam zu Hause saß, war es mir in den Freistunden ein Leichtes, die Reise in vierzig Gedichten den Haupteindrücken nach zu beschreiben. Die Bilder und Anschauungen drängten sich an meine Seele heran bald in tief ernster, bald in leichter, humoristischer Gestalt, und es schwebte mir dabei das schöne Wort eines christlichen Freundes vor Augen, daß auch dem Humor sein volles Recht gebührt, wenn er auf dem Bund eines guten Gewissens mit Gott und dem Erlöser steht. — Die Ausarbeitung der einzelnen Gedichte fiel mir, da ich einer festen, trefflichen Gesundheit genoß, nicht schwer. Manchmal entwarf ich nach Herzenslust ganze Serien anziehender Themata, die ich zu bearbeiten strebte, kam aber nicht mit allen zur Vollendung, theils weil ich zu schnell arbeitete und bei vielen die gehörige Feile vergaß, theils auch, weil mir bald andere, noch anziehendere Stoffe begegneten. Aber nicht mit Unrecht hat mir der theure Dr. Tholuk den Wink gegeben, meine Dichtungen durch ein gründliches Studium noch mehr zu vertiefen und zu concentriren, — eine Wahrheit, die schon Novalis den Poeten eingeschärft. Ich beachtete jedoch diese Winke nicht genugsam, weil meine Basler Freunde die beiden ersten Bändchen meiner Dichtungen vor deren Druck brüderlich und streng censirt hatten, und ich durch Befolgung ihrer Andeutungen nun der Form mächtig zu sein wähnte. — Daher überließ ich mich lange Zeit in meinen späteren Produktionen viel zu sehr der augenblicklichen Stimmung, und wenn ich auf Bergen oder auf alten Ritterburgtrümmern im Morgen- und Abendlichte saß, warf ich die Gedanken wohl nicht unbedachtsam hin, retraktirte sie aber nicht genug, reduzirte Vieles, was präziser zu fassen war, nicht auf das richtige Maß, und habe durch diese Fahrlässigkeit manchen höheren

Eindruck ohne jene nöthige Formbildung und Einschränkung gelassen, die ihm einen längeren Fortbestand verbürgen.

Bei den jugendlichen Erstlingsgeburten der Poesie mag in der Regel der erste Wurf (prima intentione) auch der beste sein. Nicht also bei den späteren Produktionen, weil man bei zu geringer Strenge gegen sich selbst gar leichtlich, wie dieß so Vielen begegnet, in eine Manier verfällt. Denn auch die eigentliche Poesie bleibt, obwohl sie nicht eigentlich erlernt werden kann, ihrem innersten Wesen nach doch eine gar edle Kunst, die nicht oberflächlich, sondern mit stillem Bedacht und heiligem Ernste betrieben sein will. Ihr Lebensgehalt unterliegt nicht eigentlich einem Studium; aber ihre Form und selbst der Gehalt bedarf, wenn wir die einfachsten lyrischen Herzens- und Naturlaute hier abrechnen, besonders bei didactischen und historischen Stoffen, eines vertieften Studiums, damit man des Stoffes nach allen Seiten hin mächtig sei. Sonst bekommt der Gedanke nicht die leichte, lebendige Schwungkraft, die Gedankenreihe keinen klaren, organischen Zusammenhalt, und manche bessere Kraft wird dabei vergeblich ausgeströmt. —

Jahre lang hatte ich eine wahre Furcht vor Veröffentlichung meiner Gedichte und schlug manche dießfällige Einladung beharrlich ab, weil mir vor der natürlichen Eitelkeit des alten Menschen bangte, der bei der Entwicklung eines Talentes so leichthin von Leidenschaft und Ehrsucht sich dahinnehmen läßt. Ich hatte schon mehrere Jahre zuvor einen harten Kampf bei der Verbrennung meiner früheren Gedichte bestanden und fürchtete dießfalls das Feuer recht eigentlich als ein gebranntes Kind. Als jedoch nun einige meiner edelsten Freunde sich zur Herausgabe meiner Dichtungen und zu vorheriger Censur derselben brüderlich erboten, widerstand ich im Jahr 1828 nicht länger und übergab ihnen in sauberer Abschrift die etwa druckfähigen Stücke, welche sodann von ihnen mit treuer Gründlichkeit und Offenheit bis auf einzelne Lesarten und Wortfügungen hinaus gemustert wurden. Beim Einlauf der ersten Reinbogen jedoch empfand ich die Macht des natürlichen Selbstgefühls, das sich so gerne, so leicht überschätzt, auch als einen gährenden Sauerteig in meinem

Gemüth, und es widerfuhr mir das Nämliche, was späterhin mein sel. Freund und Kollege, Wilhelm Hofacker, mir bekannte; als er nämlich den Anfangsbogen einer von ihm erstmals veröffentlichten Predigt zur Hand gehabt, habe er in schmeichlerischer Selbstzufriedenheit mehrere Male beim Durchlesen vor sich hingemurmelt: „'s ist gut gedruckt, ganz gut gedruckt!" — Dagegen aber fehlte mir's dabei auch nicht an mächtigen Demüthigungen. Mein theurer Vater starb mir im Beginn der Arbeit, am 21. Juli 1828; dann gegen das Ende des Druckes hin genas meine sel. Gattin unter bangen, langwierigen Kämpfen eines Töchterleins, das am nämlichen Tage zur Welt kam, 18. Juli 1829, an welchem der Diakonus Joseph Brehm in Reutlingen wegen Ermordung seines unehelichen Kindes enthauptet wurde. An jenem Tage flog ein furchtbarer, die Aeste von großen Bäumen reißender Sturm durch die dämmernden Lüfte hin, und als ich nach der Geburt unsres Erstlings, von Schlaflosigkeit geschwächt, Nachmittags einen einsamen Spaziergang machte, war es mir bei aller Erstlingsfreude, ein Vater zu sein, doch ein schreckliches Gefühl, einen meiner Amtsbrüder gerade jetzt enthauptet zu wissen; — es war mir, als riefen Schreckensgeister vom Himmel herab: „Gerade heut' ist ein Helfer geköpft worden!" — Dieser Gedanke war ganz dazu gemacht, mich im Innersten zu erschüttern, so daß ich dem HErrn gelobte, nun und auf ewig nur von Seiner freien Barmherzigkeit leben und Ihm allein dienen zu wollen. —

Wenige Wochen hernach, als die Gedichtsammlung gedruckt und ausgegeben war, verfiel meine früher so blühende Gattin in eine tödtliche Krankheit, in deren Folge sie auf den äußersten Grad der Schwäche herabsank, und von deren Nachwehen sie sich niemals bis zu ihrem seligen Heimgang erholte. O welch ein Niederschlag war dieß für einen Poeten, wenn ich am Krankenbette der theuren Gefährtin oft bei Tag und Nacht mit Todesangst auf und abgieng, und am dunkel umhüllten Firmament meines armen, schier zertretenen Lebens nach einem Sternlein göttlichen Trostes emporsah! Zugleich wurde ich von den vielseitigen Kosten der langwierigen Krankheit auch in ökonomischer Beziehung allmählig sehr gedrückt,

weil die Ausgaben zuletzt die sehr mäßigen Einnahmen beinahe zwiefach überstiegen, und als die langsam genesende Mutter mir gegen Weihnachten hin bekannte, daß in unsrer Kasse nur noch ein Kronenthaler sei, während mehrere Jahresrechnungen zu bezahlen waren, — ich selbst aber auch blos noch etwa neun Gulden in weiter Welt besaß, — da ward mir um Trost bange, und der HErr, der getreue Gott, setzte mir einen gewaltigen Dämpfer auf meine hochmüthige Cymbel, so daß Er durch ungewöhnliche Trübsale das Gleichgewicht wieder herstellte. Zerbrochen und erniedrigt mußte der arme Poet werden, und ich hoffe auch nicht wider den Stachel gelöckt zu haben.

Denn als wir Beide mit stillem Gebet zu Dem, der all unsre Bedürfnisse weiß, emporseufzten und das Oel im Kruge, das Mehl im Kad alle war, — siehe, da kam über Nacht, über all unser Bitten und Verstehen eine herrliche Tröstung. Kurz vor der Zahlungszeit erschien der Postoffiziant Morgens mit einer gewaltigen, von Stricken umwundenen Schachtel. „Was ist das?" frugen wir erstaunt; als aber die Stricke gelöst waren, erschien zuerst oben eine Lage der herrlichsten Konfituren, dergleichen ich bis heute nie mehr gesehen habe, — farbige Blumenstücke und historische Bilder aus Quittenmark, — darunter ganze Barrikaden von Basler „Leckerli" und unten mehrere Geldrollen, eine Aversalsumme für den Ertrag meiner Gedichte nebst einem gar herzlichen Briefe des sel. Obersthelfers J. Linder in Basel, — dieses eben so geistvollen als edelmüthigen Mannes, der die Besorgung des Buchs in seine brüderliche Hand genommen hatte. — Mit Freudenthränen stand meine getröstete Gattin da, und wir priesen den Gott, der da hilft; „Ja, dein Grämen zu beschämen Wird es unversehens sein!" — Die reichliche Summe deckte nun weitaus all' unsre Bedürfnisse, und der getreue Gott segnete auch den Ertrag des Buches in solcher Art, daß ich bei den nachfolgenden schweren Erlebnissen dadurch stets über dem Wasser gehalten wurde. Es war eine gnadenvoll von Ihm uns zugemessene Gabe, die bis zu unsrer Uebersiedelung nach Kirchheim u. T. unser Desizit

deckte zum Preise Dessen, der gesagt hat: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen." —

Am Ende seines Aufenthalts in Sulz schrieb der Vollendete folgenden Circularbrief an seine Freunde:

Sulz, 25. Jan. 1831.

Theure Brüder!

Was mir gegenwärtig oft groß und mahnend vor der Seele steht, ist eine ganze Bekehrung zu Christo. O ein unaussprechliches Werk der Gnade, ein seliges Loos, so leicht zu gewinnen, wenn man offene Augen hat und einfältig darein sieht, und doch so himmelhoch, so schwer zu erfassen für eine getheilte Seele! Ich sehe mehr und mehr ein, daß mir von Anfang meiner Erweckung an etwas gefehlt hat, daß ich etwas bei allem oft so schmerzlichen Ringen und Kämpfen, bei so mancher Gnadenzeit dahinten gelassen oder vielmehr geheim wissentlich übergangen habe: die willenlose, kleinwerdende Hingabe an die ganz freie Gnade. Das hat mir in meinem Laufe viel geschadet, viele Hemmungen, Nachtflecken, Anfechtungen, erfolglose Gänge mit sich gebracht, darüber ich mich vor Jesu in den Staub lege und Ihn nur um Barmherzigkeit bitten kann; die Brüder aber, so viel ihrer mit einem priesterlichen Sinn gesegnet sind, fordere ich herzlich auf: helfet mir erflehen, daß mein Herz durch die freie Gnade gebrochen und zur innigen Uebergabe an den gekreuzigten Lebensfürsten gebracht werde. Ich will es der Seele, welche mir darin brüderlich, erbarmend, flehend zur Seite steht, einst in der langen Ewigkeit mit unvergänglicher Freude und Liebe danken.

Ich hoffe zum HErrn, in Kurzem von Ihm auf eine andere Stelle versetzt zu werden, entweder nach Böblingen oder Kirchheim. Ich habe Alles in die Hände Jesu gelegt, daß Er, der HErr, seinen Knecht führen wolle, wohin es Ihm gefällt.

Meine Berufung nach Sulz ist mir noch niemals recht klar geworden; ich glaube fest, daß der HErr, den ich nicht genugsam damals angerufen, mich hieher als in eine schwere ernste Schule und Prüfungsanstalt geführt habe, und daß Er mich seliger geführt hätte, wenn ich damals mehr gebetet, meinen Willen kindlicher gebrochen hätte. Das möge mir und jedem Seiner Knechte ein mahnendes Beispiel für die Zukunft sein.

Gegenwärtig nimmt mich der Konfirmations-Unterricht, diese Schule des Seelsorgers, dieser scharfe Prüfstein des inneren Lebens und der Treue, dieses wichtige Grundlegungsgeschäft in Anspruch. Ein Prediger hat nichts Wichtigeres zu thun, als dieß. Es ist die eigentliche Erziehung, die ihm obliegt. Ich sehe immer mehr ein, wie sehr eine genaue Vorbereitung durch Gebet und Arbeit hiezu von Nöthen ist.

Was sonst mein Amt betrifft, so schenkt mir der HErr oft ein fröhliches Aufthun des Mundes, sein Heil in Einfalt, ohne Schminke darzulegen und auszurufen: wie ohne Ihn Alles im Tode, nur in Ihm und Seiner Versöhnung das Leben sei. Auch darf ich mit Freuden sehen, daß da und dort eine Seele aufsteht; es ist aber im Ganzen ein Geist der Uebersättigung und Widrigkeit gegen die Einfalt Christi über Sulz gegossen seit langer Zeit.

Führt der HErr mich, der ich hier so gar einsam und von Brüdern getrennt stehe, einmal unverdienter Weise in brüderliche Kreise, so werde ich's wohl doppelt erkennen, welch ein hoher Segen das für den Christen in dieser Welt ist. Ein solcher Mangel hat in die Länge etwas Ermattendes; ich werde ganz lebendig, wenn Pfarrbrüder zu mir kommen, und ein anderes Leben geht mir auf.

Dieser Tage hat mich Bruder Banga in Straßburg zur Herausgabe eines evangelischen Jahrbuches aufgefordert, das den gebildeten Laien Deutschlands als ein Segen in die Hände gegeben werden könnte. Ich bin diesem nicht unwichtigen Gedanken nicht entgegen, wenn der HErr uns Seine Gnade und tüchtige, willfährige Mitarbeiter hiezu verleiht. Es sollte mit Christi Hilfe ein lauteres evangelisches Zeugniß und eine wahre Christ- und Festgabe werden. Wir wünschen besonders von Euch, liebe Brüder, Beiträge, die Ihr uns nicht versagen wollt. Innig wird es mich freuen, von Euch bald hierüber Zuschriften, Urtheile, Beiträge zu erhalten; ich glaube, daß Brüder sich nicht vergeblich bitten lassen, wo das Reich des HErrn gebaut werden soll.

Ich grüße Euch Alle mit herzlicher Liebe und empfehle mich und die Meinen Eurem betenden Andenken. Der HErr Jesus Christus sei mit Eurem Geiste und mit Eurem

A. Knapp.

Einer preiswürdigen Fürsorge würdigte mich der HErr, als die Zeit eines Stellenwechsels für mich herbei gekommen

war. Sechs Jahre lang hatte ich in Sulz und besonders auch an meiner auf dem Berge gelegenen Filialpfarrei Holzhausen gearbeitet und besonders in letzterem Orte vielleicht nicht ohne Segensfrucht, als ich durch einen trefflichen Gönner von Stuttgart aus die Mahnung erhielt, mich vornämlich um meiner leidenden Gattin willen um das einträglichere Diakonat von Böblingen, drei Stunden von der Residenz, zu bewerben. Auf meine dort gemachte Anfrage kam mir der würdige Dekan nebst manchen christlichen Freunden gar herzlich entgegen, als mir Dekan Dr. Bahnmaier in Kirchheim u. T. den Wunsch der dort residirenden Frau Herzogin Henriette von Württemberg, der Mutter unserer theuren Königin, kund gab, welchem gemäß ich mich um jenes schöne Diakonat bewerben sollte. Da legte ich diese beiden Aufforderungen willenlos in die Hände des HErrn, Ihn anflehend, daß Er mich vor eigener Wahl behüten und als das Haupt der Gemeinde nach Seinem Rathe mir den rechten Ort anzeigen wolle. Nur darin hatte ich Frieden und konnte, nachdem die einfachen Meldungen um beide Stellen der Pflicht gemäß eingesandt waren, die fernere Wendung meines Schicksals getrost erwarten. Nicht lange hernach schrieb mir der damalige Konsistorialpräsident in wohlwollender Weise, daß er, wofern ich ihm einen vorwiegenden Wunsch mittheile, mich auf eines der beiden Diakonate gern vorschlagen würde, — was ich ihm dankbar dahin erwiderte: „das hohe Konsistorium möge ohne meine Wahl über mich verfügen, weil ich darin den Willen Gottes am sichersten erkennen würde." Der würdige Bureauchef verdachte mir diese Antwort ein wenig und sagte zu meinem alten liebevollen Oheim: „meint denn dein Neffe, ich sei ein Pietist?" Doch ließ er mich's nach seiner Biederkeit nicht weiter entgelten, vielmehr erhielt ich nach 14 Tagen ein von seiner Hand überschriebenes Couvert mit mehreren Bögen, auf deren ersterem er mir kurz anzeigte, der König habe mich zum Diakonus in Böblingen ernannt. Es lagen aber noch andere Signaturen dabei, deren eine die Aufforderung erhielt, mich zu befragen, ob ich vielleicht das Archidiakonat in Kirchheim vorzöge, und der Präsident forderte

mich in einem nachträglichen Schreiben auf, ihm darüber eine ostensible Antwort mit umgehender Post zu übersenden. — Da trug ich beide Schreiben zu meinem theilnehmenden Herrn Dekan hinüber, nicht ohne Verlegenheit, doch mit der bündigen Erklärung, daß ich mich nimmermehr zu einer eigenen Wahl verstehen, sondern Alles dem König und der Oberbehörde heimstellen werde. — „Aber meinen Sie denn," fragte der Dekan nach langer Disceptation, „daß Ihnen Gott auf einem goldenen Präsentirteller ein Amt darbringen werde?" — „Nein," erwiederte ich, „dessen begehrt meine Seele nicht; aber ich weiß auch, daß Er für mich entscheiden und mein armes Herz nicht beschämen wird!" So disputirten wir voll Eifers, da klopfte es an der Thür, und meine Magd überbrachte mir ein Billetchen meiner Gattin: „Komm sogleich herüber: es ist ein Bote da, der dich sprechen will!" — Ich eilte in meine Wohnung, und da stand der redliche, kleingewachsene Meßner Hiller von Kirchheim, der mit einem flüchtiggeschriebenen Briefe des Dekan Bahnmaier den 18 Stunden langen Weg bis zur Erschöpfung zurückgelegt hatte, und nun gleich einem tapferen Boten aus der Schlacht der Amalekiter mit Schweiß und Staub bedeckt, vor mir erschien. In diesem Briefe berichtete der theure Freund, wie ihm soeben die Frau Herzogin gesagt, der König, welcher ihr die Gewährung ihres ganz mit dem Gesetz im Einklange stehenden Wunsches versprochen, habe mich bloß durch ein Versehen nach Böblingen ernannt, und wolle, wofern ich diese Stadt vorzöge, sein königliches Wort nicht widerrufen, doch wäre es ihm um des Versprechens willen in diesem besonderen Fall angenehmer, wenn ich nach Kirchheim gienge.

Ein unaussprechliches Gefühl der Wonne und der Beugung durchdrang mein Herz in jener Morgenstunde des 20. Mai 1831, da sich der HErr im entscheidenden Augenblick über all mein Bitten und Verstehen so gnadenvoll zu mir bekannte. Wie ein glückseliges, aber durch den Reichthum der Gabe tief gedemüthigtes Kind trug ich unter dem blauglänzenden Himmel den Brief zu dem Herrn Dekan hinüber, der ihn mit steigender Gemüthsbewegung durchlas,

dann freudig auflachend mich mit dem Ausruf auf die Schulter schlug: „Ja, weiß der HErr, nun müssen Sie nach Kirchheim!“ — Welch eine liebliche Freudenstunde verbrachten wir da mit einander! — Nie werde ich jenes sonnigen Tages vergessen, der auf seiner lenzlichen Strahlenstirne die Inschrift trug: „der HErr siehet,“ und meine Seele sprach immerfort: „Alle meine Gebeine müssen sagen: wer ist wie Du?“

Bald darauf schrieb der Vollendete folgenden Brief an seinen Freund, den Prälaten Klaiber:

Sulz, den 3. Juni 1831.

Mein theurer, verehrungswürdiger Freund!

Ihr heute hier angekommener „Achat-Stein,“ will sagen herzlicher Brief, hat meine Seele außerordentlich erfreut. Es ist Ihnen mit Ihrer Liebe und Güte dießmal gegangen, wie dem Flüßlein Kinzig bei Alpirsbach, ob ich Sie gleich durchaus nicht mit einem bloßen Flüßlein vergleichen will; — wenn nämlich jener Fluß von den Flößern durch die Wöhre lange gespannt und gedämmt worden, und nun die Stellfalle aufgezogen wird, so brauset er mit großer Gewalt über Granitblöcke dahin, daß man diese gar nimmer sieht, und reißt die größten Flöße wie blasse Ideen mit sich fürbaß. — Sehen Sie nun, so haben Sie Ihre Liebe dießmal lange hinter das Konsistorial-Wöhr zurückgedämmt, dann aber die Stellfalle aufgezogen, und mich mit einem Strom treuer Freundlichkeit dermaßen überschwemmt, daß es kein Wunder wäre, wenn ich in Einem Zuge bis Straßburg hinab in den Rhein als ein guter Siebz'gerstamm geflößt würde. Sie hätten's dann ganz allein auf sich, einen so wackeren Diakonum zum Schaden des ganzen Landes in's Ausland geschwemmt zu haben.

Was nun Kirchheim betrifft, so habe ich je mehr und mehr große Freudigkeit, dahin zu ziehen. Anfangs wollte mir vor der Amtslast ein wenig grauen, und ich hielt mich auch ziemlich unwürdig eines so großen Amts; da aber Gott, wie Sie wissen, die Umstände so gnädig geleitet, und meinen Beruf nach Kirchheim mir so nahe gelegt, so kann ich's ja nur für eine große Ehre und Güte von Gott und Menschen ansehen, so vieler,

schöner Arbeit gewürdigt zu sein, hoffe auch, der, so den Ruf an mich ergehen ließ, werde mir Gnade, Frieden und Barmherzigkeit verleihen, recht zu theilen das Wort der Wahrheit, und sein Heil zu predigen vor der großen Gemeine. Daneben stand mir gleich von Anfang der Vorsatz fest, mich auf Kirche, Schule und Seelsorge fein ordentlich zu beschränken, und aller Vielgeschäftigkeit oder weltlichen Wirksamkeit mich zu begeben, ferner dem l. edeln Herrn Dekan B. als ein treuer Kollege und gehorsamer Mitarbeiter zur Seite zu sein. Ihr theurer Brief aber soll mir als ein eigentlicher Gesetzeskodex niemals aus dem vordersten Fache des Pultes kommen, und mir zu steter Ermahnung sein; denn er ist aus Taubeneinfalt und Schlangenklugheit gewoben, — Ingredienzien, welche beide mir gar noth thun, wenn unser Leben ein gedeihliches sein soll. Ebenso achte ich's als eine edle Gottesführung, mit der theuren Frau Herzogin in ein näheres Verhältniß zu kommen, und habe den Entschluß gefaßt, in bescheidener Entfernung von ihr zu bleiben, soweit sie mich nicht selbst in ihre Nähe zieht und mir die limites conversationis (Grenzen des Umgangs) demarkirt.

In Absicht auf's Predigen gedenke ich ernstlich zu studiren, die Wahrheit aber ohne Schminke vorzutragen, damit das Evangelium durch mich und meine Formgebung so wenig Schmach als möglich erleide. Aller weltlichen Gesellschaften und Divertissements hoffe ich mich durch Gottes Gnade ganz zu entschlagen; denn man wird, wie ich schon gefühlt, durch nichts so schnell ein dummes Salz, als hiedurch, und das lasse der HErr ferne von mir sein; was thue ich sonst in K.? Dagegen soll es mir anliegen, Familienbesuche nach dem Grundsatz der allgemeinen Liebe nicht zu versäumen, und ach — eben diesen Zweig, der auch zur Seelsorge gehört, lasse Gott mich so behandeln, daß ich nicht zu den Weltleuten falle, sondern sie zu mir, sofern ich ein Bote Christi bin! Die Kirchenbücher, die in K. sehr bedeutend sein müssen, möchte ich, soweit es sein kann, als specimina calligraphiae (Muster einer schönen Handschrift) führen, wie ich denn in diesem Punkte nach Form und Ordnung von Herrn Dekan B. viel gelernt. Sie sind mir wichtig, und die trockene Mühe dabei lohnt sich nur durch die Gefälligkeit der Form. Nun ach, die Schulen! acht an der Zahl! Wie wirds bei diesen gehen? An Fleiß soll's, so Gott will, nicht fehlen; aber bis ich dem: „Waide meine Lämmer!“ nachkomme, bis

der rechte Geist der Geduld und der geheiligten Liebe mir den Zugang zu ihren Herzen bahnt, — wie viele Demüthigungen wirds da geben! — Ich hoffe zu Gott, daß er mir den Geist des Gebets in reicherem Maße verleihen werde; denn man kann es fühlen, daß nur ein durch's Gebet gestärkter, geheiligter Sinn die zarten Pflanzen mit der rechten Weisheit und mit der männlichen Liebe, die noth ist, behandeln kann. So habe ich's oft im Konfirmationsunterricht und sonst erfahren. War ich ohne den Geist des Gebets, so waren die Kinderseelen ganz fremd gegen mich; war er in mir, so hatte ich eine wunderbare Gewalt über sie, und der Segen blieb niemals aus. O daß mir das Wort: „Waide meine Lämmer!" jeden Tag hell und feurig vor der Seele stünde! — Auf B. freue ich mich herzlich; ach, wie wohl, hoffe ich, soll's dem ausgehungerten Diakonus von Sulz thun, mit einem so offenen, liebevollen, für den persönlichen Heiland eifrig und kindlich wirkenden Manne in Einem Viertel des großen Gottesweinbergs und außer ihm in der Nähe noch mit anderen Gliedern Christi zu arbeiten, und in der Gemeinschaft des Geistes zu stehen! Hungern Sie, mein Theurer, einmal sieben Jahre lang in dieser Hinsicht, und dann fühlen Sie, wie mir's sein muß! Ich kann Gottes Barmherzigkeit nie genugsam preisen, denn Er hat in vollstem Sinne über Bitten und Verstehen an mir gethan. Das ist der Liebe und des Dankes werth! — Und nun, die königliche Natur, die Predigerin der Herrlichkeit und Liebe des Schöpfers! — Als wir vor einem Jahre die Plochinger Steige (zum erstenmale) hinabfuhren nnd die ganze Gegend mit ihren Bergesfürsten und dem prangenden Thal im sanften Goldglanz der Abendsonne sich vor uns ausbreitete, da schwoll meine Brust empor von unnennbaren Gefühlen, und ich fragte meine liebe Frau: „höre, sind wir denn in des Himmels Vorhof?"

Es geht mir nun wie einer Magd, die vor ihrem Austritt noch das ganze Haus scheuern und sich zu guter Letzt noch tüchtig abäschern muß. Geschäfte aller Art warten noch auf mich.

Ich bleibe lebenslänglich mit innigstem Gemüth

Ihr treuergebener

A. K.

5.

Diakonat in Kirchheim u. T.

Der Abschied von Sulz, das ich stets lieber gewonnen hatte, fiel mir über alle meine Erwartung schwer, und geschah mit herzlicher Liebe, da wir uns sowohl mit manchen Familien, als mit einem bedeutenden Theil der Gemeinde selbst in steigendem Maße befreundet hatten. Viel Schweres und Bitteres war mir zur Demüthigung des alten Menschen, aber auch viel Heil und Gnade zur Förderung des neuen in den sechs ein halb Jahren meines dortigen Aufenthalts widerfahren, obwohl ich das Geheimniß der freien Gnade und deren Anwendung auf mein eigenes Herz noch immer nicht gründlich verstand, — ach, dieses Eine, das so nöthig ist, um ein seliges Leben im Geiste zu führen. Darum floß auch all mein verborgener Kummer im Grunde zunächst aus diesem Mißverstand, aus diesem Kleinglauben, der sich die Zueignung des erlösenden Verdienstes Christi sonder Eigenwerk noch immer nicht erlauben wollte und nur zu einzelnen Zeiten durch besondere Friedensblicke des HErrn erhellt wurde. Desto inniger freute sich nun mein Herz auf nähere Gemeinschaft mit erfahrenen Brüdern in der Nähe von Kirchheim, sonderlich auf meinen alten trefflichen Universitätsfreund, Gottlob Baumann, Pfarrer in Notzingen, und auf den Umgang mit der nach Geist und Herz vortrefflichen Frau Herzogin Henriette, einer der frömmsten und edelsten Frauen, die ich in dieser Welt kennen und verehren gelernt habe. In dem so reizend gelegenen Kirchheim, gewiß der prächtigsten Landgegend von Württemberg, blühte mir fünf Jahre hindurch der eigentliche Mai meines Lebens, und die geistige Gemeinschaft mit jener hohen, ehrwürdigen

Fürstin, die so Vielen, darunter auch mir im edelsten Sinne des Worts bis an ihren seligen Heimgang eine Mutter war, ist die Krone jener Blüthenwelt gewesen.

Am Tage unsres Abzuges von Sulz fanden wir hinter der Stadt Haigerloch unsern Meubelwagen, wie er auf drei Rädern im strömenden Regen dastand, und das zerbrochene Rad mit einem andern vertauscht wurde. Als er hernach spät Abends am andern Tage nach unsrer Ankunft in Kirchheim anlangte, mußte er unter einem furchtbaren Gewitter, das ganze Fluthen niedergoß, unabgepackt stehen bleiben, so daß das Wasser ihn völlig durchdrang, und siehe, doch war uns nichts wesentlich benetzt oder verderbt worden.

Es empfieng und umwehte uns sofort ein ganz anderer Geist, als in Sulz; wir wurden mit Gesang empfangen und in ein freundlich dekorirtes Haus eingeführt; auch kam mir mein um 24 Jahre älterer, ehrwürdiger Kollege und früherer Lehrer Dr. Bahnmaier mit einem herzlichen, schönen Gedicht entgegen, das uns sogleich auch in poetischer Hinsicht befreundete. Mein Cousin (Franz Knapp) war Oberamtmann und begrüßte uns mit alter Biederkeit, was zwischen uns den alten Freundesbund erneute, und in dem huldreichen, seelenvollen Empfang, der uns bei der edeln Frau Herzogin zu Theil wurde, blühte mir ein ganz andres, ungleich gehobeneres Leben auf, als zuvor, weil wir zugleich mit andern gebildeten Christenfamilien, insonders dem Obristlieutenant v. Baer und dessen trefflicher Gemahlin in nähere Beziehung traten. Zugleich nahm die wunderherrliche, in vollem Sommerschmuck prangende Gegend von Kirchheim mein noch jugendlich erregbares Gemüth in allen Tiefen dahin, und im benachbarten Marktflecken, Dettingen u. T., wohnte mein alter, rüstig-heiterer Oheim, der Amtmann Klett, Gatte der einzigen Schwester meiner seligen Mutter, ein erfahrener Oekonom, Jäger und Pomolog, in dessen Hause ich einst als Kind und Student manche Vakanz glückselig verlebt hatte, und bei welchem ich auch im männlichen Alter noch einem Kinde gleich aus- und eingieng. Wie wonnig war es mir hernach oft zu Muthe, wenn ich in duftiger Morgenfrühe zum trauten Oheimshause hinauswanderte, und der frühe schon

thätige Greis, das Käppchen auf seinem Haupte, mir sein bon jour! entgegenrief. Da besuchten wir nach dem Frühstück seine schön und künstlich ausgestatteten Gärten, worin ich zuletzt jede Kanadareinette, jede Bergamotte und Forellenbirne, jeden am Hause still reifenden Pfirsich, jeden veredelten Weichselstamm auswendig wußte, während oft sein jüngerer Bruder, der geistreiche Pfarrer des Ortes, gleichfalls ein trefflicher Pomologe, uns bei dieser Gartenvisitation kontrolirte! — Nach der anderen Seite dieser holden Gegend hin lockte mich das nahegelegene Notzingen zu meinem geliebten, glaubigen Kollegen Baumann, späteren Pfarrer von Kemnath, der mir von dort an ein treuer, inniger Freund, bei aller Verschiedenheit unsres Temperaments, geworden und geblieben ist. Die Nachmittagsstunden des Montag verbrachte er gewöhnlich bei mir und meiner ihn von Herzen ehrenden Gattin, und zwar also, daß wir oft stundenlang mit einander arbeiteten, wie er denn bei der Herausgabe meines Liederschatzes mir ein ungemein förderlicher Censor und Berather gewesen ist. Wenn ich mir zuweilen einen recht glückseligen Tag erhaschen wollte, so stand ich nach dem Sonntage frühzeitig auf und gieng durch den Bergwald nach Notzingen, wo die betagte Mutter meines ledigen Freundes oder die alte Dienerin Louise mich bald bemerkten und mir die Thüren öffneten, so daß ich unbeschrieen an das Bett meines geliebten Bruders gelangen konnte. Da lag er in seinem weißen Nachtkittelchen noch behaglich schlummernd vor mir da, während ich, die Hand erhebend, den Segen des HErrn über ihn leise sprach. Zuletzt athmete er lauter, streckte sich, und sah mir mit unaussprechlicher Freundlichkeit in's Auge. Dann erhob er sich vom Lager, nach dem Morgengebet kam das Frühstück herein, wir besuchten den Garten oder besprachen theologische Materien, und zum Schluß geleitete er mich liebend und brüderlich halbwegs nach Kirchheim zurück, so daß uns noch einige Stunden zur vormittäglichen Berufsarbeit verblieben.

Die Gemeinde kam mir mit Vertrauen entgegen, und gleich bei der Investitur ereignete sich eine rührende Zusammenkunft von drei Töchtern ehemaliger Stadtpfarrer, (die

vor Alters hier nach einander als Prediger gestanden hatten) und sich nun als betagte Matronen einträchtig um den Tisch des festlichen Mahles vereinigten, — eine Tochter des alten Dekans Seger, eine Tochter des auf ihn folgenden, schon über 50 Jahre vorher entschlafenen Dekans Ph. Dav. Burk und eine Tochter des Dekans Pfeiffer, dem Dr. Bahnmaier in seinem Amte gefolgt war. Diese Frauen waren insgesammt getreue, lebendige Glieder des Leibes Christi, und aus ihren Augen schauten mich die vollendeten Zeugen, die hier ehedem das Wort Gottes verkündigt hatten, mit mahnenden Geisterblicken an. — Das Predigtamt war für den jüngeren Mann hier sehr angenehm, indem ich mit meinem Dekan sonn- und festtäglich abwechselnd zu predigen hatte, und die theure Frau Herzogin, deren Kirchenloge ganz nahe bei der Kanzel war, hinderte mich nicht allein nicht in den Vorträgen, sondern ihr frommer Geist half mir mit Freude predigen. Es gab übrigens der Geschäfte genug, weil viele Beichtkinder besorgt und allerlei schriftliche Arbeiten gethan sein wollten; aber das Amt überforderte mich nicht, und ließ mir, wenn ich meine Stunden ordentlich zu Rathe hielt, auch zu Privatarbeiten einige Muße.

Im April des Jahres 1832 schrieb der Vollendete von Kirchheim aus nachstehenden Cirkularbrief an seine Freunde:

Theure Brüder!

— — — — Wenn ich der liebevoll gnädig segnenden Führung gedenke, wodurch der HErr mir augenfällig gezeigt hat, daß Er mich hierher rief, so kann ich mich nie der innigsten Freude und Lobpreisung enthalten. Es war mir in Sulz oft so schwer, ich stand überaus einsam und gepreßt da. Nachdem sich Alles vor mir gelichtet, so konnte ich mit innigem Frieden der Seele hierher ziehen, wo der liebevollste Empfang bereit war. Der gute Dr. Bahnmaier, ein vortrefflicher Kollege, erschöpfte sich, uns wohl zu thun und den Eintritt zu erleichtern. So ward denn auch sofort eine Thüre bei der Gemeinde aufgethan, und diese Thüre hält Gott noch immer offen, so daß ich sehen darf,

daß sein Wort in manchen Seelen kräftiglich eingeht. Bei den Hohen gewisser Art muß man freilich vorweg den heimlichen Verruf mit in Rechnung nehmen, und so fehlt's auch hier nicht an heimlicher Schmach; das Volk aber freut sich, daß ich, wie sie sagen, ein „Baurenprediger" sei, der seine Sache offenherzig hinsage, und drängt sich zum Worte. Auch die Krankenbesuche sind hier überaus häufig und Stätten großer Segnungen des HErrn.... Ich will aber nicht mich gerühmt haben, sondern allein den HErrn; denn es liegen tausend Dinge da, die mir wohl ein hübsches Joch zur Beugung auflegen sollen.

Einen besonderen Jonathan habe ich am l. Pfarrer Baumann, eine halbe Stunde von hier, gefunden, einen edlen gediegenen Bruder, der mir zu großem Segen ist. Unsere Diöcese gehört zu den besseren des Landes, und es wohnt viel Herzlichkeit und Humanität, auch in mancher Hinsicht christlicher Sinn unter den Pastoren; aber etwas Ganzes trifft man doch nicht und der eigentliche Brudersinn wird nicht gekannt, obgleich das Evangelium den Rationalismus durchaus niederhält, wozu Bahnmaiers kräftiger und herzlicher Sinn, verbunden mit wissenschaftlicher Ueberlegenheit, viel mitwirkt. Mit Baumann aber, der als ein brennendes Licht dasteht, kann man wahrhaftig leben, und ich preise den HErrn, daß Er mir nach langer Entbehrung solch edlen Segen zugewendet hat. Von Bahnmaier, mit dem ich täglich zusammen bin, läßt sich viel Tüchtiges und Treffliches lernen, und es ist ein lieblich Ding, sich an einem wackeren Professor der Theologie so nach Genüge wärmen zu dürfen.

Aeußerst wohlthuend und reich gesegnet ist der Umgang mit der hiesigen Frau Herzogin, einer vortrefflichen, Christum von Herzen begehrenden Seele, die durch ihre mannigfache Lebensführung kräftig zu Ihm gezogen ward und annoch wird. Sie ist so herzlich, daß man sich selber an ihren Stand häufig erinnern muß, und gibt auch durch große Treue in Besuchung der Kirche, wie durch Wohlthätigkeit aller Art ein leuchtendes Beispiel.

Meine Privatarbeiten beschränken sich gegenwärtig auf die Herausgabe des Euch schon im vorigen Jahre angekündigten Taschenbuches, welches ein Gedicht von mir enthalten wird auf Göthe's Tod, der mich tief bewegt hat, weil man solch einem glänzenden Geiste auch eine Himmelsharfe gönnen möchte, und darüber trauern muß, daß er seine erhabenen Talente nur für die arme Welt und für das Fleisch, ob auch hie und da in

spiritualer Gestalt, angewendet hat. Ach, die großen Geister meinen weit über Christum hinaus zu sein, und ohne Ihn das Licht und Leben zu haben, und doch sind sie unwissentlich, in dem Einen Nothwendigen so arm und blind, wie der ärmste ungläubige Bauer. Wunderbare Fügung des unwandelbaren Gottes, daß kein irdischer Geist den Sohn Gottes überfliegen soll und kann und dann gerade am tiefsten liegt, wenn er am höchsten geflogen zu sein wähnt! Und so ist's mit Allem, was hoch ist unter den Menschen. Unsere vielgepriesene Mündigkeit, deren sich die Kinder des Zorns so höchlich rühmen, was ist sie, als der elende Trotz der ärgsten Unmündigkeit und Haltlosigkeit, die das Maul aufreißt gegen göttliche und menschliche Ordnung? Die hohe Wissenschaftlichkeit der Lügner, die Jesu Wort umkehren, was ist sie, als das künstliche Gewebe armer Geister, welche die Schande ihrer Blöße zu bedecken suchen? — Es wird mir in diesen Tagen der Verwirrung und des Antichristenthums, über welche Gott eine Zornschale nach der andern ausgießt, oft wichtig und groß, daß das Heil der Seele nur in der Einfalt und Demuth beruht, gleichwie der Heiland ohne alle Gestalt und Schöne gewandelt hat in der Welt, und daß wir nicht tief genug herunter können in die Niedrigkeit, weil Er der Allererniedrigste gewesen ist. Dazu wolle Er uns je mehr und mehr bereiten und uns den Sinn geben, klein und gering zu werden, damit seine Kraft bei uns wohne, und wir als Kinder im Schatten seines Thrones bleiben.

Wir haben bisher seine schirmende Hand wunderbar erfahren. Um uns her ist sein Würgengel gegangen und hat unsere Wohnungen nicht berührt. Ach, er halte uns in seinen Händen, und lasse Euch, geliebte Brüder, mit den Eurigen erfahren, daß Er zur Stunde der Noth eine feurige Mauer um die Seinen her ist. — Es wird nun keine Ruhe mehr werden, bis große Gerichte vollendet und viele Erdenverderber verderbet sind; denn alle Fugen der Ordnung sind gewichen, und es ist ein Geschlecht aufgekommen, das den Himmel stürmen will. Die alte Titanenfabel wird an den Nichttitanen erfüllt werden. O daß wir Alle, Alle, in's Bündlein der Lebendigen gefaßt, unsere Seelen als Beute davon bringen, und entfliehen dem Allem, was da geschehen soll! Ich hoffe es zu Ihm, daß Er uns ewig erhalten wird.

Grüßet Eure lieben Frauen und Kinder und haltet auch

mich und die Meinen im Bande der Vollkommenheit, der Liebe Jesu.

Mit inniger Anhänglichkeit Euer
A. Knapp.

Kirchheim, den 30. April 1833.

Theure Brüder!

Als ein alter Nachzügler schließe ich mich mit diesem flüchtigen Briefe an das Cirkularpaquet an, und bitte die geliebten Brüder alle, diese Zeilen dießmal als ein regelmäßiges Brieflein und Liebeszeichen, als welches ich sie doch von Herzensgrund geben möchte, gelten zu lassen. Ich bin eben ein überritten Postpferd, was das Aeußere betrifft, und da kann ich nicht recht mit den Reitern laufen; aber es ist mir allemal, wenn die Brüder in ihrer mannigfaltigen und doch in Christo einhelligen Geistesgestalt an mir vorübergegangen sind, daß ich das alte Gebet sagen muß:

„Wie lieblich sind deine Gnadensöhne!
Mach mich, o Hüter, auch so schöne!"

So laufe ich nun eben in Hoffnung und Geduld mit ihnen, und freue mich herzlich, wenn sie mich mitnehmen.

Wie mannigfaltige Gefühle, Erfahrungen, Leiden und Freuden, — welch ein vielgliedriges Gemälde des Seelenlebens in Christo bietet ein solch unscheinbares Cirkularpaquet dar! Ich achte dafür, daß solche Paquetchen einst im himmlischen Bibliotheksaal sich wieder finden werden und einen Stoff abgeben zu den lieblichsten Entfaltungen und Lobgesängen, so wir treu werden und bleiben bis an's Ende. — Dabei dringt allemal ein Stich durch mein Herz, und ich stehe splitternackt mit all meinem Sündenjammer vor Jesu da, die Blöße und Schande fühlend, die da offenbar werden müßte, wenn ich mich nicht als ein Flüchtling in Christo freiem Erbarmen verhüllen dürfte. Auch fühle ich's tief, daß Er diese Correspondenz als ein Leuchtthürmlein auf unsere Lebenspfade hingesetzt hat, worin jeder Bruder ein Lichtlein sein soll, den Anderen nach der Gnade, die Jesus darreicht, den Weg zu zeigen, und ihn vor Klippen und Sandbänken zu warnen. Wäre diese Korrespondenz blos aus Menschen, sie wäre vielleicht längst erloschen.

O Volk des HErrn, welche Hände, welche Kräfte, welche Hüter walten über dir! Welch ein gar Anderes ist es doch um die

Liebe derer, die von Christi Hause sind, als um die Maskeraden der Weltmenschen, wo die Gesellschaftlichkeit und Freundschaft im Grunde zuletzt nur darin besteht, einander des Todes Bitterkeit zu vertreiben und die Nieten verbergen helfen, als welche dermaleinst alle Seelen offenbar werden müssen, die nicht gewollt haben, daß ihnen Jesus als das lieblichste Loos, als das Eine, was Noth ist, in's Herz falle! Wir wollen uns oft und brünstig zu seinen Füßen werfen, daß Er uns Alle immer mehr Eines mache, und Ihn bitten, daß Er uns mit aller Gottesgewalt binde an Sich und an Sein Volk, mit welchem wir doch einmal wandeln wollen durch die Haine des Paradieses und an den Bächen des lebendigen Wassers.

Die Basler Brüder tragen gegenwärtig das Kreuzzeichen Christi; da hat's, wenn auch vor Menschenaugen Trübsal da ist, keine Noth. Es ist ein Kreuzzug, nicht in's Sarazenenland, sondern mit Ihm. Der Durchbrecher ist darum doch heraufgefahren, — und sein Volk wird ihm nach durchbrechen, und einziehen durch Thore des Sieges zu seiner Zeit. Aber nun ist der Trost noch vor Euren Augen verborgen. Ihr wißt's besser, denn ich, daß es nichts schadet. E. B. und Fürstenberger und alle die Verscheuchten singen darum doch, wenn sie vor Ihm anbeten, den 84. Psalm und zwar auf hebräische Weise, vorerst rückwärts, wo vom Thränenthal kommt, — dann wirds aber auch schließen mit dem Lobgesang: der Vogel hat dennoch sein Haus gefunden ꝛc. — und Leib und Seele freuen sich im lebendigen Gott. Ich bin's gewiß, daß jene Rotte Korah nicht allzulange toben, und daß Recht doch Recht bleiben wird. Denn Jesum kann sie nicht herabreißen. Das ist sehr fatal für alle Stürmer und Aufrührer, daß ein Priester nach der Weise Melchisedeks dort oben sitzt, von dem geschrieben stehet: Er wird kommen!

Zu Euch, meine Brüder, Krummacher, Ball, Müller, fühle ich mich mit sonderlicher Liebe hingezogen, und schreibe einen Brief um den anderen an Euch, aber freilich vorerst nur mit unleserlicher Tinte. Bruder Meinertshagen, der im vorigen Sommer einige Tage bei uns war, hat mir mancherlei von Euch erzählt, und ich habe an ihm eine traute Johannisseele liebgewonnen. Ich hätte fast Lust bekommen, auch gen Norden zu ziehen. Das sage ich aber nur nach dem Herzen und Sehnen.

Seid mir gegrüßt, ein Jeglicher mit seinem Namen und Hause. Ich will in Jesu ewiglich sein Euer

A. Knapp.

Manche Freistunde wurde unter Anderem auch zur Poesie benützt, wozu die mannigfaltige Pracht der Umgegend und eine große Zahl zerfallener Ritterburgen mir übergenug Anlaß und Einladung bot. In dem herrlichen Amphitheater jenes Thals erheben sich auf allerlei Höhen mehrere nähere und entferntere Burgruinen, die ich nicht selten bestieg, und auf deren verwitterten Thurmresten mehr als ein Gedicht niedergeschrieben wurde. Das waren oft wonnige Feststunden, von welchen ich nur eine hier bezeichnen will. — Am 21. Oktober 1831 fuhr ich mit einem von Sulz her vertrauten Freunde, dem jetzigen Oberkriegsrath Schall in Stuttgart, um mit ihm in morgendlich milder Beleuchtung nach langer Zeit wieder einmal die ehrwürdig-hehre Teck zu besteigen, nach Bissingen, von wannen uns der Postillon eine Flasche Wein und etwas Proviant auf die luftige Höhe trug. Wir wandelten lange mit unausgesprochenen Gefühlen durch das zertrümmerte Mauerrund, und sahen bald nach den herrlichen drei Bergen, Hohenstaufen, Rechberg und Stuifen ostwärts, bald gen Westen nach dem freundlich herüberblickenden Neuffen hinüber, der uns mit seinen weißen Ruinen gleich einem Geiste der Vorwelt anlächelte. Unser Postillon Joseph aber warf sich sogleich auf den Boden und schlief ruhig ein gleich einem Mehlsack. Da rüttelte ich den ehrlichen Menschen und rief: „Wohlauf, Joseph, da seh' Er einmal die Wunderpracht, die der HErr, unser Gott, uns hier vor Augen gestellt hat!“ Gähnend erhob er sich, blickte ein Bischen auf die weithin prangenden Thalgründe hinab, und sprach zuletzt ganz gelassen: „Ja, ja, da drunten wächst viel Frucht!“ worauf ich halb zornig ihm erwiderte: „Da hat Er ein Glas Wein und eine Wurst, esse Er das im Frieden, und dann lege Er sich wieder hin.“ Lange schrieb ich ein reimloses Gedicht auf einem schwindelnden Vorsprung, und nur mit zögernden Schritten verließen wir die großartige, nie zu vergessende Scene.

Herzerhebendere Ausflüge sind schwerlich in einer Stadt meines Vaterlandes in reicherer Fülle und Mannigfaltigkeit möglich, als in dem herrlichen Berg-Amphitheater von Kirchheim, — ganz zu stetiger Verjüngung einer Menschenseele

gemacht. Man muß jedoch in jener Stadt ansäßig sein, um die Gegend von ihren verschiedenen höheren Punkten aus in all ihren Tinten und Färbungen zu beobachten. Da hat es einen himmlischen Reiz, auf den sanften Goldflor hinauszuschauen, der die mannigfach gegliederten Bergketten in ihrer Mittelluft bis zu den Niederungen umweht, während die leuchtenden Rosen der Abendsonne das Haupt der einsam in's Himmelblau steigenden Felsenthürme bedecken, und ein hinsterbendes Scheidelicht mit verschiedenen Graden des Farbendufts im anderen verschwimmt. So stand der hehre, pyramidalische Hohenstaufen oft im reinsten, tiefdunkeln Königsblau vor meinem Auge da, während noch ein flüchtiger Abendstrahl gleich dem Zacken einer Kaiserkrone, die längst von seinem Haupte sank, geisterhaft seine Stirn überfunkelte, dann in den tieferen Schatten allmählig erlosch. Da zogen die Bilder der großen Vorwelt in einer Weise vor meiner Seele vorüber, wie es ohne solche Anschauungen kaum möglich ist, und einem Anblicke dieser Art ist mein früheres Gedicht: „Irene von Hohenstaufen" ganz unmittelbar gleich manchen anderen entsprossen.

Die nachbarliche Freundschaft mit dem edeln Dekan, die uns zu täglichen Spaziergängen vereinigte, kam auch manchen meiner poetischen Produktionen zu gute. Er selber war ein dichterisch gebildeter Mann, dem manches schöne Lied gelang, und der ohne die ihm eigene Flüchtigkeit und Vielgeschäftigkeit noch viel Schöneres zu leisten vermocht hätte. Hatte er ein Lied zu Papier gebracht, so brachte er's, nicht selten in den Pantoffeln, zu mir herüber, las es oft mit gerührtem Tone, mehrere Male mit kaum verhaltenen Thränen mir vor, und befragte mich um mein Urtheil. Stimmte ich ohne Weiteres bei, was nicht selten der Fall war, so freute er sich ungemein; räusperte ich mich aber mit einiger Bedenklichkeit und wollte das Ja nicht heraus, so forschte er nach der Ursache, die ich ihm sodann offen bekannte, nahm aber den Widerspruch nicht ohne mannliche Vertheidigung entgegen, so daß wir uns manchmal wie zwei rüstige Kernbeißer herumstritten. Dann gieng er in seine Wohnung zurück, verbesserte und vertiefte sein Poem, und brachte es

dann warmherzig wieder. Wenn ich dann dem geliebten Manne mein bescheidenes Placet gab, erglänzte wohl einigemal eine Freudenthräne in seinem gestrengen Auge. — Gleichermaßen ergieng's mir mit ihm. Auch ich trug ihm manches eben vollendete Gedicht zu gütiger Einsichtnahme hinüber oder las es ihm auf dem Spaziergang vor. Billigte er die Arbeit, so war mir's ganz erwünscht; nicht selten aber bekannte er auch seine Desiderien mit väterlicher Offenheit, worauf wohl auch ein Certat losgieng, doch also, daß ich seine erfahrenen Winke mir hintennach auch zu Gemüthe zog und die Arbeit retraktirte. — So übten wir im amtlichen und im Privatleben die Gliederschaft am Leibe Christi traulich, in stetem nachbarlichem Verkehr, speisten auch oft zusammen, führten einander unsre in- und ausländischen Gäste zu, und genoßen sammt unsern Familien in der Liebe Christi dadurch ein unendlich besseres Glück, als so manche von dem HErrn an der gleichen Gemeinde zusammengeordnete Collegen, wo, um mit dem alten Pfarrer Flattich zu reden, der Spezial den Diakonus reiten will, und der Diakonus will's nicht leiden, oder wo so mancher Aeltere den Jüngeren mit allerlei wehthuenden Finten knufft und ignorirt, und der Helfer seinerseits sich auf starrsinnige Fremdigkeit und klanglose Zurückgezogenheit legt, oder wobei sich beide Theile nur auf eine hölzerne, konventionelle Höflichkeit beschränken, um ihren Mangel an Liebe, nämlich ihren inneren Geistestod und ihre niedrige Selbstsucht, zum Schaden für sich selbst, wie für die Gemeinde, vor einander heuchlerisch zu bemänteln. — Ich hatte mit dem sel. Dr. Bahnmaier, einem vielgeschäftigen, rasch zufahrenden, auch wohl einige Male seine Anciennetät accentuirenden, aber edeln und harmlosen Charakter mehr als nur einen Verstoß, wenn er den ungleich Jüngeren allzugewaltig unter sein Adlersgefieder nehmen wollte, und weiß auch mich hiebei mancher Verfehlungen vor dem HErrn schuldig; aber die Liebe Christi gewann doch stets wieder den Sieg, — wir sprachen uns gegenseitig in offener Weise aus, und so ließ der HErr an uns in den fünf lieblichen Jahren unsres Zusammenseins das schöne Wort des Inspektors C. H. Zeller in Beuggen in Erfüllung

gehen: „Wir lieben uns, und üben uns, und — lieben uns!" —

Eines der begeisterndsten Elemente in meinem Leben bildete früher der prachtvolle, durch seine geschichtlichen Erinnerungen so hehre, jedes deutsche Gemüth erhebende Kaiserberg Hohenstaufen. Schon früher, bevor mein jüngerer Bruder als Pfarrer in das gleichnamige Dorf auf acht Jahre zu stehen kam, hatte mich dieser Kulm in allen Tiefen des Gemüths angezogen. Von Kirchheim aus aber, von wo dieser etwa sechs Stunden lange Weg an einem Sommertage sehr wohl hin und her zu machen ist, habe ich ihn mehrfach besucht, und bei dem getreuen Bruder einige Mal kurze Ferien genossen, so daß er mir zuletzt innig vertraut wurde. Der fühlende Leser wird mir's nicht verargen, wenn ich ihm hier Einiges von dem edeln Hohenstaufen und dem tief drunten liegenden Wäschenschlößlein, dieser einsamen, verborgenen Wiege der großen Staufen, nach meinen Wahrnehmungen erzähle und mein Buch über den Hohenstaufen, über diesen herrlichen Stammsitz der größten Kaiser Germaniens ein wenig ergänze. Es sind eben einzelne Anschauungen und subjektive Stimmungen, die hier freundlich und kurz berührt werden sollen.

Einer der schönsten Tage meines Lebens war der wolkenlose 30. Juni 1832, als ich mit einem schweizerischen Kaufmann und zwei anderen Freunden auf den viele Jahre nicht mehr gesehenen Staufen fuhr und im Geleite des befreundeten Pfarrers den Gipfel erstieg. Es erfüllte mich ein hehres Himmelsgefühl auf dieser erhabenen Trümmerstätte menschlicher Herrlichkeit und einer für den Deutschen unvergeßlichen Vorwelt. Es war mir, als wäre ich in ein längst vorübergezogenes Geisterreich, in einen Kreis unsterblicher Helden eingetreten; ein namenloser Schauer der Vorwelt durchdrang mein Herz, und der Tod, auf dieser majestätischen Lebenshöhe gelagert, — dieses tief bedeutsame Schweigen, wo vormals laute Donner geredet, — diese einsame Trauer, wo einst die Rosen menschlicher Herrlichkeit in Fülle geblüht — dieß Alles verhielt mir beinahe den Athem. Ich bat die Freunde, mich eine Stunde allein zu lassen, und schrieb auf dem einzigen armen Mauerreste meine Empfindungen nieder, gerade

so wie sie gedruckt sind; denn ich wollte nichts Wesentliches mehr daran verändern, um das unmittelbar Empfangene für spätere Zeit als ein genaues Andenken zu bewahren. — Das Gedicht *) ist vielleicht etwas zu lang gerathen; aber es will auf jenem Berge gelesen sein.

Einige Monate nachher überredete ich meinen edeln Dekan Bahnmaier, der den Hohenstaufen bis in sein 59. Lebensjahr noch nie bestiegen hatte, zu einem Ausfluge dahin, welchen er mit mehreren Verwandten und mir am 17. August 1832, auch an einem herrlichen Morgen, unternahm. Im lautersten Herzensvergnügen fuhren wir ab, und erkeuchten zuletzt in sommerlicher Hitze die luftige Spitze. Ich hatte bei dem tief fühlenden Manne einen freudigen Eindruck von dem ungeheuern, prächtigen Umblick erwartet; aber es gieng ihm noch tiefer, als ich geahnt. Als er die freie, einsame Höhe des Berges betreten, und einige Minuten in der beinahe schrankenlosen Umgegend umhergeschaut, begann seine Lippe zu zittern, sein Auge sich mit Thränen zu füllen. In tiefster Gemüthsbewegung rief er seinen Schwager, seinen l. Schwiegersohn, seine Kinder und ihren Hofmeister Denner herbei, stellte sie in einem Kreise um sich her, und sprach: „Lasset uns anbeten vor dem HErrn, unsrem Gott, der diese Wunder geschaffen hat!" — Darauf ergoß seine wallende Seele sich in ein inniges Gebet, das alle Uebrigen mit tiefer Andacht erfüllte, und die freudige Bewunderung solcher Schöpfungspracht in einen Segen für sie verwandelte. — Sein Schwager erlegte eine Summe Geldes, um hier oben neue Linden zu pflanzen, die auch später gesetzt, aber von den heftigen Stürmen wieder entwurzelt wurden. Wir dehnten unsre Fahrt hierauf wegen des glänzenden Himmels noch bis auf den Rechberg aus, zu dessen schwer ersteigbarem Gipfel wir den theuern Dekan trotz seiner Müdigkeit hinaufführten, und wo wir einer unvergeßlichen Abendbeleuchtung, einer Wunderschau in die beinahe noch schönere Albgegend genoßen, so daß wir Alle diesen Tag als ein

*) Siehe: Hohenstaufen, Seite 271 ff.: Frühlingsbesuch auf Staufen.

wahres, nie zu vergessendes Naturfest in unsern Herzen verzeichneten.

Ein weiter herrlicher Besuch auf dem Staufen war der am Morgen des Ostermontags 1833, als ich mit zwei theuern, mir befreundeten Schullehrern von Kirchheim frühe hinfuhr. Dort angekommen, bestiegen wir sofort den im blauen Aetherglanz herabschauenden Kulm; aber die morgendliche Kälte dämpfte bald unsre Begeisterung, und die beiden Freunde kauerten sich in die Vertiefung eines verfallenen Brunnens gleich zwei in der Mausung befindlichen Hühnlein, und zogen ihre Mäntel vor dem schneidenden Osthauche fest um's Gesicht. Ich aber setzte mich in gehöriger Vermummung auf den kleinen, noch allein übrig gebliebenen Mauerrest, und begann in sprachlosem Entzücken, während der Umkreis aller Nähen und Fernen krystallhell aufgerollt vor mir lag, einen reimlosen Osterpsalm, als plötzlich alle Glocken in den Dörfern der Thäler umher ihr Geläute begannen, — ein wundersames, herzerhebendes Konzert zur Ehre des Auferstandenen, dessen Lebensodem diese Höhen umwehte. Nie werde ich jener erhabenen Augenblicke vergessen, worin mir der Triumph der Unsterblichkeit über den Tod, der Sieg des Glaubens über die Welt und all' ihre Herrlichkeit so wundersam vor die Seele trat, und, wie auch sonst oftmals, habe ich es dort wohl am tiefsten empfunden, daß das Tiefste und Höchste, was hier ein Menschenherz bewegt, hienieden unaussprechlich, ja, daß das Leben der Kinder Gottes vorerst ein mit Christo in Gott verborgenes bleibt.

Ein solches Stillleben mit der Natur feierte ich nicht selten auch in friedlichen Morgen- oder Abendstunden, die ich auf jenem Felsenhaupt in süßer Einsamkeit verbringen konnte, wenn ich ein Gast im brüderlichen Hause war. Da verbrachte ich wohl einen ganzen windstillen Vormittag oder einen entwölkten Abend mit einer Schreibtafel auf dem stillen, wie von Athemzügen der alten Geister umhauchten Kulme, in die wonnigen Fernen hinausblickend und in die sanft vorüberziehenden Wogen der Schöpfungsherrlichkeit versunken. Man überblickt von der freistehenden Pyramide des Berges eine sehr große Zahl menschlich bewohnter Punkte, und es

war mir ein milder Reiz, in jenen Wohnsitzen der Reihe nach mit dem Gemüth einzukehren, das mannigfaltige Treiben der Sterblichen mir zu vergegenwärtigen, die Gestalt und das Leben der Vorwelt mit dem Wesen der Nachlebenden zu vergleichen, und sowohl das immer sich gleich Bleibende, wie das Veränderte einander gegenüber zu stellen. Nur verwehte Fußspuren hat der mächtige Tritt der alten herrschenden Geschlechter hier zurückgelassen, und wenige, von den Regengüssen der Jahrhunderte längst unkenntlich gemachte, verwaschene Felsenpunkte deuten noch auf die Orte hin, wo sich die blondlockigen Staufen in ihrer Jugend einst umherbewegt; nur die größeren Umrisse des Gebirgs und der Niederung, und die noch ziemlich unverändert gebliebenen Hauptwege, die zur Höhe hinanführten, wie einzelne, schwach erhaltene Fußsteige lassen die mannigfaltigen Gänge und Ritte jenes erlauchten Geschlechtes noch ahnen, von dessen Thaten und Schicksalen so viele Blätter unsrer germanischen Geschichte gefüllt sind. Und doch, wenn wir zu dem herrlich drüben aufsteigenden Rechberg und dessen wandellos pittoreskem Doppelhaupte hinüber schauen, erfüllt uns Jüngere wohl noch das gleiche herzerhebende Naturgefühl, das einst die Staufen durchdrang, wenn sie an einem hell glänzenden Morgen dort hinüber oder zu dem entfernter hergrüßenden Staufeneck blickten und ein Morgenhauch der Ewigkeit ihre Seele durchfloß. Das menschliche Herz mit seinen innersten Bedürfnissen und Empfindungen ist das alte geblieben; die nämlichen Saiten erzittern noch heut' in unsrer Brust, wenn die Triumphzüge der Natur an uns vorüberziehen, wie in den längst entschlafenen Ahnen, und das gleiche Ziel ist uns noch heute gesteckt, wie ihnen; der nämliche Mangel an voller Befriedigung stimmt uns, wofern unsre Seele das eine Nothwendige verkennt, noch jetzt am schönsten Frühlingstag eben so wehmüthig wie sie, nur etwa mit dem Unterschiede, daß die erlauchten Staufen dabei unter den rastlosen Kämpfen ihrer dynastischen Plane ihr Leben endeten, während wir bei kleineren Interessen zuletzt eben so unbefriedigt vom Schauplatze dieser Welt abtreten, wenn die köstliche Perle von uns — sei's unter einem Purpurmantel, sei's im

schlichteren Kleide — nicht gesucht und erlangt worden ist. — Diese alle menschlichen Zeitgeschlechter beherrschende Wahrheit, die sich kein Christ verbergen und die er nicht aus Menschenfurcht verhehlen soll, hat mich auf dem einsamen Felsenhaupte des Kaiserberges, wenn ich so allein über dem Schutte der Hofburg saß, mit unaussprechlichen Gefühlen durchdrungen, und so gewaltig war dieses Grundgefühl, daß es sich meiner tiefsten Begeisterung für die Vorwelt überall zu Grunde gelegt, auch durch alle geschichtlichen Studien unzertrennlich begleitet, ja selbst in den Stunden fröhlichsten Humors nie völlig verlassen hat.

Es waren mancherlei schöne Erlebnisse, die mir meinen Aufenthalt in Kirchheim bezeichneten, bis auch die Trübsal mit verstärkter Macht wiederum über mich hereinbrach. Von diesen Erfahrungen sei Folgendes hier kurz angemerkt.

Mein zwar geräumiges, aber im alten Styl nach dem großen Brande vom 3. Aug. 1690, in dessen Folge die ganze Stadt neu aufgebaut wurde, flüchtig gezimmertes Haus enthielt im zweiten Stocke ein sehr geringes Studirzimmer, so daß ich mich unter freundlicher Zustimmung des Oberamtsarztes und des würdigen Kameralverwalters gedrungen sah, ein Gesuch um Erweiterung des oberen Stockwerks bei der Finanzverwaltung in Ulm einzureichen. So fuhr ich am 11. Juni des sonnenreichen Jahres 1834 in einem bescheidenen Einspänner über Gutenberg und die rauhe Alb zum ersten Mal in die noch nie gesehene Kreisstadt Ulm. Es war ein blauer Morgen, und die Schöpfung lächelte mich aus allen Höhen und Tiefen mit liebenden Augen an, so daß mein ganzes Herz in geheimen Wonnen und Anbetungen der Liebe Gottes emporstieg, — Alles so neu, so vertraut und von einem Abglanze höherer Sphären beleuchtet. Ich bat den HErrn um Sein gnädiges Geleit auf diesem Wege, besonders auch darum, daß Er mich kindlich und willenlos mache, damit ich von der Behörde ein Nein eben so getrost als ein Ja annehmen und Seinen heiligen Willen darin erkennen möge. So kam ich durch lauter bis dahin unbekannte, vom Lichte des Himmels verschönte Gegenden gegen Abend nach Ulm in den stattlichen Gasthof zum

schwarzen Ochsen, an dessen Fronte die Donau mit klaren Wellen vorüberfloß, — dieser edle Strom, den ich zum ersten Male sah und mit Freuden begrüßte. Auf ihm schwammen vielerlei Schiffe und Flöße dahin. Bald mahnte mich's, den Referenten des Collegiums, Finanzrath U., in der volkreichen Stadt aufzusuchen, — aber wo? das war die Frage. Ich durchirrte mehrere Straßen, und wandte mich zuletzt an einen ältlichen Herrn, der gerade die Klinke seiner Hausthüre ergriff, um in der Dämmerung hineinzutreten, mit der Frage nach Herrn U. — „Der bin ich selber," erwiderte er freundlich und führte mich in sein Zimmer, wo er, nach Durchlesung der Papiere, gar treuherzig den Spruch that: „Ihr Anliegen ist ganz gerecht, ich werde es morgen Vormittag zur Genehmigung empfehlen. Ohnehin hat Ihr Herr Kameralverwalter Sie schon im vorigen Jahr uns empfohlen, daß man einen etwaigen Wunsch von Ihnen berücksichtigen möge." — Wie fröhlich kehrte ich in meinen Gasthof zurück, von wo ich noch den würdigen Rektor Moser, einen großen Ciceronianer, besuchte, der unter lauter Klassikern dahergieng und ganze Mauern von Ausgaben Cicero's besaß. — Am anderen Morgen weckte mich frühe die himmelhell aufgehende Sonne, und ich genoß in dem stillen Hause, bei dem holdseligen Frühlingsglanze, der die weite Natur umher in's Festgewand kleidete, einer wahrhaft seligen Stunde. Dann schrieb ich bis zum Frühstück noch ein längeres Lied: „Ein Morgen in Ulm,"*) in heiterster Stimmung nieder, und begab mich hernach auf den Weg, im Corridor das alte Gemälde Kaisers Karl V. betrachtend, der in den Zeiten des Interims auch einmal hier — es war damals ein geistliches Haus — übernachtete, und dessen Bild mich noch widrig mit seinem herzlos-vornehmen Augenpaar anblickte, um, U's. Rathe gemäß, auch den Direktor v. M., der im deutschen Haus wohnte, aufzusuchen. Auch hier wußte ich, bei der Entlegenheit seiner Wohnung, weder Weg noch Steg, wandte mich daher an einen unbekannten Mann mit der Frage nach dem betreffenden Hause. „Kom-

*) Vgl. Hohenstaufen, S. 97 ff.

men Sie nur mit mir!" erwiderte dieser ganz freundlich, „ich gehe geradenwegs zu ihm." Dort angelangt und sofort vorgelassen fand ich einen würdigen, sehr wohlwollenden Mann, der bereits meine Papiere von U. empfangen hatte, und mich der vollen Genehmigung des Gesuchs im Voraus versicherte. Voll heiterer Befriedigung gieng ich mit dem liebenswürdigen, schon ältlichen Manne auf und ab, als er mit einem Male seinen Schreibtisch vor mir mit den Worten eröffnete: „Sehen Sie, wir treiben neben unsern finanziellen Geschäften auch noch Höheres!" Da lagen dann Schriften von G. H. Schubert und ähnlichen Männern, worüber er sich in seelenvollen Worten verbreitete, so daß ich zuletzt in das fröhliche Bekenntniß ausbrach: „Wie sehr finde ich mich bei Ihnen über meine bisherigen Vorstellungen getäuscht! Bis gestern dachte ich mir in unsern Finanzmännern nur harte, gestrenge Herren, — und siehe da, nun kommt mir von Ihnen und Ihren Collegen hier die wohlthuendste Humanität entgegen!" — Mit den Gefühlen des innigsten Dankes gegen Gott und Menschen schied ich von Ulm, und oft noch steht mir jener rosige, auch durch Menschenliebe verschönerte Sommermorgen als ein unverblichenes Denkzeichen vor den Augen meines Gemüthes; — denn hier hatte sich kein dunkler, menschlicher Schatten zwischen die Lichtgebilde meines Gottes hineingedrängt, und darum war dieses Erlebniß eine Art vollkommener Freude, so weit eine solche dem Sterblichen hienieden zu Theil werden kann.

Daß die Hand Gottes ganze Arbeit macht, wenn sie uns segnen und erfreuen will, durfte ich beim Umbau meines Hauses auch weiterhin erfahren.

Das alte Giebeldach war abgehoben bis auf den Stock, unter dem ich wohnte, „und des Himmels Wolken schauten frei hinein." — Da zogen mächtige Gewitterwolken oben hin, und es beschlich mich in einer Morgenfrühe der sorgliche Gedanke: Wie? wenn nun Gewitter losbrächen und dein Haus überschwemmten? Aber ich gewann auf meine kindliche Bitte eine frohe Zuversicht. Es hieß in mir: das thut der HErr nicht! Wenn Er nicht das Haus behütet, so wachen die Wächter umsonst! Ja, wer ist wie der HErr, unser Gott,

der sich so hoch gesetzet hat, und doch siehet auf das Niedrige im Himmel und auf Erden. Er siehet die Niedrigkeit meines Hauses in Gnaden an, — Er lässet ganz gewiß nicht hinein regnen! — Die Zimmerleute errichteten trotz meiner Abmahnung ein Nothdach; aber es träufelte nur wenig, dann zogen die Gewölke vorüber und donnerten sich an der alten Teck mit heftigem Sturm und Hagel aus, während mein Haus gar lustig aufgerichtet und überdacht wurde. — Diese gnädige Verschonung und die rasche Vollführung des Bauwerks, woran auch der edle Kameralverwalter v. Sprösser den freundlichsten Antheil nahm, gereichte mir sehr zur Glaubensstärkung, und als ich zwei Jahre hernach von diesem Beamten Abschied nahm, ergriff ich seine beiden Hände mit dem Segensworte: „Der HErr, unser Gott, messe Ihnen einmal an Seinem großen Vergeltungstage mit demselben Maße, womit Sie mir hier gemessen haben!“ —

In den Herbst jenes Jahrs 1834 fällt auch eine größere Schweizerreise, die ich mit meinem Bruder Eduard, jetzigem Pfarrer in Neckarthailfingen*), dessen Braut (Amalie Geiger), mit der er nur wenige Jahre in ehelicher Verbindung leben durfte, und der 17jährigen Tochter meines Freundes, des Prälaten v. Klaiber, in vier Wochen vollendete. Es war eine heiße, prächtige Witterung, aber die Wegfahrt, mit der jetzigen Schnelligkeit verglichen, gar langsam. Während man von Stuttgart aus nun in 7 Stunden an den Bodensee gelangt, brauchten wir dazu drei volle Tage, und mußten uns noch bei dem Kutscher bedanken, daß er zwischenein keinen Rasttag hielt.

So kamen wir denn, nachdem wir Hussens Verbrennungsstätte in Konstanz auf einem einfachen Wiesengrund aufgesucht, in das merkantilisch-patriarchalische Basel, woselbst uns von christlichen Freunden viele herzliche Liebe widerfuhr. Einer der schönsten Punkte, den wir von dort aus in Gesellschaft einer Anzahl trefflicher Freunde besuchten, war das von Hebel besungene Röttlerschloß. Die vielgegliederte Thätigkeit für das Reich Gottes in dieser Stadt, na-

*) Seit August 1866 Pfarrer in Groß-Süßen. A. d. H.

mentlich für die Mission, hinterließ in uns einen gesegneten Eindruck, sowie die einfache Biederkeit mancher Familien, in deren gastlichen Häusern uns eben so sehr ein tiefgründiger Wohlstand als eine christliche Einfachheit entgegentrat. — Nach einigen Tagen fuhren wir durch das gigantische Münsterthal, dessen riesenhafte Fluhen uns oft in sprachloses Erstaunen versetzten, der Stadt Neuchatel entgegen, die bald hernach im schönsten Morgenglanze des Sonntags sich vor uns ausbreitete. Es war Alles feierlich still um uns her, und unter dem Thor ersuchte uns ein schmucker Polizeimann, mit unsrem Wagen möglichst leise zu fahren, damit die in der Kirche versammelte Gemeinde nicht gestört werde. Mit wahrem Respekt erwiderte ich, daß wir einer Einrichtung dieser Art uns nur freuen könnten, daher auch unsern Weg nach dem Gasthof zu Fuße zurücklegen würden, während der Wagen auf einem Umweg dahin fahren sollte. Die ganze Stadt war wie entvölkert, ganz sabbathlich still, wie wir's noch nirgends gesehen, und als wir zuletzt um eine Ecke bogen, siehe, da kam uns die ganze Gemeinde würdig, voll christlichen Ernstes aus dem Gotteshaus entgegen, so daß wir, unsern deutschen Zuständen gegenüber, dieses treffliche Dekorum nur bewundern konnten. — Noch freudiger aber ward ich überrascht, als mir ganz unversehens ein gar theurer Basler Freund, der jetzige Antistes Samuel Preiswerk, den ich einige Tage zuvor in seiner Vaterstadt gesehen, entgegentrat, und mir auf meine Frage: „Wie, mein geliebter Bruder, was thust du hier?“ freundlich erwiderte: „Ich will dich als ein Cicerone durch unsre Schweiz begleiten, damit du über Alles den gehörigen Aufschluß erhaltest!“ — Man mag es ermessen, welch eine Freudenbotschaft mir dieß war; denn gegen drei Wochen lang verdankte ich diesem trefflichen, tiefunterrichteten Freund den eigentlichen, geistlichen Gehalt meiner Anschauungen, und überhaupt einen geistigen Verkehr, wie ich mir ihn nach Stoff und Form nie gediegener hätte wünschen können. Da meine geschwisterlichen Brautleute meist nur einander selbst angehörten, so fiel mir billig der Löwenantheil an der Unterhaltung unsres Freundes zu, und heute noch, nach

28 Jahren gedenke ich mit unverblichener Dankbarkeit der herrlichen Genüsse, welche mir die geistvoll-brüderliche Führung dieses Mannes bereitete. Auch meine junge Begleiterin, Louise Klaiber, durfte sich der zartesten Theilnahme meines weitherzigen Reisegenossen erfreuen. — So zogen wir denn Nachmittags zuerst in die schöne, blühende Brüderanstalt Montmirail hinaus, woselbst uns der Inspektor Verbeek gar liebevoll empfieng, mich jedoch gleich aufforderte, den Nachmittagsgottesdienst zu halten. Sehr verdutzt bemerkte ich ihm, daß ich als ein Reisender hiezu nicht die nöthige Sammlung besitze, auch aller Vorbereitung entbehre, und daß der liebe Preiswerk sich wohl besser zu einem Vortrag qualificiren möchte. Dieser lenkte jedoch mit freundlicher Schalkheit meinen Vorschlag ab, so daß die Sache an mir hängen blieb, und als ich in meines Herzens Noth dem lieben Inspektor noch weiter entgegenhielt, wie sehr ich doch einer Sammlung bedürfe, schloß dieser lächelnd ein Nebengemach auf mit den Worten: „Hier haben Sie noch zehn Minuten Zeit!" — Nicht oft in meinem Leben habe ich dringender gebetet, als damals, da besonders auch die Tageslosung: „Der HErr ist gerecht und hat Gerechtigkeit lieb," mir auf den ersten Anblick nicht Stoff genug zu einer längeren Rede zu bieten schien. Doch gieng es zur Noth; ich empfieng nachgerade Freudigkeit, zuerst über die Gerechtigkeit nach dem Gesetz, sodann über die Gerechtigkeit des Glaubens, und zuletzt über die Gerechtigkeit eines im Glauben wandelnden Christen vor einer mir ganz unbekannten Menge zu reden. Ich fühlte tief, daß ich hier theilweise vor einer Versammlung stehe, die Geistliches geistlich richtete, zu der ich denn auch ganz einfach sprach, ohne meine Rede zu moduliren, wie jener Gastwirth in Court, in dessen Zimmer ich die Nacht vorher drei Oefen erblickt hatte, nämlich einen eisernen, einen thönernen und ein Kamin, welche Varietät er, wie er mir sagte, „von wegen der Engländer angebracht hatte," weil beinahe jeder derselben eine besondere Heizungsform begehre, — eine Akkommodation, deren sich leider auch viele Prediger in ihrer Art befleißigen. —

Wir fuhren, den schönen Berg Chasseral noch lange im

Hintergrunde begrüßend, über das stattliche Aarberg nach Bern, das schweizerische Rom, von dessen Plattform wir die Hochgebirge des Oberlandes in ihrer entwölkten, ruhigen Herrlichkeit begrüßten. Wie die durch Arkaden verbundenen stattlichen Häuser ein festgliedriges Ganzes bilden, so schien uns auch der Herrschergeist dieser schönen Stadt und ihr dynastischer Zusammenhalt in ihren Gebäuden einigermaßen verkörpert, und es wollte uns in der vornehmen Stadt nicht recht heimelig zu Muthe werden, so daß wir den Weg nach dem reizenden Thun möglichst bald antraten. Da schwammen sie bald vor uns, die gewaltigen Alpenmassen gleich weißlichgoldenen Haufenwolken im Glanze des schönsten Sommertags, und ich verdrehte mir beinahe den Hals, da ich von meinem Charabank aus diese Gottespracht schräg ansah, — während einige brittische Reisewägen an uns bequemlich mit herabgelassenen Fenstern vorüberfuhren, hinter welchen die englischen Herren und Damen in Büchern lasen. — Welch einen holdseligen Abend verbrachten wir aber in dem reizenden Thun, wo uns Alles begeisterte, nur ein deutscher Professor nicht, der an der Wirthstafel unaufhörlich über die Schweiz loszog, und uns, namentlich mir in den folgenden Tagen in Grindelwald am Staubbach und auf der nach Meyringen hinabschauenden Scheideck den Mehlbrei seiner Recensenten-Begeisterung wie einem sechswöchigen Kindlein gar sorgfältig und ohne Rast in den Mund strich. Wir bedauerten somit die Trennung von diesem Manne nicht im Geringsten, sondern überließen uns ohne Schablone den erhabenen Natureindrücken am Staubbach, an den wüthenden Wasserschnellen der Lütschinen, an den Gletschern des Grindelwalds und den Riesenwuchten des Wetterhorns, von dessen Felsen einige Lawinen herabdonnerten. Später, nachdem wir den herrlichen Rosenlauigletscher besucht, verwundete ich mich beim Absteigen vom Pferde durch einen Fall auf den Rücken, der mir die ganze fernere Reise sehr verbitterte. Man verliert nämlich in jener gewaltigen Alpengegend alles gangbare Augenmaß, und sieht die Dinge als viel näher an, denn sie sind, weßhalb ich beim Absteigen zu kurz niedertrat, und auf einen spitzigen Felsblock rücklings niederstürzte. Da

war's keine Kleinigkeit, mit blutendem Rücken noch immerhin acht bis neun Stunden weiter zu gehen und zu reiten, und ich gedachte dabei ohne Scherz an Fallstaff's scherzendes Wort: „Wenn ein solcher Spaß zu lange fortgetrieben wird und obendrein zu Fuße, das hasse ich bis in den Tod." — Ich hatte nun auf der ganzen übrigen Reise einen Pfahl im Fleisch, — und die Herrlichkeit der Schweiz bestand in meinem Sensorium so recht die Probe, weil ich trotz aller Schmerzen doch niemals die Begeisterung verlor.

Von dem schönen Meyringen aus, zu welchem wir stundenlang am weitbogig, brausend in's Thal abstürzenden Reichenbach niedergestiegen waren, erreichten wir Nachmittags das kolossale, von himmelhohen Fluen umragte, von einer königlichen Gruppe tausendjähriger, gewaltiger Ahornbäume beschattete Gadmenthal, und erhielten von dem dortigen, in einem Blockhause wohnenden Pfarrer außer einem liebreichen Empfang auch die nöthige Kost, um uns zur Uebersteigung des 8000 Fuß hohen Sustenpasses zu stärken. In seinem Zimmer hieng Lafayette's Bild im größten Format, — und als er unsre geringe Sympathie für dasselbe bemerkte, führte er mich in sein Studierzimmer, schloß das Pult auf, nahm das Predigtbuch meines seligen Freundes L. Hofacker hervor, und sagte mit wahrer Innigkeit: „Sehen Sie! ich bin ein Republikaner, darum hängt Lafayette in meinem Zimmer, weil er ein milder Verfechter der Freiheit war; aber dieses Buch ist meines Herzens Weide, und hier ist mehr, denn Lafayette!" — Auf seine Frage nach Hofacker antwortete ich, um mir mein Inkognito zu wahren, ganz kurz: „Ja, mein Herr, den kenne ich." — Aber lange noch sahen wir, als wir die Windungen des Sustenpasses hinanstiegen, sein weißes Taschentuch uns von Zeit zu Zeit aus dem Thale heraufwinken. — Zuletzt aber, da wir durch die rauhe Majestät dieses vulkanischen Hochgebirgs fast endlos empor, und von dort in tiefem Dunkel bis Mitternacht hinabsteigen und hinabreiten mußten, gieng mir, dem Verwundeten, beinahe die Besinnung aus, und ich repetirte mir immer den Satz: Cogito, ergo sum (ich denke, darum bin ich), um nicht ohnmächtig zu werden, und als uns in Wasen der gute Wirth Nachts ein Uhr

eine Schüssel mit Forellen auftischte, habe ich keinem der unschuldigen Thierchen etwas zu Leide gethan, sondern mir die sieben Schläfer von Ephesus zum Vorbilde genommen. —

Wir giengen auf der Gotthardsstraße, die wildschäumende Reuß, die wir in tiefer Nacht überschritten hatten, verlassend, nach Altdorf und Fluelen, und von Brunnen in das bigotte, schöngelegene Schwyz, von wo wir, im Mondschein am Lowerzer See dahin wandelnd, spät in das durch seinen schrecklichen Bergsturz bekannte Goldau gelangten, um mit Tagesanbruch den Rigi, diese leuchtende Hochwarte der Schweiz, zu besteigen. Am spätesten begann ich mit meinem verwundeten Rücken den Weg dem „Dächli" zu, war aber, bei der schwülen Witterung und den beständigen Schmerzen bis dahin so erhitzt, daß ich bereits auf's Weitersteigen verzichtete, als einer unsrer Führer, der redliche Jaqui, mich treuherzig haranguirte: „Na, by Gott, lieber Herr, — da müsset Ihr absolut hinauf, denn 's wär' eine Schand für Euch, wenn Ihr in der Mitte da stecken bliebet! Ihr habet ja drei Pferde bei der Gesellschaft, die leer laufen; da kommet, setzt Euch auf eins und dann auf's andere hinauf! Dann könnet Ihr doch einmal sagen, daß Ihr den Rigi gesehen habt!" — Ich folgte dem Kommandowort des redlichen Mannes, der mich auch glücklich hinaufbrachte, ohne daß den Rossen zu viel Leid geschehen wäre, — und wahrlich, es war der Mühe werth, diesen zauberischen Umblick erkämpft zu haben! Niemals habe ich etwas so Majestätisches gesehen, und zwar im hellsten Luftkrystall, darin keine Messerspitze voll Nebels war; meinen Augen entstürzten unfreiwillige Thränen, und eine flammende, gottanbetende Begeisterung durchzückte mein Herz. Wer aber vermag diese Wunderschau nur ein wenig annähernd zu schildern? Und warum ist es dem Menschen nicht vergönnt, sein tägliches Leben auf diesen glänzenden himmelnahen Felsenwarten zu verbringen? — Wohl darum, weil er nicht alle Tage ein Fest haben, nicht täglich an einem Königstisch sitzen soll. Denn wahrlich, das sind seltene köstliche Würzen für unsre, meistens im Thal, unter dem Gedränge des Lebens dahinfließenden Pilgertage, — und Eindrücke solcher Art, wie sie

uns Gott auf seinen mächtigen Gebirgen je und je verleiht, wollen als Saatkörner in's Herz geschlossen sein, um uns dem Himmel und der Ewigkeit inniger zu befreunden. — Das erhabene Rund aber prägte sich mit einem unverlierbaren Glanzpanorama tief in meinen Sinn, und steht heute noch beinahe so deutlich und frisch vor meinem inneren Auge, wie vor bald drei Jahrzehnten, hat mir auch den Horizont der inneren Lebensanschauung auf immer sehr erweitert. — Ungefähr in jener Zeit bestieg auch der Kardinal und päpstliche Staatssekretär Consalvi den Rigi, um daselbst die aufgehende Sonne zu begrüßen, da es gerade ein hellklarer Himmel war. Im Geleite vieler Bischöfe und Prälaten trat er früh Morgens auf den Kulm hinaus, und erwartete schweigend das Emportauchen der Tageskönigin. Endlich erhob sie sich majestätisch über den Nebelmassen des Thals, — da neigte der alte Kardinal tief sein entblößtes Haupt, und seine Begleiter mit ihm beugten sich schweigend vor der Herrlichkeit Gottes, die hier in einem Lichtgebilde den Gang seiner Allmacht durch die Himmel aller Himmel sprachlos verkündete. — So war es auch uns zu Muthe; wir empfanden es, daß die Abgötterei kein Recht unter dem weiten Himmelsgewölbe hat, — und das Licht, mit welchem der Schöpfer allein in der Schrift verglichen wird, wirkte dermaßen auf unser Herz und Auge, daß für uns unter dem amethystenen Gewölbe kein Raum für Kreaturen blieb, — daß, um mit Byron zu reden, „nur Gott allein im Himmel war zu schauen."

Fröhlich stiegen wir zum Thalgrunde hinab, und fuhren in süßer Ermüdung über Arth, an den farbenreich beglänzten Wellen des Zuger See's, auf welchem Himmel und Erde in ein Glanzbild zusammenschwamm, in das gastliche Zug, wo uns der jugendliche Gastwirth „zum Hirschen," Herr Suter, eben so herzlich als nobel bewirthete. Ich kam spät zu Bette, weil ich ihm und seiner Gattin noch bis Mitternacht auf dem Pianoforte mancherlei vorspielte, und konnte mit meinen Gefährten nicht umhin, das wohlverdiente Lob dieses Gasthofs im Fremdenbuche mit offenem Worte zu bezeugen, weil uns in andern Gasthöfen der Schweiz auch schon das Gegentheil widerfahren war, und auch

die Bettelei in Grindelwald, sowie die rohe Herzlosigkeit einiger Bauern, die uns auf einen freundlichen Gruß nicht einmal ansahen, ebenso die niedrige Gewinnsucht Einzelner hatte auf uns oft einen höchst fatalen Eindruck gemacht. So stand ein blühendes 18jähriges Mädchen am Wege mit einem Wasserglas, als ich früh Morgens den Rigi bestieg, — und als wir Abends vom Berge herabkamen, stand das elende Mädchen noch mit seinem Glase dort, so daß ich ihm sagte: „Schämst du dich nicht, das Wasser zu verkaufen, das hier von allen Bergen so reichlich herabströmt, und deinem Gott den schönen Tag so liederlich abzustehlen?" — Aehnliches gewahrten wir bei jungen Mädchen am Staubbach, die, anstatt etwas Nützliches zu arbeiten, uns mit jodelnden Liedern empfiengen, um ein Trinkgeld dafür zu erbeuten. — Von der Höflichkeit gewisser, schweizerischer Gastwirthe stehe hier auch ein Beispiel. Wir waren Abends in einem Städtchen des Kantons Zürich angekommen, und verlangten, weil es schon spät war, ein einfaches Nachtessen. Der Herr Gastgeber jedoch, ein kleiner Mann mit schwarzem, gesträubtem Haupthaar und kleinen funkelnden Augen, ließ auftragen, daß fast die Tafel brach. Dabei würzte er uns die Gerichte mit maßlosen, demokratischen Auslassungen über die Basler, ungefähr in folgendem Styl: „Wir werden jenen Burschen ihre aristokratischen Gelüste nun tüchtig genug versalzen; denn sie sind doch zu Nichts gut, als das Volk auszusaugen!" Ich erwiderte ihm: ‚Sicherem Vernehmen nach hätten die Basler neuerdings vielen Dörfern ihres Kantons schöne Schulhäuser gebaut.' — „Verlogen," sprach er. ‚Aber doch weiß ich auch von Basel, daß man bei der neulichen Wassersnoth viel für die Ueberschwemmten kollektirt hat.' „Verlogen," entgegnete er. Ich bemerkte ihm weiter, wir kämen gerade von Basel, und wissen aus guter Quelle, wie vielerlei sonstige Kollekten dort für das Landvolk von Zeit zu Zeit angestellt würden. „Verlogen!" war abermals seine Antwort, und mit diesem zweischneidigen Schlagwort entkräftete er meine sämmtlichen Bemerkungen, so daß ich ihm endlich erwiderte, daß ich, weil er in solcher Fraktur mit mir rede, Nichts Weiteres mit ihm zu sprechen habe. — Nach einer schlechten

Nacht unter einem merkwürdigen, mit Kleie gefüllten Deckbett, das einer Sanduhr glich, weil die Kleie darin von einer Ecke zur andern rieselte und nicht selten das Bett auf den Boden zog, verließen wir, mit einer schamlosen Zeche bedacht, diesen unguten Gasthof, nachdem uns der Wirth vorher noch mehrere Trinkgelder abgefordert hatte.

In Zürich genossen wir einer besseren Gastfreundlichkeit bei dem ehrwürdigen Schwiegersohne Lavaters, dem Antistes Geßner, wo wir auch die vortreffliche Tochter Lavaters, Louise, kennen lernten, und verbrachten daselbst mehrere liebliche Tage. Einen unvergeßlichen Eindruck empfieng ich in dem Geburts- und Sterbezimmer des seligen Lavater, wo mir seine Tochter einen großen, mit rothen Folianten gefüllten Bücherschrank zeigte. „Was ist das für eine Bibliothek?" frug ich unsre gütige Freundin. Sie entgegnete: ‚Das ist ein Ueberrest der Werke meines vollendeten Vaters.' Erstaunt äußerte ich einigen leisen Zweifel an der Möglichkeit dieser Sache, — doch es verhielt sich in der That nicht anders. Denn sie nahm eine der großen Kapseln, die ich für Folianten hielt, heraus, und zeigte mir lauter schön und reinlich verfaßte Manuskripte des seligen Mannes, von dessen Hand alle diese Kapseln reichlich angefüllt waren, so daß ich ihr bezeugte, wie mich bei diesem Anblick die tiefste Wehmuth über meine eigene Trägheit und Unfruchtbarkeit durchdringe. — Auch eine interessante Korrespondenz ihres Vaters mit Göthe legte sie uns in Originalbriefen vor, und erzählte dabei nach Lavaters eigenen Mittheilungen die näheren Umstände sowohl der früheren Freundschaft beider Männer, als ihrer späteren gegenseitigen Entfremdung, welche bei Göthe zuletzt sogar in Bitterkeit übergieng. Wir konnten bei der einfachen Darlegung des Sachverhalts nicht im Ungewissen darüber bleiben, auf wessen Seite die Schuld dieser betrübenden Zertrennung gelegen habe. — Während der alte Antistes als eine geradlinigte, biedere Schweizergestalt vor uns erschien, fühlten wir uns durch das tiefgeistige, feinsinnige Wesen der schon alternden Jungfrau Louise Lavater ungemein angezogen, und man empfand in ihrer Nähe, wie ebenbürtig sie durch ihren Herzensadel ihrem vollendeten Vater

war. Dagegen erinnere ich mich auch, welch einen trüben Eindruck die Erscheinung des bekannten Rationalisten Johannes Schultheß, Professors in Zürich, eines unschönen, innerlich zerrissenen Greisen in uns hinterließ. Welch ein ganz anderes Ansehen hat doch ein in der Gemeinschaft Christi gealterter Mann, als einer, der im Unglauben ferne von dem Herzen Christi zusammenschrumpft! —

Wir verließen die Schweiz mit sehr verschiedenartigen Eindrücken, dankbar gestimmt gegen so manche dort wohnende liebevolle Seelen, im Ganzen aber von dem gemüthlosen Wesen der Mehrzahl, die nach Geld jagt und nach Geld riecht, nicht wenig abgestoßen. Es behagte uns, was die Landstraße betrifft, ungleich besser in unsrem deutschen Vaterlande, als in der gepriesenen Schweiz, und als ich am ersten Morgen im schwäbischen Oberlande weniger als die Hälfte unsrer früheren Rechnung zu bezahlen hatte, während ich mit Goldstücken herausgerückt war, klopfte ich den Gastwirth vertraulich auf die Schulter mit dem Worte! „Ja so! wir sind wieder im deutschen Land!“ — Es hat mich daher auch in späteren Jahren nie sonderlich mehr nach einer größeren Schweizerreise verlangt, so schön und herrlich die Gegenden sind, — denn die Schweiz wird, natürlich mit Ausnahmen, dem Wanderer zumeist durch die Schweizer selbst versalzen, und ich erinnere mich nicht, daß mir im Lande Helvetien ein heiteres Gedicht jemals aus der Seele geflossen wäre, weil man von den Leuten auf der Landstraße viel zu wenig als Mensch, desto mehr aber als Waare behandelt wird.

Nach meiner Heimkehr zur lieben Gattin, die stets an den Nachwehen früherer Krankheiten litt, begann ich, mehreren brüderlichen Aufforderungen gemäß, das weitschichtige Werk meines erst nach mehreren Jahren fertig gewordenen evangelischen Liederschatzes. Die Arbeit erschien mir, bei der Ueberfülle des noch wenig gesichteten Materials und bei meiner noch geringen Uebung in Behandlung desselben, eine fast unerschwingliche, weil ich ganze Waschkörbe voll alter und neuerer Liedersammlungen zu durchforschen hatte, und in den zahllosen Gesangbüchern des evangelischen Deutschlands wie in vielen andern Sammlungen mir tausende von Liedern oft

fünfzigmal begegneten, bis ein neues, weniger bekanntes aufzufinden war. Gleich von vorneherein und noch mehr ein Jahr später, als ich in München bei dem sel. Dr. v. Schubert und dem Konsistorial-Präsidenten v. Roth noch viele bis dahin ganz unbekannte Sammlungen fand, worin Massen verschollener oder doch fast unbekannter Gesänge vor mein erstaunendes Auge traten, bildeten sich in mir zwei bis zum heutigen Tage noch unwiderlegte Grundgedanken, die mir im Fortgange der Arbeit stets maßgebender geworden sind: einmal die Wahrnehmung, daß viele im Kern kräftig und edel empfangene Lieder um ihrer fehlerhaften Form oder doch einzelner mißlungener Stellen willen seit langer Zeit unbeachtet geblieben und in Vergessenheit gerathen sind, weil sie in ihrer Urgestalt sich nicht zum kirchlichen Gebrauch eignen; — sodann die Ueberzeugung, daß diese verkommenen, schon so lange Zeit rein unbeachtet gebliebenen Stücke nur durch eine wesentliche Nachbesserung und Castigation wieder in kirchlichen Kurs gesetzt werden können. — Ich habe auf meinen langen hymnologischen Wanderungen gefunden: daß eine sehr große Zahl geistlicher Lieder aus Luthers und der nach ihm folgenden Zeit aus starren, dogmatischen Reimereien besteht, denen oft kein Gran wahren dichterischen Geistes innewohnt, und daß in jenem Zeitabschnitt die liebe Mode oder Manier eine Masse trockener, geistloser, für die Jetztzeit ganz unbrauchbarer Lieder zu Tage gebracht hat. — Nicht viel anders gieng es auch der nachfolgenden Periode, worin sich das unmittelbar im Geist Empfangene, lebendig Gefühlte sehr wohl von der Masse des bloß Nachgeahmten und Manierirten unterscheiden läßt. Wenn aber nun, wie es oft geschah, das Letztere wohl korrekt und das Lebendigere nicht selten weniger korrekt einherging, so blieb mir doch nur die Wahl, das minder Gute wegzulassen und das Edlere, tiefer Empfangene, das schon früher um seiner mangelhaften Form willen zurückgeblieben war, zu sichten und auch formell nachzubessern. In Letzterem mag ich oft zu weit gegangen sein, was ich bei der unvermutheten Wendung der Dinge nun wohl erkenne. Bedenkt man aber, in welcher Gestalt die Mehrzahl der Gesangbücher sich noch vor 25 Jahren befand, und in welcher Verzerrung viele durch

den Ungeschmack des Rationalismus mißhandelte Lieder daher=giengen, so wird man es begreiflich finden, wie ich bei der Stimmung der meisten damaligen Kirchenbehörden nicht ohne Weiteres die möglichst volle Annäherung an das Original dabei getroffen habe. Ich bin auch, mehrere Verfehlungen in diesem Punkt gerne zugebend, überzeugt, daß ein bedeutender Theil der neu von mir an's Licht gezogenen Lieder weder bei den Konsistorien noch bei den Gemeinden ohne jene Nachbesserungen einen Eingang gefunden haben würde, und kann Denjenigen, die mir meine mehrjährige, wohlgemeinte Arbeit mit gehässigen Vorwürfen vergolten haben, nur einfach die Frage entgegenhalten: Warum habt Ihr die Sache nicht selbst gemacht? — Denn bis dahin hatte man bei der Anfertigung kirchlicher Gesangbücher meistens nur die bekanntesten Sammlungen excerpirt, ohne gehörig zu bedenken, wie viel Altes und Neues beim tieferen Eingehen auf die eigentlichen Quellen an's Licht treten würde. Nun aber wurde der faktische Beweis geliefert, daß noch sehr vieles Unbekannte vorhanden sei, dessen man sich zuvor nicht versehen hatte, — und wenn einige Liebhaber des unbrauchbaren Veralteten durch breite Zusammenstellung solcher antiquirten Stücke dem kirchlichen Bedürfniß noch besser zu dienen vermeinten, auch zu kräftigerer Empfehlung ihrer Arbeit Andere, die auf diesem Felde zunächst die kirchliche Erbauung in's Auge gefaßt, mit vornehmem Dünkel herabsetzten, so konnte ich das mit allen Unbefangenen getrost dem allgemeinen christlichen Urtheil anheimstellen. Es hat mir hiebei neuerlich der schöne Gedanke Dr. W. Wackernagels, dieses ebenso geistvollen als gründlichen Gelehrten, ganz besonders eingeleuchtet, wenn derselbe im Wesentlichen schreibt: Da die geistlichen Gesänge eines christlichen Volkes in dessen poetischer Literatur die erste Stelle einnehmen, so dürfte es ohne Zweifel gerathen sein, die Quelle derselben von allen unnöthigen und trüben Beimischungen fortwährend zu reinigen, damit die Strömung den jeweiligen Geschlechtern nicht durch Ungeschmack verkümmert und verleidet werde, sondern in geziemlicher Klarheit einherfließe. — Ich gebe hiemit nur den Gedanken, nicht dessen schöne, ausführlichere Formation, da mir die Stelle selbst nicht zur Hand

ist, wohl aber meinem Gedächtniß sich eingeprägt hat. — Wer unsre evangelische Kirche vorzugsweise mit alten, in der Form verkommenen Gesängen erbauen will, scheint mir einem Mann ähnlich, der den Königen und den reicheren Bürgern zumuthet, ihre Schlösser und Wohnungen aus dem verwitterten Gestein alter Ritterburgen zu bauen, und der keinen Quaderstein für schön gelten läßt, außer wenn Moos darauf gewachsen ist. Die Kirche Christi, die sich, obwohl zu einzelnen Zeiten unterdrückt und von Menschen verwahrlost, doch in ewiger Jugendfrische stets wieder verjüngt und befruchtet, — sie würde sich wahrlich ein trauriges Armuthszeugniß ausstellen, wollte sie sich in den Mitteln ihrer Erbauung fort und fort an menschliche Vorzeit zumeist gebunden erachten, als ob der sie beseelende Geist nichts Neues und Lebendiges erzeugen könnte; sie würde sich selbst und ihre Kinder zu einer steten Unmündigkeit verdammen, der sie, bei aller Pietät gegen das ächte, gediegene Alte doch entwachsen soll, theilweise auch entwachsen ist, und zu ihrem eigenen Schaden jenes maßgebende Wort des Herrn ignoriren, der den klugen, zum Himmelreich gelehrten Haushalter Altes und Neues aus seinem Schatze hervorbringen heißt. — Darum habe ich's niemals bereut, viele alte evangelische Lieder dem kirchlichen Prinzip nach etwas nachgebessert zu haben; blos das konnte ich bedauern, daß ich hiebei in Manchem zu weit gieng, Manches wohl ohne dringende Noth, Anderes zu stark veränderte, aber so lange ein Kirchengesangbuch keine Anthologie werden kann und soll und so lange noch ein reeller Unterschied zwischen vernünftiger Pietät und unvernünftiger Bigotterie besteht, gedenke ich festiglich bei meinem bisherigen Grundsatze zu bleiben, der sich auch in späterer Zeit als der einzig haltbare bewähren wird, weil er dem jeweiligen nationalen Bedürfniß und dem gesunden Menschenverstand entspricht. —

Die Arbeit an diesem weitschichtigen Werke wurde mir durch die letzte langwierige Kränklichkeit meiner getreuen Gattin vielfach erschwert und verbittert. Auch hierüber läßt sich hier nur Weniges berichten, unter diesem Wenigen vornämlich das, daß die theure Leidende unter dem ihr auferlegten Kreuze stets fühlbar und schneller dem himmlischen

Vaterland entgegenreifte, daß sie all ihren Umgebungen durch Sanftmuth und Geduld ein täglicher Segen war, und ihrem Heimgang mit kindlichem Freudenmuth entgegenblickte. Sie hinterließ mir unter vielem Andern ein geistliches Testament, das ich zu den unveräußerlichsten Pflichten und Segnungen meines Lebens zähle. — Lange schon vor ihrem Heimgang hatte sie mich mehrmals ermahnt, an den Sonntagsabenden auch besondere Bibelstunden für heilsbegierige Seelen zu halten, und ich hatte dieß abgelehnt, weil ich meinem verehrten älteren Kollegen, der solche Versammlungen hielt, nicht in sein Arbeitsfeld eindringen mochte, wiewohl sie mit gutem Recht erinnerte, daß wir als Amtsbrüder uns ja in die beiderlei Geschlechter sehr wohl theilen könnten. Als sie nun aber sanftverscheidend vor meinen weinenden Augen lag, und nach dem Bekenntniß ihrer seligen Hoffnung die Augen bereits — wie mir schien — für diese Welt auf immer geschlossen hatte, rief sie noch einmal feierlich mir die Frage zu: „Nicht wahr, l. A., nun hältst Du bald Versammlungsstunden?" — Mit heißen Thränen gelobte ich ihr's in ihre kalte Hand, und eine Minute nachher war sie seliglich in ihrem Herrn entschlafen am 11. April 1835. Mein geliebter Dekan aber drückte mich weinend an seine Brust mit den Worten: „Ja, nun theilen wir dieses Geschäft brüderlich."

Ueber ihren Heimgang schrieb der Trauernde an seinen väterlichen Freund Klaiber:

Kirchheim, den 18. April 1835.

Mein treuer, vielgeliebter Freund!

Unter allen Briefen, die ich seit dem Heimgang meiner Rahel erhielt, hat der Ihrige mir am wohlsten gethan, wohl im innersten Grunde des Gemüthes und mir gezeigt, wie Sie nicht nur als ein selbst im Leiden Wohlerfahrener Theil nehmen können, sondern auch wie jene alte Liebe, die mir einst meine Christel so zart und herrlich zugeführt, in Ihrem Herzen noch ganz dieselbe ist. Ja, diese Liebe, der ich das edelste Kleinod meines Lebens verdanke, soll, da der Todesengel es mir auf eine Weile entzogen hat, stärker sein, als der Tod. Wie ich durch die Gnade Gottes ewig

an meiner Christel zu hängen hoffe, so werde ich auch Sie, durch den sie mein geworden ist, ewig lieben, und es ist mir ein sonderliches Bedürfniß, dieses über dem frischen Grabhügel meiner Geliebten gegen Sie auszusprechen.

Ueber meinen Schmerz will ich stille sein. Man muß ohnehin in solchen Zeiten mehr reden und schreiben, als einem lieb ist, und kommt leicht in einen Gefühlsschlendrian hinein, der das ächte Gefühl ertödtet oder verwässert. Sie wissen ja, was meine Christel, diese Marienseele, mir gewesen ist. Daß Gott durch ihren Heimgang und seine dabei geoffenbarte herrliche Gnade mich recht zu seinem Sohne ziehen und aus vielen alten Dornhecken herausreißen will, ist mir eben so gewiß, als dieses, daß nur Christus und sein Leben die große Lücke in meinem Herzen auszufüllen vermag. Ich bitte darum, daß es wahrhaftig also werde, und daß ich in ewiger Gemeinschaft heiliger Liebe mit Christel bleibe.

Sie hat in Gottes Ehren, mit seligem, lichtklarem Angesicht ihren Lauf vollendet, wie ich, es ist Wahrheit, noch Niemand habe sterben sehen. Ihr demüthiges, lauteres, ernstes Gewurzeltsein in Christo Jesu, das sie nie zur Schau getragen, brach in den letzten Stunden mit einer Gotteskraft und Seelenruhe hervor, daß ich nur weinen konnte vor Freude und Anbetung. Sie achtete sich für nichts, sie sagte mir: Ich gehöre eigentlich als Sünderin nur in die Hölle, aber das Blut Christi ist mein fester, einziger Lebensgrund und durch seinen Geist weiß ich, daß ich ein Kind Gottes bin; nun „darf ich zum Heiland." Sie bat Herrn Dr. B.: „Ich bin eine Sünderin, und wenn etwas Gutes in mir war, so war es freie Gnade; wenn Sie, l. H. Dr., nun bald an meinem Grabe einige Worte der Liebe reden, nicht wahr, Sie verstehen mich?" — Weinend winkte der gute B. Von mir nahm sie, wie vom Kinde und den Freunden allen den zärtlichsten Abschied. Ihr Angesicht sahen wir lächeln wie eines Engels Angesicht. Sie tröstete mich und versicherte, der HErr werde bleiben bei mir und dem Kinde; „Dich aber werde ich ewig lieben!" — Um 6 Uhr hielt ich mit ihr und Schwester S. noch das heilige Abendmahl und das Schlußgebet unserer irdischen Ehe zur Fortsetzung der Gemeinschaft in der Ewigkeit. Als ich ihr nachher Römer 8, 31 vorlas und an die Worte kam: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes?" rief sie mit starker Stimme: Niemand! — Zu unserer Magd sagte sie: Katharine! halte Du Dich fest an unseren HErrn Jesum Christum! — Das Kind seg-

nete sie mit einer Innigkeit, die ich nicht anders als heilig nennen kann. Als gegen 7 Uhr die Zeit ihres Endes nahte, sprach sie: „Jetzt wird es dunkel um mich her; aber ich glaube an den Sohn Gottes; ich gehe zum Heiland!" — Ihre Kämpfe waren leicht; ich übergab sie betend den Händen ihres Erbarmers; da rief sie noch, als wir glaubten, sie sei schon entschlummert: „Nicht wahr, lieber Albert, nun hältst Du bald Versammlungsstunden!" Denn darauf hatte sie sich immer so sehr gefreut und sie der Gemeinde so oft gewünscht. Ich küßte ihre kalte Stirne, da blickte sie mich sterbend voll Klarheit und süßer Liebe an, und schloß das holde Auge für immer; noch lispelte der Mund kaum hörbar: Heiland, Heiland, Heiland! — Da entfloh der entbundene Geist, und ein Friede Gottes ruhte auf dem stillen Angesichte, welches wie das eines frommen Kindes vor uns lag. — B. hob seine Hände weinend auf und rief: Unsere Seele sterbe den Tod dieser Gerechten! —

Ich will nicht weiter schreiben. Die Theilnahme war groß, allgemein; ein Zug folgte ihr zum Grabe, wie ich hier noch keinen gesehen. Viele weinten, und ich denke, meine Christel habe durch ihren seligen Heimgang eine Segenspredigt an die Gemeinde gehalten, deren Wirkungen nicht ausbleiben werden.

Ihnen und Ihrer Gattin war sie stets mit der innigsten Verehrung und Liebe ergeben. Diese Liebe höret nimmer auf. Ich drücke Sie im Geiste an mein blutendes Herz. Ihr treu verb.

A. Knapp.

So halte ich denn von dort an seit 27 Jahren solche Versammlungen, und zähle diese Privatstunden zu den wesentlichsten Aufgaben meines Amtes, — ganz im Einklange mit dem Worte meines sel. Freundes L. Hofacker, der einmal schrieb: „Was thun wir in unsren Aemtern, wenn wir uns der Erweckten nicht speziell annehmen?" Bezeugten doch schon die Apostel ihren Glaubensgenossen sowohl in dem öffentlichen Gottesdienst als in den Häusern das göttliche Wort (Apg. 20, 20.). Liegt es doch im natürlichen Triebe der Geselligkeit, daß ein Mensch mit seinen Freunden Dasjenige treibe, woran seine Seele hängt, weßhalb sich überall auch die mannigfaltigsten Gesellschaften und Vereine bilden, gegen welche man, wofern sie nichts Unsittliches treiben, nicht einzuschreiten pflegt. Warum sollten die Christen sich nicht auch privatim zu geschwisterlicher

Erbauung in dem HErrn versammeln dürfen, da ihnen ohnedem im öffentlichen Gottesdienste die nähere Gemeinschaft, nämlich der mündliche Gedanken- und Gefühlsaustausch verwehrt ist? Hiezu kommt das besondere Moment, daß in Privatversammlungen, sowohl wenn ein Geistlicher, als wenn ein glaubiger, erfahrener Laie sie leitet, sich gar viel Spezielles, das zum christlichen Wandel und zur geistlichen Erkenntniß gehört, viel eingehender, faßlicher und traulicher sagen läßt, als auf der Kanzel vor einer gemischten Zuhörerschaft. Auch bilden solche harmlose Zusammenkünfte nicht allein die beste Gelegenheit zu fruchtbarer Repetition und gründlicher Anwendung der Sonntagspredigten, sowie zum freien Vortrag, wofern der Prediger sich durch Gebet und Meditation gehörig darauf vorbereitet, sondern auch ein ungemein wichtiges Feld zu einer vielseitigeren, zusammenhängenden Schriftauslegung, die seinen Predigten nach Gehalt und Form nur zu gute kommen kann, in unsrer evangelischen Kirche aber durch den Perikopenzwang so mannigfach gehemmt ist. Wo solche Versammlungen im rechten Geist, in einfältiger Demuth und Liebe gehalten werden, da kann der Prediger und die Gemeinde nur gewinnen, und ich darf mich hiebei auf den großen, dem Evangelium nicht abholden Philosophen Schelling berufen, der in einer geistreichen Vorrede sagt, daß viele, auch gebildetere Gemeindeglieder viel mehr, als man gewöhnlich denkt, zur heiligen Sache Christi herbeigezogen würden, wenn ihnen die Prediger den Reichthum der Schrift harmonischer und tiefer entwickelten, anstatt ihnen immerfort das längst Bekannte in bequemer Manier und ohne lebendigen Fortschritt in der Erkenntniß des Heils wiederzukäuen. Darum versteht sich's auch bei solchen Privatstunden von selbst, daß ohne gründliche Vorbereitung dabei nur wenig oder nichts herauskommt, und daß Versammlungen dieser Art, wo der Prediger oder der Laie auf gut Glück herausredet, was ihm geschwind einfällt, oder wo von sektirerischem Vorurtheil und exklusivem Dünkel ausgegangen wird, mehr Schaden als Segen stiften, weil die Zuhörer dabei in einen Wahn und Selbstbetrug eingewiegt werden, der im Leben und Sterben die Probe nicht besteht. Der Redende und Hörende muß dabei im

Geist zu den Füßen Christi sitzen und lernen wollen; es muß ein unbefangener, kindlicher, heilsbegieriger Sinn durch die Versammlung gehen, und wer da reden will, muß seiner Verantwortlichkeit wohl eingedenk sein, daß seine Weissagung, sein Lehrvortrag dem Glauben ähnlich sei, daß er das, was über seine Lippen geht, als Gottes Wort in lichter Uebereinstimmung damit rede, nicht sich eigenen Einfällen überlasse, sondern es Jeglichem anheimgeben könne, zu prüfen, ob es sich nach der heiligen Schrift also verhalte, wie er geredet hat.

Ich kann hiebei nicht viel von mir bezeugen; denn der HErr ist's, der mich richtet. Das aber darf ich frei bekennen, daß ich ohne solche Privatversammlungen, die Er mir stets ohne Selbstgesuch zugewiesen hat, kein Prediger sein möchte. Sie bilden seit 27 Jahren einen unzertrennlichen Theil meines evangelischen Lehramtes, und ich habe dabei nur meinen Mangel an voller Treue und Hingebung zu bereuen. Schon im Jahr 1835 saß die edle, fromme Frau Herzogin allsonntäglich in der großen Frauenversammlung, welcher ich Abends das göttliche Wort auslegte, und nie werde ich der Segensstunden vergessen, welche mir dabei zu Theil geworden sind. Als ich ein Jahr darauf nach Stuttgart berufen ward, kam mir sofort ein Kollektivschreiben dortiger Brüder entgegen, dem ich natürlich mit Freuden Folge leistete, und ein halbes Jahr später, nach des sel. Dann Heimgang, ward ich auch von vielen Jungfrauen, vorher schon von Frauen in ähnlicher Art berufen, so daß ich die Gnade habe, seit jener Zeit drei solcher Wochenstunden zu halten, die wesentlich zu meinem Amt und Leben gehören. In Folge deß ist es mir möglich geworden, mit vielen redlichen, heilsbegierigen Seelen beiderlei Geschlechts einen großen Theil der biblischen Bücher, mehrere wohl auch zweimal, im vollen Zusammenhang durchzugehen und dadurch auch meinestheils tiefer in das Verständniß der heiligen Schrift einzudringen. Ich zähle solche Stunden zu den gesegnetsten meines Lebens.

Rein unbegreiflich bleibt mir hiebei, wie manche besser gesinnte Geistliche diesen wichtigen Zweig pastoraler Wirksam-

keit fort und fort mit verdachtsamen Augen betrachten mögen. Wenn die Kinder der Welt dieses thun, — wenn die Unglaubigen sogleich über Konventikelwesen, pietistische Sonderbündelei, dunkelmännische Sektirerei u. dergl. dabei losziehen, so ist dieses erklärlich; denn ihnen wird Vieles zum Todesgeruch, was Gottes Kindern ein Lebensgeruch zum Leben ist. Wenn aber nicht nur gemeine pastorale Miethlinge und bequeme Bierhelden, sondern auch ernsthafte, kirchlich gesinnte, rechtglaubige Männer sich dagegen auslassen, so liegt der Grund davon gewißlich in irgend einem faulen Fleck ihrer Gesinnung oder ihres Systems. Bei Manchen ist es die pfarrherrliche Ueberschätzung des geistlichen Amts, wie sie in früheren Zeiten Mode war, und wie sie schon dem edeln sel. Spener mit allerlei feindseligen Mißdeutungen und leeren Verdächtigungen entgegentrat. Bei Anderen mag es eine gewisse Bequemlichkeit sein, die nicht über das vorgeschriebene Maß der Arbeit sich hinauswagen mag. Bei noch Anderen sind es vielleicht grundlose Befürchtungen, den laxeren Theil der Gemeinde zu beleidigen, wenn man blos mit einem gewissen Theil sich zur Privatandacht vereinigt, und die Besorgniß, man könnte seiner allseitigen Wirksamkeit dadurch Eintrag thun. Noch bei Anderen ist es vielleicht eine gewisse geistliche Höhe, die über allen Parteien schweben will und sich durch Leitung der Privatversammlungen um seine seelsorgerliche Freiheit zu bringen sorgt. — All dieses hat einigen Schein der Wahrheit für Diejenigen, die nicht in der Einfalt stehen; wo aber das einfache Wort Gottes und das wahre Herzensbedürfniß zur völligen Geltung gelangt, und wo nicht von irgend welcher Selbsterhebung, sondern von der Gemeinschaft mit dem HErrn und den nach Ihm Fragenden die Rede wird, — da verschwinden all diese Bedenklichkeiten wie Nebel vor dem Sonnenlicht.

Es war ein besonderer, vom sel. Dr. J. A. Bengel herstammender Segen für Altwürttemberg, daß seine besten, als Prediger in die Gemeinden ausgehenden Schüler nach dem Vorbild ihres gotterleuchteten Lehrers die heilsbegierigsten Männer in jedem Ort um sich versammelten und durch fortgesetzten Unterricht zu Gehilfen im Werke des HErrn heran-

bildeten. Wie bei den Regimentern eines Heers sogenannte Cadres gebildet werden, so wurden solche tiefer in's Wort Gottes eingeführte Männer die Cadres, d. h. der eigentliche Kern der evangelischen Gemeinden. Sie unterstützten und verstärkten die Wirksamkeit des Predigers in Lehre und Seelsorge, wenn er aus Gott war; wo nicht, so hatte der Ort an ihnen den besten Ersatz für die Versäumnisse des Pfarrers, und es hat sich in früheren Zeiten zu Tage gelegt, daß solche geistlebendige Leute, nach dem einfachen Worte Gottes erzogen, den gesegnetsten Halt des Predigtamts ausmachten und nach der Art des allgemeinen Priesterthums vielerlei Lücken ausfüllten, viele Schäden verbesserten, Vieles, das da sterben wollte, neu belebten. Solche einfach gediegene Leute waren auch die treuesten Freunde glaubiger Pfarrer und, wenn sie in der Demuth blieben, auch ein ernstes Korrektiv für Diejenigen, die nicht im Geiste wandelten, — die Mündigen unter den Unmündigen, die Wächter unter den Schlafenden, ein Salz und Licht für die Uebrigen, ja nicht selten die eigentlichen Pfeiler der Gemeinde. Das ist in Württemberg eine historische Wahrheit. Anders freilich gestaltete sich an manchen Orten die Sache, wenn die Prediger mit vornehmem Dünkel oder geistloser Lauigkeit sich der Gemeinschaft mit den Heilsbegierigen entzogen und sogleich über Pietismus murrten, wo sich Leute zusammenthaten, um die Seligkeit ihrer Seelen in geschwisterlicher Einigkeit zu schaffen. Da arteten solche sich selbst überlassene Zusammenkünfte nicht selten in irregehende Sekten und selbstgenügsame Parteiungen aus, die dann manchem späteren redlichen Seelsorger unsäglich zu schaffen machten und ein Laienpfaffenthum einführten, das dem redlichsten Seelsorger oft mit eherner Verschlossenheit und Widrigkeit gegenübertrat. Diese verschiedenartigen Sekten, die, wie schon der sel. Friedr. Christoph Steinhofer bemerkt, nach dreierlei Seiten hin, — theils in falscher Freiheit, theils in falscher Weisheit, theils in falscher Gerechtigkeit von dem gesunden Grund evangelischer Lehre und Gesinnung abweichen, kommen darin überein, daß ihnen das Geheimniß der freien Gnade Gottes in seinem innersten Wesen verborgen ist, und suchen dann auf

anderen Wegen ihre Sättigung, ohne sie zu finden, haben auch mehr oder weniger eine Beimischung von geistlichem Dünkel und Feindschaft gegen die alte evangelische Kirche und dadurch ein separatistisches Element in sich, das sie dem allgemeineren Gottesdienst und der Werthschätzung des christlichen Predigtamts entfremdet. So ist es z. B. bei einzelnen Sekten nichts Seltenes, daß sie sich für die eigentliche Heerde des HErrn, die übrigen Glieder der Kirche als irrende, zerstreute Schafe und den Pfarrer für eine Art von Schäferhund halten, der die Zerstreuten zusammenjagen muß; — sie selbst aber haben, weil sie ihrer Meinung nach die gehorsamen Schafe sind, dieses nicht nöthig, und brauchen daher den Pfarrer, den sie für ein nothwendiges Uebel ansehen, nicht sonderlich. Daher sprechen sie auch vom Predigtamte zuweilen in ziemlich wegwerfender Weise, wie z. B. ein sogenannter Stundenmann einst sagte: „Nun will ich am künftigen Sonntag auch einmal wieder zur Kirche gehen und nachsehen, ob es dem Pfarrer mehr um die Seelen oder um die Wolle seiner Schafe zu thun ist!“ — So starb in Kirchheim einst ein alter, von der Kirche fast ganz geschiedener Mann, ohne daß er einen von uns Geistlichen hätte vor sein Krankenbett rufen lassen und ohne daß eine Leichenrede bestellt worden wäre. Da er aber trotz seiner separatistischen Herbheit eines guten Rufes genoß, so begleitete der Dekan seinen Leichenkondukt, und ich hielt ihm unaufgefordert einen liebreichen Nachruf am Grabe; doch keines seiner Angehörigen verdankte uns diese brüderliche Theilnahme mit einem Worte. — Nicht anders ergieng es mir in einigen Beziehungen auch späterhin. Es gibt einzelne Sekten, die Alles lediglich nach ihrem vorgefaßten, fest abgeschlossenen Urtheil bemessen und, obwohl sie auf bedenklichen Grundirrthümern festsitzen, es sich unter einander zur Gewissenspflicht machen, durchaus keinen anderen Lehrvortrag, der von dem ihrigen abweicht, zu besuchen, so daß der Prediger sich Jahr aus Jahr ein die gewissenhafteste Mühe geben kann, seinen Gemeindegliedern das Erprobteste nach der Schrift darzubieten, — und siehe da, es kommt von solchen in sich fertigen Christen auch nicht ein einziger, theils weil er nicht mag,

theils aber auch weil er nicht darf. Da wird der Rath des Apostels: „Alles zu prüfen," nicht mehr befolgt; denn ihrer Viele sind eigentlich evangelische Katholiken, die an irgend ein Sektenhaupt glauben, über dessen Aussprüche hinaus sie keinerlei Darlegungen mehr annehmen, und die auch ihre brüderliche Liebe meist nur nach der Uebereinstimmung mit ihren Ansichten bemessen. Von solchen engen, festgefahrenen Geistern, für welche das vom HErrn bestellte Predigtamt kaum noch vorhanden ist, hat der sel. Dr. J. A. Bengel im Epilog zu seinem Gnomon das treffende Wort geschrieben: „Wie Gottes Wort in dieser Welt aufgenommen wird, ist längst bekannt. Auch manche Verehrer der göttlichen Wahrheit lassen Dasjenige, woran sie nicht gewöhnt sind, oft nur langsam an ihr Herz kommen. Wenn sie lange genug gehört haben: ‚So verhält sich's!' fragen sie am Schlusse noch einmal: ‚Wie verhält sich's?' und wenn man ihnen zusammenhängende Beweise gegeben hat, so beklagen sie sich, man habe ihnen Machtsprüche vorgelegt. Manche von ihnen lassen erst auf dem Todtenbett ab, der göttlichen Wahrheit, die sie theilweise nie gefaßt haben, zu widerstreben." — So gieng es schon in früherer Zeit, und dieser blinde, unüberzeugbare Dünkel charakterisirt heute noch unser Sektenwesen, bei welchem das alte Sprüchwort die Losung bildet: „Eigensinn geht vor Vernunft!" —

Man möge sich einmal das seltsame Gemisch denken, das entstände, wenn wir allen in unsrer neueren Zeit gangbaren Sektenmeinungen zugleich Gehör und Geltung bei uns einräumen wollten, — wenn die Sondersatzungen und Ansichten des Methodismus, des Baptismus, des Irvingianismus, des Darbysmus, des Puseyitismus, des Swedenborgianismus und Pregizerianismus allzumal in gleichartiger Mischung unsern Geist erfüllten. Welch eine babylonische Mengerei, welch einen von Widersprüchen aller Art wimmelnden Synkretismus gäbe das! Jegliche dieser Sektionen hat, wenn man sie hört, allein und absolut Recht und bezichtigt die übrigen der Halbheit oder des totalen Irrthums; jede einzelne stellt sich mit der so tief, so lange, so gewissenhaft, geistvoll und unter unsäglich vielem Gebet, Kreuz und Mar-

tyrthum geborenen und siegreich behaupteten, an Segensfrucht aller Art so reichen Grundlehre der evangelischen Kirche mehr oder weniger in einen Gegensatz, sieht die Diener derselben nicht in unverkümmerter Liebe, sondern immerhin doch mit einem Schatten von Verdachtsamkeit an und reservirt sich die oberste Entscheidung darüber, was in der einzig auf dem göttlichen Worte stehenden Kirche wahr sein soll oder nicht. „Was habe ich euch aber zu Leide gethan?“ darf ihnen unsre Kirche mit ruhigem Muth erwidern, — „worin habe ich gefehlt, daß eure alte, vom HErrn in so vielen Stürmen segensreich erhaltene, beglaubigte Mutter sich von ihren Kindern fort und fort verdächtigt und gehofmeistert sieht? Habe ich je die absolute, maßgebende Giltigkeit der heiligen Schrift, oder die wahre Menschheit und Gottheit Jesu Christi in einer Person, oder die allein vor Gott bestehende Gerechtigkeit des Glaubens an den Gekreuzigten und Auferstandenen, — oder die Nothwendigkeit der Wiedergeburt durch seinen Geist und die ewige Wahrheit, die nach Früchten des Geistes fragt, — oder die göttliche Realität der heil. Sakramente auch nur mit einer Silbe beanstandet? Oder verbiete ich Jemanden, sich nach dem lautern Evangelium zu dem Heiland zu bekehren? Oder habe ich keine Bekenner und Kämpfer mehr, die mitten unter dem Drucke dieser Welt, die unter den vom Territorialsystem mir aufgeprägten Malzeichen Christi fragen und sich selbst nebst Anderen zum Liebesdienste für die arme Welt ermuthigen? — Was wollet ihr denn mit euren Trennungen und Sonderstellungen, da euch Allen der Brunnen des Heils, soweit es von mir abhängt, offen steht?“ — Zu diesen Fragen ist unsre Kirche nach meiner innigsten Ueberzeugung sehr wohl berechtigt; auch glaube ich gewiß, daß ihr der heil. Schrift entnommenes, selbst von dem wenig glaubigen Lessing geistvoll bearbeitet genanntes Lehrgebäude ein unvergleichbar edleres, allseitigeres und schriftmäßigeres ist, als die einseitigen Doktrinen aller oben angeführten und anderer Sekten, deren viele durch den geistlichen Hunger zu ihren Lehrmeinungen gekommen zu sein behaupten, während der Ursprung derselben meist im geraden Gegentheil, nämlich in der geistlichen Sattheit und Leckerhaftigkeit zu

suchen ist. So wenig ich mich jemals den sog. Altlutheranern anzuschließen gedenke, — so bin ich doch von Herzen überzeugt, daß Luther, der ebenso herzfromme als geistvoll verständige Mann, der eigentliche, vom HErrn am unmittelbarsten zum Reformator der Kirche berufene Geist ist, — daß die unter seinem Vorgang restaurirte evangelische Lehre dem innersten Wesen nach die beste, allseitigste, schriftmäßigste, und daß das gesammte Heer der späteren Sektenhäupter und geistlichen Parteigänger nicht würdig ist, ihm die Schuhriemen zu lösen. Man muß sich in der That über die Unwissenheit solcher Leute verwundern, die ihre so leichtweg aus der Schrift herausgerissenen Sätze, ihre so wenig geprüften und abgeklärten Meinungen, ihre vom göttlichen Worte so vielfach abweichenden, theilweise mit vorgeblichen Inspirationen und Illuminationen versetzten Einfälle dem granitenen Felsenbau der evangelischen, in unserm kirchlichen Bekenntniß enthaltenen Wahrheit so leichten Muths entgegenstellen, und sich dabei als auf den Schultern der früheren Christenheit stehend geberden. Darunter verstehe ich nicht die sogenannte philosophische Fortschrittspartei, die von dem Stande der Naturwissenschaft, der Geschichte und Politik ihre Waffen gegen die heilige Schrift selber, somit auch gegen jeden Rechtsbestand eines evangelischen Christenthums entlehnt. Von diesen sind wir prinzipiell geschieden, weil sie die Möglichkeit und Wirklichkeit einer unmittelbaren höheren Offenbarung Gottes durch sein untrügliches Wort verneinen; wer wollte als Schriftgläubiger mit Solchen zu einer auch nur annähernden Verständigung gelangen! Nein, ich habe schriftgläubige Leute vor Augen, und wenn solchen der herrliche Lehrkomplex der evangelischen Kirche in seinem Grundwesen nicht genügt, daß sie besondere Sekten nebenbei bilden zu müssen wähnen, so stelle ich zwar, wie in noch ungleich höherem Grade bei den römisch-katholischen Lehrern, das Endurtheil hierüber dem allein untrüglichen höchsten Richter anheim, denke jedoch auf manche Indicien hin, daß bei ihnen irgend ein Etwas, sei es im Kopf oder im Herzen, nicht richtig ist. Man möge zusehen und sich hüten! Der Romanist verfälscht das ewige Wort Gottes mit der Tradition; der Sektirer setzt entweder

seine Phantasie oder sein weichliches Herz oder seine störrige Vernunft als ein das Wort Gottes ergänzendes und erweiterndes oder auch als ein beschränkendes Element. Sie geben vor, auf Christum, als den einmal gelegten Grund, zu bauen, — und wahrlich, sie bauen Vieles darauf, was vor dem einfachen Worte des Lebens keine Probe besteht; — denn als Gold, Silber und Edelgestein kann nur Dasjenige gelten, was mit diesem Worte wahrhaft zusammenstimmt. Alles Uebrige ist Holz, Heu und Stoppeln (1 Kor. 3, 12.), ob es auch in hundert Kirchen und tausend Versammlungen unter dem schönsten Heiligenschein getrieben und mit einem Heer guter Werke geschminkt werde. — Eine glaubige Christin wandelte einst im Traum an der Hand eines Engels auf dem Mauerrund eines alten, halb abgetragenen Ritterthurmes umher. Die Mauern waren mehrere Ellen dick, so daß sie überall ohne Bedenken hintrat. Da sprach der Engel zu ihr: „Hüte dich! tritt nicht auf die ganze Breite des Gemäuers! Denn siehe, nur die Hälfte davon ist massiver Quaderbau, — das Uebrige besteht nur aus losem, angemauertem Gerölle, das leicht hinabstürzt, — und dann könntest du mit in die Tiefe stürzen!" — Gewiß ein höchst bezeichnendes Bild und ein bedeutsamer Wink für Jeglichen, der seine Seele lieb hat, an dem ewigen, unveräußerlichen Worte festzuhalten, das gewiß ist und lehren kann, — und sich keiner menschlichen Autorität, wandle sie auch in der Geistlichkeit eines Engels daher, zu vertrauen!

Mein Wittwerstand, worin ich so Vieles vermißte und in welchem mich das lichte Geistesbild der vollendeten Gattin stets begleitete, wurde mir durch die edelmüthige Theilnahme einer älteren, mein Hauswesen in jeder Beziehung meisterhaft verwaltenden Freundin, der frommen, gediegenen, nun selig entschlafenen verwittweten Pfarrerin Enslin möglichst erleichtert und versüßt. Ihr zwölfjähriges Töchterlein wohnte mit meinem fünfjährigen Kind traulich zusammen, und sechs Monate lang hatte ich einen vierzehnjährigen, schönbegabten Jüngling, den Sohn eines ausgezeichneten Genfer Geistlichen im Hause, um denselben in der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache zu unterrichten. Da ich

aber nur wenig französisch, mein Eleve kein deutsches Wort verstand, so war hinsichtlich unsrer geistigen Kommunikation von vorneherein der gute Rath theuer. Wir saßen uns manches Mal wie zwei halbtaube Leute gegenüber, deren keiner den andern begriff, und nur allmälig schlugen wir zum Behuf unsres wechselseitigen Verständnisses eine halb deutsche, halb französische Nothbrücke, um auf erträgliche Weise mit einander zu parlamentiren. Dann ging es zuletzt ordentlich, so daß mein geliebter César (Malan) des Deutschen in ziemlichem Grade mächtig ward und auch in den übrigen Fächern voranschritt, während ich von ihm auch manches von der französischen Sprache profitirte, wiewohl durch die schwäbische Mundstellung in einer der Viola di Gamba vergleichbaren scharfen Modulation, die, wiewohl nicht klassisch, mir doch überall auf meinen späteren Reisen von wesentlichem Nutzen war, weil die Leute, sobald ich französisch zu sprechen begann, sogleich wie erschreckte Belagerte mir alle Kapitulationspunkte bewilligten, um den Geschossen meiner franko-gallischen Artillerie nicht länger ausgesetzt zu sein. In religiöser Hinsicht verstanden wir indeß einander sehr wenig; denn der liebe Jüngling hatte die reformirte Konfession in ihrer schroffen, von seinem trefflichen Vater noch verschärften Ausprägung in sich aufgenommen, so daß ich seiner Doctrin von der absoluten Gnadenwahl und seinem Abscheu vor jedem religiösen Bilde u. dgl. nicht zu folgen vermochte. Er meinte z. B. beim Anblick einer alten Christusstatue, die er auf dem Kanzeldeckel unsrer Kirche gewahrte, wir hätten aus dem Heiland einen Baal gemacht, und trug kein Bedenken, mir über dieses und Aehnliches in bester Meinung Vorwürfe zu machen. Da war denn eine nicht geringe Kluft zwischen uns befestigt, so sehr ich die Lauterkeit seiner Gesinnung in anderer Hinsicht zu schätzen wußte. — Als hernach ein ausländischer Professor auf einige Wochen sich bei mir als Gast einfand, weil er, seiner Theorie gemäß, wegen der festen Grundstriche meiner Handschrift mich für einen redlichen Mann erachtete, und als, wenn ich mich recht entsinne, noch ein weiterer Besuch dazu kam, ward ich bei den jugendlichen Ausstrahlungen dieser sonst so liebwerthen Leute kaum noch in

meinem eigenen Hause Herr, und verglich mich von einer Seite her einmal im Scherz mit der alten, von Freiern umlagerten Penelope, nur mit dem Unterschiede, daß sie zu ihrer Zeit immer noch als Königin, ich aber in meinem eigenen Hause schier nichts mehr gegolten habe; denn mein sonst so stilles, von tiefem Leidwesen durchzogenes Haus war durch diese frischen Ankömmlinge beinahe zu einer heiteren Junggesellenwirthschaft geworden. —

Ich gedenke jedoch bei diesem Anlaß einer wahrhaft seligen Erfahrung. — Einige Monate nach den eben geschilderten Scenen, als ich wieder allein war, besuchte mich ein Pfarrer, ein Universitätsfreund, der damals mit seiner Gattin in langwierigen, nach Jedermanns Urtheil fast unauflöslichen Dissidien lebte. Gleich bei seinem Eintritt bedeutete ich ihm daher: „Warum bist Du nicht bei Deiner Frau und ziehest im Land umher? Für heute sei Dir mein Haus zu Diensten; aber morgen frühe wird Dir die Station aufgekündigt, weil ich Dir zu längerer Zwietracht mit Deiner Gattin die Hand nicht bieten darf!“ — Er nahm diese Mahnung gelassen auf und wir aßen friedlich zu Mittag. — Nach dem Essen rief mich die gute Frau Pfarrerin ab, damit ich Jemanden im Amte Gehör gebe; — allein siehe, ich saß von einem sog. Hexenschusse, einer fliegenden Gicht im Kreuze, gelähmt da, konnte mich nicht mehr erheben, sondern mußte von meinem kurz zuvor so hart angelassenen Freunde wie ein Scheit Holz zu Bette geschleppt werden, wo ich wenigstens drei Tage lang unter unsäglichen Schmerzen liegen blieb. Da leistete mir derselbe Freund sowohl bei Tag als in der Nacht brüderliche Handreichungen, die mir kein weibliches Wesen erzeigen konnte, sprang aus seinem neben mir stehenden Bette des Nachts wohl zehn und zwanzig Mal heraus, um mich von einer Seite auf die andre zu legen, und erschöpfte sich dermaßen in brüderlichen Hilfleistungen, daß ich ihn als einen von Gott mir gesandten Beistand mit innigstem Dank erkennen mußte. — Als ich nun aber genesen war und ihn als getreuen Pfleger so gerne länger behielt, kam eines Abends der alte Bruder Joh. Conr. Weiz von Königsfeld, der bei Bahnmaier logirte, zum Abendessen herüber, und mit diesem

besprachen wir beide nun den verzweifelten Stand der zerrütteten Ehe meines Freundes. Unser Gespräch verzog sich bis gegen Mitternacht, ohne daß ein Schimmer der Hoffnung in uns aufleuchten wollte. Da sprach ich zuletzt: „Lasset uns um die Heilung des tödtlichen Schadens den HErrn anrufen, der dem vereinigten Gebet des Glaubens Erhörung zugesagt hat!“ — Dieser Vorschlag gefiel ihnen, und ich betete zuerst um Barmherzigkeit für das zerrissene Gattenpaar, dann aber warf sich mein Freund zur Erde, und ergoß mit zerknirschtem Herzen sich lange, lange in ein solches bußfertiges, flehendes, eindringendes Gebet, den HErrn gleich einem zertretenen Wurm um Gnade anflehend, daß mir das Herz erzitterte, und ich an der Erhörung nicht zu zweifeln vermochte. — Wir standen innerlich ruhig und getröstet auf; des andern Tages reiste mein Freund zu seiner Gattin, die er ach! so lange nicht mehr gesehen, — und nach einiger Zeit empfieng ich die Freudenkunde von ihrer völligen Versöhnung. Sie lebten fortan im vollsten Frieden zusammen, Gottes Hand gab ihnen noch mehrere Kinder, und bis heute, da sie noch am Leben sind, ist kein Klagelaut aus ihrer friedlichen Wohnung mehr aufgestiegen. Das ist vom HErrn geschehen, der Gebet erhört, und ein Wunder vor unsern Augen. —

In den Schluß des Jahres 1835 fällt der Anfang meiner persönlichen Verbindung mit dem sel. Dr. G. H. v. Schubert in München (korrespondirt hatten wir schon früher), dem liebreichsten und seelenvollsten Manne, der mir auf Erden begegnet, und nachgehends der vieltheure Pathe meiner sämmtlichen Kinder geworden ist. Dieser unvergeßliche, mir längst vorher durch seine Schriften, sonst aber nicht persönlich bekannt gewesene Mann lud mich aus eigenem freiestem Antriebe als einen durch den Verlust einer frommen Gattin schwergetroffenen Mann auf einen längeren Besuch zu sich nach München ein und begrüßte mich ohne Weiteres mit dem trauten Wörtlein Du in seinem Brief, der durch seine Holdseligkeit ihm sogleich mein ganzes Herz gewann. Es waren schon rauhe, düstere Dezembertage, da ich von einem Freundeshause in Plochingen aus Nachts 11 Uhr den Postwagen bestieg, um dem damals so weit entlegenen München

entgegen zu fahren, wo ich erst in der folgenden Nacht um 4 Uhr früh anlangen konnte; denn trotz allen Pferdegehetzes bedurfte man in jener eisenbahnlosen Zeit noch zwei Nächte und einen Tag zu der penibeln Fahrt. — Müde gerüttelt kam ich endlich in der dunkeln, nebelumzogenen Hauptstadt als ein Wildfremder an, und beschloß, obwohl der edle Freund mich gebeten hatte, in aller Frühe zu ihm zu kommen, weil er schon zu meinem Empfange bereit sein würde, in dem Säulengange des Postgebäudes einmal die ambulatorische Glückseligkeit einer nächtlichen Schildwache zwei bis drei Stunden lang zu verkosten, — gieng daher auch mit resignirenden Schritten einige Male auf und ab, als ein Postsekretär aus seinem Zimmer heraus mich gewahrte, und mir, nachdem meine Person konstatirt war, ein Billet von Dr. Schubert einhändigte, worin dieser schrieb: „Komme nur getrost und ohne Verzug zu mir, denn ich harre Dein!" — Mein erfreutes Herz aber sprach ein festes Nein dazu, weil es ein unverzeihliches Unrecht wäre, eine so seltene Güte dermaßen zu mißbrauchen, und so durchmaß ich den schönen Säulengang noch mehrere Male. Plötzlich aber klopfte mich ein Unbekannter freundlich auf die Schulter, — es war ein seither entschlafener, von Schubert delegirter Pflegesohn, der mich alles Ernstes mit den Worten in Beschlag nahm: „Papa läßt Sie herzlich begrüßen und befiehlt mir, Sie sogleich in seine Wohnung zu führen." —

So gieng ich denn in freudiger Ueberraschung den weiten Weg mit dem Friedensboten, und betrat mit hochaufathmender, wonniger Erwartung das liebe Haus bei der protestantischen Kirche, zweiten Stocks, worin unser Schubert bis an sein Ende den letzten Zeitraum seiner gottgesegneten Wallfahrt verlebt hat. Die Thüre gieng auf, und da stand im grünen weitwallenden Schlafrock der hochstämmige, wundersam ernstfreundliche, einem Patriarchen vergleichbare Mann, und nahm mich armen Wanderer mit einer Innigkeit an sein Herz, daß ich vor Freuden nicht wußte wie mir geschah. O wie tief athmete meine Seele an ihm mit kindlichen Wonnen auf! Eine solche Meeresfluth von herrlicher Liebe und Freundlichkeit war mir noch niemals entgegen gekommen,

— und ich schreibe das nicht mit gesteigertem Gefühl, sondern nach voller Wirklichkeit. — Er führte mich, nachdem ich die edle, treuherzige Hausfrau gegrüßt hatte, nun in sein einfaches Wohngemach, worin eine Lampe vom Plafond herunter hieng, und sprach in seinem herzmäßigen bayrischen Dialekt: „Nun, mein lieber Bruder, hast Du die Wahl: entweder sollst Du sogleich einen Kaffee oder einen Thee oder eine Chokolade bekommen, — oder trinkst Du vielleicht lieber ein bissel Wasser aus dem rothen Meer, wenn wir den Morgensegen halten und das Volk Israel auf seinem Durchgange durch's Schilfmeer begleiten?“ — Ich erwiderte ihm: „Ein frischer Morgentrunk aus dem rothen Meer wäre mir am liebsten!“ — Da las er in Andacht die Kapitel im zweiten Buche Mosis vom Uebergang Israels durchs Schilfmeer, sodann ein schönes altes Kirchenlied, und zum Schluß ein vortreffliches Morgengebet. — Nun kam das Frühstück, etwa um 5 Uhr, und zwar mit einem Gespräch seiner reichen, wallenden Seele gewürzt, daß ich mich zuletzt nicht mehr halten konnte, sondern in kindlicher Hingebung ihn fragte: „Aber sage mir, mein herzliebster Vater Schubert, bin ich denn leibhaftig in Abrahams Schooß?“ — Es war in seinem gesammten Wesen eine wunderbare, holdselige Mischung von tiefem Ernst, milder Freundlichkeit und geistvollem Humor, eine unvergleichliche Heiterkeit, die ihre Wurzeln im Glauben an seinen Gott und Heiland, in einem von allem Bann entledigten Gewissen trieb. Man fühlte sich daher sogleich, bei aller Verehrung, beglückt in seiner Nähe; denn man athmete eine freie, beseelende Geistesluft, wie sie in der Außenwelt um die himmelnahen Gipfel der Gebirge weht, und lernte in gleichem Maße geistig von ihm, wie man dem Gemüthe nach Frieden und Freude bei ihm genoß. Von dem lichten Mittelpunkt seiner begnadigten, in Kindeseinfalt vor Gott wandelnden Seele ging ein unversiegbarer Strom der reichsten, zwanglosesten Mittheilungen aus, die bei aller Mannigfaltigkeit seines ungemein reichen Geistes und Wissens sich doch zuletzt immer auf das eine Nothwendige zurückbezogen. Die schönsten Elemente klassischer Gelehrsamkeit, die seltensten Funde der Naturwissenschaft und Geschichte floßen in seiner

lauteren Seele mit den Lebensspenden des Evangeliums Christi zusammen, und aus jeder Zeiterscheinung, auch wenn sie noch so finster und räthselhaft war, wußte sein edler, liebevoller Geist etwas Wohlthuendes, Herzgewinnendes, ein Lob Gottes herzuleiten. Er selbst wollte kein Dichter sein, wenigstens nicht in gebundener Sprache. Wer aber seine Schriften kennt, wird zugestehen, daß eine herrliche Quelle der tiefsten, anmuthsvollsten, bis zu den höchsten Fernen menschlicher Ahnung sich aufschwingenden Poesie in ihm gewesen sei. Er war in Athen, Rom, Jerusalem, im Orient und Occident gleichmäßig zu Hause, und jene gewaltigen Weiten, die er unter der Segenshand seines Gottes durchzog, — er hatte sie nicht nur mit der Fackel der Geschichte und der Naturwissenschaft, sondern auch in innerer ahnender Anschauung schon vorher durchwandert, so daß er sie mit kindlichem Sinne, wie mit dem erfahrenen Blicke des gelehrten Mannes begrüßen und überall die geistigen Blüthenkronen und Lebensfrüchte von ihnen einsammeln konnte. Durch all' seine Schriften weht daher unverkennbar der Geisteshauch eines Sehers, eines durch Gottes Wort geheiligten Naturpropheten, wie bei Herder, nur daß er diesen sonst so trefflichen Geist an positivem christlichem Glauben, daher auch an dem spezifisch christlichen Sensorium noch übertraf. Wie viele seiner geistigen Ergüsse bekunden diesen seltenen Adel seines Geistes, in welchem Majestät und Holdseligkeit sich durchdringen! Wer möchte sich einen lieberen Begleiter auf die Stätten der sieben apokalyptischen Gemeinden, oder auf die Wonnegefilde Oberitaliens, oder auf die stillen Fluren Jerusalems und seiner Umgegend wünschen, als den theuern Schubert, bei welchem die begeisterte Liebe zur Schöpfung, die Begeisterung für alle höheren Scenen der Vorwelt nur durch die Liebe zu Christo übertroffen, dadurch aber auch in der rechten Schranke gehalten und geheiligt wird? Sein harmloser Geist, der an allen seinen Mitwanderern am liebsten nur die Lichtseite sah und die Schatten gerne mit dem Glanz der Alles hoffenden Liebe erleuchtete, gieng auch durch die Schöpfungen Gottes gleich einem Sonnenkinde dahin, und schilderte am liebsten, des ängstlichen Harrens der gefallenen Kreatur vergessend,

den bräutlichen Schmuck des Frühlings, und nahm darin gleichsam jenen festlichen Blüthenflor voraus, in welchem einst die verjüngte Natur prangen wird, wann alle Berge den Frieden predigen werden und alle Hügel die Gerechtigkeit. Nicht, daß er die Macht der Sünde und die Gerichte Gottes verkannt oder mit losen Weltfarben übertüncht hätte; nein, sein tiefer sittlicher Ernst verhehlte weder sich selbst noch Anderen das verderbliche Dasein und die Nachwehen der Sünde; aber es war ihm als ein Gnadengeschenk verliehen, ein Herold der Licht und Leben schaffenden Güte Gottes zu sein, und einer Himmelslerche gleich den künftigen unvergänglichen Lebensfrühling anzusingen. Was ihm hiebei an den tiefdunkeln Schlagschatten eines Dante und ähnlicher Geister mangelte, das ersetzte er durch seine sonnige Liebeshoffnung, welche die von den Propheten geweissagte Verklärung der Welt festhielt, und so blieb ihm in seinen mannigfaltigen Andeutungen der Sieg und die Wiederkehr des ewigen Lebens unverdunkelt vor dem Auge stehen, als einem Geiste, dessen lichtes, sehnsüchtiges Auge stets gen Osten sah. Diese große Weltmetamorphose beruhte jedoch seinem glaubigen Geiste nicht auf einer unbegründeten Hoffnung oder einer unverbürgten, phantastischen Ideologie, sondern auf den Verheißungen des wahrhaftigen Gottes, dessen eingeborener Sohn vom Throne herunterruft: „Siehe, ich mache Alles neu!" — Darum läßt sich's an des sel. Schuberts Hand so freudig in die Frühlingsfülle der Natur und in die Vorbedeutungen der Weltgeschichte hineinschauen, und mit so festlichem Gefühl seine blüthenvollen Bilderreihen betrachten, denn er redet aus dem Glauben an den Sieg der himmlischen Liebe, des ewigen Lichtes heraus. — Wenn Varnhagen von Ense den großen phantasievollen Jean Paul als einen Schriftsteller bezeichnet, dessen Geist eigentlich nur in seiner Feder, nicht in seinem Leben und Privatgespräch gelegen habe, — denn Jean Paul wird wegen seiner weinseligen und meist unnatürlichen, gesteigerten Schreibart eine Todtengräberseele genannt, — so darf vom sel. Schubert gesagt werden, daß er als Mensch im persönlichen Umgang vielleicht noch reicher, holdseliger und ergreifender war, als in seinen, den Stempel des keuschen Empfäng-

nisses an der Stirne tragenden Schriften, und sein Styl war nicht nur der ächte Mann, sondern der Mann war noch viel höher und tiefer als sein Styl. Seine Bücher hat er meistens bei Milch und einfachem Gemüse geschrieben, und ich, sein oftmaliger Gast und Tischgenosse, darf es bezeugen, daß er mir stets ein Musterbild der reinsten Nüchternheit und frommen Einfachheit gewesen ist.

Wer im trauten gastlichen Hause des theuern Schubert öfters und auf längere Zeit gewohnt, wie dieses auch mir widerfuhr, der wird jenen schlichten altdeutschen Friedensgeist, der in jenen einfachen Zimmern waltete, zeitlebens nicht vergessen, sondern zu seinen festlichen Erquickungen zählen. Man fand dort die zwangloseste Christensitte, ein harmloses, herzliches Entgegenkommen, wie sich's ein Menschenherz nur wünschen mag, so daß man sich alsbald hier zu Hause fühlte, — so recht im vollsten Sinne, wie der Apostel es gebeut, brüderliche Liebe, und in dieser die allgemeine Liebe. Der gute Schubert beleuchtete mit seinem Liebesstrahl alle Menschen der verschiedenartigsten Richtung, so daß manche derselben, wenn auch in anderer Beziehung weit getrennt, sich in freudiger Anerkennung seiner weitherzigen Christenliebe vereinigten und in diesem Brennpunkt einander lieb gewannen. — Er gieng so einfältig wie ein Kind, und doch immer zugleich in männlich würdiger Haltung unter den Seinigen daher, weßhalb es eine Freudenerscheinung war, wenn er nach Hause kam oder mit seinem treuherzigen Antlitz aus dem Studierzimmer hereintrat. Als Naturfreund hatte er in der Wohnstube mehrere Käfige mit Vögeln, die über einander ein kleines Gestell bildeten. Unten befand sich der drollige, wohlangeschriebene Staarmatz (das Stärle), über diesem eine Steindrossel, und oben eine Nachtigall nebst einem schönen Kanarienvogel, alle sehr gut gehalten und zum Singen wohl aufgelegt. — Nach dem Mittagessen durfte das Stärlein, ein gar heiterer Geselle, heraus, um auf dem obersten Käfig auf und abzuspatzieren. Da horchte der liebe Vogel mit gesenktem Kopfe gar eifrig hinunter, wenn die Nachtigall zu schlagen begann, und blieb in ihren melodischen Gesang wie versunken. Fieng hernach der Kanarienvogel an, so lauschte

er wohl auch, doch bei weitem nicht so eifrig wie bei der Nachtigall. Da sprach einst der liebe Schubert zu mir: „Siehst Du das Stärle, wie tief es seinen Kopf zur Nachtigall hinunterbeugt? Es hat völlig Recht, denn die gute Nachtigall ist ein Klassiker ersten Rangs, und das Stärle merkt's gar wohl, daß hier viel zu profitiren ist — darum wird es nicht müde, dem genialen Gesange mit gespanntestem Eifer zuzuhören. — Den Kanarienvogel aber beachtet es bei weitem nicht so genau, denn das ist nur so eine Art von Romanschreiber wie Lafontaine, oder so ein dramatischer wie Kotzebue. Bei dem Ersteren lernt es, — der Andere aber bietet ihm blos eine leichte Art von Unterhaltungsliteratur." — War das Konzert beendigt, so setzte man auf den Boden eine mit Wasser gefüllte Schüssel, auf welche das Stärle sofort begierig sich hinabbegab, und wenn es den Rand mit stets schnelleren Schritten umtrippelt hatte, sprang es hinein und plätscherte mit seinen Flügeln darin nach Herzenslust, daß ihm der gute Papa lächelnd zurief: Stärle, befleißige dich der Rechtschaffenheit und mach's nicht gar zu arg! — bis es gleich einer nassen Maus in seinen Käfig hineinsprang, um sich zu trocknen. — Diese freundliche Scene wiederholte sich fast jeden Tag, und der edle, so ungemein fleißige Schubert erschien mir bei dieser harmlosen Ergötzung wie der alte, mit einem Rebhuhn spielende Johannes.

Ich habe von Schuberts unverdrossenem Fleiße gesprochen, den er mit seinen Familienpflichten und seiner ungemeinen Leutseligkeit so schön und weislich zu vereinigen wußte. Hiemit verhielt es sich also: Wenn er lange vor Tag aufgestanden war und mit den Seinigen gebetet, gefrühstückt und noch manche Liebesreden gewechselt hatte, verschwand er, Sommers um 7, Winters um 8 Uhr, und kam in der Regel vor Mittags 1 Uhr nicht mehr nach Hause. Er bewohnte ein Zimmer im Gebäude der K. Akademie, worin er seine Bücher schrieb, und dort war er abgeschlossen für sich allein; denn zu Hause hätten ihn die vielerlei Besuche zu keinem Geschäft kommen lassen. — Eines Abends gieng ich mit ihm aus einem entlegenen Stadttheile nach Hause. Da deutete er an einem Gebäude hinauf mit den Worten: „Siehe, da habe ich auch

einmal gewohnt!" Nach einigen Minuten sprach er bei einem anderen Hause: „Auch hier habe ich einmal zur Miethe gewohnt." Bald deutete er wieder auf ein anderes zurückstehendes Gebäude: „Und in jenem Hause habe ich auch einmal ein Zimmer bewohnt." — „Du mußt," erwiederte ich ihm endlich, „ein sehr unverträglicher Mann gewesen sein, daß sie Dich von einem Hause zum andern vertrieben haben!" — „Nein," lächelte er, „das nicht gerade, sondern das waren einige meiner Asyle, in welche ich mich früher hinter dem Rücken der Hausfrau einmiethete, um vor dem Andrang der Besuche geschützt zu sein, denn sonst hätte ich in meinen Arbeiten oft Monate lang nichts zu Stande gebracht. — Ich begriff dieses gar wohl nach dem Anlaufe, den ich selbst manches Mal in seinem Hause gewahrte. Er war hierin ungemein fest, und ließ sich seine 5—6 zusammenhängenden Arbeitsstunden um keinen Preis rauben.

Desto völliger gehörte er Nachmittags, wenn er sein halbstündiges Siestchen gemacht hatte, seinen Freunden und Gästen an, mit welchen er Sommers wohl auch einen Biergarten auf 1—2 Stunden besuchte, wie dieß die Sitte des Bierlandes ist. Da traf man denn an seiner Hand oft mit gar edeln, interessanten Männern im „Lattengarten" oder in „Lattingers Garten" zusammen, und ich habe daselbst mit manchem würdigen Mann eine nie zu vergessende Bekanntschaft gemacht. Dort und an andern Orten sah ich die großen Maler, Peter von Cornelius, Schnorr von Carolsfeld, die liebenswürdigen Brüder Olivier, die Brüder Boisserée und Andere. Er führte mich bei dem tiefgelehrten, ehrwürdigen Präsidenten v. Roth und dessen liebenswürdigen Familiengenossen ein, von welchen mir große Güte widerfuhr, und auch bei dem großen Philosophen Schelling, in dessen stattlicher Wohnung ich eines Abends die erlauchteste geistreichste Gesellschaft, die mir jemals zu Gesichte gekommen, versammelt sah. Dort sah ich den berühmten Mann, dessen Genius mir mit Plato und Baco ein Kleeblatt zu bilden scheint, in seinem häuslichen Wesen, in edel gehaltener Liebenswürdigkeit. An der Abendtafel saß ein berühmter Mann an dem andern, und der gerade vom Orient mit dem Grafen v. Ostermann-

Tolstoy nach dreijähriger Reise heimgekehrte Dr. Fallmerayer, ein ungemein anmuthiger, beredter Mann, führte, von der Frau des Hauses um Mittheilungen ersucht, vornämlich das Wort in den anziehendsten Berichten. Ich war ganz hingenommen von dem auserlesenen Gespräch, und beim Nachtisch erhob Schelling sein Kelchglas, mit den Worten zu mir gewandt: Kommen Sie, mein Freund, und stoßen Sie mit mir und Allen an! Ich rufe laut vor der geehrten Versammlung: „Die ächte geistliche Poesie lebe hoch!“ Der Toast wurde auch von allen Anwesenden mit Begeisterung angenommen, und noch manches herzliche Wort dabei gewechselt. —

Schon einige Tage zuvor war ich in einer Vorlesung Schellings über Philosophie der Mythologie gewesen, worin Kopf an Kopf sich drängte, und ich muß bekennen, daß ich niemals einen Mann mit solcher Fülle des Geistes sprechen gehört habe. Es war ein großartiger Genuß, dem genialen Denker zuzuhören, der ohne Manuskript, durchaus frei, mit einer gewichtigen Ruhe seine Gedankenreihen entwickelte, und zwar in einem wie aus Metall gegossenen, wahrhaft klassischen Styl, in welchem jedes einzelne Wort den Stempel der Meisterschaft trug. Man konnte das Auge von dem gewaltigen Manne nicht abwenden, der in keinerlei Weise nach Effekt haschte, sondern ganz einfach aus dem königlichen Schatze seines Wissens und Forschens herausredete, und doch auf jeden Anwesenden begeisternd einwirkte. Da begriff ich wohl, warum der edle Schubert sich in naturwissenschaftlichen und philosophischen Dingen zu diesem hochbegabten Geist als Schüler bekannte, um dessen tiefsinnige Anregungen in anderer Weise zu verarbeiten und das genial Empfangene im Lichte des Evangeliums zu verwerthen. Auch späterhin, wenn ich den berühmten Mann je zuweilen sprechen durfte, bekam ich von ihm stets wieder den bestimmten Eindruck als von einem der am höchsten und herrlichsten begabten Geister, welche die Erde je gesehen hat, obwohl ich in meinem Theil es ihm unaussprechlich gegönnt hätte, wenn er mit seiner erhabenen, in späterer Zeit dem Worte Gottes zugewandten Gedankenkraft einfältiger und demüthiger in die allein ewig

geltenden Grundideen des Evangeliums Christi eingegangen wäre. Dann wäre an ihm in seinem Verhältniß zu dem gottmenschlichen Messias das große Wort im herrlichsten Sinne wahr geworden: „Er soll die Starken zur Beute haben." — Mir selbst hat dieser berühmte Mann jedesmal die freundlichste Güte bezeigt, und ich besitze noch einen sehr schönen, interessanten Brief von ihm, worin er mich ermuthigte, die württembergische, so besonders inhaltsreiche und rührende Volksgeschichte in ähnlicher Weise, wie die des hohenstaufischen Geschlechts zu besingen. — Von einer Seite her, was die edelsten Geister unsres Volks betrifft, hätte das allerdings wohl geschehen mögen; andererseits aber wäre der Rückblick auf die Regierung eines Eberhard III., eines Eberhard Ludwig, Karl Alexander und insonderheit Karl Eugens gar wenig geeignet gewesen, mich zu begeistern.

Der selige Schubert besaß eine ganz eigenthümliche Bienennatur, aus dem Strome der Menschengeschichte nicht nur eine Legion allerliebster humoristischer Anekdoten herauszufischen, womit er seine Freunde in engeren Kreis erheiterte, sondern auch die verschiedenartigsten Erlebnisse und Erfahrungen glaubiger Seelen zu sammeln, die er bald in größeren Schriften, bald nur in einzelnen Flugblättern zur Erbauung seiner Mitchristen veröffentlichte, und womit er insonderheit auch mancherlei Almanache und Zeitblätter ausschmücken half. Neben seinen gelehrteren Werken, die er als Mann der Wissenschaft in so preiswürdiger und reichlicher Weise zu Tage gebracht hat, gehen seine phantasiereichen Reisebeschreibungen, seine seelenvollen, erbaulichen Biographieen frommer Christen und andere, dem größeren Publikum gewidmete Schriften, zuletzt auch noch seine treuherzige, reichhaltige Selbstbiographie und das Buch über die selige Herzogin von Orleans würdig daher, und es gibt keinen deutschen Gelehrten, der seinem Volk, unter dem er geboren ward, in so vielseitiger Weise als Gelehrter, wie als einfacher, demüthiger Volksschriftsteller gedient hat, — ganz im Einklange mit seinem liebevollen Geist, dem das höhere Gebiet des Wissens und Forschens eben so wichtig blieb, als er zu den Ungelehrten und Niedrigen sich neigte, um überall die Wun-

der und Gnaden seines Gottes zu verkündigen, und als mannhaftes Gotteskind nach Möglichkeit Allen Alles zu sein. —

Manches im Leben hat der unvergeßliche Mann übrigens etwas zu rosenfarben angesehen, wie seine mildfreundliche Johannesseele schon durch ihr Naturell dazu gestimmt war, und es war die Zucht des heiligen Geistes, die es ihn, seinem eigenen Bekenntniß zufolge, noch auf der letzten Lebensstation erkennen ließ, daß wir nicht allzuviel loben, sondern in unserem Urtheil den richtigen Unterschied zwischen Natur und Gnade, zwischen Weltlichem und Göttlichem mit genauer Prüfung und mit unbestechlichem Gefühl einhalten sollen. Er hatte darin zu lernen, und er lernte es williglich; aber wie viel leichter mochte es ihm, dem Harmlosen und Liebevollen, werden, seinen lichten Anschauungen je und je etwas Dunkleres beizumischen, als einem bittern, selbstsüchtigen Gemüth, ein Lichtelement in die Schattenbilder seiner Lieblosigkeit hineinzubringen! — Ohne diese ganz ungemeine Gutartigkeit, die sich nach mancherlei Seiten hin fast ohne Belohnung und gehörige Anerkennung mit ihren schönsten Leistungen ausbeuten und ausnutzen ließ, — wovon merkwürdige Beispiele anzuführen wären, — würde er auch gar Manchem nicht so Viel geworden sein, als er wurde, und ich bin mehrere Male wahrhaft erstaunt, wann ich ihn um das Ergebniß seiner Arbeiten und Leistungen befragte, das nicht selten hinter der gemeinsten Ehrenhaftigkeit und Billigkeit zurückblieb. Ich gerieth dabei einmal in heftigen Eifer, worauf mich der theure Greis begütigend auf die Schulter schlug und lächelnd erwiderte: „Laß gut sein, lieber Alter, ich lebe darum doch."

Er war, wie sein gleichaltriger, aber einige Jahre vor ihm heimgegangener, intimster Freund, Oberkonsistorialrath Dr. v. Roth, einer der mehr und mehr aussterbenden Männer, in welchen sich tiefe, vielseitige Gelehrsamkeit mit der schönsten christlichen Humanität vereinigte. Beide Männer liebten und schätzten sich gegenseitig von Herzensgrund, und ihre edeln Familien bildeten eigentlich nur eine Familie, wie denn die lieben Roth'schen Sprößlinge bei Schuberts wie

trauliche Kinder aus und ein giengen. Der reichbegüterte Präsident versah seinen würdigen Freund mit Allem Köstlichen, wenn er selbst etwas davon erhielt, und der treue Schubert erwiderte es nach Möglichkeit in seiner herzlichen Weise. Wie manches Mal, wenn er uns einen köstlichen Wein zum Nachtisch kredenzte, etwa einen von Samos, erwiderte er auf unser Befragen: „Der stammt aus dem Flaschenkeller unsres lieben Herrn Präsidenten!" Diese Wechselwirkung war eine noch viel tiefere, geistigere, denn beide Männer ergänzten und förderten einander auch in ihren wissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen, und der geliebte, am Fuße des Libanons in Hasbeya vor wenigen Jahren entschlafene jüngere Sohn des Präsidenten, Dr. Johannes Roth, der verdiente, treffliche Forscher, war einst Schuberts unzertrennlicher Begleiter auf seiner morgenländischen Reise gewesen. —

Doch ich kehre von dieser Abschweifung noch einmal zur letzten Station meines Aufenthaltes in Kirchheim zurück, wo mir der herbe Wittwerstand vorzüglich durch die unaussprechlich wohlthuende, huldreiche Liebe der Frau Herzogin Henriette versüßt wurde. Bei dieser hohen und doch so demüthigen Frau, deren krystallener Charakter Allen verehrungswürdig bleibt, die sie, diese auserwählte Jüngerin des HErrn, zu kennen das Glück gehabt haben, wurde mir meine einsame Stellung in einer Weise versüßt, so viel dieß irgend nach den gegebenen Verhältnissen geschehen konnte. Wäre es auf mich allein angekommen, so hätte ich mich, schon um dieser unvergeßlichen Seele willen, niemals, so lange sie hienieden war, weggemeldet, und ich zitterte vor dem Gedanken, dieses nun doch einmal thun zu müssen. Die Zeit hiezu kam aber ganz ohne mein Zuthun herbei; denn ich erhielt an einem frühlingsheitern Tag einen Besuch von trefflichen Stuttgarter Christen, die mich zur Meldung um das erledigte Diakonat an der dortigen Hospitalkirche im Namen vieler Andern aufforderten, so daß ich darin den Fingerzeig Gottes nicht übersehen konnte. So meldete ich mich denn im Namen des HErrn zögernd und eigentlich contre coeur um jenen Dienst, aber in so kurzer, trockener

Weise, daß mein Freund und Gönner, der im Jahr 1850 heimgegangene Oberkonsistorialrath Dr. Klaiber, mir meine Bittschrift mit der Bemerkung, sie sei doch allzu kurz und kalt, zur Verbesserung zurücksandte, worauf ich einige Worte dazu that, um möglichst willenlos in der Meldung zu bleiben. — Bald hernach aber empfieng ich von dem gütigen Präsidenten v. Mohl einige Zeilen, worin er mir meine Ernennung ankündigte, und ich gerieth darauf in ein so heftiges Zittern, daß, als der edle, gerade bei Dekan Bahnmaier auf Besuch verweilende Dr. Klaiber zum Frühstück zu mir herüber kam, die Zunge mir beinahe den Dienst versagte und ich des krampfartigen Zitterns bei seiner mitleidigen Theilnahme noch lange nicht los zu werden vermochte; so sehr hatte mich die ernste Vokation nach Stuttgart, die ich eigentlich nie gewünscht, in allen Tiefen des Gemüths erschüttert. —

Bei der meiner wartenden Geschäftslast fühlte ich mich natürlich zwiefach verlassen und gepreßt, da ich in äußerlichen Besorgungen und Geschäften wenig Anstelligkeit habe, weßhalb schon mein erster seliger Dekan mir vor Jahren bei Durchprüfung einer amtlichen Rechnung lächelnd gesagt hatte: Lieber Herr Kollega, Sie hätten die Fähigkeit zu Manchem, — nur einen Revisor hätten Sie nicht gegeben! Dieß war auch nicht anders, obwohl ich schon im Jahr 1828 eine ziemlich dickleibige Sammlung der württembergischen Schulgesetze bearbeitet hatte, die längere Zeit als amtliche Regel galt, und wozu mein seliger Vater mich noch ermuthigte. Nun aber galt es in ein ungleich weiteres Amtsgebiet einzutreten als der einzige Diakonus an einer Parochie von gewiß 10,000 Seelen, und wie sollte ich, der noch ziemlich unerfahrene, verwittwete Mann, diesen gerecht werden? Nur mit innerlichster Beugung konnte ich meinem neuen Amtsleben entgegenblicken, so manche ermuthigende Liebeszeichen mir auch von Stuttgart aus zu Theil wurden.

Ich gieng auf eine Woche in die genannte Stadt, um eine Lebensgefährtin und für mein Töchterlein eine liebende Mutter mit der Hilfe des HErrn zu suchen. „Aber alles Andere lieber, als eine Wittwe!“ so hatte ich oft vorher

ausgerufen, wenn etwa meine Hausfreundin mir die Nothwendigkeit einer zweiten Verehlichung vor Augen stellte, und in der That, ich trug die entschiedenste Widrigkeit dagegen in meinem Gemüth, so daß ich, als meine Freundin mir einmal den Namen einer jungen, gediegenen Pfarrwittwe nannte, mich unwillig gegen die Fortsetzung dieses Gesprächs verwahrte. —

Ich genoß der Gastfreundlichkeit eines Verwandten, und empfieng einige Vorschläge in Betreff meiner Wiederverehlichung, ohne daß ich ein Ja in mir gefühlt hätte, weil ich die Rücksichten auf Reichthum und Familienstand stets unter der Würde des Christen hielt und noch halte. So verfloßen die wenigen Tage meines Besuchs scheinbar ganz vergeblich, weßhalb ich am letzten Tage, am 18. Mai 1836, unverrichteter Dinge heimzukehren beschloß, und den im Hinterhause wohnenden Kutscher auf sechs Uhr Morgens bestellte. — Da weckte mich vor Sonnenaufgang der herrliche Schlag einer Nachtigall, deren Käfig am Nachbarhause hieng, und es ward mir, als redete eine Geisterstimme zu meiner Seele vom Himmel herab etwa mit folgenden Worten: „Siehe deinen Beruf von oben herunter an, wie ihn deine vollendete Gattin betrachtete! Merke wohl: was für einer Gefährtin bedarfst du? Erstens einer solchen, durch deren Geist du mit deiner im Glauben entschlafenen Gattin ohne Verrath zusammenhängen kannst. Zweitens einer solchen, die dir dein einziges Kind im Geist der seligen Mutter für den Heiland erziehen hilft. Drittens einer solchen, die dir in deinem heiligen Amte priesterlich und einfältig, ohne Weltsinn zur Seite geht. Viertens einer solchen, durch welche du nicht vornehm wirst, weil ein vornehmes Christenthum eine Karrikatur ist vor Gott, sondern durch welche du dich herunter halten kannst zu den Niedrigen. —

Mit innerster Bewegung vernahm ich diese innere Mahnung, richtete mich auf und fragte halblaut: „Wer ist denn diese Seele?" — Mit bestimmter Klarheit erwiderte es in mir: „Hast du denn gar kein Gefühl? Das ist allein jene Wittwe deines seligen Freundes, die du bei deiner Haus-

freundin so sehr verschmähet hast!“ — Denn ich hatte sie zuvor einmal nur einige Augenblicke gesehen, nicht den geringsten Eindruck dabei empfunden, und als mir die gute Frau Pfarrerin ihren Namen genannt, den Vorschlag über alle Thürme hinausgeworfen. — Nun aber war ich meiner Sache innerlich vor Gott gewiß, keine weltliche Rücksicht verdüsterte meine Seele, sondern ich beschloß, nachdem ich mich dem getreuen Gott mit aller Innigkeit befohlen, diesem Winke getrost, wie mit verbundenen Augen nachzugehen, damit ich jener vier Punkte, die wie vier goldene Himmelsstrahlen in mein Herz gedrungen waren, im Glauben theilhaftig würde. — Den Kutscher bestellte ich sofort auf zehn Uhr, frühstückte bei den herzlichen Hausgenossen, wobei mir der Bissen fast im Halse stecken blieb, und schritt sodann um acht Uhr in das letzte Haus der Hauptstätterstraße, wo die Wittwe Emilie Osiander wohnte, mit dem Gefühl eines in's Meer Stürzenden, der auf Gottes Erbarmungen hineinspringt.

Die Wittwe empfieng mich herzlich, aber auf's Unbefangenste, weil es ihr fester Wille war, sich nach dem Heimgang ihres seligen Gatten, mit welchem sie nur anderthalb Jahre lang im glückseligsten Bunde gelebt hatte, und der bei einer Seuche als Opfer seiner seelsorgerlichen Treue gefallen war, nie wieder zu verehlichen. Sie bezeugte mir, ihr einziges, nach dem Tod ihres Gatten geborenes Töchterlein auf dem Arme, wie sie mit vielen Anderen auch um meine Ernennung hieher zu Gott gerufen habe, und wie wichtig es ihr sei, daß gerade heute ein Seelsorger der Stadt zu ihr komme, den sie noch um seinen Rath kindlich befragen könne, weil sie in einer Stunde von dem edeln Oberjustizrath Klett in Ludwigsburg einen Besuch erhalten werde, um ihm ihren Entschluß, nach welchem sie die Stelle einer Vorsteherin des dortigen Krankenhauses angenommen habe, definitiv zu bestätigen. Hiebei sei sie nur wegen ihres lieben, einjährigen Kindes noch in einigem Zweifel, ob sie die gründliche Erziehung desselben, die ihr sterbender Gatte ihr noch vor dessen Geburt so feierlich anbefohlen habe, werde gehörig besorgen können. — Sie sehe es als einen Wink Gottes an,

mich hierüber in dieser wichtigen Stunde befragen zu sollen. — Da faßte ich mein ganzes Gemüth in Gott zusammen und sprach zu der tiefbewegten Wittwe, zu der ich auch jetzt nicht die geringste natürliche Neigung empfand: „Ich muß Ihrem seligen Manne, meinem ehemaligen Freund und Repetenten, ganz Recht geben, daß die Rücksicht auf dieses Kind allen übrigen Pflichten vorgeht, und Sie allerdings am ersten für dessen Erziehung zu sorgen verpflichtet sind. Zu diesem entscheidenden Urtheil aber bewegt mich nicht allein das Sachverhältniß selber, sondern auch ein heiliger, von dem HErrn diesen Morgen in meinem Innersten empfangener Eindruck, der ferne von allen Nebenrücksichten ist und nach welchem ich Sie bitten soll, meine Gattin zu werden!" — Die gute Frau ward auf's Aeußerste betroffen, — sie saß wie angedonnert vor mir und konnte in ihrer Bestürzung längere Zeit kein Wort hervorbringen. Da fuhr ich fort: „Erschrecken Sie nicht, denn ich will Sie nicht bestürmen noch nöthigen, sondern rede vor Gottes Augen. Nur Sein heiliger Wille geschehe an Ihnen und mir, wie ich mich jetzt schon von ihm gebunden erachte. Prüfen Sie daher diesen meinen ganz willenlosen Antrag vor Ihm im Gebet, und nehmen Sie sich Zeit dazu, so lange Sie wollen. Entsteht in ihrem Herzen ein Ja, so werden Sie im Namen Christi meine Gefährtin; wo nicht, so gehe ich im Frieden von Ihrem Angesichte hinweg." — Sie versprach mir nach längerem Schweigen, dieses, wenn es auch ganz ihrer Neigung entgegenlaufe, als eine Magd des HErrn zu thun, und ich schied betend von ihr. Nach einer Woche, während welcher sie vor Alteration meistens krank gewesen war, kehrte ich in ihr Wittwenstüblein zurück, wo sie mich von Morgens acht Uhr bis zum späten Abend in einem tiefernsten, feierlichen Gespräche hielt, so daß mir's zuletzt beinahe zu schwer wurde, und ich sie inständig bat, mir nun endlich ein offenes Ja oder Nein zu geben. Da ersuchte sie mich, noch einmal mit ihr den Namen Christi von Herzensgrund um Offenbarung Seines heiligen Willens anzuflehen, — und als ich dieses gethan, reichte sie mir voll Friedens die Hand mit den Worten: „Nun habe ich ein Jawort in meiner

Seele, — Gott und dein will ich ewig sein!" — Das war einer der heiligsten Tage meines Lebens, und die Botschaft von unsrem Verlöbniß erfüllte Alle mit uns in dem HErrn verbundenen Seelen mit der freudigsten Rührung. —

Welche Noth ich mit dem seligen Stadtpfarrer Dann hernach hatte, uns etwa drei Wochen vor unsrem Aufzug in Stuttgart zu trauen, da er sich kein befreundetes Brautpaar mehr zu trauen vorgesetzt, das ist in seiner Lebensskizze näher beschrieben. Er that es jedoch nach zähestem Widerstand, aber dann auch vor einer überfüllten Kirche in einer vortrefflichen Rede, die als ein wahres Meisterstück galt. Der theure Dann fuhr mit uns zur Kirche und wieder zurück, und ich genoß im Wittwenstüblein ein von einer edeln christlichen Freundin bereitetes Mittagsmahl mit der neuen Gattin, worauf wir im goldenen Abendglanze unsre beiden Kinder zur Seite nach Kirchheim zurückfuhren. Da hatte die huldreiche Hand der Frau Herzogin unser Zimmer mit gar reichlichen Liebesspenden ausgeschmückt, und so tief mich an diesem stillen Hochzeittage die Wehmuth über mein Pilgerleben durchdrang, so durften wir's doch hinwieder seliglich erfahren, daß die aus frommen Christenseelen uns entgegenkommende Liebe die süßeste Würze des Lebens ist. — In den folgenden Tagen war uns, außer einem wonnevollen Ausflug auf den benachbarten Aichelberg, wenig Erholung vergönnt, vielmehr hatten wir unsern Umzug zu besorgen und Abschiedsbesuche zu machen, von welchen mir mancher tief durch die Seele gieng, am meisten der Abschied von der ewig theuren Frau Herzogin, von meinem ehrwürdigen Dekan Bahnmaier und seiner lieben Familie, von unsern vertrauten Freundesfamilien, dem Obristlieutenant von Baer und seiner herzlichen Gattin, von meinem Vetter, dem (damaligen) Oberamtmann Knapp, von dem geistreichen Oberpräzeptor, (nunmehrigen Professor) *) Dr. Ed. Eyth, von meinen Onkelsleuten in Oettingen, von meinem herzlieben

*) Jetzt Ephorus in Schönthal.

Gevattermann Beuttenmüller, damaligem Knabenschullehrer, nun Oberlehrer im hiesigen Waisenhause, *) von vielen Anderen mehr, — und von der köstlichen Umgegend; — denn in diesem wunderherrlichen Gäu hatte ich nach Geist und Gemüth den Frühling meines Lebens genossen, obwohl diese Freude mir mit tiefer, heiliger Trauer gewürzt war. — **)

---

*) Starb in Stuttgart im Mai 1866.

**) Seinen Sinn für Heldenthum und seine Vaterlandsliebe bethätigte der Vollendete während seines Aufenthalts in Kirchheim dadurch, daß auf seinen Betrieb und mit seiner Unterstützung dem tapfern Vertheidiger der Veste Hohentwiel im dreißigjährigen Krieg, Konrad Wiederhold, nachherigem Vogt von Kirchheim, ein ansprechendes Denkmal errichtet wurde. Die von dem Vollendeten herrührende Inschrift lautet:

Der Kommandant von Hohentwiel,
Fest, wie sein Fels, der niemals fiel,
Des Fürsten Schild, des Feindes Tort,
Der Künste Freund, des Armen Hort,
Ein Bürger, Held und Christ wie Gold, —
So schläft hier Konrad Wiederhold.

A. d. H.

6.

Hospitaldiakonat in Stuttgart.

Mein Abzug von Kirchheim wurde mir durch die Liebe vieler christlichen Freunde gleichmäßig versüßt und erschwert, und namentlich vermochte ich mich in Stuttgart viele Jahre lang nicht an die viel engere, von Bergen so nahe umschlossene Gegend zu gewöhnen. Einen Ersatz für diese meinem äußeren Menschen ungemein schmerzliche Entbehrung fand ich in dem ungleich größeren christlichen Lebenskreise, der mir sogleich entgegenkam. An der Pforte des bescheidenen Helferathauses zur Hospitalkirche standen zwei vortreffliche Greise, Baumann und Meidele, die mich sofort als ihren Seelsorger bewillkommten, und mehrere Tage hindurch konnte ich, wenn ich mich zu Antrittsbesuchen gerüstet hatte, vor vielerlei Anforderungen und Anlauf beinahe das Haus nicht verlassen. Mein Wesen ward überstürmt, und die Antrittspredigt gerieth mir bei so vielen Unterbrechungen zu lang; auch fand ich am Morgen der Investitur den in Kirchheim vorgelesenen Lebenslauf zu meinem Schrecken nicht mehr, so daß ich vor der Predigt noch geschwind einen ganz neuen entwerfen mußte, was mich natürlich sehr ermüdete. Die Kirche war sehr gefüllt, mein Herz aber nicht völlig geordnet, weil zu viel Aeußerliches mich drückte, und es bedurfte der ganzen Jugendkraft meiner Natur, um dieser enormen Anstrengung gerecht zu werden. Ich nahm es damals in äußeren Dingen viel zu leicht, schrieb zu viel, und memorirte zu wenig, welche Unart ich Jahrelang mit stetem innerem Vorwurf und mit vielen Beschämungen fortsetzte, theils weil ich das weitläufige Manuskript nicht fassen konnte,

theils weil mich die Schriftstellerei, — damals der Liederschatz und die Christoterpe, nebenbei viel zu sehr in Anspruch nahm. Dadurch gerieth ich bei dem ungemein anwachsenden Geschäft in einen inneren Zwiespalt; denn das Amt erforderte meine volle Kraft, und die halbfertigen literarischen Arbeiten, wofür ich den Verlegern tenent war, konnte ich auch nicht ohne Weiteres abgeben, so wenig als ein Weber einen halb mit dem Einschlage versehenen Zettel so geschwind durchschneidet und vernichtet. Diese Zwiespältigkeit der Arbeit hat mir im Leben viele Tage verbittert und mir ein Amt, daran doch meine Seele hängt, manches Jahr über ungemein erschwert, weil sie meine Kraft überforderte.

In meiner langen Amtsführung sind mir folgende Gedanken über Predigtweise wichtig geworden:

1) Ein evangelischer Geistlicher soll und muß vor Allem ein treuer und kluger Prediger des Wortes Gottes sein, weil ihm dieser Hauptpunkt auch in seiner Seelsorge dann am meisten Kredit und Vertrauen erwirbt. Wer als Prediger nicht im rechten evangelischen Sinne sich beglaubigt, dem kommen die Herzen in der Gemeinde nicht harmlos und reichlich genug entgegen, und wenn er etwa auch durch allerlei Redekünste ein gemischtes Publikum sich gewinnt, so bekommt er doch keine wahre, geistlich gediegene Gemeinde. Es ist ein himmelweiter Unterschied, ob man blos eine bunte, zusammengelaufene Zuhörerschaft, oder ob man eine stille, traute, heilsverständige Heerde Christi bedient und von ihr getragen wird.

Die Predigt, d. h. die gründlich auf die Herzen verschiedenster Art angewandte Auslegung des göttlichen Wortes, insonderheit aber die schlichte, unumwundene Predigt vom Kreuze Christi und von der freien, in Ihm wurzelnden Gnade, die für arme, bußfertige Sünder durch Nichts verklausulirt werden darf, muß seinen Mittelpunkt bilden, aus welchem er redet und wirkt, — gleichsam das Hauptquartier seiner geistlichen Strategie. Ein schlechter Prediger, der entweder menschliche Fündlein der falschberühmten Kunst predigt oder seine Vorträge blos aus dem Kopf, ohne ernstliches Gebet und glaubige Herzenserfahrung niederschreibt

oder dieselben gar flüchtig hinwirft und nach schnellfertigen Dispositionen in bequemer Manier predigt, wird nie eine lebendige Wurzel in der Gemeinde treiben; denn einem solchen fehlt das Lebenscentrum, das pulsirende Herz, mache er sich dann in der Gemeinde noch so Vielerlei zu schaffen. Ein läßiger, erfahrungsloser Prediger, der sich selber nicht gewissenhaft in die Schrift einlebt und nicht als ernster Buß- und Glaubensherold in das Herz der Gemeinde dringt, wird wenig bleibende Frucht schaffen, und auch als Seelsorger nicht das nöthige Vertrauen sich erwerben. Aber auch einem glaubigen Manne, der zu viel anderweitiges Geschäft an sich nimmt, und, von diesem überfordert, seinen Predigten nicht den gehörigen Fleiß widmet, sie nicht gründlich und lebendig vertieft, wird es schwerlich viel besser gehen. Im Gegentheil wird jeder Zuhörer, der mit Recht Besseres und Gediegeneres von ihm erwarten kann, sich um so schmerzlicher bei geringen, flachen Vorträgen eines glaubigen Mannes enttäuscht finden, besonders auch darum, weil er sogleich empfindet, daß ein solcher sich des besten Einflusses auf seine Gemeinde selbst beraubt. Denn man fühlt es einem Prediger gar wohl an, ob er rechtschaffen studirt hat oder nicht. Wir müssen vor einer Gemeinde des HErrn allererst Respekt und liebende Hochschätzung haben. Gleichwie man einem geladenen Gaste nicht eine halbgare, geringe Kost, sondern ein auserlesenes Gericht vorzusetzen und ihm auch hiedurch die gebührende Schätzung und Freundschaft zu beweisen pflegt, so hat auch ein Prediger seiner Gemeinde vor allem Uebrigen dadurch die schuldige Achtung zu bezeugen, daß er eifrig und gründlich studirt, und ihr einen vor Gott fleißig erwogenen Vortrag, eine im Geist empfangene Predigt hält. Wohlfeil erarbeitete Sachen werden auch wohlfeil hingenommen und entbehren des gehörigen Eindrucks; denn „läßige Hand macht (auch auf der Kanzel) arm.“ — So erinnere ich mich eines Falles, als ich mit meinem sel. Collegen Wilh. Hofacker in einer Kirche saß, wo ein trefflicher Geistlicher einem vollendeten Pfarrer vor einem ansehnlichen Auditorium die Leichenpredigt hielt. Der Mann war lebendigfromm, liebevoll und demüthig, aber Eins fehlte ihm, — er

hatte nicht studirt, sondern verließ in seltsamer Weise sich auf die Eingebungen des Augenblicks, so daß er fortwährend stotterte und bei jedem Aufschwung sofort wieder erlahmte. Wie schwül war mir's und Hofacker zu Muthe! Wir saßen wie auf Nadeln nebeneinander, und am Schlusse sprach mein sel. Freund mit wehmüthigem Blicke zu mir: „O lieber Freund, wie schlecht hat sich heute unser Bruder herausgebissen!" — Es ist eine der schmerzlichsten Empfindungen, wenn man gediegene Christen, die ihr Geschäft tüchtig vollstrecken können, wegen geringer, fahrläßiger Leistungen vor der Welt und deren schärferem Urtheil bemitleiden muß, — während sie berufen sind, ein Salz der Erde und Lichter der Welt zu sein. Da gilt es, was Petrus in seinem zweiten Briefe gebietet: „Reichet dar in eurem Glauben Tugend" (ἀρετη), d. h. Tüchtigkeit in Versehung eures Berufs (2 Petr. 1, 5.). Denn wie schlimm steht es den Kindern des Lichtes an, wenn sie, die den Geist haben, sich von den geistlosen, aber geschliffenen und gewandten Kindern dieser Welt in ihrem Beruf überflügeln lassen! — Denn auch hierin sind die Kinder der Welt oft klüger, als die Kinder des Lichts. Man darf bestimmt behaupten: Wer seine Predigt nicht durch kindliches Gebet und ernste, gründliche Meditation vor dem HErrn empfangen hat, der steht auch mit einem unruhigen Gewissen und ohne wahren Gnadengenuß auf der Kanzel; ein unganzes Gewissen aber ist der Tod aller wahren Begeisterung, und bloße natürliche Redekunst bedeckt diese innere Blöße nicht. Zu einer gediegenen Improvisation aber gehört schon eine bedeutende Uebung, größeres Talent und insonders tiefere Geisteserfahrung, weßhalb es gewiß für die jüngeren und überhaupt für den minder begabten Prediger das Gerathenste und Sicherste sein wird, sich zur schriftlichen Ausarbeitung seiner Vorträge die gehörige Zeit zu nehmen, aber dabei nicht aus fremden Predigten zu spicken oder sich an allerlei homiletischen Magazinen zu wärmen, sondern das Material der Predigt unter dem Beistande des HErrn redlich und unmittelbar aus der Fülle der heiligen Schrift selber zu schöpfen.

Wer vor Gottes Augen seine Predigt studirt und sich

des vorzutragenden Stoffs in gehöriger Ordnung und Klarheit bemächtigt, dem wird auf der Kanzel, so oft er's bedarf, noch mehr gegeben, so daß sein mündlicher Vortrag doch stets reicher und vollkräftiger wird, als die schriftliche Arbeit. Darin darf sich ein getreuer Arbeiter fest auf seinen allgegenwärtigen HErrn verlassen, der sein Beistand und vornehmster Zuhörer ist. Der ächte Prediger schreibt zwar in der Regel seine Vorträge, doch wird er darum lange kein Buchstabenknecht, weil es ein bewährtes Mittel gibt, auch dieser geheimen, für den Prediger und die Gemeinde so oft peinlichen Sklaverei zu entgehen; damit komme ich

2) auf einen ungemein wichtigen Punkt, nämlich auf das Memoriren. — Aus meiner eigenen gar leidigen Erfahrung weiß ich es zu bezeugen, welch ein Uebelstand und Mißgeschick es ist, wenn ein Prediger auf der Kanzel an sein Manuskript gebunden ist, und, um mit meinem sel. Freund Hofacker zu reden, öffentlich oder heimlich mit demselben Händel hat. Bei einem scharfen Gesicht läßt sich das Herauslesen noch eher bemänteln, aber es schwächt dennoch den Fluß des Vortrages und hemmt den Geist. Hat aber der Pfarrer ein schwaches Augenpaar, so kommt er doppelt in Verlegenheit, weil er entweder das Geschriebene heraufhalten, oder, was noch öfter geschieht, sich zu seinem Manuskript alle Augenblicke hinunterbücken muß. Da ist es jämmerlich zu sehen, welche Komplimente manche Prediger machen, um ihre ihnen ungenau vorschwebenden Sätze mühsam aus dem Papier, das auf dem Kanzelbrette liegt, herauszufischen, und vor der Gemeinde mit ihrer Eloquenz dastehen, die jeden Augenblick zu versiegen droht. Manchmal kommt eine halbkomische Gestikulation dazu, die dem schwachen Gedächtniß nachhelfen soll; aber es ist vergeblich. Die Gemeinde wird nicht wahrhaftig erbaut und geräth mit ihrem Prediger sogar nicht selten in Angst, wenn er die betreffende Stelle nicht sogleich findet. Geberdet sich dieser dabei vollends als ein Begeisterter, während er doch ein Mann der Verlegenheit ist, so wird die Sache noch peinlicher, und man zeiht den Prediger nicht mit völligem Unrecht des Selbstbetruges, indem er durch dasjenige, was er selber nicht

lebendig im Kopf und Herzen trägt, Andere zu beleben, zu erwärmen denkt. Das Herauslesen der Predigt oder das öftere Hineinsehen ist in der That nicht viel erquicklicher, als der Anblick eines Reiters, der sich beim Trottiren am Sattelknopfe hält. Das Nichtmemoriren hat mir in meinem Predigtamte viele Jahre hindurch großen Schaden gethan und mich in meiner besten Wirksamkeit auf der Kanzel gar mannigfaltig gehemmt, weil ich mich dabei nie mit der gehörigen Freiheit bewegen konnte. Es war mein Unglück, daß ich in schwerfälliger Weise viel zu viel niederschrieb; denn 8 — 10 große, meist enggeschriebene Oktaven auf großem Postpapier konnte ich nicht auswendig lernen, außer etwa so, daß ich unmäßig viele Zeit dabei verschleuderte und des Geschriebenen überdrüßig wurde. Als Vikar schrieb ich bei einem glücklichen Gedächtniß und einer blühenden Gesundheit die Predigt meistentheils erst frühmorgens nieder, und hatte sie dann allerdings noch in frischer, freier Bereitschaft für die Gemeinde, die mir's nicht anmerkte, daß ich gerade vorher in geistiger Frische 8 — 10 Seiten geschrieben hatte. Mit den Jahren aber veränderte sich dieses Freiherrnthum, und der Nachtheil trat je länger desto mehr zu Tage. Man wird älter, die Geschäfte vermehren sich, und die Gefangenschaft übt einen peinlichen Druck auf die Seele des Redners. — Einmal, als ich Nachmittags predigte, fiel mir ein Blättchen aus meinem Kirchenbuche von der Kanzel hinunter. Zwei edle Frauen gewahrten es, und in der Meinung, es sei mein Manuskript, sagte Eine zur Andern: „O Gottlob, daß ihm seine Predigt heruntergefallen ist! Wenn sie ihm nur jedesmal herunterfiele! Denn wenn er frei redet, ist's ja stets besser, als wenn er an sein Papier gefesselt ist!“ — Ich erfuhr dieses hernach und lachte wehmüthig dazu, weil ich immerfort noch nicht verstand, wie ich aus der Klemme herauskommen sollte, denn es war damals nicht mein Predigtblatt gewesen, und ich hatte auch jene Kur nicht erlebt, wie mein sel. Freund, Pfarrer Steinhofer in Neidlingen, den ein Hund vom Ablesen seiner Predigt kuriren mußte. Dieser Petitneveu des sel. Dekans Friedr. Christoph Steinhofer in Weinsberg litt lange Zeit am nämlichen Fehler wie ich. Da

rasirte er sich eines Sonntags früh, und neben ihm lag seine Tags zuvor geschriebene Predigt, welche er bald hernach seiner Gemeinde halb frei, halb aus dem Manuskript vortragen wollte. Mit einem Male fuhr das Fenster von einem Windstoß auf, die Predigt flog auf den Boden vor die Füße seines jungen, lustigen Pudels hin, der das Papier sofort als eine gute Prise zerriß und theilweise verschlang, bevor der erschrockene Pfarrer, der das Rasiermesser in der Hand hielt, es dem Hund entreißen konnte. So war ihm seine Predigt aufgefressen, und es blieb ihm blos noch das innige Flehen zu dem HErrn, daß Er ihm das Gedächtniß stärken und ihn mit Seinem Geist auf die Kanzel begleiten wolle. „Siehe," sprach mein Freund, „so habe ich durch einen Pudel frei predigen gelernt; denn ich memorirte meine Vorträge von jener Zeit an, werde mich aber vor dem damaligen Schrecken meiner Seele fürchten mein Lebenlang

Es ist übrigens ein großer Unterschied zwischen freiem und sklavischem Memoriren, wie in höherer Beziehung von der Kirche zwischen einer Verbal- und einer Buchstaben-Inspiration der heiligen Schrift unterschieden wird. Der Prediger, von welchem der Apostel selbst fordert: „Wer da redet, der rede es (nämlich das Heilsgeheimniß der Schrift und was wesentlich damit zusammenhängt) als Gottes Wort," muß seines Stoffes nach Inhalt und Form mächtig sein, und je klarer und einfacher er seinen heiligen Stoff durchdacht und geordnet hat, desto leichter wird er ihn auch als etwas Lebendiges im Gedächtniß behalten, während unklar gedachte und schlecht disponirte Predigten für den Geistlichen selbst, wie für die Gemeinde schwer zu behalten sind. Daher kommt es bei dem Memoriren allermeist auf eine klare, tüchtig geordnete Vorarbeit an, auf lebendige Grundgedanken, die einen Bestandtheil des inwendigen Christenlebens bilden, — und diese, wenn sie in Einfalt ausgeführt sind, behält der glaubige Prediger ohne allzuvielen Aufwand von Zeit, und kann Einzelnes dabei einfacher punktiren, weil sich ihm das Ganze sodann im freien Vortrage von selbst lebendiger abrundet, und der Geist Gottes ihm dabei noch anderweitige Gedanken zuführen kann. — Auf diese Weise wird er ein

Meister des Worts, ohne ein Knecht des Buchstabens zu werden, und vor letzterem Unglück behütet ihn allermeist der Umgang mit dem HErrn selbst, das glaubige Gebet.

Ferner handelt sich's auch um die Pronunciation und um die Art der Geberden, um die Aktion.

Man erwartet, was die Art der Aussprache betrifft, von einem Prediger billig einen gebildeten, allgemein gangbaren Dialekt nach der Schriftsprache, eine dem Anstand entsprechende gut deutsche Pronunciation. So widrig es nun aber ist, sich von einem Pfarrer mit plumpem Bauerndialekt regalirt zu hören, so widerlich ist's in noch höherem Grade, wenn ein Zeuge Christi meint, vor seiner Zuhörerschaft ein überverfeinertes Deutsch in affektirter Modulation reden zu müssen, wie sie in seinem Vaterlande gar nicht üblich ist. Das kann auf einen schlichten, Erbauung suchenden Kirchenbesucher nur einen peinlichen, die Andacht störenden Eindruck hervorbringen, weil er unwillkürlich fühlt, daß das etwas Gemachtes, nichts Naturwüchsiges ist. Durch solche geschraubte Künstelei wird alle wahre, kindliche Andacht von vorne herein abgestoßen, oft gar vernichtet, weil das Haschen nach Effekt sogleich zu Tage tritt, und weder der Redende noch der Hörende wahrhaftig mehr vor Gott steht.

Eben so verwerflich ist eine gezierte, manierirte Aktion, dergleichen man auch jezuweilen zu Gesichte bekommt. Ein einfaches, Erbauung suchendes Christenherz wird auch durch solche Künsteleien höchst widerlich berührt, wenn auch ein flacher, modehafter Geschmack etwa damit vorlieb nimmt. — Ich gedenke hier des sel. Stadtpfarrers Dann, dessen edle, einfach männliche Aktion mit seiner biedern, weithin tönenden patriarchalischen Stimme und dem gediegenen Gehalte des Vortrags im zwanglosesten Einklange stand, und bei welchem das Alles ein vom Geiste getragenes, durchaus naturelles Ganzes bildete. Wie hieng jeder Zuhörer an den Lippen dieses herrlichen Mannes, und welch einen segensvollen Gesammteindruck von seiner Persönlichkeit nahmen die erbauten Hörer, die er so selbstlos auf den HErrn und dessen lebendige Quelle des Worts hingewiesen hatte, mit sich hinweg! Gewiß macht sich bei einem einfa-

chen, im Geiste lebenden Prediger, der sich auch anderweitig auszubilden strebt, das rechte Geberdenspiel auf der Kanzel von selbst, und wenn ihm etwa das Talent dazu abgeht, so steht er viel lieber mit wenigen, ganz einfachen Handbewegungen auf seiner Kanzel, als mit einer anerlernten theatralischen Gestikulation, wäre sie auch noch so rund und zierlich geformt.

Ich beabsichtige hiermit keine homiletische Vorlesung zu halten, sondern bezeichne nur die Spitzen meiner in einer mehr als vierzigjährigen Amtsführung empfangenen Eindrücke, bin auch fest überzeugt, daß die Verfinsterung und der steigende Abfall eines so großen Theils unsrer Zeitgenossen auf die Schuldrechnung vieler trägen und geringen Prediger kommen wird. Man muß hiebei um der Sache willen streng urtheilen. Wenn ein Prediger nicht für seine eigene Person in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi voran schreitet, so kommt er zurück und die Gemeinde mit ihm. Ihm selber kann so wenig als seiner Gemeinde bei einer Stagnation und Ebbe wohl zu Muthe sein; denn wer selbst keinen Lebensgenuß vom Lebensworte des Heilandes hat, wie kann er verlangen oder hoffen, daß seine Pflegebefohlenen eine Freude daran bekommen sollen? Dagegen ist es für den Hirten wie für seine Heerde ein gleich seliges Gefühl, wenn er, der die Gemeinde Gottes zu weiden verordnet ist, in einem lebendigen Wachsthum des Geistes steht, und die Gemeinde, wenigstens deren Kern, mit ihm zur Vollkommenheit des Alters Christi hinangedeiht.

In den mir aufgetragenen Versammlungen der Männer entstand sehr bald eine merkliche Sichtung, weil ich der evangelischen Lehre nach unsrer Confession aus guter Ueberzeugung, doch ohne Pedanterie getreu verblieb, und dadurch in einzelnen Beziehungen mit den dogmatischen Ansichten mehrerer Freunde, die dem System eines Theosophen anhängen, in Conflikt kam. Es gibt Leute, die Alles nach ihrer vorgefaßten Meinung, in welcher sie wegen des Mangels an gründlicher Prüfung festgefahren sind, beurtheilen, und sich absolut nicht eines Besseren überzeugen lassen. Diesen gilt sehr oft die Autorität einiger Sektenhäupter und besonders

das innere Licht weit höher, als das geschriebene Wort, das sie, der genauen Interpretation unkundig, an den betreffenden Stellen obenhin und willkürlich deuten. Da gilt es dann, das Gesetz der brüderlichen Liebe zu bewahren, und doch auf dem lauteren Worte, das allein gewiß ist und lehren kann, festzustehen. Ein evangelischer Lehrer wird, wenn er fest über dem Worte des Lebens hält, in einer von geistlichen Kräften durchzogenen Gemeinde das Rechte treffen, wenn er nach Möglichkeit Allen Alles zu werden sucht. Dazu gehört eine allseitige kindliche Unterwürfigkeit unter das Wort Gottes. Gar erfreulich aber gestaltet sich die Arbeit, wenn ihm ein tüchtiger Neubruch geschenkt wird, wenn unbefangene, heilsbegierige Seelen erweckt werden, und er sie von Anfang an in gemessenen Stufen mit der Ordnung des Heils vertraut machen und in ein gesundes, nüchternes Verständniß der Schrift einleiten darf.

Einen besonderen Segen gewährte mir der vertraute Verkehr mit frommen, gediegenen Männern, die ich schon von meinen Vikariatsjahren her kannte, und von welchen die meisten nun entschlafen sind. Einige derselben, z. B. die nun längst heimgegangenen Männer: Kaufmann Joh. Jak. Häring, Christoph Heinr. Enßlin, Bibelsekretär Ludwig Gundert, Weißgerber Immanuel Josenhans, Joh. Conr. Weiz, den edeln Herrnhuter, habe ich bereits in der Biographie des seligen L. Hofacker skizzirt. Es waren aber noch viel mehrere, z. B. der Schuhmachermeister Friz, der Stadtauktionär, Goldschmid Hißrich (ein besserer, als der alte Demetrius in Ephesus), der alte Rothgerber Jak. Heinr. Roser, ein origineller Mann, und sein trefflicher Sohn gleichen Namens, — der Postkassier Fauser, der vortreffliche Kaufmann Joh. Jak. Kirchhofer, von Schaffhausen gebürtig, ein wahrer Nathanael, — der schlichte, gediegene Hofmechanikus Baumann und sein Schwager, der johannesartig liebreiche Kanzleidiener Meidele u. s. w. Diese längstentschlafenen Männer beriethen und besorgten in aller Verborgenheit und mit vielen Opfern die laufenden Angelegenheiten des Reiches Gottes und giengen in einfältiger Demuth ihren Glaubensweg. Sie hatten meistentheils schon in ihrer blühenden Jugend, wo Andere die

Lust dieser Erde zu genießen oder sich auf's Reichwerden zu legen pflegen, der Welt abgesagt, und es ruhte auf ihnen der unverkennbare Segen früher Gottseligkeit. So lange der sel. Stadtpfarrer Dann lebte, waren sie mit diesem in getreuer Liebe verbunden; nach seinem Heimgang aber ward der edle Consistorialrath Dr. Klaiber in wichtigen Fällen ihr liebreicher Berather, weßhalb der sel. Häring, der Primipilar dieser trauten Genossenschaft, von ihm zu sagen pflegte: „Mit dem kann man etwas haben.“ — Uebrigens gieng ihr Glaubenswerk ganz still, ohne die geringste Ostentation seinen Weg, sie handelten auf Glauben, was man wohl erkannte, wie sie denn mit ihren Liebesgaben für die Armen und die besonderen Zwecke des Reiches Gottes überall vorangiengen und in der thätigen Liebe nicht müde wurden.

Der Ton ihrer brüderlichen Berathungen war ganz einfach und ungeziert, bei Einzelnen manchmal sogar etwas derb, wie bei dem sel. Imman. Josenhans. Als einmal die bekannte Quäckerin, Elisabeth Fry, die l. Brüder in meine Wohnung zu einer Besprechung über philanthropische Zwecke geladen und ihre Vorschläge in Betreff unsrer Stadt gemacht hatte, nahm der gute Josenhans, dem man seine innere Differenz mit ihrer Manier deutlich ansah, eine Prise Tabak um die andere, und sagte sodann der brittischen Dame in seinem Schwabendeutsch so derb und unverhüllt seine abweichende Meinung, daß sie, auch bei nur halbem Verständniß seines Sermons, ganz rathlos vor uns dastand, und die weitere Berathung ganz abgeschnitten war. — Derselbe würdige, aber haarscharf zu Werke gehende Mann nahm mich im Jahr 1845, kurz nach meiner Ernennung auf die Stadtpfarrei zu St. Leonhard, die ihm sehr angelegen war, in sein Zimmer und sagte mir nach herzlichen Glückwünschen frei heraus: „Nun aber mit Verlaub müssen Sie auch frei predigen, und nicht wieder, wie bisher oft geschah, so viel in Ihr Manuskript hineinsehen!“ — Ich sah mit froher Beschämung dem treuherzigen Mann in sein Auge, und sprach: „Lieber Herr Josenhans, so klaren Wein hat mir noch Niemand eingeschenkt, wie Sie! Aber ich danke Ihnen für Ihr treues, offenes Bruderwort, und gelobe

Ihnen, hinfort frei vor der Gemeinde zu reden, so schweren Kampf es mich auch bei so langer Gewohnheit kosten wird. Der Gerechte schlage mich freundlich, das wird Balsam auf meinem Haupte sein!" — So vertrugen wir uns in herzlichster Liebe, und es ward mir gegeben, dieses Versprechen, wenn gleich mit großer Mühe, bis dem alten Adam das Bein gebrochen war, immer mehr in Erfüllung zu bringen.

Ein andres Mal hatte ich wieder einen Span mit dem lieben, grundehrlichen Manne, wobei ich ihm gestand: „Sie sind Ihrem neuen Menschen nach mir wie eine Honigpflaume, der Natur nach aber gleich einem herben, gesalzenen Rettig!" — Er hatte mir einst durch eine rauhe Rede weh gethan, und ich blieb längere Zeit aus seinem Hause weg. Da trat er eines Nachmittags gar mild und freundlich zu mir herein, setzte sich zu mir auf den Sopha, und begann endlich nach allerlei Vorgesprächen mit ernstem, gefaßtem Tone: „Ich trage noch etwas auf meinem Herzen, das mich schon lange drückt, denn ich habe Sie mit einer schnellen, ungebührlichen Rede vor Andern beleidigt; können Sie mir das vergeben?" — Der sonst so gestrenge Mann blickte mir dabei mit einem feuchten, ungemein liebreichen Aug' in's Angesicht, daß mir das Herz vollauf gegen ihn sich erschloß. Darum erwiderte ich ihm mit den Worten eines alten Gedichts: „Was vergeben? Hier in Salem ist's der Brauch: Wem der König nur vergeben, Dem vergibt der Bürger auch!" — Ich drückte ihm die Hand, er küßte mich als Bruder, und wir schieden voll Segens von einander. — Im März 1847 vollendete er nach schwerem Leiden, das besonders von einem erlöschenden Auge herkam, seinen Glaubenslauf, wurde vorher ganz mild und liebhabend wie ein herzliches Kind und gieng voll Friedens, mit der gewissen Hoffnung des ewigen Lebens zu seinem Erlöser heim, nachdem er all' seine Rauhigkeiten, die ihm bei seinem herben Naturell schon früher oft zur Last gewesen waren, tief bereut und in den Tod gelegt hatte. Wilh. Hofacker hielt an seinem Grab eine vortreffliche, den ganzen Mann beleuchtende Rede zum Segen aller Anwesenden. — Gesegnet war mir auch der Geistesverkehr mit andern auserwählten Männern, die nicht zu den

Hochgebildeten, aber zu den Geistlichgediegenen, zu den in Christo Geheiligten gehörten, und bei welchen jedenfalls mehr Segen und innere Förderung, als bei den Meisten zu holen war, die nur vor der Welt berühmt sind.

Im Sommer 1837 erhielt ich einen interessanten Besuch von dem berühmten, persönlich liebenswürdigen Dichter Nikolaus Lenau, der mir große Freude bereitete. Einen ganzen Nachmittag saßen wir in trautem Gespräche zusammen, und so gehalten sich Lenau benahm, so gieng doch ein Strom der interessantesten Gedanken und Mittheilungen auf mich aus, was ich ihm mit aller Herzlichkeit erwiderte. Zuletzt, beim Abschiede bat ich ihn auch um einige Beiträge für mein christliches Taschenbuch, die Christoterpe. Er faßte liebevoll meine Hände, sah mich hellaugig an, küßte mich und sprach: „Das habe ich von Ihrem Herzen erwartet!" Darauf gab er mir seine Adresse nach Wien, und ich versprach, ihm später dahin zu schreiben. — Allein unglücklicher Weise versäumte ich dieß bei einem Uebermaß von Geschäften, da ich der einzige Diakon an einer Gemeinde von 10,000 Seelen war, auch im Herbste den Umzug auf das Archidiakonat an der Stiftskirche zu besorgen und dabei meinen Liederschatz zu vollenden hatte. Es geschah nicht mit Absicht, und der nächste Jahrgang wurde ohne Beiträge von ihm gedruckt. Diese Unterlassung hat er mir nie vergeben, und als ich ihn später einmal hier besuchte, war er so zurückhaltend und frostig, daß ich ihn nie wieder gewinnen konnte; denn es schien mir seine Eitelkeit beleidigt, auch war er mit seinem Werk „die Albigenser" beschäftigt und wohl bereits ganz andern Sinnes geworden.

Eine weit gemüthlichere Begegnung hatte ich ein Jahr später mit dem edeln Erzbischof von Erlau, Joh. Ladislaus von Pyrker, einem schon greisen Manne, der mit gar schlichtem patriarchalischem Sinne zu mir hereintrat. Im Verlaufe des Gesprächs nannte ich ihn einige Male „Euer Eminenz", weil ich seines Titels noch unkundig war. Da sprach er: „Nennen Sie mich nicht also, denn das gebührt blos einem Kardinal!" — „Wie denn, Euer Gnaden?" frug ich hierauf. Er erwiderte: „Da ich zugleich Geheimer

Rath des Kaisers bin, so nennt man mich im amtlichen Verkehr gewöhnlich ‚Excellenz‘; aber am liebsten ist mir's, wenn Sie ganz einfach zu mir sagen: ‚Lieber Pyrker‘! Nicht wahr?" fuhr er fort und drückte mich liebevoll an sein Herz. — Ich antwortete ihm: „Ja, mein Herz liebet Sie innerlich; aber nach außen rede ich zu Ihnen nach der gangbaren Courtoisie, und möchte Ihnen daher den gebührenden Titel nicht vorenthalten." Da nahm er mein erstgeborenes, kaum sechs Monate altes Söhnlein Paul gar väterlich auf seinen Arm, herzte und segnete den blühenden Jungen, der ihn zum Danke dafür sofort in den Finger biß. Ich habe einen gesegneten Eindruck von diesem ehrwürdigen Mann im Herzen behalten.

Eine gar edle, wohlthuende Erscheinung, die mir in früheren Jahren begegnete, war mein theurer, verehrter, nur durch vielfache Korrespondenz vertrauter Freund und Gevattermann Joh. Friedrich von Meyer aus Frankfurt. Ich sah ihn nur ein einziges Mal eine Stunde lang in einem hiesigen Gasthof, etwa im Jahr 1844, wo er mich als Durchreisender auf eine nächtliche Stunde zu sich bitten ließ. Ich konnte die edle, hohe Gestalt mit dem reinen, geistvollen Antlitz nur mit stiller Bewunderung betrachten, und es war mir bei seinen gesalbten, gewichtigen Worten zu Muthe, als wenn ein Prophet des alten Bundes ungefähr diesen Typus auf der Stirne getragen haben möchte, — wie mir denn bei seinen ahnungsvollen, oft dem alten Testament entnommenen Poesien zuweilen unwillkürlich der Gedanke kam, daß er mit dem magischen Dufte seiner geheiligten Phantasie ein besonderer Repräsentant der Romantik Israel zu nennen sein dürfte. In seinen seelenvollen Zuschriften an mich habe ich ihn nicht allein als einen innerlich wohlgeordneten Mann voll Geistes, sondern auch als einen demüthigen Christen kennen und innig verehren gelernt. Schon aus seiner schönen, regelmäßigen Handschrift, wo jedes Wort mit sinnigem Bedacht gesetzt erschien, blickte das harmonische Wesen des Mannes hervor, dessen würdig liebevolle Rede den Stempel höherer Weihe trug.

Im Herbst 1839 lernte ich auf einer vierzehntägigen Rheinreise mit meinem jüngeren Freunde, dem jetzigen Stadt-

pfarrer Schausler in Bönnigheim neben den trefflichen DD. Prof. Nitzsch und K. H. Sack auch den alten christlichen Makkabäer E. M. Arndt kennen, der mir schon vorher wohl einige Gaben zu meiner Christoterpe gesandt hatte. Er erschien mir als ein kurzer, gedrungener, von Leben übersprudelnder Mann, voll freundlicher, harmloser Liebe, der seine Ritterzeit von 1805 bis 1815 nicht vergessen konnte, und bei dem das neutestamentliche Hosianna stets noch von dem Schlachttrommetenhall des Siegestags bei Leipzig durchdrungen war. Seine am Rhein gelegene, bescheidene, sehr einfach meublirte Wohnung zeigte den altdeutschen, von allem Modeprunk entfernten Mann, und seine metallene, durchdringende Stimme klang mir am Abend, als ich bei dem edeln Dr. Sack zwischen ihm und dem ehrwürdigen Nitzsch zu Tische saß, gleich dem Dröhnen einer Batterie, so daß nach einem erschöpfenden sonnigen Tage nicht mehr viel fehlte, daß ich bei seinen geistvollen, aber langen und weithin erschallenden Erzählungen vom Stuhle gesunken wäre. Er ergieng sich in einer Fülle historischer Mittheilungen über Schweden und erwähnte namentlich eines Worts in jener Sprache, die einen kraftvoll gediegenen Mann mit dem Ausdruck „Sehrmann", d. h. ein Mann, der sehr ein Mann ist, bezeichnet, — wobei ich nicht umhin konnte, den alten, mit Ehren und unter unsäglicher Drangsal ergrauten ächtgermanischen Makkabäer als einen Sehrmann dieser Art mit stiller Freude zu bewundern. Er behandelte mich auf's Herzlichste, und ich besitze mehrere Briefe von ihm, deren markige Züge sich auf meine Kinder vererben sollen. Der unvergeßliche Mann war auch in der Unterhaltung voller Geist, voll strömender Wohlredenheit, wie er auch in seinen Gedichten als ein solcher erscheint. Letztere sind mir übrigens meist etwas zu fluktuant und wellenschlägig, nicht ruhig und klar genug, wie diejenigen von Goethe, und jener stürmische Lebenspuls, der ihn oft ruhelos durch die Länder trieb, auch dem Geiste Napoleons so oft mit geistiger Macht in's Gewissen donnerte, bewegt sich auch durch seine poetischen Produktionen, selbst durch die meisten seiner geistlichen Lieder hin. —

Auch mit dem berühmten, unerschöpflichen Dichter Friedr.

Rückert kam ich vor etwa 24 Jahren in eine nähere Berührung durch einen merkwürdigen Fall. Ich besuchte im Spätherbst 1838 meine einzige, bei der Stadt Memmingen an einen würdigen Pastor verheirathete Schwester Maria kurz vor ihrem am 29. Dezember desselben Jahres erfolgten Heimgang. Dort las ich mit wahrer Begeisterung „die Weisheit des Brahmanen", die von Rückert ganz kürzlich erschienen war, und sandte ihm als Zeugniß der Bewunderung einen Gruß in fünf mir tief aus der Seele geflossenen Sonetten. Nach wenigen Wochen erwiderte er mir, von einer Reise heimgekehrt, daß ihn dieser Gruß im Innersten betroffen habe, weil er kurz zuvor ein heftiges Gedicht wider mich im neuesten Bande seiner Poesieen über die von mir verfaßten „Bilder aus dem Scheol" habe mitabdrucken lassen. Nun, da ich ihm in solcher Liebe genaht, bereue er seine Heftigkeit und reiche mir in gleicher Liebe die Hand. — Ich korrespondirte von dort an mit dem Dichter einige Zeit lang mehrmals in poetischen Episteln meinerseits, und der Briefwechsel unterblieb späterhin vornehmlich wohl nur darum, weil wir in manchen wichtigen Lebensanschauungen, auch was das Wesen und die Bestimmung der Poesie betrifft, etwas prinzipiell auseinander giengen. —*)

*) Es möchte für manche Leser nicht ohne Interesse sein, einige von diesen Briefen hier zu lesen:

An A. Knapp.

Du hast mich überrascht, ich konnte nicht es ahnen,
In dir solch einen Freund zu finden des Brahmanen.

Ich traut' im Eifer dir für deines Gottes Ruhm
Nicht Duldung zu für mein verschleiert Christenthum.

Doch du hast durch den Flor mit Liebesblick geseh'n,
Daß zu dem Ziel empor verschied'ne Wege geh'n.

Sollt' ich an Einsicht mich von dir beschämen lassen,
Mit Liebe nicht die Hand die dargebot'ne fassen?

Mit Liebe fass' ich sie, und wie ich sie dir drücke,
Nehm' ich den Vorwurf, der mich selber drückt, zurücke.

Im Namen Dessen, der den Bund der Liebe fügt,
Vergiß, was einst an dir mein scharfer Zorn gerügt!

Daß in Rückert's Dichtungen sich ein unvergleichbar weiterer Horizont der Lebensanschauung und Gedankenwelt findet,

---

Was mir anmaßende Verdammungssucht erschien,
Weiht' ich dem Zorne, nun der Liebe opfr' ich ihn.

Der Streit ist abgethan, in Eintracht geht fortan,
Weil Liebe geht voran, der Christ und der Brahman.

Fr. Rückert.

Diese Zeilen drücken nur schwach die Rührung und Freude aus, die Ihr Brief in mir erregte, den ich erst gestern bei meiner Nachhausekunft von Koburg hier vorfand. Hätte ich ihn acht Wochen früher erhalten, so würde ich einen poetischen Ausbruch des Zornes haben unterdrücken können, den Sie nun im ersten oder zweiten Bande meiner inzwischen erschienenen Haus- und Jahreslieder finden werden. Ich traue Ihnen die Kraft der Liebe zu, diesen Anstoß zu überwinden, und sage nur wenige Worte zur Entschuldigung oder Erklärung. Sie hatten mich schon früher an meinen tiefsten geistigen Wurzeln angegriffen durch ihren Angriff auf Goethe, auf dessen Kunst das Bewußtsein der meinigen ruht. Goethe mußte die Autonomie der Poesie erringen und behaupten, damit sie nun in voller Freiheit der Religion dienen könne, wozu den Weg zu bahnen ich für meine höchste Aufgabe anerkenne, so wie für den schönsten Lohn dieses Bestrebens eine so herzhafte und unumwundene Anerkennung von einem so strenggläubigen Christen, wie Sie sind. Sie bemerken nur, ohne es zu rügen, daß in dieser „verschleierten" Dichtung Christus nicht genannt werde; in der weiteren Fortsetzung, die nun erscheint, wird Er aber auch genannt, und mein Brahman sieht sich endlich zur Erklärung gedrungen:

— „und Christus tritt heran."

Den eigentlichen Abschluß aber bildet das „Leben Jesu", „Evangelienharmonie in gebundener Rede", das jetzt als selbständiges Werk bei Cotta erscheint. Ob ich Ihrer Aufforderung gemäß noch weiter bis zum Kirchengesange werde vorschreiten können, steht nicht in meiner Berechnung; doch schwebt mir ein Kirchenjahr in Gesängen vor, die sich auf die sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln bezögen. Vorher aber habe ich noch manches Anderartige abzuthun, z. B. den Koran. Um noch einmal auf mein hartes Urtheil über Ihre Höllenbilder zurückzukom-

als bei Uhland, wird wohl nicht zu bestreiten sein; — und von dieser Seite her ist Jener ohne Zweifel ein viel reicherer,

---

men: ich selbst fühle mich der Gnade so bedürftig, daß ich sie Keinem zu entziehen wage. Und eben so entschieden, nur weil aus größerer Ferne weniger leidenschaftlich, habe ich über Dante's Hölle abgesprochen; doch werden Sie mir zutrauen, daß ich Dante's Größe deßwegen nicht verkenne. Eben deßwegen verwerfe ich von vorn herein und unbedingt meines Freundes Cornelius jüngstes Gericht, wie geistreich auch und glänzend es ausfallen möge. Von Ihnen aber hat mein Freund Kopp [damals Professor der Philologie in Erlangen] mir das Zeugniß gegeben, daß wenn Sie einmal auch im Eifer einen in die Hölle würfen, Sie gewiß selbst aus Liebe hinter drein sprängen, ihn wieder heraus zu holen. Doch, von allen Höllendämpfen unangefochten, lassen Sie uns wohlgefällig zusammen im himmlischen Lichte wandeln! Sollten Sie nicht zum gemeinen Besten aus der Fülle des Herzens, die aus Ihrem Briefe spricht, für die Weisheit des Brahmanen ein christliches Zeugniß am schicklichen Orte öffentlich ablegen mögen? Bei den hiesigen strengen Christen steht bis jetzt dieses verschleierte Christenthum in gar schlechtem Ansehen. Bei der Gelegenheit könnten Sie wohl auch die zwischen uns nunmehr hinweggeräumten Mißverständnisse (Dank Ihrem Muthe, der den ersten Schritt nicht scheute) berühren. Ich freue mich von ganzem Herzen der zwischen uns eingeleiteten Verbindung. Ihr ergebenster Rückert.

Erlangen, den 17. Nov. 1838.

Erlangen, den 1. Dez. 1838.

Sie sind ein lieber ungestümer Mann, dem auch ein so sprödes Herz, wie das meinige, nicht wird widerstehen können. Freund im ernsten Sinne soll man Keinen nennen, mit dem man nicht einen Scheffel Salz gegessen; aber wenn Sie mir noch einige solche Briefe schreiben, so wird der Scheffel voll sein. Die Aufrichtigkeit Ihrer begeistert ausgesprochenen Theilnahme an der Tendenz meines Lehrgedichtes kann ich nun um so weniger bezweifeln, da Sie eben so aufrichtig Ihre Abneigung gegen Anderes von mir aussprechen, z. B. gegen den Liebesfrühling, der den Meisten so was Einziges scheint. Was haben Sie dagegen? Scheint er Ihnen eine Trivialität oder eine Entweihung? Doch, als eine nothwendige Voraussetzung, ja unverkennbare Grund-

gewaltigerer Dichter als der Letztere. Dennoch leben Uhlands Poesieen in viel größeren Leserkreisen und werden von

lage der Weisheit des Brahmanen haben Sie ihn schon stillschweigends mit anerkannt. Auch sonst deuten Sie in Prosa und Versen wiederholt an, daß ich mir noch etwas müsse sagen lassen; das will ich herzlich gern, nur heraus damit! Vorausgesetzt und zugegeben einige Abweichungen in der innersten Denk- und Glaubensweise, werden wir über Aeußeres und Aeußerung des Innern uns wohl verständigen. Sagen Sie mir bald etwas über das Leben Jesu, das jetzt ganz in Ihrer Nähe hoffentlich unter der Presse ist; ich schreibe an Cotta, daß Sie das erste Exemplar bekommen. Werden Sie mehr die Anmaßung in der Anordnung des Einzelnen zu tadeln haben, oder mehr die Bescheidenheit in Enthaltung alles poetischen Ausputzes im Ganzen? Dann über das beabsichtigte Kirchenjahr in Liedern! Glauben Sie, daß der bisherige protestantische Kirchenliederstyl so fest stehe, daß man nicht darüber hinaus gehen könne noch solle? Ich weiß nicht, warum Sie mir meinen Brief wieder mitgeschickt haben und setze voraus, es sei in der Eile aus Versehen geschehen, daher ich ihn wieder beilege. Mit herzlicher Ergebenheit der Ihrige

Rückert.

Erlangen, den 1. Febr. 1839.

Verehrter Freund!

Abermals, und spät genug, beantworte ich zwei Ihrer poetischen Episteln mit einer prosaischen. Aber zuvörderst bezeuge ich Ihnen, erst jetzt, weil ich in meiner Weltentfernung ihn erst jetzt erfahren habe, mein Beileid über den Trauerfall, der Sie inzwischen betroffen hat. Wäre es Frühling in dem Maße, wie es Winter ist, so wäre nunmehr schon Gras und Blumen über das Grab gewachsen, welches anzurühren und umzuwühlen der Empfindsamkeit unrecht scheinen möchte. Das heißt: ich sollte wohl jetzt nicht die indessen schon verwundene Wunde wieder in Anregung bringen. Aber ich traue Ihnen gleiche Gefühlsweise wie mir zu, daß Sie dergleichen wohl überwinden, aber nicht abthun und vergessen, um die Erinnerung daran zu scheuen und zu vermeiden. Den Verlust einer geliebten, herzverbundenen Schwester kann ich mit Ihnen fühlen, weil ich einen solchen selbst vor wenigen Jahren erfahren habe, und zwar auf sehr geschärfte

dem Zeitgeschlecht mehr geliebt, als Rückert mit all seiner strömenden Dichtungsfülle. Ich glaube meinestheils, — die tiefere Begründung und Ausführung Andern überlassend, — darum, weil Uhland's Poesieen tiefer in der menschlichen Ge-

---

Weise, weil die mir entrissene, eine spät nachgeborne, in der vollsten Blüthe ihrer Jugend stand, und durch ihr sich erschließendes Gemüth mir einen einzigen früh verlorenen Bruder zu ersetzen anfieng, auch die einzige Freude ihrer alten Mutter war, die den plötzlichen Todesfall nicht lang überlebte. Doch nun zu Ihren Briefen! Sie fahren fort, mich mit Versen zu überschütten, in denen Sie Alles, was Sie wollen, mit der größten Leichtigkeit und Lebendigkeit ausdrücken. Dergleichen kostet Ihnen nichts, und Sie bringen es in keinen Anschlag; Ihre eigentliche Poesie, was allein Sie dafür halten, ist in andern Sphären. Aber ich wünschte, daß Sie aus jenen Höhen, wo einem der Athem vergeht, etwas herabstiegen, und die Fülle Ihrer bildenden Kraft zum Schmucke des Irdischen anwendeten. Sie sehen, ich möchte Sie zu weltlichen Poesieen bekehren, wie Sie mich zu geistlichen. Ich gestehe Ihnen nämlich, daß ich erst seit Kurzem Ihre geistlichen Lieder gelesen habe, die ich früher, als außerhalb der poetischen Sphäre fallend, abwies. Ich habe mich nun erfreut an der Gediegenheit, Anmuth und Fülle der Darstellung, aber geärgert an dem Hinstarren auf einen Fleck, in's Blaue, wo keine Gestalt ist, und an der leidenschaftlichen Herabwürdigung von allem blos menschlich Guten und Schönen, menschlicher Tugend und menschlicher Kraft, ohne welche das Leben und die Geschichte still stände. Doch mir fällt bei, daß ich Unrecht habe, Ihnen jetzt mit der losen Musenkunst zuzusetzen, mit der ich selbst ganz ernstlich zu zerfallen im Begriffe stehe. Ich habe in diesem Jahr noch keinen Vers gemacht als diesen:

Durch Poesie häng' ich noch mit der Welt zusammen,
Der Glanz des Himmels wirft mich in der Erde Flammen.

Um endlich mich der Welt vollkommen abzuthun,
O liebe Poesie, geh' auch und laß mich ruhn!

Doch der Vers hat mich ganz aus dem Concept gebracht, und ich muß für heut abbrechen, will aber diese Zeilen nicht länger zurückhalten, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie von Herzen grüße und bitte, bald wieder zu schreiben. Ihr Rückert.

schichte wurzeln, darum einen viel größeren Kreis fest umrissener historischer Menschengestalten in klarer, duftiger Hellweite darstellen, während Rückert, der nur wenig historische Stücke darbietet, sich mehr in der Gedankenwelt bewegt und daher dem Leser statt lebender Persönlichkeiten ungleich mehr Contemplationen der Natur und geistvolle Reflexionen vor die Seele führt. Uhland ist bei aller Musik seiner Sprache mehr ein objektiver Dichter für das Auge, — Rückert bei allem Reichthum seiner inneren Anschauungen mehr ein Dichter für das Ohr, das der Seele einen schwer zu bewältigenden, oft exuberanten Stoff von Gedanken zuführt. Dabei finden wir in Uhland's Poesieen überall eine — man möchte fast sagen — organisch gegliederte Form, bei Rückert gar oft eine an Auswüchsen leidende, den Gedanken manchmal zu breit ausdehnende Willkür der Formation, so daß man Uhland, der die Oekonomie der Kunst mit so sicherem Takte handhabt, keiner bei Rückert oft über Gebühr hervortretenden Künstelei beschuldigen kann. Die organische Gestaltung des Stoffs und die kluge Sparsamkeit in Vertheilung der Lebenssäfte setzt Uhland über den an sich ungleich reicheren Rückert, weil Ersterer mehr durch Schweigen redet, indeß sein berühmter Zeitgenosse durch's Vielreden oft das tiefere Gefühl zum Schweigen bringt.

Ich kenne den edeln Dichter Uhland von meinen Jünglingsjahren her, da mein Vater mit seiner sanften, längst entschlafenen Mutter Geschwisterkind war und unsre Familien einst in Tübingen nahen Verkehrs pflegten. In Feuerbach durchwachte ich im Jahr 1820 mit ihm eine Nacht als Vikar am Todtenbette seines Oheims, des Pfarrers J. G. Schmid, und begleitete ihn nach Stuttgart, stets noch eingedenk der milden Freundlichkeit, mit welcher sein in der Blüthe stehendes reiches Gemüth sich damals erschloß, obwohl er, welchen Varnhagen den „hartnäckigen Schweiger" nennt, zu jenen schwerflüssigen Metallen gehört, deren lichter Blick sich erst zu offenbaren pflegt, wenn sie recht im Feuer erglühen. Seine politischen Anschauungen sind mir jederzeit fremd geblieben. Um so wohlthuender steht mir im Gedächtniß jene

treue Humanität, die von dem ernsten, gediegenen Manne mir und meinen studirenden Söhnen jederzeit zu Theil geworden ist. — Vor nahezu 50 Jahren lieh mir der ehemalige Rektor scholae anatolicae in Tübingen dessen Schüler Uhland auch im Jahr 1800—1801 war, ein dickes Hebdomadarienheft seines ehemaligen Zöglings, worin sich unter Anderem viele für sein Alter sehr gute lateinische Verse, z. B. ein großes Gedicht in Distichen de bello et pace (über Krieg und Frieden), auch einige sehr anmuthige, bereits den talentvollen Sänger verkündende deutsche Lieder befanden. Namentlich erinnere ich mich darunter eines gar einfachen, schönen Himmelfahrtliedes, sowie eines Frühlingsgesangs, worin er nach althergebrachter Sitte den evangelischen Dekan im Namen der ältesten Klasse um Frühlingsvakanz bat. — Es circuliren in Tübingen und noch sonst in seiner Familie einige sehr schöne Lieder auf Verwandte und deren Erlebnisse, besonders auf die Verehlichung seiner längst entschlafenen Schwester Louise, die mich einst am 28. Juli 1798 als zartes Mägdlein in die Tübinger St. Georgenkirche zur heiligen Taufe trug. —

Noch näher, als mit diesem Dichter, war ich einst mit dem edeln, seelenvollen und feurigen Freunde desselben, Gustav Schwab, meinem Vorgänger in meinem jetzigen Amte, befreundet. Diesem geistreichen, ungemein lebhaften Mann verdanke ich manche ebenso eingehende und präzise, als wohlwollende Privatrecensionen meiner Gedichte und andere Winke, die mir in poetischer Behandlung der Stoffe viel genützt haben. Es war eine Fülle von Humanität und neidloser Würdigung der Gaben Anderer in diesem Manne, der das Maß seiner eigenen Leistungen nicht überschätzte und mir einst gestand, daß er als Verfasser mehrerer Recensionen am liebsten zur Bewahrung unsrer deutschen Poesie vor Ungeschmack und seichter Degeneration zu wirken suche. Eine treffliche Recension über die vor einigen dreißig Jahren erschienene „Liederkrone“, eine Sammlung kirchlicher Gesänge, veröffentlichte er in den Leipziger Blättern über literarische Unterhaltung, worin er unter anderen edeln, geistreichen Bemerkungen auch den eben so wahren als schönen Gedanken aussprach: daß auf dem Gebiete des evangelischen Kirchenliedes

uns mehrere Männer begegnen, welche nicht sowohl das angeborene Talent, als vielmehr die Liebe Christi zu gesegneten geistlichen Dichtern gemacht habe. — Er las mir, wenn ich ihn in früheren Jahren besuchte, mehrmals einige seiner schönsten Gedichte vor, als sie gerade seiner Feder entflossen waren, z. B. die ergreifende Dichtung „Johannes Kant", die unstreitig zu seinen besten Produktionen zählt, und konnte es nicht verhindern, daß ihm beim Schlusse, den er mit erhobener Stimme las, ein paar Thränen in's Auge traten. — Bei einem andern trefflichen Liede, „Gang durch den Wald" (Mit zwanzig leichten Lenzen), das er mir vorlas, bemerkte er freundlich: „Ich versichere Sie, daß ich, obwohl das Lied keine christologischen Elemente benennt, damals Gott sehr nahe und vielleicht nie frömmer gestimmt gewesen bin." — Eine noch schönere Begegnung hatte ich mit ihm, als wir miteinander an dem hiesigen Schloß auf und abwandelten. Da sprach ich zu ihm unter Anderm: „An Ihren Poesieen thut mir auch das besonders wohl, daß sich in denselben nicht die geringste Spur von einer Zweideutigkeit findet, wie dieses doch zuweilen auch bei besseren Dichtern der Fall ist." Da sah er mich mit feuchten Augen an und sprach voll Innigkeit: „Was meinen Sie, Freund! So etwas möchte ich ja meinem HErrn und Heiland nie zu Leide thun!" — Ich werde es nie vergessen, wie er damals so schön und liebenswerth vor meinen Augen stand. Diesen seinen innersten Sinn hat auch der HErr gnädig angesehen, als Er ihn so schnell von hinnen nahm und sein brechendes Herz noch zuletzt dem heiligen Namen seines Erlösers sich anbefahl.

Ein einziges Mal im Leben kam ich auch mit Justinus Kerner in seinem gastlichen Wohnhause in Weinsberg ao. 1842 zusammen, nachdem ich auf einer kurzen winterlichen Ferienreise zuerst unterwegs zwei alte Freunde mit in die geräumige Kutsche gepackt und mit ihnen das Städtlein der Weibertreue erreicht hatte. Wir ließen uns Abends auf einen traulichen Besuch bei Kerner anmelden, der uns auch mit seiner treuherzigen Allerweltsliberalität gar freundlich empfieng. Er legte uns unter Anderem etwa zwei Dutzend neu von ihm verfaßter kurzer Gedichte vor, die ich ihm und den

Freunden größtentheils vorlas und von welchen mehrere uns sehr wohl gefielen. Zuletzt löschte er die Lichter aus und spielte uns gleich einer Aeolsharfe die Maultrommel in ätherischen Sylphentönen vor, so daß wir mit athemloser Bewunderung den wie in der Geisterwelt verschwebenden Lispeln und hinsterbenden Melodieen lauschten. Es war ein gar traulicher Abend, den wir in seiner Gesellschaft verbrachten; doch berge ich nicht, daß mich von spezifisch christlichem Standpunkt aus und in Erinnerung an das große, auf der Hinterseite seines Hauses angebrachte Kruzifix seine fast geprägslose Befreundung mit entschiedenen Unglaubigen und seine öffentliche Versicherung, daß er den Glauben an Christum nicht sowohl aus der Schrift, als auf dem Wege der Naturwissenschaft gewonnen habe, schon vor längeren Jahren sehr abgekühlt und, wenn die Apostel Recht behalten (sie werden's!), befremdet hat. Ich bin gewiß weit entfernt, ihn, den harmlosen Mann, darüber zu richten; nach seiner näheren Freundschaft aber habe ich von dort an nie wieder getrachtet.

In eine innige, mein Herz erfreuende Berührung kam ich mit dem edeln, hochbegabten Grafen Anton Alexander von Auersperg, der theils auf seinem Schlosse in Thurn am Hart (Krain), theils in Graz, neuerlich aber als Mitglied des Kaiserlichen Reichsrathes meistens in Wien zu leben pflegt. Die glänzende, von dem reinsten Humor durchzogene und mit einem tiefen, seelenvollen Gemüth gepaarte Phantasie dieses Dichters hat mich, obwohl ich ihn noch niemals von Person gesehen, um so inniger zu ihm hingezogen, als er in seinen geistvollen Briefen, die ich von Zeit zu Zeit von seiner freundlichen Hand empfange, es nicht verschmäht, mich jezuweilen mit der liebenswürdigsten Offenheit in sein getreues Herz und in den stillen Kreis seiner Familie hineinblicken zu lassen und in einer höheren Harmonie der Gegensätze als Katholik mit mir zu verkehren. Wie frühlingsheiter ist das Colorit seiner inneren und äußeren Lebensanschauungen und wie sicher trifft er auch auf politische Gebiete, in seinen herrlichen „Spaziergängen eines Wiener Poeten" den rechten Punkt gerade da, wo das dichterische Postulat so zwanglos mit dem Gewissen, dem gesunden Menschenverstand und auch

mit der Prophetenstimme des göttlichen Wortes zusammenstimmt. Dabei bekennt Niemand williger, als er selbst, daß in seinen eigentlichen „Gedichten“ sich noch allerlei befinde, das einer größeren Aufklärung und Feile bedarf. Wenn ich jedoch ihn mit seinem längst in schwerer Trübsal dahingeschiedenen Freunde N. Lenau vergleiche, so mag Letzterem wohl ein größeres Maß von Tiefsinn und glühender Reflexionskraft verliehen sein; aber man spürt aus vielen seiner Produktionen den Brandgeruch des selbstverschuldeten Weltschmerzes und den verhaltenen Groll gegen das Regiment Gottes doch allzustark heraus, als daß man nicht viel lieber mit seinem im Naturgefühl und in der Weltanschauung weit gesünderen Freunde sich vereinigen möchte, der bei allem Ernste, womit er die Schäden und Gebrechen seiner Zeit beklagt, doch hinwiederum auch kindlich der Welt Gottes sich zu freuen weiß, weil sein Gemüth vor dem Schlamme der Zeit bewahrt geblieben ist. —

Den th. sel. schon vorhin besprochenen Schubert in München besuchte ich auch noch manches Mal von Stuttgart aus, hatte auch die besondere Freude, ihn und seine treffliche Hausfrau zweimal, im Jahr 1847 und 1853, einige Tage lang in meiner Wohnung zu beherbergen, was natürlich ein wahres Fest für die ganze Familie war. Einen besonderen Bund großväterlicher Liebe schloß er bei seinem ersten Besuche mit meinem damals 1½jährigen Töchterlein Lydia, seinem Pathchen, das in seinem Stühlchen stets neben ihm bei Tische sitzen mußte und sich das gerne gefallen ließ. Wenn dann der holdselige Papa etwas Wein trinken wollte, nickte er mit seinem Glase jedesmal dem Kindlein zu und sprach lächelnd: „Bruder, Du sollst leben!“ — Das Kind verstand seine Worte noch nicht, gewann ihn aber unaussprechlich lieb, so daß es, weil es des Gehens noch nicht mächtig war, ihm überall auf allen Vieren, einer Schildkröte gleich, nachrutschte, und sich, wenn's ihn gefunden, an ihm freudig aufrichtete. Am Tage des Abschiedes trug die Mutter ihre Lydia neben den abgehenden Freunden die Treppe hinunter, und diese lächelte fortwährend den herzlichen Pathen noch an, wie wenn's zu einem Spaziergange sich anließe. Da nun aber der Wagen fortrollte, streckte

das bitter enttäuschte Kindlein seine Händchen nach dem Scheidenden aus und erhob ein solches Jammergeschrei, daß wir es beinahe nicht zu trösten vermochten. Dieses Kind folgte im vierten Lebensjahre seinem ein Jahr früher entschlafenen allerliebsten Schwesterlein Amalie nach, welches vielleicht das schönste und edelste meiner Kinder gewesen, und auch im vierten Jahre seines Lebens nach 70wöchiger Krankheit entschlafen ist. In letzterem Kinde war eine Gemüthstiefe und liebevoll ernste Zartheit, die ihm alle Herzen gewann, und deren Blüthenflor es auch bis zu seinem friedlichen Ende bei all seinen langwierigen Leiden beibehielt. Als es im Mai 1848 mitten unter den dämonischen Wirren jenes unseligen Jahres seinem Heimgange entgegenreifte, und unter den blühenden Bäumen unseres Gartens unbeweglich in seinem Wägelchen lag, sprach es zu seiner Mutter: „Liebe Mutter, muß ich immerfort so daliegen, wenn die Bäume da über mir so schöne Blätter bekommen und die Vöglein in den Zweigen singen und springen?" — „Nein," entgegnete die Mutter, „das darfst Du nicht, sondern Dein Heiland läßt Dich bald unter den Lebensbäumen frisch und gesund wieder aufstehen!" — Als das Kind am 15. Mai 1848 heimgegangen war, verlangte die kleine Lydia manchmal auf den Friedhof geführt zu werden; wenn sie dann hinkam, bohrte sie sogleich mit ihrem Fingerchen ein kleines Loch in den Grabhügel ihrer vollendeten Schwester und rief mit freundlicher Stimme hinein: „Amalie, komm, hole mich." — Dieses Wunsches ward sie auch bald theilhaftig, denn der Herr nahm sie vier Wochen vor ihrer liebenden Mutter am 24. August 1849 heim, und seine Wunderhand kehrte damals so mächtig erschütternd bei mir ein, daß ich in dem kurzen Zeitraum von 15—16 Monaten sieben meiner Angehörigen und Hausgenossen, meine Gattin, drei Kinder, zwei redliche Dienstboten und meinen sel. Kollegen Wilhelm Hofacker, zu Grabe geleiten mußte, durch diese Erschütterungen aber zuletzt selber an den Rand des Grabes kam.

Bei der über 20 Jahre hindurch von mir besorgten Redaktion der „Christoterpe" habe ich eine Reihe vortrefflicher Männer, deren Namen in jenen Bänden genannt werden,

theils persönlich, theils durch Briefe kennen gelernt, und aus einem Theil dieser Korrespondenz vielseitigen Segen empfangen. Freilich gieng es hinwiederum auch nicht ohne Mißverständnisse und Beleidigungen ab, wenn ich zuweilen die Aufnahme mancher Beiträge verweigerte, oder gar die Antwort in solchen Fällen unterließ, weil ich die Weglassung mancher wenigen oder gar einzelner Gedichte nicht jedesmal mit einem Brief begründen konnte. Dadurch habe ich bei manchen unter ihnen unfreiwillig angestoßen. Neben einem geschäftsvollen Amte war es rein unmöglich, allen derartigen Bitten und Erwartungen gerecht zu werden. Ich habe aber hiebei sehr oft die Bemerkung gemacht, daß die kleinen Dichter die empfindlichsten zu sein pflegen, daß auch gewisse Frauenseelen dem Reiche Gottes besonderen Abbruch zu thun fürchten, wenn sie ihre Gedichte nicht drucken lassen.

Die Gabe zur Dichtkunst ist etwas Geistleibliches, das einer gesunden, glücklichen Entwicklung bedarf. Es liegt in einer Seele, der dieses Talent angeboren ward, etwas Unaussprechliches auf dem Grund ihres innersten Wesens, — gleichsam ein heimlich bebrütetes Ei, aus welchem das Vögelein heraus will, um seine Flügel in die sonnige Himmelsluft emporzuschwingen. Diese Anlage hat schon Dr. Gall in seiner Schädellehre geahnt und durch häufig zutreffende Merkmale nachzuweisen gesucht. Es gibt aber auch noch andere geheime Indicien, die es nicht unklar andeuten, daß die Fähigkeit zur Dichtung auf einer tiefen natürlichen Präformation beruhe. So erinnere ich mich z. B. aus mehreren Zeiten meines eigenen Lebens einiger sehr klaren, mir unvergeßlichen Träume, in welchen ich ein großes, prächtig beschriebenes Buch sah, aus welchem mir die schönsten, herrlichsten Gedichte verschiedenen Umfangs mit den deutlichsten Worten und vollendeten Reimen vorgelesen wurden, oder woraus ich selbst mit wonnigem Erstaunen himmelschön hingehauchte Lieder las, gegen welche mir, wie ich genau reflektirte, meine eigenen bis daher verfaßten Gedichte nur als Schatten und Schaum oder wie Raupen erschienen, aus denen nun erst die Schmetterlinge mit ihren goldglänzenden Flügeln ausgeschlüpft waren. Ich war mir auch des bald historischen, bald subjektiven Inhaltes,

sowie der lichten organischen Gliederung der einzelnen Strophen genau bewußt und rang mit zitternder Freude, diese geistigen Sylphen, die so lockend an meinem inwendigen Auge vorüberzogen, an ihren Fittigen zu halten, um beim Erwachen ihrer noch mächtig zu sein, wenigstens den Grundgehalt zu bewahren, — doch umsonst; denn je näher es zum Erwachen ging, desto mehr verblichen die lieblichen Gestalten, und als ich völlig erwacht war, hafteten nur noch unbestimmte, nebelnde Umrisse von der nächtlichen Schau in meiner trauernden Seele. — Solche Träume wären wohl nicht möglich gewesen, wenn nicht die leiblich besänftigten, ruhig gestimmten Nerven im Bunde mit der brütenden Seele solch ein innerliches Konzert aufgeführt hätten. Ich habe auch nicht selten ein Gedicht geradehin im Traum empfangen, z. B. die Stücke in meinen Poesieen: „Christus vor Garizim," *) — „der Einziglebendige" **) u. dergl. Als im Jahr 1840 der sel. Gustav Schwab eine von mir zunächst verfaßte Uebersetzung von Dies irae für das württembergische Gesangbuch, nämlich die der Strophe „Confutatis maledictis" beanstandete, sagte er lächelnd: „Nehmen Sie's noch einmal hin, ob Ihnen nichts besseres zu Theil dafür werde. Da träumte mir's ein bis zwei Nächte nachher, daß es heißen müsse: „Wann Verworf'ne sich entfärben, Die Du hinsprichst in's Verderben, Rufe mich mit Deinen Erben." — Diese Version acceptirte Schwab und setzte scherzend hinzu: „Den Seinigen gibt Er's schlafend!" — Derartige Beispiele könnte ich noch mehrere erzählen.

Was die Produktion von Gedichten betrifft, so ist sie manchmal das Ergebniß eines ruhigen Nachdenkens, einer ernsten, innigeren Reflexion, oft aber auch ein blitzschnell auftauchender Eindruck, wodurch die erste Veranlassung zu einem Gedicht entsteht. In früheren Jahren herrschte bei mir das letztere am meisten vor, während in der späteren Zeit mehr die stille, tiefere Reflexion sich geltend macht obwohl bei alterndem Körper ein gewisses Gesundheitsgefühl unerläßlich

*) Vrgl. die Auswahl der Gedichte, S. 687.

**) Vrgl. ebendaselbst S. 526.

ist. Die tiefsten, herrlichsten Keime der wahren Poesie liegen im Worte Gottes, wenn sich das innige Herzensbedürfniß, das Gebet und die Freude in dem HErrn damit verbindet. Auch die Behandlung weltlicherer Stoffe, z. B. der historischen, will von dem gleichen Geiste getragen sein; denn ein geringer oder gar fleischlicher Stoff, sei er auch noch so glänzend formirt, wird schwerlich allzulang im Gedächtniß der Lebendigen vorhalten, und während z. B. der alte, weiland so hoch gefeierte Martin Opitz bloß als ein Name, nicht mehr durch bleibende, in's Volk eingedrungene Lieder noch fortlebt, ist sein noch begabterer Zeitgenosse Paul Flemming nicht durch seine weltlichen, längst verschollenen Gedichte, sondern eigentlich und so ziemlich allein durch sein schönes Kirchenlied: „In allen meinen Thaten“ dem Todesgerichte der Vergessenheit entronnen. Was wahren Bestand im Gedächtnisse des Kerns der Menschheit erlangen will, muß einem Element entspringen, dem Gott Unsterblichkeit verbürgt, und auf einer heiligen Wurzel stehen, deren Gewächse nicht mit den weltlichen Blumen dieser Erde verwelken.

Auch geht eine bloß menschliche Begeisterung über weltliche Dinge nicht auf den innersten Grund unsres Wesens hinab, und was wir, die nöthige Begabung und Durchbildung vorausgesetzt, auf irgend einem Gebiete, sonderlich dem poetischen, produziren, dem ist die Fortdauer im Gedächtniß der Nachwelt meistentheils nur soweit gewiß, als das Geisteserzeugniß mit dem heiligsten Bedürfniß der Herzen und den ewig unverrücklichen Grundordnungen des Wortes Gottes zusammentrifft. Darum sind die Lieder eines Luther, Paul Gerhardt und ähnlicher Gottesmenschen unvergänglich, so lange es eine christliche Nation in Deutschland gibt, unsterblich bei der Gemeinde des HErrn, während hundert weltliche Dichter mit ihren meist so kurz gepriesenen Blüthen bald genug im Staube des Todes liegen, aus welchem sie kein Kunstrichter mehr aufzurichten vermag. —

Fortsetzung und Schluß

von dem Sohne, Joseph K.

Soweit reichen die eigenen Aufzeichnungen des Vollendeten. Ehe wir ihn nun auf die weiteren Stationen seines Lebens begleiten, liegt es im Interesse der Vollständigkeit der voranstehenden Mittheilungen, noch einmal auf die Zeit, in welcher der Vollendete das Diakonat an der Hospitalkirche zu Stuttgart bekleidete, zurückzugreifen und theils das von ihm selbst Gesagte zu ergänzen, theils Solches, zu dessen Mittheilung er keine Zeit mehr fand, hinzuzufügen.

Es war der 4. Mai des Jahres 1836, als ihm der damalige Konsistorialpräsident v. Mohl seine am gleichen Tag erfolgte Beförderung auf das genannte Diakonat in den kurzen Worten: „Ich gratulire, Herr Hospitalhelfer. Mohl." nach Kirchheim schrieb. Wie schwer seinem Herzen der Abschied von dieser Stadt nach fünfjährigem Dienst am Evangelium gefallen ist, hat er selber des Näheren ausgesprochen. Andererseits sah aber auch die Gemeinde ihren Lehrer und Seelsorger nur ungern scheiden. Dekan Bahnmaier sprach von der Abreise seines geliebten Amtsgenossen als von „schweren, ernsten Tagen." Er hatte zuvor in treuester Meinung Allem aufgeboten, um ihn sich und der Gemeinde zu erhalten. Am Schluß eines an ihn gerichteten Briefs vom 12. April 1836, in welchem er sich sehr eingehend über seine Meldung nach Stuttgart ausspricht, schreibt er: „Kann ich es unsrer lieben Gemeinde gewinnen, daß Sie hier bleiben, so macht es mir die innigste Freude. Nach dem, was Sie mir öfters

von Ihren ökonomischen Verhältnissen sagten, so wäre das nur durch eine Zulage von 200 Gulden möglich, wenn ich nicht irre. Mit aller Freude erkläre ich dem Konsistorium, daß mir unser gemeinschaftliches Wirken für das Reich des HErrn so lieb sei, daß ich diese 200 Gulden und noch mehr von meinem Gehalt abtrete, so lange ich noch lebe." Auch hatte er sich schon mit dem Gedanken befreundet, sein Amtsgenosse könnte mit der Zeit die Abneigung vor dem Dekanat immer mehr überwinden und dereinst zu seinem Nachfolger in demselben gewählt werden. Auf der andern Seite begriff er jedoch die Gründe, welche seinen Freund nach Stuttgart zogen, zu gut, als daß er es gewagt hätte, ihm die Meldung auf die erledigte Stelle daselbst entschieden zu widerrathen. So konnte er sich denn auch aufrichtig freuen, als die Kunde von dessen Ernennung zum Hospitaldiakonus nach Kirchheim gelangte.

Am 10. Juli, am Tag, an welchem der Vollendete fünf Jahre zuvor von seiner ersten Gemeinde in Sulz a. N. Abschied genommen hatte, hielt er in Kirchheim seine Abschiedspredigt nnd zwar ebenfalls, wie vormals in Sulz, über Eph. 3, 14—21: „Ich beuge meine Kniee" ꝛc. Er sprach über die ewige Verbindung zwischen christlichen Gemeinden und Lehrern, auch wenn sie sich trennen müssen für diese Zeit, und zeigte, wie sie erfolge und bestehe 1) durch gläubige Erinnerung an das gehörte Wort Gottes, 2) durch gegenseitige Fürbitte, 3) durch Wachsthum in der Gnade und Wahrheit Jesu. In der Einleitung zu dieser Abschiedspredigt bezeugte er, daß sich sein Herz und Mund weit gegen seine Gemeinde aufgethan habe; er bekannte, daß er es früher als einen besonders lieblichen Wunsch und Vorsatz im Herzen getragen, falls es der HErr gestatte, bis in sein fünfzigstes Lebensjahr in dieser Stadt zu bleiben, deren Bestes zu suchen sein stetes Anliegen gewesen sei. Er würde darum sein Scheiden von ihr nicht ohne die schmerzlichsten Zuckungen des Gemüths, ja, nur mit bitteren Vorwürfen seines Gewissens bewerkstelligen können, wenn er nicht nach dem Befehl der Schrift, welche Jeden seiner eigenen Meinung gewiß zu sein heiße, in seinem Innersten überzeugt wäre, daß er keinen

eigenen, selbsterwählten Weg einschlage, sondern einer ohne sein Zuthun an ihn gekommenen Weisung Gottes folge. Er schied mit dem Versprechen, den geistlichen Trauring von dieser Gemeinde, welchen ihm Gott vor fünf Jahren an den Finger gesteckt habe, als ein Kleinod nach Stuttgart, ja in die Ewigkeit mitzunehmen.

Am 20. Juli verließ er sein geliebtes Kirchheim, dessen Friedhof die Gebeine seiner ersten Gattin bewahrt, und kam am Abend desselben Tages in seiner neuen Heimath an. Vier Tage darauf, am achten Sonntag p. Trin., an welchem er sein achtunddreißigstes Lebensjahr erfüllte, hielt er in der Hospitalkirche seine Antrittspredigt, in welcher er an der Hand von 1 Kor. 2, 1—13: „Und ich, liebe Brüder, da ich zu euch kam" 2c. 2c., seiner neuen Gemeinde die gesegnete und selige Einigkeit der Christengemeinden und ihrer Lehrer vorstellte, wenn sie sich im ächten Sinn auf das Wort vom Kreuz Jesu Christi verbinden. Er zeigte: 1) was dabei die Lehrer und 2) was die Gemeinden zu thun haben. Nach der Predigt wurde er von dem damaligen Stiftsprediger Haas an demselben Altar, an welchem er vier Wochen zuvor mit seiner zweiten Gattin, am 27. April 1828 mit seiner ersten Gattin getraut worden war, investirt. Die Testes bei seiner Einsegnung waren seine beiden hochgeschätzten väterlichen Freunde, der damalige Stadtpfarrer zu St. Leonhard Christian Adam Dann und sein Vorgesetzter und Amtsgenosse an der Hospitalkirche, Stadtdekan Christoph Friedrich Gerok. Mit dem Ersteren war er schon seit Jahren in brieflicher Verbindung gestanden. Derselbe war's auch, von dessen Hand er mit seinen beiden Gattinnen, die zu den anhänglichsten Schülerinnen des ehrwürdigen Mannes gehörten, getraut worden war. Die Freude, mit demselben nun in nähere persönliche Verbindung treten und mit ihm in der nämlichen Stadt für den Einen Herrn sein Zeugniß ablegen zu dürfen, sollte dem Vollendeten nicht lange beschieden sein. Denn schon im folgenden Jahr, am 19. März 1837, durfte der 78jährige Greis, dem bis in sein hohes Alter die Frische des Geistes bescheert gewesen war, zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen. Von welcher Verehrung der Vollendete vor

seinem väterlichen Freund Dann erfüllt und mit welchen Banden der Liebe er zugleich mit ihm verknüpft war, erhellt am besten aus der Beschreibung des Lebens dieses gesegneten Mannes, welche er in der Christoterpe 1847 (S. 201 bis 310) gegeben hat. Er thut daselbst u. A. jenes eigenthümlichen Gefühls Erwähnung, von welchem er beseelt gewesen sei, wenn er in seinen über den Brief an die Epheser in der zweiten Hälfte des Jahres 1836 gehaltenen Bibelstunden in der Reihe der Zuhörer den greisen Lehrer erblickt habe. Durch die Anwesenheit desselben in seinen Vorträgen wurde er jedesmal ebenso gebeugt als ermuthigt. Zu besonderer Freude gereichte es ihm aber, wenn dieser — was oft der Fall war — nachher zu ihm in die Sakristei kam und ihm erlaubte, ihn in sein etwas entlegenes Haus zu begleiten, auch bei Regen oder Schnee am Arm dorthin zu führen. — Ebenso schildert er in jener Lebensskizze den Besuch, den er dem todtkranken Lehrer und Freund am Tag vor dessen Heimgang noch machen konnte. Er fand ihn zwar sprachlos, aber bei vollem, klarem Bewußtsein, und die zum Himmel gerichteten Augen und Hände machten zur Genüge seinen letzten Sinn verständlich. Er schied von ihm mit stillem gerührtem Dank für allen von ihm ausgegangenen Segen und gab seinen Gesinnungen bald hernach auch einen Ausdruck in einem dem Andenken des entschlafenen Lehrers gewidmeten längeren Gedicht, in welchem er ihm durch die Zeichnung seines Charakterbildes und seiner eigenthümlichen äußeren Erscheinung ein kleines Denkmal gesetzt hat. (Christot. 1839, S. 376 ff.; vrgl. Gedichte, neueste Folge, 1843, S. 591 ff.)

In der Person des andern Testis, des schon genannten Dekan Gerok, welcher als Prälat von Ludwigsburg im wohlverdienten Ruhestand am 2. Juli 1865 in Stuttgart gestorben ist, stand dem Vollendeten sein älterer Amtsgenosse zur Seite, der ihn liebevoll als seinen neuen Mitarbeiter und Gehülfen am Dienst der Gemeinde begrüßte. So verschieden auch das Naturell der beiden Männer war und so sehr jeder derselben seine individuell bedingte eigenthümliche Richtung hatte, so bildete sich doch, da beide auf der gleichen

Grundlage des Glaubens standen und da außerdem der ehrwürdige Dekan dem jüngeren, vertrauensvoll sich ihm anschließenden Amtsgenossen ein reiches Maß von Liebe und ein zartes Verständniß seines geistigen Strebens entgegenbrachte, ein herzliches kollegialisches Einvernehmen. Schon von Kirchheim aus hatte sich der Vollendete als neuernannter Hospitalhelfer in einem längeren Brief seinem künftigen Vorgesetzten empfohlen und ihn um Entschuldigung gebeten, daß er komme statt Oettingers, der auch unter den Kompetenten war und als Gerok's früherer Vikar diesem vielleicht willkommener gewesen wäre. Daß aber diese Entschuldigung hätte unterlassen werden können, das durfte der Verewigte während der ganzen Zeit, in welcher er mit Gerok die gleiche Gemeinde bediente, in steigendem Maß erfahren. Er verehrte in diesem nicht nur seinen charakterfesten, pflichttreuen und gesinnungstüchtigen Vorgesetzten, sondern lernte ihn auch immer inniger als seinen wohlwollenden väterlichen Freund und Gönner lieben, der ihn im Lauf der Jahre zu mehr als einem Gedicht begeisterte.*) Auch später, als das engere kollegialische Verhältniß aufhörte, blieb das Band gegenseitiger Liebe und Hochschätzung ungelockert. Und als der Vollendete unter dem Druck seiner letzten schweren Leiden stand, durfte er unter so vielen Besuchen theilnehmender Freunde manchmal auch den seines damals noch ziemlich rüstigen älteren Freun-

---

*) In dem Festgedicht, das der Vollendete als Stiftsoberhelfer seinem väterlichen Freund bei seiner silbernen Hochzeit (am 17. Febr. 1839) übergab, bringt er ihm und seiner Gattin die wärmsten Glück- und Segenswünsche dar und sagt im Anschluß daran:

Das wünschet Euch der Freund, der nur ein kurzes Jahr, —
Zu wenig für sein Herz, — mit dir verbunden war.

Er bleibt zwar ewiglich mit deinem Geist verbunden,
Doch hielt' er heute gern im Amt dich noch umwunden.

Du hast ihm wohlgethan stets als ein treuer Mann; —
Wenn er dich schauet an, so thut er's ohne Bann.

Was mir und meinem Haus du liebevoll erwiesen, —
Soll silbern, golden auch auf Euch zurückefließen. —

des Gerok empfangen, der in Stuttgart den Abend seines Lebens verbrachte. Bei einem seiner letzten Besuche segnete dieser den jüngeren todtkranken Freund ernst und feierlich mit den Worten ein, die dieser einst auf das Haupt so vieler Kinder am Tag ihrer Taufbundserneuerung gelegt hatte: „Der himmlische Vater erneure und vermehre in dir um Jesu Christi willen die Gaben des heiligen Geistes zur Stärkung deines Glaubens, zur Kraft in der Gottseligkeit, zur Geduld im Leiden und zur seligen Hoffnung des ewigen Lebens."

An der Seite dieses edeln Mannes bekleidete der Vollendete etwas über $^{5}/_{4}$ Jahre sein Amt an der Hospitalkirche. Die ganze Macht der ersten Liebe fesselte ihn an dieses Gotteshaus und an die neue dort sich versammelnde Gemeinde, welche ihm gleichfalls mit der ganzen Innigkeit der Liebe und mit vielem Vertrauen entgegenkam und an seinen jeden Sonntag Nachmittag mit großer Wärme gehaltenen Predigten sich erbaute. In Bälde hatte sich aus allen Theilen der Stadt ein namhafter Kreis Solcher um ihn geschaart, mit denen er als Seelsorger und Hausfreund noch nähere Verbindungen anknüpfen durfte. Ueberhaupt brachte ihm die neue Stellung an der damals nur von zwei Geistlichen bedienten Hospitalkirche, zu deren Parochie 10,000 Seelen gehörten, viele Arbeit. Zudem hatte er noch das schwierige Katharinenhospital zum größten Theil — und in den Schreibereien allein — zu besorgen, und was es um den Anlauf in einer großen Stadt ist, bekam er gleich am Anfang sattsam zu erfahren. So verschiedenartig aber auch die Anforderungen seiner neuen Stellung waren, so überstiegen sie dennoch seine damals jugendlich frische Kraft nicht. Dieß geht unter Anderem daraus hervor, daß es ihm möglich wurde, neben seinen amtlichen Geschäften auch das Halten von Privatversammlungen — zunächst für Männer und Frauen — in seinem Hause zu beginnen, womit er einem Wunsch und Bedürfniß vieler Glieder seiner Gemeinde entgegenkam. Diese Privatversammlungen sollten zugleich als Gegenwirkung gegen die Sektirerei dienen, „welche schon damals in Stuttgart zu grassiren anfieng." Mit den Män-

nern betrachtete er zuerst den Römerbrief, mit den Frauen das Evangelium Johannis. Nach Dann's Tod kam noch eine Jungfrauenstunde hinzu, in der er an jedem Sonntag Abend das Evangelium oder die Epistel des betreffenden Tages auslegte.

Die Stunden, welche nicht von seiner amtlichen Thätigkeit ausgefüllt waren, widmete er jedoch vorherrschend den schon auf seinen beiden ersten Stellen in Angriff genommenen literarischen Arbeiten, vor Allem der Herausgabe der „Christoterpe" und des „Liederschatzes".

Was die Christoterpe betrifft, so war er bereits in Sulz a. N. von mehreren achtbaren Männern zur Herausgabe dieses christlichen Taschenbuches aufgefordert worden, besonders von dem aus Basel gebürtigen Theologen Joh. Jak. Banga. Diesen nennt er im Vorwort zur Christoterpe 1835, die er ihm, dem kurz zuvor, im Juli 1834, in Rom heimgegangenen Freund in einem längeren Lied dedicirte, geradezu den Stifter dieses Taschenbuches. Obgleich es damals an Almanachen für die christliche Laienwelt nicht fehlte, — es erschienen zu gleicher Zeit die Theodulia von Meißner, das Taschenbuch für häusliche Andacht von Vater und das Taschenbuch von Döring, — so hielten doch verschiedene Stimmen die Herausgabe eines weiteren christlichen Almanachs von entschieden positiver Richtung keineswegs für ein überflüssiges Unternehmen, sondern im Gegentheil für ein dringendes Zeitbedürfniß. So bekam denn der Vollendete im Februar 1831 Muth und Freudigkeit, in einem längeren Schreiben eine Reihe von Theologen und Geistlichen zur Mitwirkung bei diesem Unternehmen einzuladen. Als Tendenz des neuen christlichen Jahr- und Taschenbuchs bezeichnete er in demselben, vornehmlich den gebildeteren Laien in Prosa und Poesie eine Gabe christlicher Liebe zur Stärkung und Förderung im evangelischen Glauben und Leben darzubieten und diesen Zweig der Literatur nach Maßgabe der Kraft der Mitarbeiter dem Reich Gottes zu vindiciren, auch einen Vereinigungspunkt zu stiften, worin sich die gleichgestimmten, oft so weit zerstreuten Verfasser und Leser freundlich begegnen, sich näher verbinden und auf ein gemeinsames

Ziel hinwirken können. Besonders hob er hervor, daß nur Gediegenes und Uebereinstimmendes gegeben werden solle, damit die Christoterpe nach Gehalt und Form in kräftiger Einfalt auftrete und unter dem göttlichen Beistand Dasjenige, was sie könne und solle, auch wirklich ausrichte. Diese Tendenz hat der Vollendete in den zwanzig Jahren, in welchen er die Herausgabe der Christoterpe besorgte, stets im Auge behalten, ja, je klarer er mit der Zeit die Idee eines christlichen Taschenbuchs erkannte, immer mehr in's Auge gefaßt. So sprach er es in der Vorrede zur Christoterpe von 1844, S. 7 aus, daß diese fortan eine stets entschiedenere Stimme für Christum, den Gekreuzigten, von dem sie den Namen trug, erhebe, und er bat in derselben nur um solche Beiträge, welche dem Geist nach entschieden die Sache des HErrn vertreten.

Der Aufruf des Vollendeten zur Mitwirkung an der Herausgabe des neuen Taschenbuchs fand an vielen Orten den freudigsten Anklang. Stellten sich auch aus verschiedenen Gründen nicht alle geladenen Freunde mit den gewünschten Beiträgen ein, so entsprachen doch immerhin die Meisten der an sie gerichteten Bitte, und bald gesellten sich zu diesen auch ungeladene Mitarbeiter, die mit ihren poetischen oder prosaischen Spenden dem neuen Unternehmen zu dienen bereit waren. So konnte denn nach längerer Vorbereitung am Ende des Jahres 1832 die Christoterpe zum ersten Mal erscheinen, und gleich dieser erste Jahrgang wurde an den verschiedensten Orten mit liebender Theilnahme aufgenommen, so daß vom ersten Jahrgang bald über 800 Exemplare ausgegeben wurden. Auch Solche, welche sich an dem äußeren Gewand des Buchs und an dem gräcisirenden Titel aufhielten und ein einfaches, christliches Liederbuch der Almanachsform vorgezogen hätten, sprachen doch von der reinen christlichen Gesinnung und auch von dem theilweisen poetischen Werth der Christoterpe mit aller Anerkennung. Besonders war es das in ihrem ersten Jahrgang veröffentlichte Gedicht des Herausgebers auf Göthe's Hingang, was allgemeines Aufsehen erregte, viele Freunde und Feinde fand und auch Solche, die nicht zum engeren Leserkreis der Christoterpe gehörten, auf dieses neue

Taschenbuch aufmerksam machte. Die Mitarbeiter am ersten Jahrgang derselben waren außer dem Herausgeber und einem Ungenannten die Doktoren und Professoren Heinroth in Leipzig, Kern (früher Prof. in Schönthal, damals Pfarrer in Dürrmenz), Olshausen in Königsberg, K. H. Sack in Bonn und Schwarz in Heidelberg, Dr. J. F. v. Meyer in Frankfurt, Consist.-Rath Dr. Rudelbach in Glauchau, Antistes Geßner in Zürich, Dekan Bahnmaier in Kirchheim, Pfarrer Burk in Thailfingen, der bekannte Herausgeber des „Christenboten." Der nächste Jahrgang brachte noch weitere Namen von gutem Klang und namhaftem Gewicht. Unter ihnen wurden namentlich Geh. Hofrath G. H. v. Schubert und C. G. Barth mit Freuden willkommen geheißen. Beide blieben auch in der Folge die treuesten Mitarbeiter, welche den mit ihnen persönlich befreundeten Herausgeber fast nie eine Fehlbitte thun ließen. Die Namen der Andern, welche im Lauf der Zeit der Christoterpe mit ihren Gaben dienten, sind außer dem Herausgeber und wenigen Ungenannten folgende: die Doktoren und Professoren E. M. Arndt in Bonn, J. J. C. Donner in Stuttgart, E. Eyth in Schönthal (jetzt Ephorus daselbst), K. W. Hagenbach in Basel, J. H. Kurtz in Dorpat, J. P. Lange in Bonn, Osiander in Maulbronn (jetzt Dekan in Göppingen), Chr. Palmer in Tübingen, F. Piper in Berlin, Daniel Schenkel in Heidelberg, Steudel in Tübingen, C. Ullmann in Heidelberg (starb als Prälat in Karlsruhe), die Doktoren W. Menzel und F. Notter in Stuttgart, Volkmann in Leipzig und Alb. Zeller in Winnenthal, die Doktoren und Domprediger Wilh. Hoffmann, F. Sack und L. F. F. Theremin in Berlin, Kirchenrath Dr. Bomhard in Augsburg, die Doktoren und Superintendenten v. Biarowsky in Erlangen und Rud. Stier in Eisleben, die Dichter Graf Christian Günther von Bernstorf, Abel Burkhardt, C. A. Döring, E. Fink, Wilh. Hey, Hopfensack, Julius Krais, Friedrich Löffel, Wilh. Meinhold, J. Pol, Samuel Preiswerk, Heinr. Puchta, Georg Rapp, Adolph Schults, K. J. Ph. Spitta, Karl Steiger, Victor v. Strauß, Treumund Wellentreter und Friedrich Weyermüller, die Missionare Güzlaff und H. R. Wullschlägel, die

Pastoren Becker in Berlin, Bissinger in Holzschwang, Bräm in Neukirchen, Günzler in Leonberg, E. W. Krummacher in Duisburg, Ledderhose in Neckarau, Moser in Ulm, Sommer in Veitlam und Stange in Gerlingen bei Stuttgart. Die „Lieder einer Verborgenen," welche mehreren Jahrgängen der Christoterpe zur Zierde dienten, dürfen schließlich um so weniger unerwähnt bleiben, da dieselben neuerdings in einer eigenen Sammlung mit dem Namen der Verfasserin erschienen und als die Lieder von Meta Heußer-Schweizer in weiten Kreisen bekannt geworden sind. Dagegen soll den „Bildern ohne Rahmen," welche gleichfalls unter den Gaben der Christoterpe eine der ersten Stellen einnahmen, und sich auch in außerdeutschen Ländern viele Freunde erworben haben, der Charakter der Anonymität, so gut es noch möglich ist, erhalten bleiben.

Es konnte nicht fehlen, daß dem Herausgeber von manchen Seiten auch solche Gaben angeboten wurden, denen er entweder wegen ihrer mangelhaften Form, oder weil sie dem Charakter der Christoterpe weniger entsprachen, die Aufnahme versagen mußte. Er versicherte zwar mehr als einmal, daß er für jegliches Zutrauen dankbar sei und Niemanden beleidigen wolle, vielmehr die Liebe durchaus ungekränkt erhalten wissen möchte. Aber ebenso entschieden sprach er es aus, daß er sich, als dem Redakteur, die freie Wahl der Mitarbeiter vorbehalten, und daß es ihm unbenommen bleiben müsse, nach festen Grundsätzen zu Werke zu gehen. So sehr ihm hierin jeder billig Denkende wird zustimmen müssen, so begreiflich ist es auf der andern Seite, daß er seine eigenen Grundsätze nicht immer ganz konsequent durchführen konnte und zuweilen, vielleicht durch Rücksichten der Pietät und Freundschaft geleitet, einen Beitrag in sein Taschenbuch aufnahm, dem aus sachlichen Gründen die Aufnahme hätte versagt werden sollen, daß er überhaupt das Mittelgut nicht immer gehörig fernzuhalten vermochte. Er selber bekennt in der Vorrede zur Christoterpe 1844 (S. VIII): „Ich habe in früheren Jahren manches zwar gut Gemeinte, aber doch Schwache, theils der Tendenz nach zu fern Liegende, theils in der Form Verunglückte, und darunter auch mißlungene

Stücke von mir selbst theilweise aus zu großer Gefälligkeit, aufgenommen. Das soll hinfort möglichst verhütet werden, wie es denn eine Pflicht sowohl gegen den HErrn selbst, als gegen die Liebhaber einer entschiedenen, nicht flau nivellirten Wahrheit ist." So ward es ihm ein immer größeres Anliegen, die geeigneten Mitarbeiter zu gewinnen und bei aller Mannigfaltigkeit der Form die nöthige Einheit des Geistes, welche von Manchen im ersten Jahrgang vermißt wurde, zu erzielen. Auch sorgte er dafür, daß die späteren Jahrgänge nicht mehr, wie der erste, zu wissenschaftlich gehalten waren, sondern namentlich durch Aufnahme historischer, vor Allem biographischer Arbeiten allgemein genießbar wurden. Er selbst gieng in dieser Beziehung nebst seinen Freunden Schubert und Barth mit gutem Beispiel voran, und ließ der Reihe nach in den verschiedenen Jahrgängen seine bekannten Biographien erscheinen, so im Jahrgang 1836 die Biographie von Joh. Reinhard Hedinger, 1837 von Friedrich Christoph Steinhofer, 1841 von der Herzogin Magdalene Sibylle von Württemberg, 1842 von Philipp Friedrich Hiller, 1844, 1845 und 1846 von Ludwig Hofacker, 1847 von Chr. A. Dann, 1848 von dem katholischen Dichter Joh. Jak. Balde, 1850 von Eberhard Wörner, 1852 von dem Stuttgarter Hauslehrer Jeremias Flatt. Der Jahrgang 1849 brachte aus seiner Feder seine eigenen „Kinderserinnerungen," und der letzte von 1853 den Anfang der Beschreibung seiner zwei Jahre zuvor gemachten italienischen Reise. Daß er auch tiefere und eingehendere theologische Abhandlungen, wenn sie anders in faßlicher, auch den Laien verständlicher Sprache geschrieben waren und auf das praktische Leben Bezug nahmen, von der Christoterpe nicht ausgeschlossen wissen wollte, erhellt daraus, daß er selbst 1842 einen längeren Aufsatz über die Anbetung Jesu Christi*) veröffentlichte, 1843 eine Abhandlung über das ängstliche Harren der Kreatur, 1844 und 1849 Monologen über die Versöhnung in Jesu Christo. — Und weil die Christoterpe

*) Dieser Aufsatz wurde besonders abgedruckt in St. Gallen im gleichen Jahr.

ein Sammelplatz der christlichen Dichter unsres Jahrhunderts sein sollte und zu ihrer Zeit in der That auch gewesen ist, so legte vor Allem er selbst seine neuesten dichterischen Produktionen in den verschiedenen Jahrgängen derselben nieder. Im Jahrgang 1833 veröffentlichte er außer dem schon genannten Gedicht auf Göthe's Hingang „Straßburger Reisegedichte;" 1834 erschienen — um hier nur einige hervorragendere Dichtungen namhaft zu machen — seine „Bilder aus dem Scheol," welche gleichfalls ebenso viel Anerkennung als Widerspruch erfuhren und z. B. den Dichter Fr. Rückert zur Abfassung eines polemischen Gedichts gegen den Verfasser veranlaßten. Der nächstfolgende Jahrgang brachte als Pendant zu denselben seine „Himmelsbilder." In der Christoterpe 1843 erschienen seine Gedichte: „An Schiller," „Napoleons Begräbniß" und „An Schelling." Als später die Christoterpe zu erscheinen aufgehört hatte, vermißte der Vollendete nicht selten ein ähnliches Taschenbuch, in welchem er seine poetischen Erzeugnisse hätte niederlegen können, bis in den letzten Jahren in Emil Ohly's vierteljähriger Zeitschrift: „Mancherlei Gaben und ein Geist" auch den christlichen Poesien der Gegenwart ein neuer Sammelpunkt geöffnet wurde.

Es ist nicht zu verwundern, daß im Verlauf der Zeit der Herausgeber der Christoterpe, namentlich unter der Last seines amtlichen Berufs, in Anwandlungen von Muthlosigkeit und Zaghaftigkeit manchmal den Gedanken in sich bewegte, die Herausgabe derselben zu beschließen. Weil aber immer viele Stimmen auf den Segen hinwiesen, der durch dieses Taschenbuch, namentlich in gebildeten Kreisen, gestiftet wurde, so hielt der Vollendete die Fortsetzung des angefangenen Unternehmens immer wieder für eine Pflicht, und erst als ihn die gehäufte Geschäftslast in der pünktlichen und raschen Besorgung der Redaktionsgeschäfte zu hemmen begann und noch anderweitige Erfahrungen seine Begeisterung für diese Arbeit bedeutend abkühlten, fand er es im Jahr 1853 an der Zeit, die Herausgabe der Christoterpe zu beschließen, nachdem diese zwanzig Jahre nach dem Maß ihrer Kraft dem HErrn gedient hatte.

Von jenem Segen kann nachstehender Brief eines jungen ausländischen Geistlichen, den dieser am 23. Dez. 1841 an den Vollendeten geschrieben hat, Zeugniß geben.

Hochgeehrter Herr Pfarrer!

Mein Herz treibt mich schon lange, Ihnen etwas zu sagen, das ich Ihnen verschwiegen hätte, wenn ich nicht wüßte, daß Sie es zu den Füßen Ihres Heilandes niederlegen und es blos hinnehmen als eine Aufforderung und Ermuthigung, auch künftighin die hohen Gaben, die Ihnen die Gnade anvertraut hat, so im Dienste des Reiches Gottes anzuwenden, wie Sie dieselben bisher angewendet haben, und ich hoffe, Sie werden mir verzeihen, wenn ich diese Zeilen an Sie richte.

Sie, mein theurer Hr. Pfarrer, sind in der Hand Jesu Christi das Werkzeug gewesen, durch welches ich von der Finsterniß zum Licht, aus den Schatten des Todes zur Erkenntniß des Heils gekommen bin. Ihre Christoterpe hat mit ihren himmlischen Klängen die gute Botschaft, daß nur in Christo Licht, Weisheit, Kraft, Leben, Ruhe und Frieden für die Seele zu finden ist, zum ersten Mal lebendig in mein Herz gebracht. Ich stand früher auf dem ästhetisch-romantischen Standpunkte; im Innern aber weinte mein Herz nach Trost und Vergebung der Sünden, schmachtete meine Seele nach der Speise, die nicht vergänglich ist, sondern die da bleibet in das ewige Leben (Joh. 6, 26.), nach dem Brote des Lebens, das allen Hunger stillen kann. Ach dieses Brot lag mir so nahe, — und nach einer schweren Krankheit fieng ich auch einmal an, es zu kosten — aber leider, ich schlummerte wieder ein, ließ bald wieder das liegen, was Tausenden schon Gewißheit verschaffte in den größten Zweifeln, Kraft in den schrecklichsten Anfechtungen, Trost und Freudigkeit in der Todesnacht.

Ich suchte wieder Weisheit in den römischen und griechischen Klassikern, streckte meine Hand wieder von neuem aus nach den Meisterworten der deutschen Poesie, um in ihnen die Sehnsucht meines Geistes zu stillen, — aber die Leere blieb, die Angst der Seele wollte nicht weichen; das Auge weinte und blickte vergebens nach einem Freunde, der die Thränen wahrhaft trocknen könnte. Da sah ich Ihr liebes Taschenbuch, und das sagte mir, wer dieser Freund sei und wie sein süßer Name heiße.

Es war (ich studirte damals in Straßburg Theologie) an

einem Nachmittage, der Himmel war dunkel, mit schwarzen Regenwolken umhüllt; aber noch schwärzer und dunkler war es in meinem Innern. Da sagte ein Studiosus, der den HErrn kannte und meine Niedergeschlagenheit schon länger bemerkt hatte, liebevoll zu mir: „Warum bist du so traurig, komm' mit mir auf mein Zimmer; da will ich dir etwas zeigen, was dir gefallen wird.“ Zögernd folgte ich; denn das Haus, worin er wohnte, war als ein pietistisches bekannt. Auf dem stillen Zimmer angekommen, zog er ein Taschenbuch hervor — es war Ihre Christoterpe! Schon die liebliche Form, die schönen Kupfer machten einen besonderen Eindruck auf mich. Er las — ich horchte — ein wunderbarer Klang, — so etwas hallte noch nie an mein Ohr, solche Engelsstimme ertönte noch nie an mein Herz! Ich lauschte immer begieriger, und obgleich ich Armer noch nicht Alles verstand, so bewegte doch jedes Wort auf eine zuvor nie gefühlte Weise mein Herz. „Hier ist's, was du schon so lange suchtest, die Fülle der wahren Poesie, vereinigt mit der Schönheit der Form, Poesie, die das enthält, was allein dem Geiste Licht und der Seele Ruhe geben kann!“ — Ich gieng nach Hause; aber die himmlischen Klänge hallten immer noch in meinem Ohre wieder; gleich überirdischen Harfentönen klang es leise in meinem Herzen nach. Ich suchte und betete, bis ich rühmen konnte: Ich habe nun den Grund gefunden, Der meinen Anker ewig hält, Den Grund, der unbeweglich steht, Wann Erd' und Himmel untergeht. Es ist das ewige Erbarmen, Das alles Denken übersteigt, Es sind die off'nen Liebesarme Deß, der sich zu dem Sünder neigt. Ja, auch zu mir hat Er sich herabgeneigt, auch mir hat Er Seine offenen Liebesarme entgegengestreckt; das Herz ist Ihm gebrochen, als er auch mein Seufzen, mein Weinen, mein Hungern und Dürsten sah. Und jetzt verkündigt auch mein Mund Anderen, was mir selbst so lange verborgen war, und durch Ihr liebes, theures Buch zum ersten Male recht nahe gebracht worden ist, das kündlich große gottselige Geheimniß: Gott ist geoffenbart im Fleische. Jetzt, da ich selbst im Glauben an Jesum Christum sehen lernte, und täglich immer mehr inne werde, daß dieser Glaube allein der Sieg ist, welcher die Welt überwindet, bin auch ich gewürdigt, vor einer Gemeinde Zeugniß abzulegen von diesem Glauben, und habe schon erfahren dürfen, daß der, welcher in uns ist, stärker ist, denn der in der Welt ist; ja, ich habe schon etwas verstehen lernen von dem Ausspruch Pauli:

Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Jesus Christus! Nun fieng ich auch sogleich an, diesen Glauben meinem theuren, seit meinem 11. Jahre mit mir verbundenen Freunde, F. W., zu verkündigen. Er sträubte sich nicht lange, er durfte bald erkennen, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen Alle, die daran glauben; und jetzt verkündigt er im Liede die großen Thaten des HErrn zu unserer ewigen Errettung. Sehen Sie, so weiß der, dessen Rath wunderbar ist, Alles zu fügen und herrlich hinauszuführen.

Aber ich liebte jetzt auch das Werkzeug, dessen der HErr sich zu meiner Erleuchtung bediente; ich liebte es in Ihm, dem allein aller Dank und Ruhm, alle Ehre gebührt. Von nun an gehörte ich, wenn Sie schon nichts davon wußten, gleichsam Ihrer Familie an. Wie viele Freude verschafften mir Ihre sämmtlichen Gedichte, wie gab ich Acht auf Alles, was Sie bisher herausgaben, wie sehnte ich mich jedes Jahr nach dem neuen Taschenbuche, wie freute ich mich, als Sie den Liederschatz als ein Gemeingut in die Hände so vieler Christen legten, wie lebhaft führte mich Ihr Büchlein: Denkmal der Liebe für Ihre vollendete Gattin — im Geist in Ihren lieblichen Familienkreis; wie glücklich pries ich Sie an der Seite einer solchen Gattin, wie beklommen wurde mein Herz, als sie erkrankte, wie theilnehmend stand ich mit Ihnen an ihrem Krankenbette, wie stumm an ihrem Sterbelager, wie weinte ich mit Ihnen, als sie geschieden war und Sie nun allein dastanden mit Ihrem Kinde, wie blutete mein Herz, als ich das Gedicht las: „Der Vollendeten von ihrem Gatten," — und wie freute ich mich, als Ihnen in Ihrer zweiten Gattin wieder eine so treue Gefährtin und Mutter zu Theil wurde!

Sehen Sie, so lebte ich mit Ihnen und Ihren Gedichten, und das habe ich Ihnen sagen müssen, damit Sie wieder einen neuen Beweis haben, wie der HErr mit Ihnen ist, wie Er sich zu Ihren Büchern bekennt und Ihre Arbeit mit Segen krönt.

Obgleich Sie im lieben, reich gesegneten Schwabenland wohnen, und ich am Fuße des Wasgaus, so gehört doch das Elsaß zu unserem gemeinschaftlichen deutschen Vaterlande; ein Glaube verbindet ja unsere Herzen, eine Kirche öffnet uns ihre hohen Schätze, eine Sprache verkündigt uns dieselbe Botschaft des Friedens, und das ist, wie Tholuck so schön sagt, jene Sprache der Treue, der Innigkeit und Kraft, in welcher das

Wort Gottes zu uns geredet seit den zartesten Jahren unserer Kindheit, die Sprache des heiligen Bibelbuches, wie sie aus dem treuen Herzen Luthers gequollen, der unser gemeinschaftlicher Reformator ist.

In der Zeit, als der Vollendete Diakonus an der Hospitalkirche war, widmete er sich dieser literarischen Arbeit noch mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe. Legte gleich schon damals sein Amt ihm manche Fessel an und kam er z. B. oft erst später, als es der Druck des Taschenbuchs erheischte, dazu, seine Committenten um die nöthigen Beiträge zu bitten, so war sein Eifer demungeachtet frisch und ungeschwächt, und mit allem Fleiß sorgte er für eine möglichst harmonische Ausstattung seiner Christoterpe, die seit ihrem erstmaligen Erscheinen einen immer größeren Leserkreis gefunden hatte.

Noch mehr aber, als diese, nahm ihn die Herausgabe seines Liederschatzes in Anspruch. Die Vorarbeiten für denselben begann er schon in Sulz, wo er sich, zum Theil auch auf Anregung Klaibers hin, längere Zeit mit dem Gedanken trug, ein Liederbuch für das Volk herauszugeben. Wie so vielen Anderen, so gieng auch ihm die „Gesangbuchsnoth," welche in jener Zeit auf den einzelnen Landeskirchen lag, tief zu Herzen, und er hielt eine Verbesserung der Gesangbücher vor Allem im Interesse der Gemeinden, die an denselben nächst der Bibel am meisten sich zu erbauen pflegen, für ein unabweisbares Bedürfniß. Mit Freuden begrüßte er darum Männer wie Kanne, Wilhelmi, Karl v. Raumer, v. Bunsen, Pauli, Stier u. A., welche durch Herausgabe einzelner Liedersammlungen und anderer in die Hymnologie einschlagender Schriften sich bekannt gemacht hatten, als Wohlthäter der Kirche und als die Vorläufer der Gesangbuchsverbesserung, als die ersten und thatkräftigen Zeugen gegen einen ungemein schädlichen Uebelstand, unter dessen Wirkungen die evangelische Kirche seit fünfzig Jahren so viel gelitten und verloren hatte.

Demungeachtet konnte er sich bei einer näheren, durch fünfzehn Jahre hingehenden Erfahrung weder davon über-

zeugen, daß dem kirchlichen Bedürfniß bisher wahrhaft abgeholfen, noch davon, daß die eigentliche lebendige Fülle der deutschen evangelischen Kirchenlieder schon ausgebeutet und zum allgemeinen Gebrauch dargestellt sei. So weckten denn die vereinzelten Tendenzen der genannten oft absichtlich beschränkten Liedersammlungen im Lauf der Jahre in ihm den Vorsatz, den Versuch einer umfassenden Sammlung geistlicher Gesänge zu wagen, die der Kirche es thatsächlich vor Augen legen sollte, was sie an guten Liedern besitzt und wie ein eigentliches „Nationalgesangbuch“ beschaffen sein soll. Da die vollständige Ausmittlung des Kerns bei der ungeheuren Masse von Materialien, die erst zusammengesucht werden mußte, gleich Anfangs als eine Unmöglichkeit erschien, so wollte er sich zunächst auf den doppelten Versuch beschränken, einmal den evangelischen Christen Deutschlands eine reiche Auswahl der besten christlichen Lieder zu kirchlicher und häuslicher Erbauung vorzulegen und sodann den künftigen Bearbeitern kirchlicher Gesangbücher einen möglichst umfassenden Vorrath darzubieten, aus welchen sie fernerhin die besten kirchlichen Lieder auswählen können.

Zu diesem Behuf stellte er sich die Aufgabe, mit rastlosem Fleiß und unermüdlichem Eifer die Hebung des großartigen geistlichen Liederschatzes, welcher in den Bibliotheken Deutschlands schlummerte, zu versuchen. Nachdem die Bergwerke des deutschen Kirchengesangs schon früher von den Alten ausgebeutet worden waren, wollte er, Einer aus der Zahl der Jüngeren, um gediegene Metalle zu finden, mehr das unterirdische Gestein durchsuchen und das Edle daraus erbeuten helfen. Nach Christi Weisung war er beflissen, mit freiem und weitem Blick und möglichster Haushaltertreue, durch kein einseitiges Parteiinteresse gebunden und beschränkt, Altes und Neues aus den ihm aufgeschlossenen Schachten hervorzuholen und so die Gegenwart mit der Vergangenheit in lebensvoller Weise zu verbinden. Er schöpfte immer zunächst unmittelbar aus den primären Quellen und studirte die einzelnen Liederdichter in ihren eigenen Schriften und Sammlungen. Aber auch jegliches Gesangbuch, jede von Hymnologen veranstaltete Sammlung geistlicher Lieder, die er

nur irgend ausfindig machen konnte, war ihm willkommen. Freunde, die ihn in den letzten Jahren seines Kirchheimer Aufenthalts besuchten, fanden ihn oft rings umgeben von lauter Gesangbüchern und Liedersammlungen und waren die ersten Zeugen von der Freude, die ihn erfüllte, wenn er ein früher unbekannt gebliebenes oder verschollenes Lied aufgefunden hatte. Die umfangreiche Arbeit schritt unter der gütigen Handreichung vieler Amtsgenossen und Freunde immer rascher voran, und als der Vollendete Kirchheim verließ, war sie bereits ihrem Abschluß nahe. Nachdem nun noch die letzten, zum Theil sehr mühsamen Redaktionsgeschäfte bereinigt waren, konnte im folgenden Jahr 1837 das lange vorbereitete Hauptwerk seines Lebens in die Oeffentlichkeit treten unter dem Titel: „Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus.*) Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten gesammelt und nach den Bedürfnissen unsrer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp ꝛc." (bei Cotta). Das Buch widmete er in einem längeren Lied „Jesu Christo, dem ewigen Könige." Es enthält 3590 Numern als eine Auswahl aus der reichen Zahl von 80—100,000 Liedern deutscher Nation christlichen Bekenntnisses, dazu im Anhang ein alphabetisches Verzeichniß der Dichter mit kurzen biographischen Mittheilungen und ein anderes der Liederanfänge und der Versmaße.

In seiner im April jenes Jahres geschriebenen Vorrede zu diesem Werk kommt er zuerst auf den geistlichen Liederreichthum zu sprechen, welcher in Deutschland wie in keinem andern protestantischen Land getroffen wird. Den Erklärungsgrund desselben findet er einmal in der früheren politischen Vielgliedrigkeit dieses Landes, mit welcher die selbständige Ausbildung der kirchlichen Gesangbücher in den vereinzelten Provinzen und Reichsstädten zusammenhieng, sodann aber namentlich darin, daß sich die Gnade Gottes unser protestantisches Deutschland zum vorzüglichsten Träger ihrer heiligen Offenbarung erkoren hat. „Deutschland", so sagt er

*) In den späteren Auflagen vollständiger: „Für Kirche, Schule und Haus."

in der Vorrede S. V, „ist das christliche Griechenland. Wie dieses früherhin der Mittelpunkt klassischer Kultur war, so ist jenes der Mittelpunkt klassischer Bildung unter den Völkern. Das rege und bei so manchen Mißgriffen der gelehrten Welt doch frisch fortgehende Leben der Glaubigen zeigt uns, im Verein mit jenen äußeren Verhältnissen, ganz die schöne kräftige Wurzel, aus welcher der süßduftende Rosenstrauch des deutschen Kirchengesangs entsprossen ist." Im Weiteren entwickelt er mit großer Ausführlichkeit seine hymnologischen Grundsätze. Zunächst spricht er sich darüber aus, welche Eigenschaften ein ächtes Kirchenlied nach Inhalt und Form haben müsse. In materieller Beziehung bezeichnet er als Haupterfordernisse die Schriftmäßigkeit eines Kirchenlieds und seine genaue Uebereinstimmung mit dem öffentlichen Bekenntniß der evangelischen Kirche in allen Grundartikeln. Die Lieder des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, sowie diejenigen, welche die Lebenspflichten und verschiedenen Lebensverhältnisse des Christen behandeln, müssen mit dem vollständigen Glauben der evangelischen Christenheit in seiner biblischen Begründung im Einklang stehen. In formeller Beziehung muß das Kirchenlied die einfache Sprache der Bibel und Kirche reden, unter Zugabe des nöthigen dichterischen Elements populär und gemeinfaßlich sein, würdig, kurz und körnicht. „Das christliche Kirchenlied in seiner ächten Gestalt ist der dichterische Lapidarstyl des heiligen Geistes, durch welchen die Gemeinde mit Gott redet und Er mit ihr. Das schönste Vorbild gibt hiezu die Bibel, dieser Schatz heiliger Körner, aus deren jeglichem lauter Leben und Ernten himmlischer Freude sprossen."

Daran schloß er die weitere Frage, wie solche bessere Lieder, welche dem genannten Begriff eines Kirchenlieds nicht völlig entsprechen und daher vielfach im Staub der Vergessenheit liegen, zu behandeln seien, so daß auf der einen Seite die Pietät gegen ihre Verfasser, auf der andern aber die nöthige Rücksicht auf das Bedürfniß der Kirche festgehalten werde. Bei der Beantwortung dieser Frage stellte er das Bedürfniß der Gemeinden und den Zweck der Erbauung in den Vordergrund und verfocht das Recht, die Lieder, wo

sie fleckig seien, nach den billigen Forderungen des neueren Geschmacks zu verändern, daß der Geist des Liedes aus Pietät gegen seinen Verfasser wie gegen die heilige Sache des Evangeliums selbst unverändert bleibe, die Form aber im Blick auf die Fortbildung unserer neueren Kirche mit keuscher, schonender Hand verbessert werde. Er berief sich dabei auf Luther und auf würdige Bearbeiter früherer Gesangbücher, z. B. Justus Gesenius und David Denike, die Bearbeiter des 1647 erschienenen Hannöver'schen Gesangbuchs, welche sich gleichfalls nicht gescheut haben, Gesänge der älteren Kirche theils zu verändern, theils mit neuen Strophen zu vermehren. Er sagt in dieser Beziehung (S. XVII.): „Das eigentliche Wachsthum der Kirche ist nicht an falsche Bilder und Tändeleien alter Jahrhunderte noch an die Sprachform einer einzelnen Zeit gebunden, sondern gleichwie es einen deutschen Sinn und ein deutsches Gemüth, worin alle Edeln übereinstimmen, jederzeit gegeben hat, so gibt es auch eine ächtdeutsche Form, einen deutschen Grundton, eine deutsche allgemein verständliche Kernsprache, welche der Bezaleel des deutschen Tempels war, ist und sein wird."

Keineswegs wollte er aber das Gepräge der einzelnen Zeiten, aus denen die Lieder stammen, verwischen. Die Eigenthümlichkeit eines Liedes, das geistige Bild, die Physiognomie desselben sollte geehrt und bewahrt werden. Und was die Veränderung gewisser Lieder oder wenigstens einzelner Strophen betrifft, so gieng er nicht principlos zu Werk; er stellte vielmehr bestimmte Grundsätze auf, nach denen er sie selbst unter der Beihilfe erfahrener Freunde vorgenommen hatte und auch von Andern vorgenommen wissen wollte. Aber es handelte sich ihm nicht blos um eigentliche Verbesserung, sondern noch mehr um Wiederherstellung der alten, so vielfach veränderten Lieder sowohl im Ganzen als im Einzelnen. Schloß er sich auch mancher guten Veränderung an, welche er in alten Gesangbüchern vorfand und die er zum Theil selber noch revidirte, so restituirte er zugleich eine Menge alter Lesarten, welche wegen ihrer schlichten Einfalt und Erhabenheit solche Restitution entschieden verdienten.

In der Auswahl der Lieder wollte er, wie schon früher angedeutet wurde, keine Zeit auf Kosten der andern begünstigen, aber ebenso keine vernachläßigen, in der festen Ueberzeugung, daß der HErr, wenn Er auch Seiner Kirche in besonderen Zeiten besondere Gaben gibt, doch niemals von derselben geschieden war und nimmermehr von ihr geschieden bleibt. Und weil seine Sammlung keine poetische Anthologie sein sollte, welche das Geniale und Originelle nebst der künstlichen Form allein zu Ehren bringt, sondern immer den Gesichtspunkt der Erbauung im Auge behielt, so nahm er manche Lieder auf, welche nicht durch besondere dichterische Schönheit, dafür aber durch Tiefe der Empfindung und innere lebendige Kraft sich auszeichnen.

Am Schluß der Vorrede betont er in gehobener Sprache den herrlichen Einklang der älteren und neueren Kirchendichter, der mit Recht zu der Apologie des Christenthums gerechnet wird, den Zusammenklang von nahezu 500 christlichen Sängern und Sängerinnen aus beinahe 15 Jahrhunderten, aus allen Ständen und Berufsklassen, die sämmtlich in einem Geistestempel dem HErrn lobsingen und spielen.

„Die ächte Poesie," sagt er S. XXXII ff., „ist der zeitliche Wiederhall der ewigen Wahrheit und Freude, das helle Festgewand einer Seele, die sich ihres Daseins freut in dem lebendigen Gott. Das Christenthum aber ist der ewige Lebensfrühling der Menschheit, noch herrlicher in Blüthe und Frucht, als die Gewächse tropischer Länder, die oft zugleich Knospen, Blüthen und Früchte tragen. In diesem den Augen der Welt verborgenen Frühling singen die christlichen Dichter gleich den verschiedenen Vögeln, die durch den Himmel fliegen oder zwischen grünenden Zweigen sitzen. Ihr Ton ist verschiedenartig; alle diese verschiedenartigen Stimmen bilden aber doch ein Konzert; sie quellen aus dem Ursprung der ewigen Liebe, und haben, jegliche nach dem Maß der Gabe Christi, ihren Werth darum, weil der Schöpfer selbst in ihnen singt, und weil die mannigfaltige Weisheit und Herrlichkeit des HErrn, die in der stummen Gebirgsmajestät und im Rauschen des Aehrengefilds sich nur wortlos verkündigt, hier aus Lippen von Menschen spricht, welche der

Finger Christi berührt und mit der feurigen Kohle seines Kreuzesaltars und mit den Flammen des Pfingstfestes zur freudigen Predigt der Großthaten Gottes geheiligt hat."

Trotz der vielen Mängel, die dem Liederschatz in seiner ersten Auflage ankleben, wurde er gleich bei seinem erstmaligen Erscheinen von sehr vielen Seiten mit Freuden aufgenommen und von Männern der verschiedensten Stellung und Richtung als ein zeitgemäßes Werk begrüßt. In einer Reihe von Familien bürgerte er sich auf der Stelle als willkommenes Andachts- und Erbauungsbuch ein. Den Geistlichen bot er sich als eine reiche Fundgrube für Predigt und Seelsorge und namentlich für die vielen casuellen Funktionen ihres Amtes dar. Manchen wurden erst durch den Liederschatz die Augen darüber geöffnet, welchen ihnen ganz unbekannten Reichthum an Poesie unsre evangelische Kirche besitze. Auch wurden von nicht wenigen Fachgenossen die Verdienste des Herausgebers um die Hymnologie und besonders um die Gesangbuchsreform in den mannigfachen Beurtheilungen, welche sein Werk erfuhr, gebührend hervorgehoben. Alle waren einig in der Anerkennung des ungeheuren Fleißes, den er auf die Auffindung, Sammlung und Sichtung der vielen Lieder verwandt hatte. Manche erklärten sich zugleich auch mit seinen hymnologischen Grundsätzen einverstanden. Viele Fachgenossen aber beanstandeten das von ihm geltend gemachte Recht, die alten Lieder zu verändern, zu verkürzen oder zu erweitern. Von ihrem historisch-antiquarischen Standpunkt aus betrachteten sie die alten Lieder gleichsam als ein geheiligtes Eigenthum ihrer frommen Urheber und sahen darum eine Veränderung derselben als einen Eingriff in fremdes Eigenthum an, als eine „Verfälschung," welche eine scharfe Rüge sich gefallen lassen müsse. Aber auch Solche, welche dem Herausgeber das von ihm geltend gemachte Recht, die alten Texte zu verändern, bis auf einen gewissen Grad zugestanden und mit der schroffen Polemik der eifernden Paläologen sich nicht befreunden konnten, auch keineswegs einen Reliquiendienst mit den alten Liedertexten getrieben wissen wollten, waren gleichwohl der Ansicht, er habe von jenem Recht einen allzufreien und zu weitgehenden Gebrauch ge-

macht. Sie meinten, die Handhabung dieser Praxis sei bei ihm als Dichter zwar vollkommen erklärlich, auf Grund der von ihm ausgesprochenen hymnologischen Grundsätze bis auf einen gewissen Grad auch gerechtfertigt, sei aber dennoch in der Ausdehnung, wie sie im Liederschatz erscheine, nicht zu billigen. Wenn man auf der einen Seite auch willig den Geschmack anerkannte, mit dem er den Text der alten Lieder in der Regel behandelt hatte, auch zugab, daß ihm die Veränderung mancher Strophe, welche eine solche bedurfte, gelungen sei, so hielt man ihm auf der andern Seite vor, er habe an den Liedern im Allgemeinen zu viel, oft unnöthig, zum Theil willkürlich, auch nicht immer mit Glück geändert; er habe nicht selten die nobilis aerugo (den ehrwürdigen Rost) des Alterthums weggewischt; unzählige Aenderungen erinnern sogar unwillkürlich an die Knapp'sche Muse oder doch an eine unsrer Zeit eigenthümliche Ausdrucksweise. Auch einfache Laien, die ein altes, ihnen in der Jugend theuer gewordenes und auch nachmals theuer gebliebenes Lied in der Gestalt, welche es im Liederschatz bekommen hatte, nur schwer wieder zu erkennen vermochten, konnten oft einen Widerwillen gegen die Modernisirung der alten Lieder nicht unterdrücken und theilten manchmal ganz offen ihre abweichenden Anschauungen dem Vollendeten mit. — Den verschiedenen kritischen Ausstellungen und Angriffen gegenüber wies dieser immer wieder auf die Tendenz des Liederschatzes hin, auf den schon oben genannten Zweck, den er bei dessen Herausgabe im Auge gehabt habe. Er konnte sich nicht davon überzeugen, daß er mit der Beseitigung veralteter, unschöner und unverständlicher Wortformen und Ausdrücke in den Liedern ein Unrecht gegen ihre Verfasser und gegen die Kirche im Ganzen begangen habe. Gleichwohl war er weit davon entfernt, das Wahre und Berechtigte in der gegen ihn geführten Polemik zu übersehen und zu unterschätzen. Schon in der Vorrede zu den drei Jahre nachher erschienenen „Ansichten“ über den Gesangbuchsentwurf für die evangelische Kirche Württembergs bekennt er (S. XV), daß der Liederschatz, welcher von ihm unter schweren häuslichen Trübsalen und unzähligen Mühen eines Amtsantritts ge-

fertigt worden sei, bei aller angestrebten Consequenz doch die Spuren vielfacher Mangelhaftigkeit an sich trage. „Sehr viele Lieder," sagt er, „sind darin allzustark verändert und manche treffliche Lesarten der Originalien nicht gebührend geschont, was ich in einer zweiten Auflage zu verbessern hoffe." Daß er dieser Zusage nicht untreu geworden ist, daß er auch die gegnerischen Stimmen und Kundgebungen gebührend berücksichtigt und in den späteren Auflagen seines Liederschatzes die alten Texte, soweit es ihm mit dem Zweck der Erbauung vereinbar schien, wiederhergestellt hat, werden wir an einem späteren Ort finden.

Bald nachdem der Liederschatz zum ersten Mal erschienen war, wurde der Herausgeber desselben zum verstorbenen König Wilhelm beschieden, welcher mit ihm aus Anlaß dieses Werkes über die Gesangbuchsfrage sprechen wollte.

Er schreibt über diesen Besuch in einem vom 19. Sept. 1837 datirten Cirkularbrief an seine Freunde:

„In Folge der Herausgabe meines Liederschatzes, der mir sammt Korrektur große Mühe kostete, hat mich unser geliebter König am 15. Sept. vor sich berufen und sich eine Stunde lang überaus gnädig und herablassend mit mir über wichtige Angelegenheiten der Kirche besprochen. Ich staunte über die edle Humanität und Treue, mit welcher Er sich über viele der vornehmsten Materien des kirchlichen und christlichen Lebens aussprach, und hoffe, diese Audienz werde besonders für unsre liturgischen und hymnologischen Verhältnisse gesegnet sein, indem der König nun gründlich auf christliche Revision dieser Punkte eingehen will. Ebenso kann ich dem König in Absicht auf Seine Erziehungsgrundsätze und Seine Ideen über kirchliche Repräsentation nur ganz beistimmen. Wie sehr hegt mein Herz den lebendigen Wunsch, daß dieser in so vielen Beziehungen seltene, preiswürdige Regent, dem das edelste Wohlwollen auf der Stirne erglänzt, Seinen redlichen christlichen Unterthanen oft einen Zutritt zu sich gestatten möge, damit die Stimme der harmlosen, aber auch tiefgehenden Wahrheit ganz zu Seinem und Seines von Ihm geliebten und Ihn liebenden Volkes Heile kund werde, und der Gott aller Gnade einen immer weiteren Zugang zu die-

sem liebreichen Herzen finde, von dessen Stimmungen und Entschließungen so viel für unsere Kirche und unser Vaterland abhängt! Unser König Wilhelm will entschieden gut und gerecht regieren; aber es hängt Ihm, wie ich oft höre, vielleicht eine gewisse Zurückhaltung an, welche Ihn nicht immer populär genug in die Mitte Seines Volkes eingehen läßt. Er liebt kein Aufsehen, sondern wandelt meistens stille dahin; daher erfährt Er Manches nicht so genau und bestimmt, als Er's erfahren sollte. Könnte Er sich entschließen, mittheilender und offener in die mannigfaltigen Kreise Seines Volkes einzutreten, so wären Ihm alle Reit- und Wagenpferde so ziemlich erspart; das Volk trüge Ihn auf den Schultern, wo es Ihn sähe. Ich gestehe, daß ich den König, den ich zum ersten Mal sah, unaussprechlich liebgewonnen habe."

War nach all dem vorhin Angeführten das Leben des Vollendeten in seiner ersten amtlichen Stellung zu Stuttgart durch seine mannigfachen Berufsgeschäfte, wie durch seine umfangreiche literarische Thätigkeit ein vielfach bewegtes, so trugen dazu auch verschiedene Erfahrungen in seinem häuslichen Leben das Ihrige bei. Noch war zwar damals der Kreis der Familie klein; nur mit zwei Kindern und einer alten Dienerin waren die Eltern in der neuen Heimath eingezogen, und an die Pforten derselben durfte in den ersten Monaten keine Krankheit und sonstige Trübsal herantreten. Diese gnädige Durchhilfe Gottes verpflichtete die Eltern zu um so größerem Dank gegen Ihn, je mehr gerade in jene erste Zeit der ganze Sturm der Besuche fiel, die sie erhielten und zu erwidern hatten. So konnten sie im Segen und Frieden, mit einem freudigen Rückblick auf die zuletzt zurückgelegte Wegstrecke und mit dankbarem und vertrauensvollem Aufblick zu Gott, der auf derselben so manches Denkmal Seiner Liebe aufgerichtet hatte, das Jahr 1836 beschließen. Aber schon im ersten Monate des folgenden Jahres sammelten sich drohende Wolken über dem Haupt und Haus des Vollendeten. Am 26. Jan. wurde seine Gattin viel zu frühe von einem Kindlein entbunden. Es war der Erstlingssohn des Vollendeten. Jedoch die Freude des Vaters sollte nur

wenige Augenblicke dauern. Kaum hatte er ihm zum Gruß den ersten Kuß gegeben und in der Taufe den Segen des dreieinigen Gottes erfleht, so war das junge Leben entflohen. In dem Lied, *) das er unmittelbar nach seinem frühen Scheiden niederschrieb, rief er dem Kindlein nach:

Schlaf wohl, mein Kind, mein Erstlingssohn,
Du liebliches Gebild von Thon!
Wie schnelle wirst du wieder Erd',
Und doch in deinem Gott verklärt!

Ein Ringen nur, ein leiser Schrei,
So war dein Erdenlauf vorbei,
So tratest du die Todesbahn
Mit zarten Füßen schweigend an.

Auf meinen Armen starbest du
Und flogst dem schönen Himmel zu.
Wir riefen nach: O liebes Kind,
Fahr hin, wo deine Engel sind! —

Fahr hin zur ewig süßen Lust
An deines Mittlers treue Brust!
Da bleibet unser Kindlein zart
In Ewigkeit gar wohl bewahrt. —

Wie wirst du einst gewachsen sein!
Wie wird im hellen Engelreih'n
Dann unser Kindlein stark und schön
In Christi sel'ger Mannheit steh'n!

So wehe es aber dem Vollendeten that, den langersehnten Erstlingssohn innerhalb weniger Minuten lebendig und todt zu sehen, so wurde doch sein Schmerz weit aufgewogen durch die Freude, daß seine geliebte Gattin ihm erhalten blieb. Nach der Geburt des Kindes lag sie mit erblassendem Angesicht mehrere Stunden lang vor ihm, und nach menschlichem Ermessen schien keine Aussicht auf ihre Rettung mehr vorhanden zu sein. Während der befreundete Arzt bei ihr war, entfernte sich der Vollendete, den die

*) Vergl. Liederschatz, 3. Aufl. Nr. 2994.

Krankheit seiner Gattin im Blick auf sein und seiner Kinder Leben zu Boden drückte, und rang im Gebet mit dem HErrn, den er, wie er selbst sagt, in jenen Augenblicken als Heiland und als Rächer nicht zu unterscheiden vermochte, und rief zu Ihm aus der Tiefe als „armer Schächer", daß Er an ihn in Seinem Reich denken möge. Als er mit schwacher Hoffnung in's Krankenzimmer zurückkehrte, tönte ihm aus dem Munde des Arztes die frohe Kunde entgegen, daß seine Gattin gerettet sei. Aus Anlaß ihrer Wiedergenesung verfaßte er bald hernach das Gedicht: „Der Ewigtreue" (Gedichte, Neueste Folge, S. 547 f.), welches von ihm selbst als eine Votiftafel bezeichnet wurde. Unter welchem Druck er in jenen Stunden gestanden war, geht aus dem vierten Vers hervor:

Du, Vater, der dieß lieset, merk' bei Zeiten,
Wann einstens Gottes Hand dich bannt:
Bis zum Zerspringen werden unsre Saiten
Oft fürchterlich gespannt.

Im nämlichen Jahr schwebte auch sein älteres Töchterlein in Todesgefahr, wurde aber gleichfalls dem besorgten Vater vom HErrn wieder auf's Neue geschenkt. — Auf Grund dieser doppelten Erfahrung von Gottes Barmherzigkeit bricht er in dem vorhin angeführten Cirkularschreiben in die Worte aus: „O wohl uns des guten HErrn! Ich will den Namen des HErrn verkündigen, so lange ich auf Erden bin, und mein Herz soll Sein Lob sagen. Wo ist ein Gott wie unser Gott? Alle unsre Gebeine müssen sagen: HErr! wer ist wie Du? O ja, treu ist Er und fromm, gerecht und unsträflich ist Er und kein Böses in Ihm. Lobe den HErrn, meine Seele!"

Je ängstlicher der Vollendete am Anfang des Jahres beim Gedanken, seine treue zweite Gattin zu verlieren, gezittert hatte, um so tiefer fühlte er mit seinem jüngeren Bruder Eduard, als diesem am 24. Jan. seine zweite Gattin Amalie (geb. Geiger) in der schönsten Jugendblüthe rasch von der Seite genommen wurde. Wegen ihres kindlichen, demüthigen Sinnes hatte sie sich die Liebe des ganzen

Familienkreises in einem besonderen Grad erworben, und auch der Vollendete hatte ihren hohen inneren Werth jederzeit zu schätzen gewußt. Eben darum begriff er nicht blos den Schmerz des schwer heimgesuchten, zum zweiten Mal früh verwittweten Bruders, welcher mit seinen drei unmündigen Kindern, von denen das jüngste eben geboren war, so vereinsamt dastund, — sondern der Schmerz desselben war auch sein eigener Schmerz. Er widmete dem Andenken der Entschlafenen ein längeres Gedicht, worin er unter Anderem von ihr sagt (vergl. Neueste Folge, S. 601 ff.):

Was auf dem Grund der Seele Dein Gott gemalt,
Hat stets holdselig Dein Auge zurückgestrahlt,
Nicht mehr noch minder. Du warest durch Gnade rein,
Und wolltest ganz, wie Er Dich gebildet, sein.

Unter all dem Schweren, das im Lauf jenes Jahres auf sein und der Seinigen Leben einstürmte, war der Vollendete, so sehr sein Herz und Gemüth darunter gelitten hatte, doch im Ganzen gesund und aufrecht geblieben. Er hatte seinem Beruf mit ungeschwächter Kraft nachkommen können, und in verstärktem Maß den Segen empfunden, der von dem mit Freude versehenen geistlichen Beruf gerade in Trübsalszeiten auf einen Lehrer und Seelsorger übergeht. Große Erquickung und Erfrischung brachte ihm am Anfang Oktobers ein längerer Besuch von Prof. Dr. Tholuck aus Halle, mit dem er von jener Zeit an in herzlicher brüderlicher Liebe verbunden blieb, auch hin und wieder in brieflichen Verkehr trat. In einem vom 24. Nov. 1837 datirten Brief schrieb ihm der leidende Freund aus Halle: „Muß man nach der Schrift am Fleische leiden, damit der Geist gesund sei, so wird das wohl auch in wissenschaftlicher Beziehung bei manchen Leuten gelten; und in der That, wenn man in der gelehrten Welt um sich blickt, so ist die Frage, ob die Kranken oder die Kerngesunden die stärksten Schlachten gefochten haben. Liest man Keils Beschreibung von Luthers Krankheiten durch, so hat der edle Kämpfer kaum sechs Jahre seines Lebens ohne Krankheit zugebracht, und Calvin hat außer den gewöhnlichen 28 außergewöhnliche Krankheiten gehabt."

Ein Jahr darauf (1838) dedicirte Tholuck den vierten Band seiner Predigten „dem Dichter Albert Knapp und seiner Hausfrau in dankendem Andenken“ und zwar mit folgendem Sonett:

Der unter Wenigen Du Deine Harfenklänge
Dem hast geweiht, Dem Dank jedweder Puls soll schlagen,
Und jeder Odemzug ein neues Lob soll sagen, —
Wie lauscht' von fern ich längst auf Deine Lobgesänge!

Demüthig giengst Du durch der Preisenden Gedränge,
Ob Gott Du sangst, ob Deutschlands alten Tagen,
Ob Du zum Lob die Saiten stimmtest, ob zu Klagen:
Du sangst, das fühlt'·ich, nicht um Lohn der Menge.

So fühlt' ich's, als von Deiner Saiten Weben
Von fern nur süße Klänge zu mir flogen;
Wie wußt' ich sicher, wem Du Dich ergeben!

Da kam ich selbst in Deine Näh' gezogen:
Was Du gesungen, sah ich, ist Dein Leben;
Des Herzens Stimme hatte nicht betrogen.

Unmittelbar nach Tholucks Besuch bekam jedoch auch die Gesundheit des Vollendeten einen Stoß. Eine leichte, aber hartnäckige Unpäßlichkeit bannte ihn fünf Wochen lang in das Haus und hemmte ihn fast ganz in der Besorgung seiner Berufsgeschäfte. Das Schmerzlichste seiner Krankheit bestand ihm, wie er selbst aussprach, in der Trennung von seiner Gemeinde und Kanzel, und dieß um so mehr, da er nach seiner Wiedergenesung diese (wenigstens als Hospitaldiakonus) nur noch einmal besteigen konnte, um seine Abschiedspredigt zu halten. Während seiner Krankheit nämlich war ihm — am 18. Oktober — das erledigte Archidiakonat an der Stiftskirche auf sein Gesuch übertragen worden. Die genannte Predigt hielt er am 12. Nov. über Joh. 14, 13—17.: „Was ihr bitten werdet in meinem Namen rc.“, und stellte seiner Gemeinde nach Anleitung dieses Textes vor: Drei starke, heilige Bande, welche einen evangelischen Prediger bei seinem Scheiden mit einer glaubigen Gemeinde verbunden erhalten. Als diese bezeichnet er 1) das Gebet im Namen Jesu; 2) die durch Gehorsam thätige Liebe zu Ihm und 3) die Gemeinschaft mit dem heiligen Geist. Im Eingang

bezeugte er, wie er es während seines längeren Unwohlseins verstehen gelernt habe, warum manche treue Seelsorger das Predigen ihre beste Arznei nennen. Bei seiner letzten Predigt vor fünf Wochen habe er's nicht entfernt geahnt, seine Gemeinde so bald in dieser Kirche verlassen zu müssen. Denn weder in Absicht auf seinen verehrten älteren Kollegen, noch in Absicht auf die ganze ihm innig theure Gemeinde sei ein Grund vorhanden gewesen, der ihn eine Veränderung habe wünschen lassen. Wenn er nun aber doch heute auf dieser Kanzel zum letzten Mal predige, so habe er gleichwohl Frieden mit Gott, weil er sich keiner eigenwilligen Schritte bewußt, sondern einer höheren Führung innerlich versichert sei. — Ueber seine Amtsführung äußerte er sich mit großer Beugung: „Könnten," so sagte er, „die Wände der Sakristei da droben sprechen, wahrlich, sie würden mir bezeugen, wie oft ich dort über meine Schwachheit und Unwürdigkeit zu Gott geseufzt und wie oft ich mit meiner hilfsbedürftigen Seele auch die eurigen dem HErrn befohlen habe, bis ich diese Kanzel mit einiger Freudigkeit besteigen lernte." Er flehte am Schluß der Predigt nicht blos zu Gott um Vergebung aller seiner Sünden und Untreuen, sondern bat auch alle diejenigen Glieder seiner Gemeinde, welche er vielleicht durch irgend eine menschliche Schwachheit oder Unbedachtsamkeit betrübt oder im Stillen verletzt hatte, von Herzen um Verzeihung, um mit versöhntem und getröstetem Herzen in sein neues Amt hinübertreten zu können. Er versicherte die ganze Gemeinde, daß seine Seele nach einer bleibenden Gemeinschaft mit ihr dürste, und sprach die Hoffnung aus, daß manche Glieder derselben seiner nicht als eines Fremden oder gar Todten vergessen werden.

Ehe der Vollendete seine alte, ihm lieb gewordene Wohnung verließ, war ihm die Freude zu Theil geworden, seine höheren Orts eingereichte Bitte um Erweiterung derselben genehmigt zu sehen. Er selbst konnte nur noch ganz kurze Zeit den Nutzen derselben genießen. Um so dankbarer aber wird von seinen Nachfolgern in jenem Amt und Haus das Verdienst ihres rührigen und thatkräftigen Vorgängers anerkannt. —

7.

Archidiakonat an der Stiftskirche.

Der Antritt des neuen Amts und der Umzug in die neue Wohnung gieng rasch vor sich. Schon am 19. Nov. hielt der Vollendete in der Stiftskirche seine Antrittspredigt über Hebr. 13, 8.: „Jesus Christus gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit.“ Er betrachtete in derselben die heilige und selige Einheit aller Glaubigen in Jesu Christo, und zwar 1) ihre Einheit mit den Glaubigen der Vorwelt; 2) ihre Einheit mit den Glaubigen der Mitwelt; und 3) ihre Einheit mit den Glaubigen der Nachwelt und mit allen Genossen der seligen Ewigkeit.

Die Predigt selbst begann er mit folgenden Worten: „In diesem ehrwürdigen Tempel, zu dessen Thürmen mein kindliches Auge schon vor 30 Jahren je und je mit besonderem Eindruck emporsah, stehe ich heute vor Eurer Liebe als hieher berufener Prediger des Evangeliums Jesu Christi. Ich verhehle es auch nicht, daß mich an dieser alterthümlich merkwürdigen und heiligen Stätte ein Gefühl der Ehrfurcht ergreift, wie noch nirgends in gleichem Maß, und daß die große Verpflichtung, ein unsträflicher Knecht Jesu Christi zu sein, hier mit einem Gewicht auf meine Seele fällt, wie in keiner andern der vaterländischen Kirchen, in welchen bisher mein armer Mund zum Zeugniß für den HErrn sich öffnen durfte. — Denn die edelsten, mit dem Gesammtleben unsres theuern evangelischen Volkes innig verknüpften Erinnerungen umwehen uns gerade in diesem Gotteshause, diesem Mittelpunkt der evangelischen Kirchen Württembergs, diesem unvergeßlichen Brunnen, woraus die Segnungen der Reformation und ihrer himmlischen Wahrheit vor 300 Jahren zuerst in das Vaterland ausgeflossen sind, und wo denn auch jegliches Christengeschlecht die

treueste Bewahrung und Pflege unsres evangelischen Kleinods erwarten darf. Vor unsrem Geiste ziehen vorüber, den alten, unter dieser Kanzel schlafenden Knecht Gottes, Joh. Brenz, an der Spitze, so viele lebendige, in Christo tiefgegründete, geistvolle und von Gott erleuchtete Prediger der Gerechtigkeit, viele edle Namen, deren die Welt nicht werth ist, und neben ihnen auch so mancher nur schnell vorübergehende, stille, gottgeheiligte Christ, welcher nach volksthümlicher Sitte hier nur zur Prüfung seines Wissens und Glaubens stand. Welch ein Reichthum von Lichtgedanken, von Lockungen der Liebe, von Warnungen des Ernstes, von Tröstungen, welche das heilige Mitleid gab, ist hier an den vorangegangenen Geschlechtern, wie an unsrer jetzigen Generation bereits vorübergeflossen! Welch eine Wolke von Zeugen, wenn die Geister der Vorwelt alle in einem Chor uns erscheinen könnten, würde unser erstaunendes Auge hier umgeben! Welch eine Schaar längst vollendeter Gerechten, welche in diesem Haus ihr neues Leben aus Gott und ihre Kraft zum Treubleiben bis in den Tod empfingen, würde uns mit winkenden Händen und lockenden Stimmen begegnen!

„An all diese entschwundenen Diener und Kinder Gottes möchte ich mich auch mit heiligem Ernst und thätigem Glaubensmuths anreihen, und das theuerwerthe Amt, welches der HErr mir an dieser Gemeinde vertraut hat, so verwalten lernen, daß ich Euch etwas nütze wäre zur Ergreifung jenes Erbtheils der Heiligen im Licht, und zur immer festeren Gemeinschaft mit der auserwählten Gottesfamilie der Glaubigen in der Vorzeit, der Gegenwart und Nachwelt. Ich sehne mich, Euch Allen liebende Handreichung zu thun, daß Ihr mit unsrem dreieinigen Bundesgott und mit seinem Volk auf ewig vereinigt werden möget.“

Unmittelbar vor dem Schluß der Predigt sagte er: „Mir wohl bewußt, daß ich arm bin, aber auch aus Erfahrung dessen versichert, daß Gott reich, gnädig und barmherzig ist, biete ich Euch hier meine Hand zum Bund auf Ihn, Sein ewiges Heil und Sein ewiges Reich. Denn das soll Stuttgarts Heil und Ehre sein, daß es auf dem Lebensgrund Jesu Christi steht. Reichet auch mir, wie ja ein Prediger

bitten darf, in Seinem Geist Eure Liebeshand, und nehmet mich mit Nachsicht und Vertrauen auf, damit ich mit Freudigkeit, wie ich so gerne will, mein heiliges Amt unter Euch versehen könne. Ich habe es Ihm gelobt, auf Seinem Lebenswort unverrückt zu stehen, Euch in sanftmüthiger und bescheidener Liebe zu dienen, mit meinem ehrwürdigen Vorgesetzten und meinem künftigen Kollegen, welchen Euch Gott nach Seinem Herzen erwählen wolle, in lauterer Einigkeit des Herzens einherzugehen, und das Amt eines evangelischen Predigers in der Kraft des Sohnes Gottes, im Geist der Gnade und des Gebets zu verwalten. Dazu bewegt mich der ernste Blick auf die zweifache Rechenschaft, welche Christus von Seinen Knechten einst fordern wird, und die Sehnsucht, meine sündige Seele vor Ihm als eine Ausbeute davonzubringen. Dazu bewegt mich Euer Bedürfniß und das in Christo Euch so herrlich angebotene Heil. Denn ach! wie viel gilt vor Gott eine Menschenseele! Wie viel hat ihre Erlösung gekostet und wie schade ist es, wenn auch nur eine, ach nur eine verloren geht! — Habet Geduld mit meiner Schwachheit und betet für mich! Auch werdet Ihr Eure Seelsorger, denen in der weitschichtigen Gemeinde so Vieles obliegt, mit liebreicher Billigkeit, wo es noth ist, schonen, damit sie, namentlich an den Sonntagen, nicht allzusehr ermüdet und für ihren übrigen unabwendlichen Beruf nicht zu schnell entkräftet werden. Die Liebe Jesu Christi, welche gestern, heute und in Ewigkeit dieselbe bleibt, vereinige mein Herz, das Euch liebend entgegenschlägt, mit den Eurigen bis auf Seinen Tag, damit aus unsrer Verbindung eine unvergängliche Frucht der Gerechtigkeit geboren werde!"

Der in den Schlußworten erwähnte Vorgesetzte des Vollendeten an der Stiftskirche war derselbe, der ihn im vorhergegangenen Jahre in der Hospitalkirche investirt hatte, Stiftsprediger und Prälat Karl August v. Haas. War es auch dem lebendigen, beweglichen, dabei unternehmenden Diakonus anfangs nicht möglich, mit dem strengen, gemessenen und wortkargen Mann in nähere persönliche Beziehungen zu treten, ja, giengen mitunter die Anschauungen der beiden im Alter und Temperament verschiedenen Männer in einzel-

nen Punkten auseinander, so wußte der Vollendete doch manche Seiten der Persönlichkeit seines Vorgesetzten wohl zu würdigen. In seiner demselben gehaltenen Leichenrede betonte er vor Allem die Redlichkeit seines Gemüths, welches immer gerade vor sich hingieng, nutzlosen Phantasieprunk und schwülstige Formeln durch gesunden Mutterwitz und ein klassisch gebildetes Urtheil zurückwies, und im Bunde mit solider theologischer Gelehrsamkeit das Nöthige, von seligen Christen schon längst Erprobte den schimmernden, oft so hochher fahrenden Gebilden eines unglaubigen Wahns, wie dem anmaßenden Treiben einer selbstsüchtigen, von Christo fernstehenden Rührigkeit voll richtigen Takts bestimmt und biederherzig vorzog. Ebenso hob er an seinem Grab hervor, daß er ohne Krümmen des Charakters den geraden Weg des Pflichtgefühls gegangen, und daß sein Privatgefühl in die dauernde Rahme des Gewissens und der Amtspflicht eingefaßt gewesen sei.

Zuletzt aber gelang es dem Vollendeten, seinem Vorgesetzten auf dessen über ein Jahr dauernder Leidensstation auch persönlich näher zu kommen. Ebenso nahm seine Hochachtung vor demselben zu, als er sah, mit welch ruhiger Hingebung und heldenmüthiger Fassung der Kranke sich einer Operation unterwarf, welche selbst seinen geübten, trefflichen Aerzten einen Schauer einflößte, und in welche, wie Haas selber einmal nach seiner bündigen Sprechweise bekannte, die Feuergluth vieljähriger Schmerzen zusammengedrängt wurde. Unter dem Eindruck solcher Erfahrungen hielt er ihm, nachdem der Tod seinen langen Leiden am 26. Jan. 1841 ein Ende gemacht hatte, vier Tage darauf die Leichenrede; ja, er konnte es in seiner Liebe, die beim Abschluß eines Lebens vorherrschend die Lichtseiten desselben in's Auge faßte, nicht unterlassen, dem Verewigten, der mit der Poesie so wenig gemein gehabt hatte, einen poetischen Nachruf zu widmen und mit diesem ein weiteres Zeugniß der Verehrung vor dem Charakter desselben abzulegen.

Nach Haas' Tod wurde die erledigte Stiftspredigerstelle dem damaligen Stadtpfarrer zu St. Leonhard, Wilh. Gottlieb Klemm, übertragen. Im Lauf der 4½ Jahre, in welchen

der Vollendete mit diesem seiner Zeit als Kanzelredner von Vielen hochgefeierten Mann an einer Kirche zusammenwirkte, durfte er manche Beweise von Wohlwollen und Freundlichkeit von seiner Seite erfahren, was er auch später noch oftmals mit aufrichtigem Dank anerkannte. War es auch in Klemms Natur weniger gelegen, seinen Amtsgenossen vertraulich sich aufzuschließen und ein innigeres Verhältniß mit ihnen anzubahnen, so wußte er doch Jeden in seiner Art zu schätzen und dafür Sorge zu tragen, daß die friedlichen kollegialischen Beziehungen in keiner Weise eine Störung erlitten.

Dem Vollendeten hätte aber immer noch viel gefehlt, wenn er nicht auch einen Amtsgenossen neben sich gehabt hätte, mit dem er als Freund häufigen und traulichen Verkehr hätte pflegen können. Einen solchen bekam er wenige Monate, nachdem er selbst seine neue Stelle angetreten hatte, in der Person des Diakonus Christian Dettinger, dem am Ende des Jahres 1837 die zweite Stiftshelferstelle übertragen worden war. Die beiden Kollegen, welche durch Gesinnung und Richtung einander verwandt waren, sich auch im Alter ziemlich nahe standen, schloßen sich alsbald herzlich an einander an, und da sie zudem Anfangs unter Einem Dach wohnten, so war ihnen auch der äußere Verkehr sehr erleichtert. Jeder suchte dem Andern mit der Gabe zu dienen, die ihm von Gott verliehen war, und in hingebender Liebe Handreichung zu leisten, wo ein Bedürfniß vorlag. So betrachtete es der Vollendete als einen dankenswerthen Liebesdienst, daß sein jüngerer Amtsgenosse nicht blos die Führung der Kirchenbücher, sondern auch eine größere Zahl von Religionsstunden in der Schule, die damals unter den jüngeren Geistlichen der Stadt vertheilt wurden, freiwillig übernahm, und ihm, dem durch anderweitige Berufsgeschäfte schon genug in Anspruch Genommenen, es dadurch möglich machte, die wenigen Freistunden der Fertigung seiner literarischen Arbeiten zu widmen. Häufig erschien bei ihnen als Dritter im Bund der mit beiden befreundete Wilh. Hofacker, der seit dem 3. Jan. 1836 Helfer an der St. Leonhardskirche war und so verschiedene Gaben des Geistes und Herzens in sich vereinigte. Besonders in solchen Stunden, in welchen bei

drei Freunde wichtigere Zeitfragen, amtliche und häusliche Angelegenheiten besprachen, wohl auch mitunter heiteren und scherzhaften Worten Raum gestatteten, fand der Vollendete viele Stärkung und Erquickung. Konnte er doch hier sein Herz, das so gern ohne alle Zurückhaltung einem Freund und Bruder sich erschloß, weit aufthun. In solch vertrautem Kreis durfte er auch ganz offen und unbefangen über seine neuesten literarischen Arbeiten reden, und die Freunde liehen ihm willig und theilnehmend ihr Ohr, wenn er ihnen mit jugendlicher Begeisterung ein kurz zuvor verfaßtes Gedicht vorlas oder gar aus dem Gedächtniß vortrug, wenn er von dem Helden sprach, dessen Leben er gerade beschrieb oder dessen Lieder er herausgab. — Wie so der Vollendete an Oettinger durch verschiedene Bande gekettet war, so floßen auch die Familien beider Kollegen in kurzer Zeit in herzlicher Liebe zusammen. Gegenseitig theilte man mit einander Freud und Leid, Glück und Unglück, und war beflissen, die Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens festzuhalten. Und dieses Verhältniß verlor nichts von seiner Herzlichkeit, auch nachdem der Vollendete aus dem engeren kollegialischen Verband mit seinem Freund geschieden war. Die alte Liebe blieb die gleiche, und auch der äußere Verkehr wurde, so weit es die Zeit erlaubte, fleißig fortgesetzt. Als später mancher ältere Freund dem Vollendeten durch den Tod genommen wurde, schloß er sich nur um so fester an Oettinger an, und freute sich, daß dieser auch nach seiner im Jahr 1852 erfolgten Ernennung zum Prälaten von Reutlingen fortwährend seinen Wohnsitz in Stuttgart behielt, und zweimal darüber, daß er denselben ganz nahe bei dem Pfarrhaus der St. Leonhardskirche wählen konnte. Beide versahen von jener Zeit an die Dienste eines Seelsorgers an einander. Oettinger war ein fast regelmäßiger Besucher der Predigten seines älteren Freundes, seine Söhne ließ er von ihm konfirmiren, seine Gattin von ihm zum Sterben und zur Grabesruhe einsegnen. Aber auch der Vollendete eilte zu seinem Freund mit manchem äußeren und inneren Anliegen und betrachtete ihn namentlich in seinem letzten Leiden, in welchem er der brüderlichen Handreichung und Zusprache oft sehr bedürftig

war, als seinen treuen und verläßlichen Seelsorger. Auch sprach er schon geraume Zeit vor seinem Tod gegen denselben den Wunsch aus, daß er ihm einst die Leichenrede halten möge. Dieser Wunsch fand auch wirklich seine Erfüllung, und zwar ganz im Sinne des Vollendeten.

Unter den andern Geistlichen der Stadt war mit dem Vollendeten namentlich auch Wilh. Tob. Mehl, sein Nachfolger im Hospitaldiakonat, und Gustav Schwab, der im Sommer des Jahres 1841 auf die durch Dann's Tod erledigte Stadtpfarrei zu St. Leonhard befördert wurde, näher befreundet. Mit dem letzteren hatte er schon von Sulz und Kirchheim aus manche Briefe gewechselt und seinem umsichtigen und gebildeten Urtheil auch je und je seine Dichtungen theils vor theils nach dem Druck derselben unterstellt. Als er ihm anno 1829 den ersten Band seiner „christlichen Gedichte“ mit einer Zuschrift übersandt hatte, gab ihm Schwab als Gymnasialprofessor von Stuttgart in einem vom 12. Dez. jenes Jahres datirten Brief folgende Erwiderung:

Verehrter Herr Diakonus!

Verzeihen Sie einem vielbeschäftigten Mann, daß er Ihnen jetzt erst für das schöne Geschenk dankt, mit welchem Sie ihn überraschten. Obgleich ich in Ihren Liedern erst geblättert, so tritt mir doch so Vieles entgegen, was mich christlich erbaut und ästhetisch erquickt, daß ich Ihnen von ganzem Herzen zu der Gabe Glück wünsche, die Ihnen zu Theil geworden ist. Wer so, wie Sie, zur geistlichen Poesie von innen berufen erscheint, der hat wohl das Recht, mit ganzen Bänden solcher Lieder aufzutreten, während einem Andern, der es mit seinem Innern auch redlich meint, so selten der Augenblick erscheint, in welchem er es mit Natürlichkeit, ohne moralische oder ästhetische Heuchelei thun kann. Indessen lebe ich der Ueberzeugung, daß Gott durch allerlei Lieder gepriesen werden kann und irdische Poesie darum noch keine eitle ist. Opfern wir beide auf den Altar der göttlichen Wahrheit die Anschauungen und Empfindungen, für welche uns der Ausdruck verliehen ist; mit diesen Gedanken gehe ich von der Erbauung, die Ihre heilige Poesie mir gewährt hat, an's Tagewerk meiner weltlichen, von der ich nur fern halten zu müssen glaube, was sündlich ist.

Daß Sie wirklich an die Sammlung eines christlichen Liederbuchs gegangen sind, freut mich herzlich. Daß dieses Geschäft in keine besseren Hände hätte kommen können, in dieser Ueberzeugung bestärkt mich die Sammlung Ihrer eigenen Gedichte, in welchen ungefärbte Frömmigkeit so schön mit Geschmack und Kunstfertigkeit gepaart erscheint. Diese drei Eigenschaften müssen, glaube ich, bei Auswahl wie bei schonendster Feilung des Gewählten leiten. Denn manchmal ist es allerdings, als wenn jene großen Liederdichter auf einmal der heilige Geist verließe, da platzen dann häßliche Bilder, holprichte Verse, zuweilen gar lieblose Aeußerungen höchst störend in Lieder, welche der ganzen Anlage und sonstigen Ausführung nach vollendet sind, herein. Ich würde mich sehr freuen, einmal mündlich mit Ihnen das Weitere hierüber verhandeln zu können. — —

Dank und Handschlag von Ihrem herzlich ergebenen

Schwab.

In einem Brief vom 5. Februar 1831 hatte ihm der Vollendete seinen Plan, ein christliches Taschenbuch herauszugeben, mitgetheilt, und ihn um einen Beitrag für dasselbe gebeten. Darauf antwortete Schwab in einem Brief vom 14. März:

Verehrter Freund!

Zu Ihrem Unternehmen wünsche ich Ihnen von Herzen Glück, wenn ich selbst Ihnen auch Nichts dazu bieten kann. Denn seit sechs Monaten habe ich unter Sorgen und Prüfungen nicht zur unbefangenen Dichterstimmung gelangen können, und Fabrikate, wie mein „hohepriesterliches Gebet" möchte ich durch keine noch so freundliche Aufforderung mehr verführt, liefern. So habe ich gar Nichts, als einen kleinen Spruch, welchen ich vor zehn Jahren in Tübingen auf der Reise gemacht habe und den ich, wenn er je druckbar wäre, nirgends lieber als in eine von Ihnen veranstaltete Sammlung niederlegen möchte, weil ich gewiß wäre, daß dieser Seufzer (der freilich kein anderes Verdienst hat, als seinen Ursprung aus dem Herzen) sich unter lauter von innen herausgeholten Beiträgen finden würde. Er heißt:

So viel Wollen ohne Willen!
So viel Können ohne Kunst!
So viel Kälte, so viel Brunst!
So viel Sündigen im Stillen!

Ach, wann siegt einmal das Reine
In der Brust, die kämpfend glüht;
Im zersplitterten Gemüth —
Ach wenn siegt einmal das Eine?

(Diese kurze Dichtung durfte hier um so mehr abgedruckt werden, weil sie in keinem Jahrgang der Christoterpe zu finden ist.)

Leider muß ich nach zehn Jahren noch täglich, ja stündlich so seufzen. — — Ganz und herzlich der Ihrige
G. Schwab.

Einen von Gomaringen am 1. Jan. 1839 an den Vollendeten („seinen lieben, verehrten Freund") geschriebenen Brief, in welchem er ihm zuerst Einiges über die Vorarbeiten zum Neuen Gesangbuch mittheilt, schließt er mit folgenden Worten:

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir vor der gegenwärtigen Welttendenz eckelt; ich freue mich, wenn ich mein Herz darüber einmal wieder recht vor Ihnen ausschütten darf. Ueber das Allerwesentlichste sind und bleiben wir gewiß einig. Ich kann mich der Prüfung und der historischen Forschung nicht entziehen; aber mein Anker ist Joh. 7, 17. Und wer daran festhält, der ist, denke ich, ein Christ und darf Christum mit gutem Gewissen predigen, auch wenn er über vieles Einzelne beim redlichsten Glaubenswillen zweifelt. In meinem Amt betrachte ich die ganze heilige Schrift als ein heiliges Depositum; ich rühre an keinem Jota; ich achte es als mir von Gott übergeben und überliefere es so. Auf diese Weise glaube ich am wenigsten zu irren. Wohin soll es kommen, wenn Jeder seine Zweifelsweisheit zu predigen sich herausnimmt oder die Glaubenssätze, bei welchen er Skrupel hat, umgeht oder mit philosophischer Heuchelei umdeutet?

Darüber und über vieles Andere mit Ihnen traulich und herzlich zu sprechen, freue ich mich.

Ich biete Ihnen die Freundeshand, auf treuen Gegendruck hoffend. Von Herzen Ihr G. Schwab.

Diese Briefe bekunden das freundschaftliche Verhältniß, welches zwischen beiden Männern bestand, und machen es begreiflich, daß der Vollendete über Schwabs Beförderung

auf die obengenannte Stelle zu Stuttgart, um die auch er selbst sich beworben hatte, sich aufrichtig freuen konnte. In dem Gebet, das er am 8. August 1841, dem Tag der Investitur seines Freundes, vor der Stiftsgemeinde sprach, sagte er unter Anderem: „Wir vertrauen zu deiner allgenugsamen Liebe und Weisheit, HErr, unser Gott, daß Du den neuen Prediger unsrer Stadt kraft deiner Friedensgedanken hieher berufen habest, und auch meine Seele, welche früher mit ihm um das gleiche Ziel warb, ist mit dir, dem Treuen und Untrüglichen, hierüber ganz freudevoll einverstanden. Nun flehen wir zu dir einmüthiglich: Ach, sende ihm reichlich deinen heiligen Geist zu vollgesegneter Pflege seines großen Amts an vielen Tausenden und gürte ihn nach Leib und Seele mit deiner allgenugsamen Kraft, damit er dir und uns Allen gesetzt sei, eine Frucht zu bringen, die da bleibt in's ewige Leben." —

Die mehr als achtjährige Wirksamkeit des Vollendeten als Archidiakonus an der Stiftskirche erstreckte sich, da er verhältnißmäßig nur wenige Religionsstunden in der Schule zu geben hatte, vorherrschend auf Predigt und Seelsorge. Daneben setzte er seine Privatversammlungen für Männer, Frauen und Jungfrauen fort, welche Vielen noch lieber waren, als seine Predigten. Diese waren damals theilweise zu lang und gedehnt, für nicht Wenige auch zu hoch und gedankenreich, als daß sie ihnen immer ohne zu große Anstrengung hätten folgen können. In den Privatversammlungen aber, welche er in seinem Hause hielt, sprach er ganz frei und einfach, ließ sich auch mehr zur Fassungskraft der Anfänger und Minderbegabten herab, indem er den Lehrvortrag zuweilen durch Erzählungen, Naturschilderungen, Gleichnisse und Aehnliches unterbrach.

Unter seinen damals in der Regel Nachmittags gehaltenen Predigten, die er alle sehr pünktlich und leserlich in ein Buch schrieb, findet sich unter Anderem eine Herbst- und Dankpredigt aus dem überaus gesegneten Jahr 1840. Er hielt sie am 22. Nov. über Psalm 116, 12—14.: „Wie soll ich dem HErrn vergelten alle seine Wohlthaten ꝛc.?" und stellte nach Anleitung dieses Textes seiner Gemeinde

vor: Wie ein außerordentliches Gnadenjahr Gottes auch eine außerordentliche Geistesbewegung in uns hervorrufen soll, 1) eine neue Beherzigung seiner Liebe und Barmherzigkeit, 2) ein neues Bekenntniß und neue Aufnahme seines geoffenbarten Heils und 3) eine neue Bezahlung unsrer heiligsten Gelübde.

Im ersten Theil der Predigt *) zeichnete er jenes schöne und reiche Jahr mit folgenden Worten: „Wer unter uns ist nicht in diesem nun zur Neige gehenden Jahr vom sonnig strahlenden Himmel, von der friedlichen Flucht der Gewitter, von dem überreich segnenden Einfluß des Himmels auf die Erde, von den bis zum Brechen mit lachender Frucht behangenen Bäumen und von dem segensschweren Rauschen der Fruchtgefilde bis in sein Innerstes erfreut worden? Mancher goldene Morgen gieng über uns auf und lockte uns früher als sonst an's liebliche Tageslicht. Ohne Seuchen oder einen verderblichen Todesengel, der in den Jahren 1831 und 1834 so Viele der Unsrigen krank machte oder gar von hinnen rief, wandelten wir früh und spät durch die üppig sprossenden, prangenden Fluren unsres Thals, und wahrlich, wir hatten kaum Augen genug, um die Segnungen zu betrachten, welche der HErr vom Himmel auf uns herabgeschüttet. Wer keine christlichen Gebete im Herzen trug, dem entlockte wohl die herrliche Natur ein Lob- und Dankgebet, und die Güte Gottes predigte mit Millionen von Segnungen auch zu seiner verhärteten Seele. Die Morgenhimmel standen mit süßer Pracht über unsern sündigen Häuptern und die vielfältige, von keinem Sturm unterbrochene Abendröthe lud uns ein, den HErrn zu preisen, der da fährt in den Himmeln der Himmel von Anbeginn, und der selbst den entferntesten Berg oft mit der Glorie des Sonnenuntergangs wundervoll umkleidet, um durch die Pracht seiner Natur einem Herzen einige Seufzer nach ewiger Freiheit zu entlocken, welche ihm so oft nicht entsteigen können, weil es das näherstehende Wort Gottes noch keiner Ansicht und tieferen Erwägung gewürdigt hat."

*) Die Auszüge derselben sind hier dem Manuskript des Vollendeten entnommen.

Am Schluß der Predigt erinnert er seine Zuhörer im Ganzen und Einzelnen an die Bezahlung ihrer heiligsten Gelübde und sagt unter Anderem: „Gehe hin, lieber Baumzüchter, und hole nun, nachdem du unzählige Früchte von deinen Bäumen gepflückt hast, vom Kreuz deines Heilandes die alleredelste Frucht für dein Herz, — den süßen, heldenmäßigen Vorsatz: Ich will! ich will Dir, der mich mit seinem eigenen Blut erkauft hat, leben und dir dienen in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit! — Gehe hin, lieber Weingärtner; denn es ist noch die schönste Traube zurück, die du vielleicht noch nicht geschnitten, aber schon oft hast schneiden wollen; sie heißt: Uebergabe des Herzens an den edeln Weinstock Jesus. Ohne ihn bringst du lauter Heerlinge; ohne ihn mußt du verdorren und dereinst in's Feuer gehen. Aber laß dich deine Trauben im Bund mit dem Evangelium erwecken, dich dem hinzugeben, dem du schon oft eine süße, zeitige Traube hast werden wollen und siehe, du bist vielleicht noch ein saurer, von Weltnebel geschwächter Heerling. Eile und errette deine Seele, da Gott dich am angenehmen Tag, in einem Segensjahr so gnädig einladet, eine Zierde seines himmlischen Altares zu werden!"

Im Frühjahr 1841 wurde eine längst gewünschte Restauration der Stifskirche in Angriff genommen, welche sich tief in den Herbst hinein erstreckte. Während dieser Zeit wurden die Gottesdienste in der Hospitalkirche gehalten und so konnte der Vollendete während etlicher Monate wieder von der aus früheren Jahren ihm theuer gebliebenen Stätte sein Zeugniß ergehen lassen. Am 23. Oktober hielt er die erste Frühpredigt in der restaurirten Stiftskirche. „Wir kehren," so sagt er im Eingang, „aus einer gewissen Art von Verbannung zu ihr zurück, aber nicht, wie ehedem das Volk Israel, das bei seiner Rückkehr aus Babylon nur noch bemooste und dornbewachsene Trümmer seines früheren Tempels erblickte, die es nur mit Thränen begrüßen konnte. Nein, wir treffen unsre geliebte Stiftskirche ganz verjüngt, durch die Hand liebreicher Sorgfalt gleichsam aus einer abgewelkten Gestalt zu einem blühenden Lebensbild umgeschaffen und überall durch christliche Kunst so geschmückt und veredelt,

daß die ursprünglichen, schon von unsern Voreltern ihr verliehenen Zierden aus der Umhüllung langer Vernachlässigung nicht allein wieder neu und erfreulich an's Tageslicht getreten sind, sondern auch durch das freundliche Zusammenwirken des jetzigen Geschlechts einen für jedes christlich gesinnte Gemüth höchst wohlthuenden Zuwachs gewonnen haben. Wir blicken mit wahrer Befriedigung auf die schöne würdige Mannigfaltigkeit der Ausrüstung, womit nun dieser Tempel vor unsrem Auge steht, und vermissen die geistlose Plumpheit, womit eine frühere Zeit diese edeln Hallen verunstaltet hatte, gewiß mit keinem Gedanken. — Niemand beschwert sich über den Aufwand hiebei, noch wird er sagen: Warum ist er nicht den Armen gegeben worden? — Dieser Schmuck unsrer Kirche, — er ist gleich jener köstlichen Narde, die Maria auf das Haupt ihres Heilandes goß und worüber er sprach: Lasset sie in Frieden! Was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gutes Werk gethan!“ — Hätte Gott uns Kriegesstürme gesandt, wären raubgierige Feindeshorden in unser geliebtes Vaterland eingefallen, wäre unser Volksmark unter Kontributionen und Kriegssteuern geschwunden, — wahrlich, dann stünde dieses Gotteshaus nicht so heiter und glanzvoll da! Seine Erneuerung ist eine Frucht des Friedens, die von Jehova, dem Gott alles Friedens, stammt, eben damit aber auch ein neues Denkmal seiner Barmherzigkeit.“

Sodann stellte er der Gemeinde vor: „Der herrlichste Schmuck des erneuerten Tempels wird dieser sein, wenn wir ihn allezeit nach dem Wort des HErrn behandeln und gebrauchen: ‚Mein Haus ist ein Bethaus.‘“

Am 22. Mai 1842 hielt der Vollendete die Rede beim Abendgottesdienst für die abgebrannten Hamburger und Oellinger. „Der HErr, unser Gott,“ so begann er, „hat in diesem Monat, der mit seinen Blüthen und sonnigen Tagen sonst der Liebling aller Herzen ist, mit einem Theil unsrer Mitpilger und dadurch mit uns im Feuer geredet. Er hat eine gewaltige Predigt von seiner allein geltenden Macht und Herrlichkeit gehalten und einen sehr ernsten, unüberhörbaren Aufruf zur Buße, zur Demüthigung unter seine Gotteshand und zum glaubigen Anschluß an ihn durch alle Länder er-

lassen. Er hat uns die menschliche Unmacht und die Hinfälligkeit dessen, wornach der arme verblendete Mensch gewöhnlich am meisten zu jagen pflegt, in furchtbaren Flammenzügen und Feuergestalten vor's Auge gestellt, damit die Welt wieder inniger empfinde und lauter bekenne, Er allein sei der HErr, der Alles thut.

Vierfach sind diese Donnerstimmen des HErrn erschollen, einmal durch die Einäscherung der gewerbsamen Stadt Steier in Oestreich, wo über 250 Häuser verbrannten, für's Andere durch das Brandunglück unsrer bedürftigen Mitbürger in Oellingen (bei Ulm), wo 23 Wohnungen zerstört und viele Familien in's Elend gerathen sind, für's Dritte durch den über alle Beschreibung entsetzlichen Unfall auf der Eisenbahn zwischen der ersten und zweiten Residenzstadt Frankreichs, wodurch weit über 100 Menschen schauerlich zerschmettert, lebendig verbrannt und auf andere Weise verstümmelt wurden, so daß jener Sonntag, an welchem diese Schreckensscene sich ereignete, für die ganze Stadt Paris sich in einen Trauertag verwandelte. Der vierte donnernde Tritt des lebendigen Gottes gieng durch die erste Handelsstadt Deutschlands, durch Hamburg, die alte Hammonia, die deutsche Meeresfürstin, weit berühmt durch den Flor ihres Handels, durch die Pracht ihrer Gebäude, durch die Fülle ihres Reichthums, durch die Vielseitigkeit ihrer Anstalten und Einrichtungen, wodurch sie dem Vorsatz der Altvordern nach einen Vorrang unter den Städten Deutschlands behauptete."

Hierauf schildert er eingehend namentlich das zuletzt genannte furchtbare Brandunglück und suchte auf Grund der einzelnen Mittheilungen seinen Zuhörern ebensosehr den Ernst als die Güte des HErrn vor Augen zu halten. „Denn wir sollen an diesem furchtbaren Unglück nicht allein menschlichen und christlichen Antheil nehmen, sondern auch die Wege der Heiligkeit und Gnade Gottes kennen lernen."

Nachdem der Vollendete gegen das Ende der Predigt von der werkthätigen Liebe gesprochen hatte, zu deren Beweisung dieser erschütternde Unfall schon Viele veranlaßt habe und Jeden nach dem Maß und Umfang seiner Gaben ver-

pflichte, sagt er: „Die Barmherzigkeit des HErrn, die nunmehr so viele Seelen zu schöner, ungewöhnlich reicher, freigebiger Theilnahme weckt, will uns gewiß auch in der ganzen Gliederung unserer deutschen Stämme und Fürstenthümer stets fester zu einem großen gediegenen Ganzen vereinigen, worin ein Glied dem andern hilft und alle für einen großen gemeinsamen Zweck, für christliche Volksehre und deutsche Volksfreiheit zusammen stehen. — Mögen unsre Hamburgischen Brüder, denen so große Barmherzigkeit von Gott und Menschen widerfahren ist und noch widerfährt, immer mehr dem edeln Wort huldigen: ‚An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an!'"

Als im Jahr 1844 Professor Friedrich Vischer in der bekannten akademischen Antrittsrede (am 21. Nov.) seine feindselige Stellung gegen das Christenthum offen ausgesprochen hatte, veröffentlichte der Vollendete mit den drei in gleicher Richtung gehaltenen Predigten von Schwab, Oettinger und Wilh. Hofacker seine Predigt vom 4. Adventssonntag des genannten Jahres. Auf Grund von Joh. 3, 22—36 hielt er seiner Gemeinde eine Einladung vor zu freudiger Weihnachtsfeier im Licht der göttlichen Herrlichkeit Jesu Christi. Er wies zuerst hin auf die sehnsuchtsvolle, zärtliche Liebe, mit welcher Jesus Christus, der Erbherr unsres Geschlechts, als großgütiger Freund und Erbarmer die armen Verlorenen, aber von Gott mitleidsvoll Angesehenen zu seiner seligen Gemeinschaft beruft. Sodann zeigte er, wie der Mensch Jesus den Vorsatz der überschwenglichen Liebe auch in der Kraft auszuführen vermöge, Er, dessen Name alle übrigen Menschennamen überragt, und dessen Wesen für sich allein mehr werth und herrlicher ist, als unser ganzes Geschlecht. Zuletzt sprach er darüber, daß, wer aus der Wahrheit sei, Jesu Stimme höre, daß, wer das Zeugniß Gottes von seinem Sohn annehme, es versiegle, daß Gott wahrhaftig, daß das Evangelium von Christo kein Wahn, keine Träumerei, sondern göttliche Kraft und göttliche Weisheit sei. „Was die Nichtannahme jenes göttlichen Zeugnisses vor Ihm, dem Vater der Geister, auf sich hat, der des Sohnes Ehre sucht und richtet, das zeugen uns die Flammen Jerusalems und

die Todesgewitter, welche über das Volk des Alten Bundes ergangen sind und noch ergehen, das bedeuten uns auch unzählige andere Beispiele in der Christenheit, umgestoßene Leuchter des Evangeliums, verödete, verfinsterte Länder und eine Legion lautmahnender Zorngerichte, furchtbar und warnend für alle übermüthigen Verächter, wie für die lauen, weltförmigen Namenchristen. — — Wenn nun trotz aller ernsten Ermahnung, trotz aller liebenden Warnung so Viele doch das einzige Heil ihrer Seelen im Leichtsinn, in unablässiger Jagd auf die Scheinweisheit dieser Welt versäumen und mit selbstgeblendeten Augen zuletzt ein Ende nehmen ohne Trost und Hoffnung, während das Gnadenjahr des HErrn ihnen verkündigt war: so ist schon das schauerlich und nie genug zu betrauern. — Wenn aber vollends der hochmüthige Unglaube mit seinem nichtigen Flitter, der mit jedem Jahrzehent wechselt, sich geradehin wider den Gesalbten Gottes spreizt, wie selbst in unsrer evangelischen Kirche da und dort nicht selten geschieht; wenn der jämmerliche Uebermuth von Sündern, die um einiger flachen Zeitbildung willen aus Christen zu Heiden geworden sind, das Evangelium Jesu und seine Kirche mit Hohn angreift und noch Andere mit sich in diesen aus bloßem Grimm der Selbstsucht entsprungenen Wahn, dadurch aber in Finsterniß und Verderben hineinzureißen sucht, wie das neuerdings auch in unsrem evangelischen Vaterland vorkommt, und wenn solche zerrüttete Geister sich geberden, als ob das Christenthum eine leere, veraltete Fabel, ja, der Glaube daran gar ein Rückschritt für denkende Gemüther wäre, dann ist dieses ein Greuel vor Gott und ein Verrath an der Kirche, gegen den Jeglicher, der es mit Christo hält und mit dem Wohl seines Volkes redlich meint, aus aller Macht und ohne Furcht öffentlich protestiren muß." *)

Weil in jener Zeit, zum Theil im Anschluß an die Vischer'sche Rede, die Lehrfreiheit vielfach besprochen wurde, so legte der Vollendete in der Christoterpe 1844 (S. 321

*) Vgl. Vier Predigten, gehalten zu Stuttgart im Dezember 1844. Mit einem Vorwort (Stuttgart bei S. G. Liesching).

bis 331) in einer Reihe von Alexandrinern seine Ansicht über diesen Punkt nieder. Lästerer und Spötter, durch welche die studirende Jugend systematisch verdorben wird, sind nach ihm mit Recht zu entfernen und abzusetzen.

Doch wer noch ehrenhaft mit Feindeswaffen ficht,
Den schlägt man mit dem Schwert, und mit dem Knittel nicht.

Dieses Schwert aber ist das Wort Gottes.

Die Geistesritterschaft kämpft nicht mit Fleischeswaffen;
Nicht äußere Gewalt kann inn're Siege schaffen.

Sonst schafft sie Heuchelei und wirkt auch nebenbei,
Daß ihr Papisterei stark untermenget sei.

Ein Fürst kann Zweifel nicht durch Polizei ersticken;
Nein! er soll Geistesmacht zur Unterdrückung schicken.

Als summus episcopus (oberster Bischof) soll er mit dem weltlichen Fürstenamt auch das Hohepriesterthum verbinden und soll in Christi Geist ein treuer Kirchenberather sein und die allseitig besten Kräfte des Volkes von den Stufen seines Thrones aus für Christum berufen (S. 327). Namentlich im Blick auf die von hohen und niederen Schulen so vielfach ausgehenden Aergernisse sagt der Dichter (S. 330):

Gib, wenn's geschehen kann,
Ein Lehr- und Kirchenamt nur einem Glaubensmann.

Wohl weiß er, daß die Auswahl nicht groß ist; aber er lebt der Ueberzeugung, daß man viel verhüten könne, wenn man wenigstens „die wackere Lebensfrucht von tauber Blüthenschaft" unterscheide. Vielen ertheile man in höflich lauem Sinn Lehrfreiheit, und zuletzt müsse man sehen, daß daraus Lehrfrechheit geworden sei. Der HErr habe der Kirche ein Lebenswerk geboten. Das Leben sei aber nicht bei Narren und bei Todten zu suchen.

Sein Wort ist unsre Schnur; wer darin stehet recht,
Regiert auch unter Ihm im Segen sein Geschlecht. (S. 331.)

In der Vorrede zur Christoterpe berührt der Vollendete den nämlichen Punkt und sagt (S. VIII): „Die Feinde des Heilands pochen in unsrer Zeit mitten in der evangelischen

Christenheit gerade so auf die unantastbare Lehrfreiheit um der vergötterten Spekulation, d. h. Geisteswillkür willen, wie vordem der Dominikaner Tetzel wider die Stimmen der Reformatoren unter der Firma päpstlicher Infallibilität gewüthet hat."

Eine neue Thätigkeit erwuchs dem Vollendeten in jener Zeit dadurch, daß ihm nach dem am 18. August 1841 erfolgten Tod seines früheren Kollegen Bahnmaier, der Dann's Nachfolger in der Leitung der halbjährigen Stuttgarter Predigerkonferenzen gewesen war, der Vorsitz in denselben übertragen wurde. Diesen führte er, so oft es ihm seine Zeit und Kraft erlaubte, mit großer Liebe und Freudigkeit bis in seine letzte Leidenszeit, die ihn oft Wochen und Monate lang in das Haus bannte und auch den Segen jener brüderlichen Zusammenkünfte schmerzlich vermissen ließ. Als Präses lag es ihm ob, mit Gebet und einem erbaulichen Vortrag über die Losung und den Lehrtext des Tages den Anfang zu machen und ebenso die Besprechung des betreffenden Bibelabschnitts zu leiten. Nie erschien er unvorbereitet in diesen Konferenzen. „Durch gründliche Präparation," so sagte er mehr als einmal, „habe ich meine lieben Amtsbrüder zu ehren." Und wie seine Worte ihm selbst immer warm und frisch unmittelbar aus dem Herzen floßen, vor Allem dann, wenn er auf die heilsame Gnade Gottes in Christo Jesu zu reden kam, so drangen sie auch jederzeit zu den Herzen der zahlreich versammelten Freunde, und gerne mochten diese ihrem lieben Präses, dessen ganze Individualität ihnen nicht unbekannt war, eine kleine Abschweifung oder einen geringen Verstoß gegen die parlamentarische Ordnung, die er nicht immer einzuhalten verstand, zu gut halten. Einen Hauptnachdruck legte er stets darauf, daß ein jeder Besucher der Konferenz möglichst gesammelt und mit stillem Geist in ihr erscheinen und aus ihr scheiden möge, daß ihm für sein Amt, Haus und Herz doch ja ein nachhaltiger Segen zu Theil werde. So gern er selbst mit dem Mund davon Zeugniß ablegte, wovon sein Herz voll war, und so oft er auch die älteren und erfahreneren Freunde zum Sprechen aufforderte, so wollte er daneben immer auch den jüngeren Geistlichen

das Wort gegönnt wissen und hatte seine Freude daran, wenn sie, fern von falscher Bescheidenheit und unnöthiger Schüchternheit, an den Besprechungen sich betheiligten. Fragen und Diskussionen, welche in keiner unmittelbaren Beziehung zum geistlichen Amt standen und ihm höchstens eine sekundäre Bedeutung zu haben schienen, waren weniger geeignet, sein Interesse in Anspruch zu nehmen und seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Was seine Thätigkeit als Präsident bei diesen Konferenzen betrifft, so war er sich wohl bewußt, daß ihm bei seiner persönlichen Eigenthümlichkeit eine Unterstützung derselben von Seiten der andern Freunde nur erwünscht sein konnte.

Manchen Lesern wird es nicht uninteressant sein, an einigen charakteristischen Auszügen aus den gedruckten Konferenzprotokollen zu erkennen, wie der Vollendete über die Konferenz als solche und über die besonderen Pflichten und Aufgaben der Geistlichen gedacht hat.

„Unsre Konferenz," so äußerte er sich am 14. Mai 1856, „ist nicht zu bloßen Disputen und Diskussionen da, sondern vor Allem zur Erbauung im HErrn, zur Erneuerung unsrer Seelen im Dienst des Heilandes. — Wir haben in der Geschichte der Schattenseiten der Menschheit Beispiele, wie Leute sich dem Teufel verschrieben haben. Sollten wir nicht im Blick auf den HErrn, in dem alle Herrlichkeit, Liebe, Holdseligkeit, Treue, Vollkommenheit und Kraft wohnt, einen Drang bekommen, Ihm uns mit Leib, Seele und Geist zu verschreiben? Man könnte uns von einer Gefahr sagen, zu versauern und gepräglos zu werden. Darum müssen wir einen neuen Namen, ein geistliches Gepräge erhalten, wobei der alte Stiftler vergeht und man ihm anfühlt, daß ihn der Heiland geistlich geadelt und mit einem neuen Namen genannt hat. Und das ist eine selige Uebung des Glaubens, damit wir täglich uns Jesu hingeben und das Siegel der Erwählung tragen auf den Tag der Erlösung."

In der Konferenz am 14. Mai 1857 bemerkte er neben Anderem im Anschluß an 1 Sam. 2, 2 und 2 Kor. 9, 6: „Wir wollen herunter von allen Höhen eigenen Dünkels, eigener Weisheit und Gerechtigkeit, damit wir nicht stagniren

und versauern! Ein Wein wird sauer, wenn der Geist entflieht, und ein Geistlicher versauert, wenn er den Heiligen in Israel nicht mehr anbetet im Geist, nicht in der Gnade Jesu lebt und nicht in Seinem Wort sich erbaut. ἐν τούτοις ἴσθι, hat Paulus gesagt (1 Tim. 4, 15.). Wer aber täglich mit Zucht und Furcht vor dem Gnadenstuhl des Neuen Bundes sich immer wieder in den Staub legt und in der Kraft der Gnade sich immer wieder erhebt, der kann reichlich säen und wird es als Aufgabe erkennen, ‚über dem Beruf zu sterben, Seelen für das Lamm zu werben.‘ Dann können wir getrost sein und wissen, daß wir nicht vergeblich in Seinen Weinberg berufen sind und dürfen hoffen, daß Er mit uns ist, daß unsre Arbeit nicht vergeblich sein wird im HErrn und daß Er Seine Friedensgedanken an uns und unsern Gemeinden zu einem seligen Ziele hinausführen wird."

In der Konferenz am 2. Juni 1858 äußerte er im Hinblick auf Hiob 5, 17. f. und Offenb. 2, 13. u. A.: „Wenn man überwinden will, muß man Trübsal haben. In der faulen Garnison wird man kein Held. Napoleon hat seine alte Garde nicht aus Ofenhockern geholt, sondern aus solchen Kriegsmännern, die am schwersten die Kriegsnoth getragen, am meisten Pulver gerochen, die der Feldscheerer oft unter den Händen gehabt, die nicht bloß wußten, wie das fremde, sondern auch wie das eigene Blut aussieht. So wird Jesus Seine Elite, die Ihn dort mit ewiger Klarheit umgibt, nicht aus bequemen Leuten rüsten, die — besonders im geistlichen Stand — es auf's Guthaben, auf Eitelkeit u. s. w. anlegen. Wir wissen, was jene Elite für eine Signatur hat. Sie haben den Satan überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses und haben ihr Leben nicht lieb gehabt bis in den Tod. Das ist für uns Geistliche maßgebend. Wer so zu leben begehrt und sich mehr und mehr durch den Geist Christi darin einführen läßt, kann diese Wahrheit auch lebendig und siegreich bei seiner Gemeinde treiben, ein Anderer nicht."

In dem Vortrag über Jes. 25, 9 und Matth. 18, 10, mit welchem er am 29. Sept. 1858 die Konferenz eröffnete, sagte er u. A.: „Der natürliche, unter dem Gesetz mit sei-

nen Sünden liegende Mensch, auch wenn er ein Pfarrer oder Schullehrer ist, hat nur Lustigkeit, Sinnenweide, Liebhabereien, Zerstreuungen, aber, weil er den HErrn nicht erkennt, keine Freude in Ihm und Seinem Heil, daher auch keine Begeisterung für sein geistliches Amt und dessen heilige Aufgabe. Und wer keine Freude im HErrn genießt, der hat auch keine Kraft, keine Liebe für die Sache des HErrn, sondern er behilft sich mit gesetzlichem, leblosem Wesen, das kein Leben schafft. O was für ein armseliges Ding ist es um einen freudelosen, trockenen Pfarrer, der nicht sagen kann: ‚Meine Seele freuet sich in dem HErrn; denn Er hat mich bekleidet mit dem Gewand Seines Heils!‘ Wie mager geht es bei einem Solchen in seinem Haus und in seiner Gemeinde zu, wenn er nach Allem in seinem gedrückten, mühseligen, ungesalzenen Leben herumhaschen muß, bis er ein Bischen seines ungöttlichen Lebens froh wird, während ihm das Manna des göttlichen Wortes und der Gnade Jesu Jahr um Jahr eine verborgene Sache bleibt. — Der Heiland kann keine steifen, trockenen Pfarrer brauchen, die auf der Kanzel wie Holz stehen, keine frühverdorrten, weltförmigen Vikare, keine todten, freudelosen und doch oft so vornehmthuenden Kandidaten der Theologie, keine modernen Lehrer, die ihre Hohlheit, ihren Mangel an Freude in Christo mit allerlei Vielwisserei und weltlichen Sitten zu bemänteln suchen. Wo keine Freude im HErrn ist, da fehlt es auch an Begeisterung, an Liebe zur Sache des HErrn, und wo keine Liebe ist, da ist auch keine Treue, und wo diese fehlt, da ist auch keine Frucht und kein Segen."

In der Konferenz am 11. Mai 1859 sagte der Vollendete mit Bezug auf Jes. 61, 8 und Phil. 4, 6: „Es ist eine herrliche Sache, im Werk des HErrn nicht vergeblich gelaufen zu sein, nicht unter die Hecken gesäet, nicht in die Luft gestrichen zu haben. Nicht blos die Trägen und Bequemen thun vergebliche Streiche, sondern auch die eifrigen Gesetzler und Geisttreiber, die auf neues Leben, neuen Gehorsam dringen, bevor die Seelen in Einfalt Gnade fangen gelernt haben. Es ist mir wehmüthig, warnend vor die Seele getreten: wenn ein Pfarrer sich nicht in der Hand Jesu zu

einem treffenden Pfeil machen läßt, so kann er zehn bis dreißig Jahre an einem Ort sein, und wenn er fort ist, ist er vergessen. Von allen Amtsjahren und aller der äußeren Thätigkeit bleibt keine Spur von Geistesfrucht. Das Amtiren ist Alles gewesen. ‚Wann sie fort sind,‘ sagt Martin Crusius, ‚so ist der Goldstaub verflogen wie Rauch.‘ Da sollten wir den HErrn inständig bitten: Laß mich nicht zu Schanden werden! Laß mich nicht ohne Frucht von meinem Arbeitsfeld abtreten! Laß mich einst nicht mit leeren Händen an Deinem großen Sieges- und Erntefest vor Dir erscheinen! Daß dieß nicht geschehe, kann ein Geistlicher am besten dadurch verhindern, daß er Buße thut, daß er sich vom Geist Gottes beugen, läutern läßt und zur offenen Quelle gegen alle Unreinigkeit nicht nur einmal, auch nicht blos hie und da, sondern täglich, immerfort hingeht. Die wahre Heiligung und Treue besteht in der täglichen Rechtfertigung, wie der alte Joh. Gerhard sagt. Es geht dann aus Glauben in Glauben, und Nehemia's Wort geht in Erfüllung: ‚Die Freude am HErrn ist eure Stärke.‘"

In der erbaulichen Betrachtung über Jes. 53, 12 und Luk. 12, 32 sagte er in der Konferenz am 1. Okt. 1851: „Wir müssen zwar eine allgemeine Liebe gegen alle Seelen („große Menge") beweisen und darum zu retten suchen, was möglich ist. Vorzüglich aber sollen wir uns auf den Kern der Gemeinde werfen, und wenn sie die verachtetsten sind, sollen wir sie zehnfach hochhalten und sie mehr und mehr zu sammeln suchen. Diesen Sinn, die kleine Heerde zu pflegen, werden wir um so mehr annehmen, je mehr wir selbst arm am Geist und klein werden, die Kraft des Kreuzes Christi erfahren und den Entschluß zur Ausführung kommen lassen, in dieser Welt zu sein, wie Er in der Welt gewesen ist."

Auch auf seiner neuen Stelle war der Vollendete fortwährend schriftstellerisch thätig. Da er ungemein rasch arbeitete und damals sich einer trefflichen Gesundheit erfreute, so konnte er neben seinem amtlichen Beruf, der besonders während der langen Krankheit und nach dem Tod seines Kollegen Haas seine Zeit und Kraft sehr in Anspruch nahm,

in jedem Jahr theils früher begonnene Werke fortsetzen, theils ganz neue Arbeiten in Angriff nehmen. Die Besorgung der Herausgabe der Christoterpe, die mit dem Jahr 1843 in den Verlag von Karl Winter in Heidelberg übergieng, nachdem sie zuvor bei C. F. Osiander in Tübingen erschienen war, zog sich immer durch das ganze Jahr hin, und kaum war sie im November oder Dezember für Weihnachten fertig geworden, so beschäftigten ihren Herausgeber alsbald die Gedanken an den folgenden Jahrgang. War auch die Redaktion mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden, so wurde der Vollendete, ganz abgesehen von dem Segen, den das Taschenbuch in vielen Kreisen stiften durfte, für seine eigene Person durch den geistigen Verkehr mit einer Reihe würdiger Mitarbeiter reichlich entschädigt.

Schon im Jahr 1831 hatte er sich mit der Bitte um thätige Mitwirkung an der Herausgabe des Taschenbuchs an Karl Ludwig Roth, den damaligen Rektor des Gymnasiums in Nürnberg,*) gewandt und erhielt umgehend folgende vom 5. März datirte Antwort:

Verehrtester Herr!

Die Einladung, an ihrem christlichen Jahrbuch Theil zu nehmen, ist mir gestern zugekommen, und heute trifft es sich, daß ich den damit verbundenen Auftrag vollziehen, den vortrefflichen v. Raumer in Ihrem Namen zur Theilnahme einladen kann, da ich noch diesen Morgen nach Erlangen fahren werde. Was mich selbst betrifft, so macht es mir eine herzliche Freude, von Ihnen unter diejenigen gerechnet zu werden, welche in der so heiligen Sache, der Ausbreitung evangelischer Wahrheiten unter der Lesewelt, etwas leisten können und wollen, da ich für Sie selbst nach dem, was ich von Ihnen gehört und gelesen, eine innige Hochachtung gefaßt habe und die andern von Ihnen geladenen Mitarbeiter, soweit mir dieselben bekannt sind, meist nach meiner eigenen Meinung zu den redlichsten Streitern Christi gehören. Auch ist es mein aufrichtiger Wunsch, thätigen Antheil an dieser Sache zu nehmen. Nur habe ich Nichts vorräthig liegen, das mir als Beitrag ganz geeignet schien, und um etwas

*) Jetzt Prälat in Tübingen.

Neues zu machen, ist der Termin etwas kurz, da mich andere, versprochene, luctu continuo liegen gebliebene Arbeiten zunächst beschäftigen müssen und mir mein Augenleiden, das mich nun acht Jahre her drückt, nur ein geringes Maß täglicher Arbeiten gestattet. Dasselbe Augenleiden hat meine Lektüre so beschränkt, daß ich Vieles, was ich kennen sollte, nicht kenne: was mich ebenfalls ängstlich bei solchen Arbeiten, wie etwa für Ihr Jahrbuch macht, da mir's leicht begegnen könnte, daß ich einen Aufsatz gäbe, dessen Resultat irgendwo schon vorhanden wäre. Uebrigens freue ich mich des friedlichen Geistes, der in Ihrem Jahrbuch wehen wird, ich bin des Zankens herzlich satt und habe längst einen ernstlichen Versuch gemacht, der aber ganz fruchtlos blieb, auf das Korrespondenzblatt in diesem Sinn einzuwirken. Es ist gewiß viel besser, im Sinn Christi aufzubauen, als der Gegner Raubschlösser abzubrechen. Leben Sie wohl, auf's Herzlichste von mir gegrüßt. C. L. Roth.

Im Jahrgang 1847 erschienen „Bekenntnisse. Von einem Ungenannten," welche ihn zum Verfasser haben.

Im Jahr 1833 erhielt der Vollendete von dem Erzbischof Johann Ladislaus von Pyrker, den er auch um einen Beitrag für das Taschenbuch gebeten hatte, ein sehr freundliches Schreiben, in welchem der edle Dichter sagt:

Wie gern würde ich Ihrem Wunsch sogleich willfahren: Denn Ehre, Lob und Preis unsres HErrn und Meisters ist ja meines Lebens höchstes Ziel und Seligkeit! — Allein erst vor Kurzem bin ich vom Krankenlager aufgestanden, auf welchem mich ein Schleimfieber fast einen ganzen Monat hindurch festgehalten hatte ꝛc.

Bezeichnend für die Demuth des Dichters ist der Schluß des Briefes:

Wollte mir die Muse jetzt, in dem Spätherbst meines Lebens, in heiteren, von Amtsgeschäften freien Stunden wieder einmal lächeln, so wird es für mich eine Freude sein, mich Ihrem, das Wohl der Menschen bezweckenden edeln Wunsche fügen und Ihren Erwartungen entsprechen zu können, der ich mit besonderer Hochachtung und zugleich Dankbarkeit für Ihr in mich gesetztes Vertrauen bin — Hochwürdiger Herr! Ihr ergebenster Diener

J. L. Pyrker, P. Erzbischof von Erlau.

Joh. Friedrich v. Meyer in Frankfurt, einer der Hauptmitarbeiter am Taschenbuch, schrieb dem Vollendeten am 16. Nov. 1835:

Unter vielen Arbeiten bleibt ihre Christoterpe für das Jahr 1836 noch mein tägliches Abendbrod. — Von Rudolf Stier habe ich jüngst sein neues „evangelisches Gesangbuch" erhalten, das zunächst auf seine und ähnliche Gemeinden berechnet ist. Möge das Ihrige, das vermuthlich seine eigenen Vorzüge haben wird und neben jenem wird bestehen können, bald erscheinen und gesegnet sein! Wir sind Menschenfischer, und der Kunstgeschmack ist eine heilige Angel in seiner Art; nicht alle Fische lockt Alles; aber für Alle muß etwas vorhanden sein.

Der Jahrgang 1841 brachte zum ersten Mal auch poetische Spenden von Ernst Moritz Arndt. Im Vorwort zu demselben bemerkt der Herausgeber:

Besonders rührend wird es den Lesern des Taschenbuchs sein, hier auch den ehrwürdigen Veteranen, E. M. Arndt, der nach langem Stillschweigen neuerlich in die Freiheit seines akademischen Lehramts wieder eingesetzt und zum Rektor der Universität Bonn erwählt worden ist, mit jugendlich kräftigen Spenden erscheinen zu sehen, für welche ich ihm meinerseits voll dankbarer Verehrung die Hand drücke.

Als ihn der Vollendete auch für den folgenden Jahrgang um eine poetische Gabe gebeten hatte, erwiderte Arndt am 24. Sept. 1841:

Wohl hab' ich den freundlichen Gruß und räuberischen Handgriff und Handschlag des edeln allemannischen Rothmäntlers gefühlt; aber, aber — nicht einmal Kupfer hat er mir dießmal abdringen können, geschweige Silber und Gold, was ich nicht habe. —

Ich alter Mann bin ein Beladener gewesen und bin es noch; ich trage meinen Rektormantel nicht leicht, gegen welchen und auf welchen ungewöhnlich viel Sturm und Regen hergefahren ist. Bonn hat wohl so lang es als Universität besteht, kein so bewegtes und von so vielen Genossenschaften und Vereinen angespültes und überfluthetes Jahr gehabt, als dieses letzte, und

ich sehne mich herzlich nach Ausspannung, da ich der Abspannung schon zu viel habe.

Also ist mir keine Muße noch Lust geblieben, weder Neues zu schaffen noch Altes durchzusuchen, — also kein Reimlein. Hoffentlich aber das nächste Jahr. — Dieß in herzlicher Erwiderung des freundlichen Anlaufs. Ihr E. M. Arndt.

Wirklich sandte er für den Jahrgang 1843 wieder einige poetische Beiträge und begleitete sie mit folgenden Zeilen:

Bonn, den heiligen Osterstag, 27. des Lenzen 1842.

Hier, theurer Mann, sind einige Reimlein, von welchen ich wünsche, daß Sie Einiges davon brauchen können. Der Dreiundsiebenziger, wenn er auch noch einige Töne in der Brust hat, verliert allmälig den Athem, sie hervorbringen zu können; zu Liederklängen gehören mailiche Zeiten.

Mit dem Wunsche, daß diese eben bei Ihnen recht frische Blüthenknospen treiben, bin ich Ihr E. M. Arndt.

Auf die von Seiten des Vollendeten an ihn gerichtete Bitte, auch den Jahrgang 1844 ausstatten zu helfen, gab Arndt nachstehende Antwort:

Bonn, den 17. des Frühlingsmonds 1843.

Mein theurer Herr Albert Knapp!

Sie mahnen und laden mich so freundlich; aber, lieber Freund und lieber Schwabe, ich pilgere in meinem 74. Jahr und bin seit dem Sturmmond des verflossenen Jahres viel krank gewesen und leide an einem Unterleibsübel, das, mit Philander von der Sittewald zu reden, Maulhänkelei *) mit sich führt. Solch Ding und das Alter schnürt dem alten Vogel endlich die Singkehle zu. Ich werde sehen, ob meine Stimmung und Befindung sich mit dem blühenden Frühling so stellt, daß ich noch einen kleinen Zwitscherton von mir geben kann. — — Gott befohlen. Ihr E. M. Arndt."

*) Ein scherzhafter Ausdruck = Melancholie.

Als der Vollendete im Jahr 1842 an J. T. Beck, den damaligen Professor der Theologie in Basel (jetzt Professor in Tübingen), ein Schreiben gesandt hatte, welches

gleichfalls die Bitte um einen Beitrag für die Christoterpe enthielt, gab ihm dieser am 9. Mai des genannten Jahres folgende Antwort:

Basel, den 9. Mai 1842.

Verehrter Freund!

Sie reden mich in Ihrer freundlichen Zuschrift vom 1. April zugleich als Unbekannten an; ich darf Sie einigermaßen als alten Bekannten grüßen; denn es war, wenn ich nicht irre, bereits um das Jahr 1820 herum, als ich Sie mit den beiden Brüdern Hofacker von Stuttgart aus eines Abends in Gaisburg besuchte.*) Die Zeit war kurz, größtentheils dem Gebet gewidmet, ich damals noch Uracher Seminarist; haben sich seither die einzelnen Züge verwischt, so ist mir doch noch ein allgemeines Bild geblieben, was freilich bei Ihnen nicht der Fall sein konnte, da ich, soweit ich mich erinnere, im Hintergrund meines noch unmündigen Alters geblieben war. Was nun den Inhalt Ihres verehrlichen Schreibens vom 1. v. M. betrifft, so bezeuge ich Ihnen meinen Dank für das freundschaftliche Vertrauen und die herzlichen Worte, womit Sie mich zur Theilnahme an der Ausstattung Ihrer Christoterpe einladen; und gerne möchte ich, zumal es der Erstlingswunsch Ihrer freundschaftlichen Gesinnung gegen mich ist, durch entsprechende That Ihnen Gegenliebe erzeigen können und eine nähere Verbindung einleiten. Allein hier, wie in so manchen andern Fällen, muß ich Verleugnung üben und Freundesnachsicht ansprechen; mein Hauptberuf, wie er mir durch göttliche Führung und Erziehung zur innern Lebensaufgabe gemacht ist, stellt solche Anforderungen an mich, daß ich Manches von dem, was frommt, Andern überlassen muß, um den mir zugewiesenen Platz auch nur einigermaßen auszufüllen; namentlich wäre es mir gegenwärtig, wo ich mehrere bereits angefangene Arbeiten in diesem und den folgenden Monaten noch vollenden muß, eine Unmöglichkeit, bis Mitte Juni's noch Etwas zu liefern. Sie sagen wohl: „Das Nein ist Nichts, im Ja steht alles Leben da!" Allein das Nein gehört auch, eben als Gegensatz, nothwendig zum Ja. Habe ich dieses an eine bedeutungsreiche, schwierige Sache einmal vergeben, so muß ich, damit eben das Ja zu Leben bestehe, nach andern Seiten wieder

*) Vergl. Leben von Ludwig Hofacker, 3. Aufl., S. 148 f.

Nein sagen, ob ich auch gerne möchte Ja sagen; darum heißt es nicht nur: eure Rede sei Ja, Ja, sondern auch Nein, Nein. Es ist etwas Schweres um das Nein-Sagen; ich fühle es oft genug in dieser Zeit, wo man so gerne den Mann nur nach seinem Ja schätzt, nicht auch nach seinem Nein, dieses nach subjektivem Gefühl so leicht als unfreundlich und gehässig verurtheilt. Aber wenn auch im Kleinen die Treue ihre ernste Aufgabe hat, so darf sie auch darin in den Trost sich theilen, wie ihn Luther für sein Größtes in seinem: „Ich kann nicht anders" festhielt. Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mich verstehen und mich trotz meines Neins wenn auch nicht lieb behalten, doch unverdammlich finden und nicht sauer darum ansehen. Ich wünsche von Herzen, daß jener lebensinnige Verband, der in Einheit des Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes seine Wurzel und Krone hat, uns mehr und mehr mit einander zusammenknüpfe und bleibe unter freundlichen Grüßen

Ihr ergebenster Beck.

Im Jahr 1839 erschienen die Hohenstaufenlieder des Vollendeten unter dem Titel: „Hohenstaufen. Ein Cyklus von Liedern und Gedichten von Albert Knapp," (Stuttgart und Tübingen bei Cotta.) Die Sammlung, welche dem verewigten Obermedizinalrath Dr. von Schelling in Stuttgart, dem Bruder des Philosophen, gewidmet ist, umfaßt 89 im Lauf von sieben Jahren entstandene Dichtungen, von denen mehrere schon dem 1834 erschienenen dritten Band der „christlichen Gedichte" des Verfassers einverleibt gewesen waren; als Zugabe enthält sie einige lithographirte Bilder, welche „eine naturgetreue, ganz verläßliche Darstellung der erlesenen Punkte" geben. Der Dichter beabsichtigte mit dieser Sammlung (vgl. Vorwort S. XII) blos ein sogenanntes Rekreationsbüchlein, jenes Göthe'schen Wortes eingedenk, „daß ein leidenschaftliches Stammeln sich gar seltsam ausnimmt," namentlich wenn in verschiedenartiger Zeit und Stimmung entstandene Gemüthsergüsse in Eins zusammengefaßt werden.

In der Einleitung hebt er fünf Beziehungen hervor, in denen die Staufengeschichte dichterisch anregend wirkt: 1) die Verschmelzung der Staufengeschichte mit der der Kreuzzüge, 2) die nahe Verbindung der Schwabenkaiser mit Italien;

3) die Leibesschönheit, sowie die geistige Hoheit des Staufischen Hauses, seine Protestation gegen die Hierarchie, sein Kunstsinn und die von ihm ausgegangene Pflege und Förderung der Wissenschaften; 4) die unerhörte Trübsal dieser Familie und ihr tragischer Untergang; 5) die Pracht des Stammsitzes mit ihren außerordentlichen Naturschönheiten. „Man wird," sagt der Dichter S. XXIII, „schwerlich einen Berggipfel in Teutonien finden, auf welchem die Pracht der Natur mit der erhabenen Wehmuth der Vorwelt inniger zusammenflöße. Der weitstrahlende Himmel trauert hier gleichsam über einem versunkenen, und das sich stets erneuernde Leben befreundet sich hier am liebsten mit dem Tode. Die Farbenpracht der Natur mit all ihrer Wechselfülle scheint hier eine Hoffnungskrone der menschlichen Vergänglichkeit geworden zu sein und das Gemüth erhebt Fragen an den Weltrichter, die allein durch die kindlichste Anbetung seiner erhabenen Wege gelöst werden können." — Der Dichter besingt die einzelnen großen geschichtlichen Charaktere und Scenen der Staufischen Geschichte und die Naturumgebungen, in denen die Herrscherfamilie entstand und lebte. Die meisten Data jener Geschichte sind aber im Licht des Evangeliums nach der innersten Ueberzeugung des Verfassers behandelt und das Büchlein wurde von ihm, wie er selbst S. XII sagt, blos für Christen geschrieben, deren Auge den Gang der Geschichte christlich und rein menschlich zu betrachten gelernt hat. Zugleich aber wollte er mit demselben ein Scherflein volksthümlicher Liebe auf dem Altar erhabener Vorwelt niederlegen und sein Herz gegen sein christliches Vaterland bekennen.

Für die Begeisterung, mit welcher der Dichter seine Lieder gesungen, zeugen seine eigenen Worte (S. 246):

Wenn die Jungfrau Blumenkränze
Für das Fest des Maien flicht,
Sparet sie dem gold'nen Lenze
Rosen und Violen nicht.
Also treibt es mich, zu singen,
Bis ich für die Staufen ganz
Mit lebendigem Gelingen
Ausgeflochten meinen Kranz.

Das Buch wurde wegen seiner christlich-patriotischen Haltung und Tendenz von Vielen gerne gelesen und auch von den Kritikern im Allgemeinen günstig beurtheilt. Unter den historischen Liedern fanden die auf Barbarossa, Konradin und Irene am meisten Beifall und einzelne derselben, z. B. „Spielburg," „Barbarossa's Tod," „Arbon am Bodensee" stehen in verschiedenen Gedichtsammlungen. Hervorgehoben wurden von der Kritik, z. B. von den Blättern für literarische Unterhaltung (1841, 31. Dez.), auch die unter der Ueberschrift: „Saladin" befindlichen Lieder, die dem wackern und großherzigen Sarazenen des Verdienstes Krone reichen und ihn mit dem Hohenstaufischen Kreuzhelden Barbarossa parallelisiren:

Saladin und Friedrich — edle Leben!
Friedsam seh' ich euch verbrüdert schweben,
Gleich den Löwen, über Tod und Grüften,
Gleich den Adlern, in des Himmels Lüften!

Als besonders gelungen wurden auch mehrere lyrische Gedichte betrachtet, in denen sich die Empfindungen des Dichters an historisch wichtigen Stätten der Staufengeschichte ausspricht, z. B. „Hohenstaufens Fernsicht", „Gang auf den Rechberg", „Abend auf Hohenrechberg", „Staufens Wälder." Ueberhaupt aber ist fast kein Denkmal und keine Reliquie aus der Staufenzeit, die der Verfasser nicht seiner Betrachtung gewürdigt und mit jener Wehmuth besungen hätte, welche sich stets in einem poetischen Gemüth findet und ihren durchsichtigen Schleier über die Urnen der Vorwelt und die Trümmer einstiger Größe breitet. Sein Beginnen, sein Streben, seine Eigenthümlichkeit charakterisirend sagt der Dichter (S. 9):

Eine Biene werd' ich, die sich schnell
Schwinget auf's zertrümmerte Kastell. —
Lasset hier auf ödem Fels mich ruh'n,
Hier hat meine Seele Viel zu thun!

Aus den Quadern saug' ich Honig dort,
Aus den Grüften grüßt mich Heldenwort,
Aus den Trümmern haucht mich an ein Leid,
Das da seufzet nach Unsterblichkeit.

Welke hin, du junger Eichenhain!
Schweiget still, geliebte Vögelein!
Trockne nur, du silberheller Thau!
Sinkt, ihr Blumen auf der Thalesau!

Hier am kalten Felsen ruht mein Herz,
Gürtet sich mit Glaubenskraft voll Schmerz,
Ob ich nicht, wo jeder Quell verrann,
Wasser aus dem Felsen schlagen kann!

Anerkennend über das Buch sprach sich auch der Philosoph Schelling aus in einem an den Dichter geschriebenen Brief. Dieser bezieht sich in seinem ersten Theil auf das schon früher erwähnte längere Gedicht, welches der Vollendete während seines Aufenthalts in München im Herbst 1840 an Schelling, mit dem er damals persönlich bekannt geworden war, gerichtet hatte. Der Brief selber lautet:

München, 13. Jan. 1841.

Trefflicher, verehrter Mann! Wie hat Ihr schönes Gedicht mich erfreut, das Sie bei der Abreise für mich zurückgelassen! Ich wollte, es wäre nicht an mich gerichtet, um es unbefangen, ganz nach Gebühr würdigen zu können. Und doch möchte ich es unter den Zeugnissen wohlthuender Gesinnung, die mir zu Theil geworden, um keinen Preis vermissen. Glauben Sie nicht, daß mich solche Erinnerung unangenehm berühren oder gar mich erzürnen könne. Ich fühle zu wohl, wie Recht sie hat, und muß den Grund verehren, aus dem sie kommt. Könnten nur die vereinten Bitten und Wünsche so vieler Wohldenkender die äußeren Abhaltungen hinwegbeschwören, von denen meine Zeit zersplittert wird! Sollten Sie es glauben, daß ich erst jetzt Ihre Hohenstaufenlieder kennen gelernt habe? Welche Freude in der Zeit wie Scheidemünze abgegriffener poetischer Redeweisen solche Kraftworte, welcher Reichthum der Erfindung, um alle Saiten anzuschlagen, die beim Gedanken an Hohenstaufen erzittern! Sie haben die Lieblingsberge meiner Jugend mit einem elegischen Goldschimmer umzogen, daß ich wünschte, Sie behandelten in gleicher Weise alles spezifisch Württembergische, das immer mehr verschwindet, indeß kein deutsches Land so viel Eigenthümliches, so viel wahre Geschichte hatte, wie dieses. Daran habe ich mit

Treue festgehalten, so fremd mir das jetzige Württemberg ist, so fremd ich meinem Vaterland seit lange geworden.

Mit herzlicher Verehrung

Ihr ergebenster Schelling.

Auch in späteren Jahren, als der Vollendete die Weltgeschichte im Allgemeinen und Einzelnen ruhiger und nüchterner betrachten gelernt hatte und auch an seine Hohenstaufenlieder als an ein Jugendwerk selber einen schärferen Maßstab anlegte, blieb seine Begeisterung für die Staufengeschichte ungeschmälert. Ja, noch in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre trug er sich mit dem Gedanken, die Geschichte Conradins von Schwaben in einem Drama, theokratisch beleuchtet, zu versuchen. In einem Brief an seine Freunde vom 31. Aug. 1855 verweist er zwar diesen Gedanken beinahe in die Sphäre der Schwärmerei, schließt aber gleichwohl mit der Frage: „Sollte es wohl eine Sünde sein, wenn ein alter Poet sich noch mit solchen romantischen Anflügen beschäftigt, da es mit jedem Tag näher der Ewigkeit entgegengeht?"

Einem ganz andern Gebiet gehört die Schrift an, welche der Vollendete ein Jahr nach der Herausgabe seiner Hohenstaufenlieder veröffentlichte: Ansichten über den Gesangbuchsentwurf für die evangelische Kirche Württembergs zur Ausgleichung verschiedenartiger Wünsche und Vorschläge (Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1840). Diese Schrift stand wie mit seiner hymnologischen Thätigkeit überhaupt, so zunächst und hauptsächlich mit seinem Wirken für das Erscheinen des neuen Gesangbuchs unseres Landes in engem Zusammenhang. Damals war ja die Zeit gekommen, wo in den verschiedensten Gegenden Deutschlands und so auch in Württemberg die Sehnsucht nach einem besseren Gesangbuch laut wurde. Im Jahr 1838 hatte Dr. v. Grüneisen in einer eigenen Abhandlung seine Ansichten „über Gesangbuchsreform" ausgesprochen. Im nämlichen Jahr erschien die Schrift von Kratz: „die Gesangbuchsnoth in Württemberg." Zuvor hatte auch auf Danns Anregung im De-

zember 1836 die Stuttgarter Stadtgeistlichkeit in einer vom Vollendeten verfaßten Eingabe an die Synode unter Darlegung des Nothstandes die Bitte um eine zweckmäßige Veränderung des eingeführten evangelischen Landesgesangbuchs eingereicht und der verewigte König Wilhelm hatte auf ein von der Synode abgegebenes Gutachten die Aufstellung einer Kommission genehmigt, welche einen Anhang von 150 bis 200 der besten evangelischen Gesänge zum Landesgesangbuch ausarbeiten sollte. Mit Recht wurde aber darauf hingewiesen, daß gründliche Hilfe nur von der Fertigung eines ganz neuen Gesangbuchs zu erwarten sei. So wurde denn eine Kommission von sieben Männern*) zusammenberufen, welche nicht blos einen Anhang, sondern ein völlig neues Gesangbuch von 618 Liedern ausarbeitete. Als Mitglied dieser Kommission war der Vollendete bestrebt, mit Rath und That der wichtigen Sache zu dienen und nach bestem Wissen und Gewissen sein wohlerwogenes und genau geprüftes Votum abzugeben. Mit seinen Vorschlägen, die sich theils auf die Aufnahme gewisser Lieder, theils auf einzelne Veränderungen bezogen, konnte er begreiflich nicht immer durchdringen. Ja, weil er mit seinen grammatikalisch-prosodischen Ansichten damals noch mehr, als es das praktische Bedürfniß erheischte, verwachsen war, so war es ihm, wie er selbst in der Vorrede zur zweiten Auflage seines Liederschatzes (S. XI.) sagt, bei gewissen, vielleicht herberen Rückschritten zum Original oder bei Verwerfung mancher nöthigen Nachbesserungen zu Muth, wie wenn ihm ein Stockzahn ausgerissen würde. Jedenfalls aber war und blieb es sein Anliegen, mit treuem Sinn auch in seinem Theil für die württembergische Kirche zu arbeiten. Er schrieb in dieser Hinsicht an Schwab, dem er überhaupt manche hymnologische

*) Diese Männer waren außer dem Vollendeten † Dekan Bahnmaier von Kirchheim, Pfarrer Bührer (damals in Neckarrems, jetzt Dekan in Waiblingen), † Dekan Gleisberg (zuletzt in Cannstadt), Dr. v. Grüneisen, † Prälat v. Klaiber und der damalige (im Jahr 1850 †) Pfarrer von Gomaringen Gustav Schwab.

Wünsche in gebundener und ungebundener Rede an's Herz legte, am 31. Aug. 1838 u. A.: „Es ergreift mich oft eine tiefe dankbare Rührung darüber, daß unser Leben in diese Zeit gefallen ist, worin wir Etwas für eine Million von Seelen thun und zu Abstellung eines so lange schädlich gewesenen Uebelstandes mitwirken dürfen." Sein Wunsch war, wie er in dem nämlichen Brief schreibt, „der Kirche Württembergs ein allseitig gediegenes und von allem fremdartigen Stoff gereinigtes Gesangbuch gegeben zu sehen." Und am 3. Nov. 1839 schrieb er an seinen Freund Klaiber: „Glauben Sie mir, daß ich das Heil unsrer Kirche, wenn auch in vielfältiger Schwachheit, doch redlich und ohne Winkelzüge zu befördern den herzlichsten Willen habe, jenes Tages eingedenk, da eines Jeden Arbeit im Feuer geprüft werden soll."

Was Schwab betrifft, so war gerade dieser mit den hymnologischen Grundsätzen seines Freundes nicht durchweg einverstanden, so sehr er dem Eifer und Streben desselben im Allgemeinen alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. In einem Brief vom 14. September 1838 schreibt er an ihn u. A.: Sie wissen, daß ich schriftlich jene herrliche Gabe der Suada nicht besitze und mich seit längerer Zeit vielmehr der epigrammatischen Kürze befleißige, von welcher ich Ihnen, in Beziehung auf Ihre Abänderungen der vorgeschlagenen Gellert'schen Lieder, gleich mit einem scherzenden Pröbchen aufwarten will:

Keinen gellernden Knapp und keinen knappenden Gellert!
Laßt an Seel' und an Leib Jeden, wie Gott ihn erschuf!

Dann fährt er fort:

Ich betrachte mich in der Kommission — und über diesen Beruf habe ich mich noch heute, ehe ich diese Zeilen begann, in ernstlichem Gebet vor dem HErrn geprüft — als den Anwalt der vielen prosaischen Christen unsres Vaterlandes, deren religiöse Bildung und Erbauung mehr durch den Verstand und das Gefühl, als durch die Phantasie geht, zu welchen der HErr in der Bergpredigt gesprochen hat und mit welchen er noch heutzutage in Erwartung größeren Eindrucks mehr so als in apocalyptischen Bildern gesprochen wissen will. Mein Ziel ist ein Gesangbuch, das den verschiedenen Bildungsstufen und Bedürfnissen meiner christlichen Zeitgenossen im württembergischen Vaterland entspre-

chend und angemessen ist, und in dieser Beziehung nichts anders als ein Uebergangsbuch sein kann; den stolzen Gedanken, ein Vorbild für ganz Deutschland darin geben zu können, darf ich für meine Person beim tiefen Bewußtsein der Schwachheit meiner Kraft nicht hegen; wenigstens würde ich mir nie ein Urtheil über unsre Leistung in dieser Beziehung mit Unbefangenheit bilden können.

Dieß Letztere führt mich auch auf Ihre freundliche Aufforderung, selbst ein Lied beizusteuern. Gibt mir die heilige Muse eines ein, das von der Kommission würdig geachtet würde, in der Sammlung eine Stelle einzunehmen, so wäre ich stolz darauf; ich zweifle aber an meiner Befähigung, und habe noch keine einzige Probe von dem Pfunde zu liefern vermocht, an dessen Vergraben Sie bei mir — aber nur aus Liebe — glauben, und mit dem Sie so herrlich gewuchert haben. — Zudem — gönnen Sie mir, verehrter Freund, noch einen Scherz: wer steht mir dafür, daß, wenn im Jahr 1889, nach 7 mal 7 Jahren, die Lichtfackel des Gesangbuchserneuerungskometen wieder am kirchlichen Himmel unsres Vaterlandes steht, mein unkirchlicher Name nicht von heiligem Eifer verketzert und ihm der Wiedereintritt in ein noch purificirteres Gesangbuch verrammelt würde? — Dieß ein Spaß; aber im Ernst: es wäre mir leid, wenn bei einem Vorrath von 80,000 Liedern nicht nur ein Kernlied, sondern auch ein schlichtes Gellert'sches einem Machwerk von mir weichen müßte. Halten Sie dieß, lieber Freund, nicht für falsche Demuth. Wäre von einer Sammlung Romanzen die Rede, so würde ich vielleicht anders sprechen.

Die Gnade unsres HErrn Jesu Christi, dem wir gewiß beide dienen, sei mit uns beiden!

Die Arbeit der Kommission wurde am 19. Juni 1839 mit königlicher Genehmigung vor aller weiteren Berathung als Entwurf in Druck gegeben, damit über dessen Werth auch die öffentliche Stimme vernommen werden möge. Durch die verschiedenen Ausstellungen, welche an dem Entwurf von Seiten der Freunde desselben gemacht wurden, namentlich aber durch die von unglaubiger Seite gegen ihn erhobenen Angriffe wurde nun der Vorsatz in dem Vollendeten hervorgerufen, in der obengenannten Schrift die Prüfung und Aus-

gleichung der zahlreichen und verschiedenartigen Wünsche und Ausstellungen zu versuchen. Als ein Mitglied der Kommission hielt er sich zur Abfassung derselben um so mehr für verpflichtet, als er manchen Stimmen, die sich theils gegen den Inhalt des Entwurfs, theils gegen die Form der einzelnen in ihm mitgetheilten Lieder erhoben hatten, in mehrfacher Hinsicht beipflichten mußte, und auf vielerlei Fehler, die er als einzelnes Kommissionsmitglied begangen hatte, aufmerksam gemacht worden war. Sein Absehen war lediglich auf harmonische und populäre Vervollständigung des Entwurfs nach den Bedürfnissen der neueren Zeit gerichtet, und auch in seinem Theil wollte er laut der Vorrede zu der Lösung der wichtigen Aufgabe das Seinige beitragen, welche er dem evangelischen Württemberg gestellt glaubte, mit Uebergehung aller untergeordneten Rücksichten ein der Klassicität sich möglichst annäherndes Gesangbuch für Kind und Kindeskind, ja zum Vorbild für andere glaubensverwandte Länder darzubieten. Die Lösung hielt er in dem Fall für möglich, wenn man die in dem Entwurf dazu liegenden Keime im richtigen Verständniß des Zeitbedürfnisses möglichst harmonisch entwickle und zur Reife bringe. — Wirklich wurde auch der Entwurf noch einmal überarbeitet und sodann in seiner neuen Gestalt im Sommer 1841 der Landessynode zum endlichen Abschluß vorgelegt, so daß im Jahr 1842 das neue Landesgesangbuch erscheinen konnte. In Stuttgart erfolgte die mit Freude begrüßte Einführung desselben am 27. November am ersten Adventssonntag. Von drei Mitgliedern der Kommission finden sich Lieder darin, von Schwab 1, von Grüneisen 2 und vom Vollendeten 8.

Ein Jahr nachdem dieser seine „Ansichten ꝛc." veröffentlicht hatte, erschienen als Nachtrag zu seinem Liederschatz die „Christenlieder." Eine Auswahl geistlicher Gesänge aus älterer und neuerer Zeit (Stuttgart bei Steinkopf).

Das Buch, welches 250 Lieder enthält, erwuchs dem Herausgeber, wie er selbst in der Vorrede sagt, absichtslos gleichsam unter der Hand, als er kraft einer eigenthümlichen Anregung die Lebensskizze des trefflichen Kirchendichters Philipp Friedrich Hiller für die Christoterpe 1842 zu schreiben

begann. Letztere Arbeit hieß ihn, wie natürlich, auf die weniger bekannten Schriften desselben tiefer eingehen, und zu seiner Verwunderung fand er in ihnen viele seit langen Jahren verklungene Lieder, die ihm den Charakter von Kernliedern zu tragen schienen, jedoch einer sorgsamen Revision und Feile bedürftig waren. Ein großer Theil der in dem Buch dargebotenen Lieder besteht aus Gesängen, die in Hillers Dichtungen über das Joh. Arndt'sche Paradiesgärtlein, einem gediegenen Werk, vorkommen. Um den Kern der Hiller'schen Lieder legte der Sammler noch manches Andere, was ihm bei seinen jüngsten hymnologischen Forschungen begegnet und was ihm selbst mittlerweile unter der Hand entstanden war.

Das Buch bildete seiner Zeit eine werthvolle Ergänzung des Liederschatzes, ist aber jetzt, da die meisten Nummern der „Christenlieder" in die neuen Auflagen dieses Werks aufgenommen worden sind, für die Besitzer derselben entbehrlich geworden.

Hatte so der Vollendete einige Jahre mit besonderer Liebe auf dem hymnologischen Gebiet gearbeitet und mit Wort und That zur Belebung der Theilnahme für das evangelische Kirchenlied unter den Gemeinden das Seinige beigetragen, so schritt er nun zur Veranstaltung einer Sammlung seiner eigenen neuesten Gedichte. Zuerst waren von ihm erschienen: „Christliche Gedichte von Albert Knapp, von seinen Freunden herausgegeben (unter diesen war ganz besonders rührig und thätig der † Obersthelfer Linder in Basel)." 2 Bände mit 14 Musikbeilagen von Conr. Kocher, A. Sulger, Friedr. Stückelberg, Joh. Gambold (Basel, bei Neukirch 1829). Die erste Abtheilung dieser „dem Erlöser" gewidmeten Sammlung, welche seinen Dichterruhm begründet hat, enthält Lieder und Gedichte auf besondere Zeiten und Gelegenheiten, die zweite vermischte Lieder und Gedichte, die dritte Lieder aus und nach der Schrift, die vierte Missionslieder und die fünfte Gelegenheitsgedichte für Freunde. Hier finden sich zum ersten Mal die Lieder, die, weil sie in ihrem Ton und in ihrer ganzen Haltung den Kirchenliedern der früheren Zeit nahe kamen, in vielen neueren Gesangbüchern Aufnahme fanden, z. B. das Abendlied: „Abend ist es; HErr die Stunde," das

Osterlied: „Heil! Jesus Christus ist erstanden,“ das Lied auf den ewigen Hohepriester: „An Dein Bluten und Erbleichen,“ das Pfingstlied: „Geist des Lebens, heil'ge Gabe,“ die Missionslieder: „Einer ist's, an dem wir hangen,“ „Der Du zum Heil erschienen,“ „Hier stehen wir von nah' und fern,“ das Kinderlied: „Schöpfer meines Lebens,“ das Schullied: „Lieblich ist die Morgenstunde,“ das Konfirmationslied: „An dem Sabbath steh'n die Kinder“ (nach der Lesart in unsrem Gesangbuch: „Vor Dir, Todesüberwinder“), und vor Allem das bekannte und beliebte Lied: „Eines wünsch' ich mir vor allem Andern.“ Die Geschichte der Entstehung dieses Liedes hat der Vollendete selber mit nachstehenden Worten angegeben*): Dieses Lied verfaßte ich meinem Freunde Wilhelm Gruner, einem Sachsen aus Saalfeld, der es für die Konfirmation der Tochter seines Schlossermeisters in Stuttgart etwa am 23. April 1823 von mir begehrte. Ich hatte mit dem nun heimgegangenen Freunde eine stille Gebetsgemeinschaft, und er wußte um meine gesetzlichen Seelenkämpfe, die mich mehrere Male dermaßen in Verzweiflung brachten, daß ich, trotz aller Gebete und Bemühungen, tagelang nicht drei Linien einer Predigt in Stand brachte, weil ich den geistlichen Bann und Eigensinn in mir trug, kein Wort predigen zu wollen, das ich nicht in den Freuden des heiligen Geistes empfangen hätte. Da kam es einmal, daß ich nach einer halb durchweinten Nacht Morgens noch kein Thema zur Predigt wußte und mich in äußerster Seelenangst langhin vor Gott auf den Boden legte, bis Gruner kam, der dann mit mir zu Christo seufzte und mit mir zur Kirche gieng, wo ich ganz in der Todesangst und aus dem Stegreif predigte. Unter solchen schweren Beängstigungen wurde auch das Lied geboren. Ist etwas Gutes daran, so ist's wahrhaftig nicht mein Verdienst: denn ich sprach darin nicht aus, was ich im Gefühle genoß, sondern was ich in äußerster Verlassenheit vor Gott wünschte. Ich mußte mich, da ich vor jener Jammerzeit stets erschrack, nachgehends nur verwundern, daß man etwas auf jene ein-

*) Vergl. Leben von L. Hofacker, 3. Aufl., S. 197 ff.

fältigen Zeilen halte, und habe auch an deren Aufnahme in das württembergische Gesangbuch nicht den geringsten Antheil, sondern der selige Dekan Heim von Tuttlingen hat sie hineinvotirt. Mir ist's wunderlich und ein Zeichen von Ihm, der aus Nichts Etwas macht, daß jenes in äußerster Schwachheit empfangene Lied Jemand erbauen darf, und wenn's geschieht, so gehört die Ehre dafür einzig dem HErrn!

Auf Lieder, wie die vorhin genannten, hat Eduard Emil Koch in seiner „Geschichte des Kirchenlieds ꝛc." (2. Aufl., S. 351) das Urtheil gegründet, der Vollendete sei in den eigentlichen Glaubensliedern dem echten Ton des Kirchenlieds nahe gekommen, wie selten ein Dichter der Neuzeit, und ähnlich sagt Palmer in dem Artikel: „Knapp" in der Herzog'schen Realencyklopädie (1. Suppl.-Band, S. 707): „Er ist unzweifelhaft unter den deutschen geistlichen Dichtern dieses Jahrhunderts, soweit wir dasselbe bis jetzt überblicken können, derjenige, von dem verhältnißmäßig am meisten Lieder sich dazu eignen, Kirchenlieder zu werden, mehr als z. B. von Spitta, Puchta, — anderer noch lebender Dichter nicht zu gedenken. Wenn auch viele seiner Poesieen den Charakter von Gedichten tragen, wenn uns da Ausdrücke, Wendungen, Bilder begegnen, die sich von einer in der Kirche versammelten Gemeinde gesungen nicht denken lassen, weil es ihnen an einfacher Natürlichkeit oder an Gewichtigkeit fehlt, so liegt doch daneben eine schöne Zahl von Liedern vor uns, die, ob sie auch die Subjektivität der Zeit nicht verleugnen, dennoch darum einen ächt kirchlichen, vollen Choralklang haben und darum auch Eingang in die Gesangbücher und die Gemeinden nach Verdienst fanden, weil die Subjektivität des Dichters selber eine so gewichtige ist und weil, was hiezu ebenso von Bedeutung, der Dichter ohne alle theologische und ascetische Liebhabereien, ohne Extravaganzen nach Rechts und Links, einfach auf dem Glaubens- und Bekenntnißgrunde der Kirche steht."

Gleichfalls in jener ersten Sammlung stehen mehrere bekannt gewordene Lieder, die sich jedoch vorherrschend für den häuslichen und privaten Gebrauch eignen, z. B. „Nicht menschlicher Rath noch Erdenverstand," „Daß ich Dein auf

ewig sei," „Sohn des Vaters, HErr der Ehren," „Ein wenig minder oder mehr," „Himmelsluft vom Morgenlande," „Wann ich einst entschlafen werde," „Ich freue mich mit Beben," das Lied auf den Morgenstern: „Wenn ich in stiller Frühe," und das Lied auf die Wurmlinger Kapelle: „Ich grüße dich, du trauter Hügel" mit der gewichtigen Strophe:

Mit gold'ner Sternenkrone schimmert
Hoch über uns die Ewigkeit,
Schaut, wie die Menschheit Särge zimmert
Und emsig spinnt ihr Sterbekleid;
Und keiner wird im Lichtgewande
Eingeh'n in ihre Friedenslande
Als, wem vom ewigen Altar
Ein Funken in der Seele war.

Dieser erste Band der „christlichen Gedichte" des Vollendeten fand gleich bei seinem ersten Erscheinen einen großen Leserkreis und erwarb dem Dichter eine namhafte Zahl von Freunden und Verehrern. Auch die öffentlichen kritischen Stimmen blieben in der Anerkennung des poetischen Werthes dieser Gedichte nicht zurück. So sagt z. B. der ungenannte Recensent derselben in den Blättern für literar. Unterhaltung (14. Juni 1830): „Mit der warmen, tiefchristlichen Empfindung, welche, nirgends gesucht oder erzwungen, sich unmittelbar im Lied Bahn bricht, vereinigt der Dichter einen Reichthum und Schwung der Phantasie, wodurch er sich den ersten Kirchendichtern aller Zeiten an die Seite stellt. Gefühl und Phantasie sind in seinen Dichtungen so unter sich und mit der Reflexion verschwistert, daß er auf eine großartige Weise den Gegenstand seiner Muse auffaßt und in lebendiger Schönheit seine Ideen und Empfindungen gestaltet. — Die genannten Vorzüge werden durch die Vollendung der Form erhöht, welche sich durch die ganze Sammlung gleich bleibt. Wir können uns des Urtheils nicht erwehren, daß Schiller, wenn er mehr christlich als kantisch gedacht und empfunden hätte, in eine solche Ausdrucksweise seine christlichen Empfindungen gekleidet haben würde; mit ähnlichem Fleiß hat Knapp seine Form durch den Gedanken

gemeistert. Nur bisweilen hat die Kraft des Ausdrucks unter der auf die schöne Form verwandten Mühe gelitten!"

Im Jahr 1835 erschien von dieser ersten Sammlung eine zweite vom Verfasser selbst besorgte und verbesserte Auflage und eine dritte im Jahr 1843. Eine weitere Sammlung seiner Gedichte erschien als dritter und vierter Band — auch unter dem Titel: Neuere Gedichte, erster und zweiter Band — ebenfalls in Basel im Jahr 1834. Der dritte Band enthält in der ersten Abtheilung Naturanschauungen und Lieder über die Jahres- und Festzeiten, und in der zweiten Erzählungen und Romanzen. Im vierten Band stehen zuerst vermischte Gedichte, sodann wieder Lieder aus und nach der Schrift und zuletzt Gelegenheitsgedichte. Den Liedern des dritten Bandes stellte er eine Vorrede für christliche Leser und Freunde voran, welchen die Verschiedenheit eines Theils der in ihm enthaltenen Gedichte von den älteren hätte befremdlich sein können.

In Absicht auf den Stoff in diesem Bande sagt er (S. V ff.): „Es gibt eine christliche Anschauung aller Dinge, die jedoch im Gebiet unsrer Poesie noch wenig kultivirt ist, indem man lange gewähnt hat, die christliche Dichtkunst habe blos Kirchenlieder, Arien und Casualgedichte zu geben, den Ausflug in andre Partieen der Weltanschauung aber der weltlichen Poesie zu überlassen. Mit Unrecht; denn dem Christen gehört die weite Welt (1 Kor. 3, 22.). Sein Geist und Herz darf sich überall, nur nicht im Reich der Sünde und Eitelkeit, ergehen und überall die Spur seines Gottes suchen, überall Den finden, der Alles erfüllt.

„So stehen denn auch hier mancherlei Dichtungen über entferntere Gegenstände, namentlich über die Herrlichkeit der Natur, welche bei gewissen Christen freilich eine gar untergeordnete Stelle einnimmt, ohne daß sie diese Einseitigkeit durch die Schrift rechtfertigen könnten. Ich gebe solche Anschauungen und Gefühle einfach, wie ich sie, nach meiner Weise, meist unter freiem Himmel, auf Bergen und unter Trümmern, im Herzen des alten schwäbischen Herzogthums niedergeschrieben. Da ließ sich denn auch die Geschichte nicht von der Naturbetrachtung trennen, und es war mir eine

der süßesten Erquickungen, in stiller Einsamkeit das über die verwelkliche Natur und das flüchtige Menschenleben sich ewig jung erhebende Wort Gottes zu betrachten und diese drei Elemente im Lied zu vereinigen. Mein Bekenntniß ist hier: homo sum, nihil humani a me alienum puto.

„Von diesem Gesichtspunkt aus wurde auch Historisches zu bearbeiten gesucht. In der Profangeschichte gibt es manche Lichtpunkte, die der Kirche Christi noch lange nicht genug angeeignet sind. Reichhaltiger aber ist jedenfalls die Geschichte des Volkes Gottes, sintemal der Tempel eine größere Herrlichkeit hat als der Vorhof. Bei solchen Stoffen tritt das positiv Christliche von selbst heller hervor. Bei profangeschichtlichen Scenen möchte es genügen, den Felsengrund der Wahrheit angedeutet zu sehen.

„Was die Form mehrerer dieser Gedichte betrifft," fährt der Verfasser in der Vorrede (S. VIII ff.) fort, „so bedaure ich die vielleicht zu große Ausdehnung derselben, appellire aber auch an die Nachsicht billiger und kundiger Leser, die da wissen, wie jegliche Individualität sich verschieden ausprägt, und wie dem Einen die Kürze fast angeboren ist, während ein Anderer vergeblich nach jener Krystallisation des Ausdrucks ringt. So hatte z. B. Göthe von Natur die größte Concinnität, während Lamartine bei allen Schönheiten seines Genius doch profus bleibt. Man möchte diese geistigen Anlagen mit dem leiblichen Organismus vergleichen, wo der Eine schlanken und gedrungenen Gliederbaues, der Andere von laxerer Fiber ist, und sich darum vergeblich abzumagern sucht, wenn er seine Naturanlage nicht entstellen will.

„Die auf Bergen niedergeschriebenen Gedichte verfaßte ich meist reimlos und rhapsodisch, — nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus innerer Nöthigung, — denn es war mir öfters, als ob sich der freie Lebensathem der Natur nicht in Reime zwängen, das Lied unter Trümmern der Vorwelt nicht als kunstgerecht modischer Bau aufführen lasse. Freilich läuft man dabei Gefahr, in eine Manier zu verfallen, welches Fehlers ich gerne geständig bin, ob ich gleich das auf Gottes Bergen unmittelbar Empfundene und Empfangene der mangelhaften Form wegen nicht wegwerfen wollte. Solche Ge-

dichte wollen nicht in Einem Zuge, — sie wollen nur von Zeit zu Zeit, einzeln, am liebsten auf Bergen, gelesen sein. Es ist aber ein Unglück für die Poesie, daß sie keine Farben geben und das Pittoreske der Natur nicht genau individualisiren kann. Unsere tiefsten Worte, mit Tinte und Druckerschwärze consignirt, sind arme Schatten der Werke des Allmächtigen; das Gepräge des Lebens geht ihnen ab. Darum haben wir auch wenig Ursache, uns auf unsre Poesieen etwas einzubilden."

Wie die spezifisch geistlichen Lieder, so fanden auch die Naturbilder des Verfassers und nicht wenige seiner Balladen und Romanzen bei Jungen und Alten eine begeisterte Aufnahme. Dichtungen, wie „die Morgenwanderung", „die Todtenreise", „Basilius und Josephus", „die Einladung", „Napoleon am Niemen", „Euphrasia", „ein alter Bergmann" haben noch heute bei Vielen einen guten Klang, und werden in Familien und Schulen gerne gelesen. Der Recensent dieser „neueren christlichen Gedichte" in den vorhin genannten „Blättern für lit. Unterhaltung" (1835, Nr. 271) steht keinen Augenblick an, „denselben eine nicht untergeordnete Stelle unter den Erzeugnissen der modernen ascetischen Muse anzuweisen." Er sagt daselbst S. 1118: „Christliche Gedichte heißen sie mit allem Recht. Sie geben eine Weltanschauung vom christlichen Standpunkt, und diese Anschauungen und Gefühle wurden ihrem größten Theil nach nicht in der Studirstube, sondern unter freiem Himmel niedergeschrieben. Die Reize der Natur in ihrem Erblühen und Hinsterben, der leuchtende Morgen, der schweigende Abend, die sternbesäeten Gefilde des Firmaments, Urnen der Vorwelt, Trümmer einstiger Herrlichkeit, versunkene, von der Welle der Zeit weggespülte Fürstengeschlechter, die entflohene Jugend, das Große im Menschenleben, das Heilige im Menschenherzen, die vorangegangenen Geliebten und Vertrauten und ihre unvergängliche Krone in den Räumen ihrer Friedenswelt werden hier als leuchtende Bilder in hellen Rahmen der Einbildungskraft vorgestellt, und wie man vom Adler behauptet, er nehme unwillkührlich seinen Flug zum Aether und wende das starke Auge, wie durch einen geheimnißvollen Zauber gedrungen,

allemal zur Sonne, so wendet sich hier Wort, Gedanke, Gefühl und Bild dem Glauben, der Sonne der Wahrheit, der frommen Verheißung, dem Ueberirdischen zu." Getadelt aber wird in dieser Anzeige „die Gedehntheit und tautologische Profusität," die sich in manchen der mitgetheilten Poesieen findet. Und in Tholucks „literarischem Anzeiger" (1834, Nr. 80 und 1835, Nr. 6) sprach der Recensent jener neueren Sammlung zugleich im Namen Anderer den Wunsch aus, „daß sich der Flügelschlag der Knapp'schen Muse öfters, als es in der letzten Zeit geschehen ist, unter den Zwang des Reims und bestimmten Sylbenmaßes beugen möchte." „Wir können," fährt er fort, „es nicht glauben, daß der dichterische Genius Knapps der Licenz des Streckverses durchaus bedürftig wäre, um seine Schwingen frei zu entfalten. „„Zierlich denken und süß erinnern Ist das Leben im tiefsten Innern."" Wir sind überzeugt, daß Knapp uns nicht die Süßigkeit auf Unkosten der Zierlichkeit darzubieten braucht."

Aber mit den vier Bänden „christlicher Gedichte", die der Vollendete bis zum Jahr 1835 herausgegeben hatte, war sein dichterisches Schaffen nicht abgeschlossen. Gerade in den dreißiger und vierziger Jahren, in welchen er auf dem Gipfel seiner leiblichen und geistigen Kraft angelangt war und eine literarische Arbeit nach der andern fertig brachte, war er auch als Dichter ungemein produktiv. Jeder neue Jahrgang der Christoterpe brachte neue Gedichte des Herausgebers, welche den verschiedensten Inhalt hatten und in mannigfaltige Formen gegossen waren. Aber eben diese große Produktivität hat dem Dichter in mehr als einer Hinsicht geschadet. Er selbst hat es später oftmals bekannt, daß ihm damals bei seinem Dichten die nöthige Selbstbeherrschung und Selbstzucht gefehlt habe, daß er in der Auswahl der mitzutheilenden Lieder gegen sich selbst zu wenig streng gewesen sei. Auch fand nach seinem eigenen späteren Geständniß das künstlerische Prinzip in seiner damaligen dichterischen Wirksamkeit nicht immer die gehörige Berücksichtigung. Namentlich wenn er zum Behuf einer breiteren Entwicklung seiner Gedanken das Alexandrinermaß benützte, mochte er zu

häufig, wie er selbst sagt (Christot. 1840, S. 292), „im Schlafrock und in den Pantoffeln" stehen. So kam es, daß er in jener Zeit auch manches Wort des Tadels zu hören bekam und bei aller Anerkennung, die man seinem großen, unbestrittenen Dichtertalent von allen Seiten zollte, auch ohne Schonung auf die Schwächen einzelner seiner Poesieen aufmerksam gemacht wurde. Auch von befreundeter Seite legte man ihm nahe, er möge als Dichter immer nach dem Besten streben, seine Produktionen nach dem richten, was er wirklich in seinen besten Stunden zu leisten vermöge, damit der volle Strahl seines Herzens nicht zersplittere und verdunste.

Aus dem mächtigen Produktionsdrang, der den Dichter namentlich in und unmittelbar nach der Mitte seines Lebens erfüllte, haben wir es uns zu erklären, daß er im Jahr 1843 einen fünften Band seiner Gedichte als „neueste Folge" bei Cotta erscheinen lassen konnte. Derselbe enthält 300 Gedichte in fünf Abtheilungen: 1) Lieder über Tageszeiten und Naturanschauungen, 2) Vermischte Lieder und Gedichte, 3) Biblische Bilder, 4) Balladen und historische Gedichte und 5) Gelegenheitsgedichte.

Ueber die Naturlieder in dieser Sammlung sagt der Recensent derselben in Tholucks „Lit. Anzeiger" (1845, Nr. 55): „Daß Knapp ein Meister ist in tiefer Innigkeit der Naturanschauung und in wellender Schönheit der Form, ein Dichter, dem zuweilen wenigstens die schöne Form um den vollen Inhalt sich anlegt, wie der Silberfaden an die Saite, namentlich wo es gilt, die Schönheiten seines heimischen Landes zu schildern, wird ihm nicht bestritten werden können." Hervorhebung verdient in dieser Rubrik vor Allem das Bild vom Adler (S. 119 f.):

Dort fliegt er sonnenwärts auf schrägen Aetherlängen,
Die Flügel scharf gespannt, mit eingezog'nen Fängen,
Das Haupt emporgewandt mit königlicher Lust!
Es schmiegen sich um ihn krystallenreine Lüfte,
Es flattern vor ihm hin verwesungslose Düfte;
So fliegt er einsam hoch, den Himmel in der Brust.

Wer mit ihm fliegen könnt'! o wer dem armen Leben,
Wenn Sterblichkeit ihn drückt, auch also dürft' entschweben,

Und mit des Adlers Schwung alsbald im Himmel wär'!
Er würde sich zur Welt und dieses Erdballs Thränen
Nicht mehr erniedrigen! — Ihn zöge nie das Sehnen
Herab in unsern Staub aus jenem blauen Meer!

Was schaut des Adlers Blick? — Er siehet prächt'ge Weiten
In Sonnenglorie sich wundervoll verbreiten:
Da liegt das Thal, der Berg, der Wald, der klare See,
Ein ungeheures Rund voll ungeseh'ner Wonnen; —
Dann wechselt er den Flug, und siehe, neubegonnen
Hat schon ein andres Bild, hochherrlich, ohne Weh! —

So schaukelt er sich stolz von einem Prachtgemenge
Zum andern, und sein Herz wird ihm vom Anblick enge,
Daß er noch höher stets empor sich flügeln muß,
Bis sich vom Aetherblau die Atmosphäre trennet
Und auch sein Demantaug' nur leise noch erkennet
Den kleinen Erdenpunkt tief unter seinem Fuß.

Einen andern Ton schlägt der Dichter in dem Lied: „Bett der Kinzig" an (S. 84):

Schau, wie so winzig
Und wie verengt
Dort sich die Kinzig
Niederwärts drängt;
Wo sich die Blöcke
Mächtiglich dämmen,
Stößig wie Böcke
Alles zu hemmen.

Solltest du denken,
Daß hier ein Floß
Frei sich kann schwenken
Durch diesen Schooß,
Wo nur so leise
Plätschernde Wellen
Sich zu der Reise
Schüchtern gesellen?

Hinsichtlich der „biblischen Bilder", die in der dritten Abtheilung stehen, schrieb der Vollendete an einen Freund

(am 22. Febr. 1842): „Ich suche die biblische Geschichte vom Paradies an bis zum neuen Jerusalem in ihren Lichtpunkten und Grundgedanken hervorzuheben, weil die Poesie gerade hier am unmittelbarsten dem Gotteswort dienen kann. Es gibt hier eine unermeßliche Vorlage, woran unsre Poeten im Fleischeswahn und mit verblendetem Auge vorübergehen, eine Räthselwelt voll heiliger Paradiese an der andern. Wenn man da angefangen und 100 Gedichte mit tiefster Besinnung entworfen hat, so ist's ebenso, als wäre eine Mücke über eine musikvolle Klaviatur mit ärmlichen Füßlein hingelaufen. — Es macht mir übrigens oft unaussprechliche Freude, das göttliche Wort hier so häufig wie einen Neubruch, der noch gar nicht oder doch ungenügend behandelt war, bearbeiten zu dürfen, und es thut Einem eigentlich nur die Wahl wehe, welche Herrlichkeit man zuerst berühren soll. — Das alte Testament namentlich halte ich für die eigentliche Goldgrube der höchsten Poesie und kann mich nicht satt darin weiden. Gelobt sei der Stifter des alten Bundes, der nun alle Schatten in's Licht seines gottmenschlichen Angesichts verklärt hat!"

Eine besondere Erwähnung verdienen noch die fünf „deutschen Lieder" (S. 573—581) als die lebendigste Beurkundung der Vaterlandsliebe ihres Sängers. Sie waren zum Theil schon im Morgenblatt (1842, Nr. 114 und 115) erschienen, fanden aber in der 1854 erschienenen „Auswahl" der Gedichte keine Aufnahme. Im ersten Lied: „Freiheit Deutschlands" ruft der Dichter den Deutschen zu:

Lernt als eins euch doch erkennen,
Stämme, die Gott eins gemacht!
Lernet für das Ganze brennen
In dem Frieden, in der Schlacht!
Lernet muthig niederrennen
Schlingen, die der Feind erdacht! —
Wenn die Deutschen eins sich nennen,
Bilden sie erst eine Macht.

Der Schlußvers lautet:

Freiheit ist ein göttlich Wesen,
Das viel Heldensöhne zeugt.

Deutschland! mit dem Schwert und Besen
Hat dich Franzland oft gebeugt.
Lern' im Blut der Väter lesen,
Wie dich Trübsal großgesäugt!
Eintracht bringt allein Genesen; —
Wer dawider spricht, der leugt!

Im zweiten Lied: „Wider die Franzosen“ gibt der Dichter seinen Unwillen kund gegen das französische Wesen und Treiben, das einst so viel Verderben über Deutschland gebracht hat.

— — Ich mag sie nicht, die Franzen,
Die stets auf uns vererbt
Ein Heer von Schwäzern, Schranzen,
Und deutsches Blut verderbt;
— — Die Deutschland manches Jahr
Betäubt mit Firlefanzen,
Bis es zerrissen war.

Daß ihn aber kein fleischlicher Haß, kein blinder Fanatismus erfüllt, erhellt aus den weiteren Worten:

Ich hasse nicht die Franzen,
Und wollt ihr mehr und mehr
Für Haß uns Liebe pflanzen,
Dann kommt als Brüder her.

Im dritten Lied geißelt er die „deutsche Langsamkeit“, jenes Phlegma, das den Deutschen vor lauter Denken und sich Besinnen nicht zum Handeln und Siegen kommen läßt.

Das vierte Lied: „Deutsche Eintracht“ ist mit dem ersten nahe verwandt. Der Dichter mag nicht dem Gedanken Raum geben, daß die Eiche Deutschlands zersplittert werde, daß das Vaterland durch die List und Gewalt des Feindes eine neue Spaltung erleide, daß die Söhne des Vaterlandes in fremde Heerkörper als Glieder sich einfügen lassen, und schließt mit den Worten:

Freiheit soll die Losung bleiben,
Eintracht sieg' in unsrem Treiben!
Gott woll's in die Herzen schreiben!
Gott mit dir, o Vaterland!

Im fünften Lied empfiehlt der Dichter seinem Vaterland als „Schirm für die Zukunft" für den Fall, daß auf die Friedenszeiten neue Kriegszeiten folgen sollten, das Festhalten an deutscher Treue, deutschem Muth und deutschem Glauben, vor Allem aber an Gott selbst, der „über'm Himmel als Heeresfürst und Richter sitzt, Und richterlich in's Weltgetümmel Mit heil'gem Königsschwerte blitzt," der ein Volk, wenn es ihm untreu wird, verstößt und von Feinden zertreten und zerschlagen werden läßt, aber es auch wieder zu Ruhm und Sieg führt, wenn es reuig zu Ihm sich wendet und Seinem Wort sich unterwirft.

Der Recensent der „neuesten Folge" in den Blätttern für lit. Unterhaltung bemerkt über diese patriotischen und politischen Lieder (1844, Nr. 191), sie seien zahmerer Natur und in jenem milden christlichen Geist empfangen, den man in den derartigen poetischen Bildungen der jungen politischen Zeitdichter so schmerzlich vermißte.

An jene fünf deutsche Lieder mag hier noch die Bitte angereiht werden, welche der Dichter in seinem „Frühlingsbesuch auf Staufen" (Hohenstaufen, S. 275 f.) [am 30. Juni 1832] für sein Volk zu Gott emporsandte:

Laß, HErr, mein Volk, das deutsche Geschlecht
Nicht wie verwitternde wankende Burgen
Stehen vor Dir in Wahnes Trotz!
Laß es gleichen dem blühenden, herrlichen
Kreise der Schöpfung,
Darin Dein Athem
Aus Wintern Frühlinge
Unermüdlich schafft,
Süße Blumen
Für die Pforte des Heiligthums,
Und goldene Früchte für Deinen Altar!

In den Jahren 1844 und 1845 nahm der Vollendete vorzugsweise seine hymnologischen Studien und Forschungen mit erneuertem Eifer wieder auf. Während er aber früher zum Behuf der Herausgabe seines Liederschatzes und des neuen Gesangbuchs die verschiedenen geistlichen Liederdichter gleichmäßig berücksichtigt hatte, führte er nun zwei hervor-

ragende Sänger durch die Herausgabe ihrer gediegensten Lieder in die Kreise der christlichen Gemeinden ein: Gottfried Arnold und den Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. Zuerst erschien das kleinere Werk: Gottfried Arnolds, weiland Professors der Kirchengeschichte in Gießen, Pastors und Diöcesaninspektors in Perleberg, geistliche Lieder zum ersten Mal gesammelt und bearbeitet von Alb. Knapp. Mit Arnolds Bildniß (Stuttgart und Cannstatt bei Becher und Müller 1845). Die Herausgabe einer andern Arnold'schen Schrift von Seiten der Verlagshandlung: „Die erste Liebe zu Christo" erweckte in dem Vollendeten, wie er selbst in der Vorrede bemerkt, den Entschluß, die zerstreuten Lieder Arnolds aus allen ihm zugänglichen, zum Theil sehr selten gewordenen Quellen zu sammeln und in einem besonderen Bändchen dem jüngeren Christengeschlecht darzubieten. Dieses war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, weil nicht blos die weithin ergangenen Nachfragen um die sämmtlichen Schriften Arnolds, worin seine Lieder stehen, theilweise vergeblich blieben, sondern auch weil in den Arnold'schen Gedichtbüchern selbst nicht alle seine Lieder mit voller Sicherheit zu ermitteln sind. Die Lieder selbst — 57 an der Zahl — hat der Herausgeber möglichst wenig verändert, obwohl mehrere derselben wegen ihrer für unsre Zeit nicht mehr passenden spielenden Ausdrücke nothwendig einer Verkürzung oder einer mäßigeren Darstellung ihrer biblischen Grundgedanken bedurften. Es wurde darum nur dasjenige weggelassen oder regulirt, was der einfachen Erbaulichkeit für das jetzt lebende Geschlecht geradezu zu widerstreben schien, und da Arnold selbst, bei all seiner Frömmigkeit, doch an seinem Ende Manches, worin er zu weit gegangen, widerrief, so glaubte es der Herausgeber nicht allein seinem Andenken schuldig zu sein, sondern auch nach dessen eigenem Willen zu handeln, wenn er unwesentliche Auswüchse und verkommene Blümeleien mit schonender Hand abschnitt, um den Kern desto mehr hervorzuheben. — Was die Auswahl der Lieder betrifft, so enthält die Sammlung beinahe nur solche Stücke, worin der erbauliche, gemeinfaßliche Sinn vorherrscht. Am Schluß der Vorrede (S. VIII ff.) gab

der Herausgeber eine gedrängte Skizze der Lebensumstände des Dichters, von denen er in der Einleitung zu der andern oben genannten Schrift Arnolds ein möglichst vollständiges Bild entworfen hatte. Das Buch selbst wurde von vielen Freunden und Kennern des Kirchenlieds als eine dankenswerthe Gabe aufgenommen. Doch hat die von Pfarrer Ehmann in Unterjesingen veranstaltete Sammlung der Arnold-schen Lieder (Stuttgart, bei Steinkopf, 1856) einen noch größeren Werth für die hymnologische Wissenschaft, weil in ihr sämmtliche Lieder Arnolds in ihrer ursprünglichen Gestalt mitgetheilt sind.

Im nämlichen Jahr veröffentlichte der Vollendete eine weitere, noch umfangreichere hymnologische Arbeit. Schon in der Christoterpe für 1845 hatte er unter Anderem eine Reihe auserlesener Lieder Zinzendorfs in neuer Bearbeitung erscheinen lassen. Im Herbst jenes Jahres folgte sodann die Herausgabe des besonderen Werks: Geistliche Lieder des Grafen von Zinzendorf, gesammelt und gesichtet von Albert Knapp. Mit einer Lebensskizze und des Verfassers Bildniß (Stuttgart bei Cotta). Durch einen lichten, unvergeßlichen Eindruck bestimmt, hatte der Vollendete, wie er selbst in der Vorrede S. X. sagt, schon seit längerer Zeit den Vorsatz gefaßt, eine möglichst vollständige Sammlung der irgend noch mittheilbaren Lieder Zinzendorfs zu versuchen. Er wollte damit einmal eine Lücke in der hymnologischen Literatur ausfüllen und sodann das Gedächtniß des Mannes auf eine zeitgemäße Weise wieder erneuern und mittelst einer sorgsamen Darlegung seiner besseren Reliquien von vielfachem Unglimpf, von so mancher einseitigen Verkennung reinigen, und endlich der evang. Brüdergemeinde, sowie anderen Liebhabern Christi, namentlich solchen, welche mit Z. noch weniger bekannt waren, eine gesegnete Freude bereiten. Zu diesem Behuf setzte er sich mit der Unitätsdirektion zu Berthelsdorf in Verbindung und erhielt von ihr auf sein Gesuch aus dem dortigen Archiv die hieher einschlagenden Quellen, vor Allem die vielfach ganz verschollen gewesenen oder gar nicht gehörig bekannt gewordenen Originalien. Nicht ohne Mißtrauen gieng der Vollendete an das Studium derselben und dachte anfänglich eine

Monotonie an der andern zu finden und daher nur eine sehr mäßige Ausbeute zu gewinnen. Bald aber mußte er staunen über den mannigfachen Reichthum, der sich vor seinen Augen entfaltete, und er sah, daß es sich hier um die Erzeugnisse eines seltenen und königlichen Geistes handle. Freilich begegneten ihm bei seinen Forschungen auch die bekannten Geschmacksverirrungen des Grafen, die bedauerlichen Excentricitäten der Sichtungszeit, sowie allerlei Formfehler und Nachlässigkeiten auch in vielen besseren Liedern, besonders in denen aus seiner späteren Zeit, wo vermehrte Verbindungen und Geschäfte aller Art ihn oft zu einer Zahl von Liedern begeisterten, welche unmöglich alle gefeilt sein konnten. Der Herausgeber bedauert in der Vorrede (S. XVI) die etwas fahrige Hast und Vergeßlichkeit, womit Z. an vielen seiner vortrefflichsten, im Ganzen auch meisterhaft geformten Liedern doch die vollendenden Striche versäumte, und bekennt, daß ihn der prosodische Kamaschenzwang, der ihm in nicht wenigen seiner Gesänge aufgefallen sei, an die Zopfzeit des vorigen Jahrhunderts erinnert habe. Aber er war weit davon entfernt, die Geschmacksverfehlungen eines Mannes zu enthüllen, der des Edeln und Erhabenen so viel gegeben und geleistet hat, und zwar um so mehr, als jene Verirrungen von diesem selbst revocirt und von der Gemeinde, soweit es in ihrer Macht stand, kassirt worden sind. So viel aber war ihm bei näherer Prüfung der vielen Gedichte klar, daß zum Behuf einer zeitgemäßen und segenbringenden Herausgabe dieses poetischen Nachlasses nicht blos eine behutsame Sichtung desselben, sondern auch in mehrfacher Beziehung eine sorgfältige Revision und Feile des Textes durchaus unerläßlich, ja sogar durch eine Liebespflicht gegen das Gedächtniß des Entschlafenen geboten sei. Es galt, die offenbaren Auswüchse abzuschneiden, das flüchtig Hingeworfene bei aller Anerkennung des Kerns zu reguliren, den Staub der älteren Zeit abzuwischen, auch einzelne im Context klar genug angedeutete Lücken mit einigen Worten auszufüllen. Indem aber der Sammler diese curae secundae vollzog (d. h. die nachbessernde zweite Hand anlegte), wollte er nur wie ein Schüler dem genialen Karton des Meisters mit Behutsamkeit folgen,

und es stand ihm fest, daß er dem Dichter in der That eigentlich Nichts zu geben brauche, daß er vielmehr von ihm nur zu empfangen und zu nehmen habe. — Je genauer er nun aber mit Zinzendorfs Liedern bekannt wurde, desto mehr überzeugte er sich davon, daß dieser Mann bis daher bei der evang. Kirche weit mehr nach seinen poetischen Seltsamkeiten, als nach dem glänzenden Reichthum seines gottgeheiligten Dichtergenies bekannt gewesen war. So hielt er sich, nachdem er selbst die Mängel der Zinzendorf'schen Dichtungen offen und unumwunden zugestanden hatte, auf Grund seiner allseitigen Kenntniß der letzteren und im Blick auf die reiche Erquickung, die ihm durch einen großen Theil derselben zu Theil geworden war, für völlig berechtigt, auf die christlich-poetische Lichtseite und die feurige Produktivität des Grafen hinzuweisen. „Wo ist," so fragt er S. XVI, „unter der ganzen ehrwürdigen Legion der ächt-christlichen Sänger von der Apostel Zeit an ein einziger Mann, der die Gnade, die Wahrheit und Herrlichkeit unsres Herrn und Heilandes Jesu Christi und die lebendige Gestalt seiner unvergänglichen, wiewohl hienieden noch kämpfenden und pilgernden Gemeinde mit so vielseitiger Phantasie und mit solcher bis in's Einzelnste gehenden Klarheit und Feinheit des Liebesgefühls, ja, nicht selten mit einer solchen genialen Majestät, in welcher die Innigkeit mit der Ehrfurcht wetteifert, und mit solcher Sicherheit eines himmlischen Triumphs besungen hätte, wie Zinzendorf? Ich weiß keinen. — Er besitzt zwar nicht die Pedaldonner des Luthergesangs, auch nicht die objektive, rein populäre Form Paul Gerhards; aber die Fittige seiner geistigen Macht sind größer, sein Gemüthsfeuer flammt noch höher empor und tiefer hinab. Z. schöpft seinen Honig ganz unmittelbar aus dem Felsen Israels, und in seinen Liedern höheren Rangs waltet eine ätherische Frische, eine Heiterkeit der Einfalt, eine liebende, reichsunmittelbare Kühnheit und Freudigkeit des Geistes, der kaum etwas Aehnliches an die Seite zu stellen sein dürfte." — Und S. XV sagt er: „Z. blieb in seinen Dichtungen am liebsten bei der gekreuzigten Liebe, an welcher ihm für diese Welt genügte und die auch sein Ruhm und Psalm bis an's Ende gewesen ist.

Er hatte, bei vielem Kampf und Kreuz, durch die Liebe seines Heilandes ein seliges Leben, eine fast ununterbrochene Festzeit. Daher wallt auch durch seine Lieder ein freier, mächtiger Licht- und Freudenstrom hin, wie meines Wissens in keinen Liedern eines andern Dichters, und die Klarheit des HErrn spiegelt sich mit so vielfarbigen Lichtern darin, daß er wohl in dieser Beziehung der Hauptsänger jener Gerechtigkeit und Freude im heiligen Geist zu nennen sein wird, darin das Reich Gottes besteht."

Es ist von einigen Seiten*) bemerkt worden, der Vollendete habe in der Beurtheilung Zinzendorf's und namentlich seines Dichterwerths einen Ton angeschlagen, der mehr dithyrambisch als kritisch klinge. Ueberhaupt erscheine der ganze Mann, den er, was Geisteskraft betrifft, mit Augustin und Luther auf gleiche Höhe stellt (vrgl. Vorrede, S. XI), in einem allzugünstigen Lichte. An diesen Bemerkungen mag immerhin etwas Wahres sein. Der Herausgeber hat selbst in späterer Zeit sein Urtheil über Zinzendorf, wenn er es auch im Allgemeinen und Wesentlichen festhielt, doch im Einzelnen etwas herabgestimmt und modifizirt. Wenn er aber in der Vorrede (S. XX) bezeugt, daß ihm nie eine Arbeit seines Lebens so reichen Segen und so herzliche Freude gebracht habe, wie die Herausgabe der Zinzendorf'schen Lieder, wenn wir ferner die theilweise innere Verwandtschaft beider Männer bedenken, worauf von anderer Seite hingewiesen wurde (vrgl. z. B. die Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche von Guerike, 1846, I, S. 209 f.), so wird uns die warme, begeisterte Empfehlung jener Lieder von Seiten des Vollendeten zur Genüge erklärt. Jedenfalls hat sich das Werk an manchen Orten, namentlich im Schooß der Brüdergemeinde, viele Freunde erworben. Ein Mitglied derselben, Friedrich Wilh. Kölbing, rühmt dem Vollendeten (vrgl. Tholucks lit. Anzeiger, 1848, Nro. 7) ganz besonders nach, daß seine Veränderungen weit zarter und glücklicher seien, als die in dem jetzigen Brüdergesangbuch von Christian

*) Z. B. von Paul Pressel in seiner Schrift: **die geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock, 1864**, S. 775 f.

Gregor u. A. angebrachten, und Alle, welche Zinzendorf's Lieder aus dem letzteren Buch kennen, versichert er, daß sie dieselben in der Knapp'schen Sammlung in einer dem Original weit näher stehenden Gestalt vor sich haben. War auch der Leserkreis des Buchs nie ein bedeutender, so war er um so mehr ein gewählter, und mancher für dasselbe theils mündlich theils schriftlich ausgesprochene Dank war dem Vollendeten ein werthvolles Zeugniß dafür, daß er nicht vergeblich gearbeitet habe, daß der Segen, welchen Zinzendorf's Lieder zuerst ihm selber bereitet, auch Andern in reichem Maß zu Theil geworden sei.

So vielfach aber der Verewigte, besonders in jener Periode seines Lebens, mit literarischen Arbeiten sich befaßte, die ihn häufig in vergangene Jahrhunderte zu längst dahingeschiedenen Geistern führte, welche er in verjüngter Gestalt vor die Augen seiner Zeitgenossen zu stellen bestrebt war, so blieb doch daneben seine volle Theilnahme allem dem zugewandt, was in der Gegenwart sein engeres und weiteres Vaterland nach verschiedenen Richtungen bewegte. Jeder Freuden- und Trauerton seiner Zeitumgebung drang zu seinem Ohr und Herzen und fand in diesem einen lauten Widerhall.

Als am 24. Juni 1840 das Jubelfest der Buchdruckerkunst auch in Stuttgart begangen wurde, dichtete er zu dieser Feier ein Lied, in welchem er es als den höchsten Sieg bezeichnet,

> Daß wir das Wort des HErrn
> In hundert Sprachen schauen,
> Daß Drucker nah und fern
> An Salems Mauer bauen.*)

Auch in seiner vier Tage darauf gehaltenen Predigt am Reformationsfest nahm er auf jenes Fest Rücksicht. „Ohne das göttliche Geschenk der Buchdruckerkunst," so sagt er in derselben, „gäbe es keine gehörige Mittheilung geistiger Gaben, keinen durchgreifenden Unterricht, keine lebendige Wechselwirkung der Geister. Diese ehrwürdige Kunst trägt zwei goldene

*) Vrgl. „Neueste Folge," S. 278 ff.

Siegeskronen auf ihrem vierhundertjährigen Haupt, welche heißen: Bibelverbreitung und Kirchenreformation. — In der That, es war lieblich anzuschauen, wie unsre zwei alte Stiftskirchenthürme mit ihren grünenden Birken so freundlich zu uns herunterschauten! Auf den alten Quadersteinen grünte das Leben des Frühlings, und eure Seelen, meine Geliebten, werden es mit der meinigen fühlen, daß die Vergleichung nicht fern lag, hierin ein Bild jener herrlichen Erneuerung der einst so todten, geistlosen Kirche des HErrn zu erblicken, welche durch Seine freie Barmherzigkeit neue Lebenssprossen, Blüthen und Früchte trieb."

Als treuer Patriot und Unterthan nahm er aber besonders herzlichen Antheil an dem Regierungsjubelfest des verewigten Königs Wilhelm, welches dieser unter den allgemeinen Kundgebungen der Freude seines Volks am 28. Sept. 1841 feiern durfte. Im Vorwort zur Christoterpe 1842, die er dem König dediciren durfte, sagt er: „Ich reihe mich in meinem geringen Theil freudig in die Festgenossenschaft; denn das Scepter unsres Regenten hat mir niemals wehe, sondern nur wohlgethan, und wenn ich als Christ und Patriot eine ungewöhnliche Lebensverlängerung für einen Menschen erflehen könnte, so thäte ich's für unsern König, den Vater seines Volkes." „Lasset uns," so schließt er, „einen unüberwindlichen Brustharnisch Ihm anziehen, betende Hände, die eine über die andere gefaltet! Dann ist Er herrlich gewappnet, und mit solcher Waffenrüstung ruhe Er dann am Herzen Seines getreuen Volkes, so lang' Er unter uns wandelt!" — Begreiflich ist, daß der Vollendete für jene seltene Feier mehr als ein Lied seiner Harfe entlockt hat. Nicht blos den König selbst besang er in einem längeren Gedicht, in welchem er ihn hinsichtlich seiner Fürsorge für das allseitige Wohl des Landes mit dem Grafen Eberhard im Bart und Herzog Christoph zusammenstellt, — auch der Königin und dem Kronprinzen, den Veteranen Württembergs, dem ganzen Volk widmete er eigene Festgedichte. Selbst die Buche am Königsschloß, die vom alten Schönbuch hergeeilt war, konnte er nicht unbesungen lassen. Ja, sogar „die

Blättler am Jubelfest" hat er in einem besonderen Gedicht verewigt. In demselben heißt es u. A.:

Als in des Festzugs Wogen
  Weingärtner am Königsschloß
Treuliebend vorüberzogen,
  Da gieng das Blätteln los.

Sie walleten höchst vergnüglich
  Einher in ihrem Theil,
Und blättelten ganz vorzüglich:
  „Heil unsrem König, Heil!"

Sie pfiffen so sorgenledig
  Wie Vögel in Waldesruh';
Da winkte gar hold und gnädig
  Fürst Wilhelm ihnen zu. *)

An diese Produktionen, die sämmtlich in der „Neuesten Folge" seiner Gedichte abgedruckt sind, darf freilich nicht immer der streng dichterische Maßstab angelegt werden. Einzelne Strophen mögen vielleicht zu rasch gefertigt und zu wenig gefeilt sein. Alle zusammen aber athmen eine reine und warme Begeisterung für König und Vaterland und zeigen, daß der Dichter nicht blos für die dahingegangenen Hohenstaufen, sondern vor Allem auch für seinen eigenen Landesvater ein Herz hatte und auch in seinem Theil zu dem Wort des Apostels stand: „Fürchtet Gott, ehret den König!" (1 Petr. 2, 17.)

Aber der Blick des Vollendeten gieng auch über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus, und wie er jede Regung eines wahren und gesunden Lebens, jeden ächten Fortschritt auf den verschiedensten Gebieten mit theilnehmender Freude begrüßte, so trauerte er über alle falschgeistlichen antichristlichen Bewegungen, über die Stockungen des wahren Lebens und die mannigfachen Rückschritte auf dem Gebiet des Glaubens und der Religion. Was den damaligen religiösen Zustand in Württemberg und insbesondere in Stuttgart betraf, so war er weit davon entfernt, die vielseitigen

*) Vgl. „Neueste Folge", S. 479 f.

Hindernisse, welche hier dem Evangelium im Weg standen, zu übersehen und gering anzuschlagen. Namentlich betrübten ihn die Angriffe, welche am Ende der dreißiger Jahre von Märklin u. A. gegen den Pietismus erhoben wurden. „Diese Herrn Wissenschäftler," so schreibt er am 7. April 1839 an einen Freund, „wollen's nicht Wort haben, daß sie einen praktischen Ingrimm in dieser Sache führen, aber es ist doch so. Es sind Leute, die nicht für einen Groschen geistliche Erfahrung besitzen; sie reden aber darum dennoch mit und haben auf ihrer Studirstube Recht."

Aber auf der andern Seite übersah und mißachtete der Vollendete keineswegs den in mannigfache Schalen gefaßten religiösen Kern, der ihm in einzelnen Kreisen seines Vaterlandes entgegentrat, die Empfänglichkeit und Offenheit für die evangelische Wahrheit, die sich in verschiedenen Gemeinden bei nicht wenigen Seelen kundgab. Ueber seine in Stuttgart gemachten Erfahrungen schreibt er dießfalls in einem Circularbrief vom 22. Febr. 1842: „Man predigt in Stuttgart meistens das klare Evangelium, und die Gemeinde, welche auf einer alten gesunden Wurzel des Glaubens steht, will auch nichts Anderes; es geht auch sicherlich nichts Anderes zu Herzen."

Um so mehr bewegten und schmerzten ihn die Kämpfe, welche im Februar 1839 in Zürich für Dr. David Strauß zum Zweck seiner Berufung auf eine theologische Lehrstelle an der dortigen Universität geführt wurden und vieler Herzen Gedanken offenbar machten. In einem Gedicht, das er dem damaligen Antistes Füßli in Zürich als einem Vorkämpfer der glaubigen Partei zusandte, sagt er u. A.:

Altes Zürich, dem vom Dome Karl, der Christenkaiser, strahlt,
Wenn in seiner edeln Krone sich die alte Sonne malt:
Ward die weiße Jordanstaube dir so widrig überaus,
Daß statt ihrer du nun girrest nach dem großen Vogel Strauß?

Christlich Zürich! das einst Zwingli treu mit Gottes Wort belehnt:
Warum ist ein Christusleugner deinen Herrn so hochersehnt?
Von dem Menschentrug zu Christo führte Zwingli dich zurück:
Straußens neue Menschensatzung — ist sie nun ein bess'res Glück?

„Geist und Leben, Licht und Freiheit," schwatzt die Zeitung, „war im Rath,"
Als gerade sie begangen ihre größte Missethat,
Als Majora sich entschieden für des Schwindels Zaubermacht,
Wie sie weiland per Majora Christum an das Kreuz gebracht.

Ach fürwahr mit wenig Weisheit wird die blinde Welt regiert,
Und mit einem dicken Scepter seh'n oft Thoren wir geziert.
Sel'ge Lehrer *) schlummern drunten, deren Zeugniß nie verhallt, —
Aber nun ob ihren Gräbern herrschet stumpfe Amtsgewalt.

Bei den vielen Arbeiten, die der Beruf des Vollendeten und seine Neigung zur schriftstellerischen Thätigkeit mit sich brachte, ward ihm zuweilen eine Ausspannung und Erholung auf einer kleineren Reise zum dringenden Bedürfniß. Da aber der damalige Stand seiner Gesundheit ihn noch nicht nöthigte, einen der vielen Kurorte aufzusuchen, so konnte er bei der Wahl des Reiseziels immer seinen individuellen Wünschen Rechnung tragen. Im Herbst 1839 machte er mit seinem Freund Schauffler die von ihm selbst in diesen Blättern bereits erwähnte Rheinreise, auf welcher er im Hause des Prof. Dr. K. H. Sack in Bonn zweimal ein reiches Maß von Gastfreundschaft erfahren durfte. Auch mit C. J. Nitzsch und E. M. Arndt trat er damals in nähere persönliche Beziehungen, welche seinem Herzen für alle Zeit werthvoll und theuer geblieben sind. — Zweimal, im Herbst 1840 und im Sommer 1844, besuchte er seinen vielgeliebten und hochgeschätzten Freund G. H. Schubert in München und verlebte, wie er selber des Näheren uns bereits erzählt hat, mit ihm und seiner Gattin, wie auch im Verkehr mit andern befreundeten Männern eine Reihe von glücklichen und genußreichen Tagen. Natürlich verwandte er manche Stunde auf die Besichtigung der Schönheiten und Kunstsammlungen dieser Stadt, und wenn Schubert ihn auf solchen Gängen nicht selber begleiten konnte, so ließ er ihn nie ohne einen Cicerone und sachverständigen Interpreten dieselben antreten. Nach Hause zurückgekehrt schrieb er an seinen treuen Gastfreund am 12. Dez. 1840:

*) J. B. Lavater, Pfenninger, Heß.

„Die erste Feder, die an meinem glücklich erreichten Schreibtisch wieder eingetaucht wird, gehört Dir und Deiner trefflichen Hausfrau, die Ihr meine Seele so vielfach erquickt und mit Liebeserweisungen überschüttet habt. Mit der innigsten Rührung denke ich Euer und bewahre mir das Andenken an Euch als eine Blume des Herzens, die nie dürr werden soll, wie die Rose Jerichos, sondern fortblühen im Thau jener Liebe, der von den Höhen des ewigen Hermon fällt. — Auf unsrer Heimfahrt gieng es, als flögen wir davon. Bomhard in Augsburg (der dortige Dekan) widmete uns mehrere Stunden und führte uns in den ehrwürdigen, zum Theil grandiosen Straßen jener Reichsstadt umher, von welcher uns Protestanten ein so großes Heil entsproßt ist. Je anziehender viele Kirchen und Paläste sind, um so herzlicher ist der gesunkene Stand dieser lieben Stadt zu bedauern, die sich, wie Bomhard versicherte, auch durch Solidität und Eingezogenheit ihrer Bewohner vielfach vor der großen Menge Münchens auszeichnet, bei welcher es immer Sonntag und spießdrehender Festtag sein soll. Ich konnte nicht umhin, einen stillen, tiefempfundenen Segenswunsch für Augsburg in das Herz Christi hineinzurufen." — Nachdem er sodann seinem väterlichen Freund noch über häusliche Angelegenheiten Mittheilungen gemacht, wünscht er demselben am Schluß: „Möge Dein Katarrh in die innerste Felsenschlucht des Hor, in's Grab Aarons hinabgeflogen sein, und Dein äußerer Mensch im Glanz des inneren, allermeist aber unter den Fittigen der unsterblichen Heilssonne dahinwandeln, damit Du sagen könnest: „Ich gehe daher in der Kraft des HErrn!'" —

An seinen zweiten Besuch daselbst reihte er eine kleine Reise nach Salzburg. Eine Frucht derselben waren seine „Salzburger Gedichte", welche er in der Christoterpe 1846 veröffentlichte: „Frühmorgens am Chiemsee", „Abends auf Hohensalzburg" und „Auf dem Königssee." *)

Seinem kindlichen und innigen Gemüthe, in dem selbst eine so reiche Fülle von Liebe und Freude wohnte, waren aber auch schon kleinere Ausflüge, wie er sie zuweilen mit den Seinigen zu benachbarten Freunden zu machen

*) Das erste und dritte findet sich auch in der „Auswahl" seiner Gedichte (1854), S. 175 ff.

pflegte, ein hoher Genuß. Wie herzvergnügt saß auf einer olchen Fahrt der theure Vater unter den Seinigen, die er nit einer seltenen Innigkeit umfaßte. Da gehörte er dann anz ihnen, und sie wurden in solchen Stunden reichlich entschädigt für manchen Tag, wo ihn sein Amt ganz in Anpruch nahm. Seine harmlose Seele schlug sodann eben wohl die kindlich heiteren Saiten an, als sie sich in den nziehendsten und lebendigsten Mittheilungen ergieng. Hie nd da blieb er gern einige Tage bei seinem Freunde, Pfarr Baumann in Kemnath, wo ihm fern von der Unruhe r Residenz das ländliche Stillleben wohl that. Er fühlte h, wie er selbst sagt, in der patriarchalischen Junggesellenirthschaft seines Freundes ungemein heimelig und glücklich d glaubte oft, einige Jahrhunderte in die alte einfache Zeit rückversetzt zu sein.*) Wie schon früher in Kirchheim, won Baumann als Pfarrer von Notzingen allwöchentlich kam, nahm er auch in Kemnath über manche literarische Arbeit ückspräche mit demselben und hielt viel auf das gediegene theil des wohlwollenden, tiefdenkenden Freundes. In der n Baumann herausgegebenen Denkschrift über die im Jahr 333 neuerbaute Kirche in Notzingen findet sich im Anhang m erstenmal die bekannte Dichtung des Vollendeten: Würtbergische Kirchweihe, die im Jahr 1862 besonders gedruckt rde.

Am 7. Okt. 1856 hielt der Vollendete seinem theuren eund in Kemnath vor einer großen Versammlung die Grabe, in welcher er ihn im Hinblick auf die Grundlinien seines eren Lebens mit Gerhard Terstegen zusammenstellte. Im nhang" zu dieser Rede bezeugt er von ihm: „Er blieb ner in seiner vom HErrn ihm verliehenen Festung, schaute hl oftmals heiter und vergnüglich von ihren Zinnen in's al hinunter, ergieng sich wohl auch auf dem Mauerwall, r er verließ seine Festung nicht, und darum bewahrte ihn Gnade seines himmlischen Siegesfürsten am guten und n Tag." Am Abend seiner Beerdigung verfaßte der Voll-

*) Vrgl. Denkmal der Liebe für M. Gottlob Baumann, Pfarrer Kemnath, von M. Alb. Knapp rc. (Stuttgart, bei Hering, 1856.)

endete ein längeres Gedicht, in welchem er die geistliche Individualität seines entschlafenen Freundes mit treffenden Worten geschildert hat. Er sagt in demselben u. A.:

Als Kaufmann,*) der nach edeln Perlen sucht,
  Giengst du dahin in ernsten Jünglingsjahren,
Und mußtest ungestillt auf weiter Flucht
  Durch perlenlose Weltbezirke fahren,
Bis Jesus deinen Herzensgrund erregt
Und sich als Königsperl' hineingelegt. — —

Wer stand mit dir im brüderlichen Bund,
  Daß ihn dein Heimweh nicht emporgezogen,
Und der in deiner Seele keuschem Grund
  Nicht wallen hörte jene tiefen Wogen,
Die sich durch's enge Strombett unsrer Zeit
Ausmündeten in's Meer der Ewigkeit?

Wer sah dich schielen je nach Erdenruhm,
  Du sanftes Herz, violengleich verborgen,
Das niedrig stets, gleich einer armen Blum',
  Erwartete den ew'gen Frühlingsmorgen,
Wo die allein in ew'ger Blüthe steh'n,
  Die Jesus hier sich selber auserseh'n?**)

Nach solchen Ruhezeiten durfte der Vollendete stets neu gestärkt zu seinem Tagewerk zurückkehren. Aber auch in seinem Berufsleben selbst fehlte es nicht an lieblicher Erholung; öftere Besuche von Freunden hießen den Vielbeschäftigten während der Arbeit eine kürzere oder längere Pause machen. Abgesehen von manchen Besuchen, welche blos der Name des Dichters anlockte, führte die halbjährliche Predigerkonferenz und das jährliche Bibel- und Missionsfest***) manchen alten und neuen Gast aus der Nähe und Ferne in seine

*) Baumann war zuerst Kaufmann gewesen und hatte als solcher weite Reisen gemacht.

**) Vrgl. „Herbstblüthen", S. 430 ff.

***) Das erste Missionsfest wurde in Stuttgart am 24. Aug. 1843 gefeiert. Zum Andenken an dasselbe ließ der Vollendete vier auf diesen Tag gedichtete Missionslieder in einem eigenen Heftchen bei Belser erscheinen (1843).

ſcheidene Wohnung. Beſonders häufig kehrte in ihr ſein
reund Chriſtian Gottlob Barth ein, der wegen ſeiner gei-
igen Lebendigkeit und originellen Liebenswürdigkeit von ſämmt-
chen Gliedern des Familienkreiſes immer mit Freuden will-
mmen geheißen wurde. Die beiden faſt gleichaltrigen Freunde
nnten ſich ſchon von der Univerſitätszeit her und redeten
rum mit einander über die verſchiedenſten Dinge ganz offen
d unverblümt. Auch den Tadel und Widerſpruch hielten
gegenſeitig nicht zurück, und „der trutzliche Gevatter“ konnte
t ſogar eine ſcharfe Lanze theils in Proſa theils in „Knittel-
rſen“ gegen den Vollendeten werfen. So hat in ihrem Ver-
ltniß und Verkehr neben dem Frieden auch das nothwendige
alz nicht gefehlt. Zum Beleg für die gerade Sprache,
elche beide Freunde mit einander führten, möge folgendes
edicht von Barth dienen, das dem Auguſtheft der „Jugend-
ätter“ vom Jahr 1848 entnommen iſt und zur Ueberſchrift
t: „Knittelverſe an meinen Gevattermann.“

„Ich gebe dir ſchon einmal Knochen,“
Haſt du mir voriges Jahr verſprochen,
Als du die Poeſieen geſcholten
In den Jugendblättern, die gerne wollten
Von beſſeren ſich verdrängen laſſen,
Und nur aus Noth hier Poſto faſſen.
„Geläpper,“ ſprachſt du, „ſind die meiſten,
„Du könnteſt wohl etwas Beſſ'res leiſten;
„Und auch, was du von Andern gebrungen,
„Iſt gewöhnlich halb oder ganz mißlungen.“
So ſagteſt du, als wir am Brunnen *) geſtanden.
„Du haſt ſchon Recht,“ erwidert' ich drauf;
„Steht's aber alſo in deutſchen Landen,
„Ei, ſo thu' du deine Schätze auf!
„Du brauchſt ja weder Lanzette noch Bader
„Zur Oeffnung deiner poetiſchen Ader;
„Die kommt von ſelber — faſt wie ein Bronnen —
„Selbſt durch die Aderlaßbinde geronnen.
„Mit dem Abhub von deiner reichen Tafel
„Wär' ich beſſer daran als mit meinem Baſel.“

*) Wahrſcheinlich in Cannſtatt im Sommer 1847.

Das hörtest du und sagtest Ja.
Wohl zehnmal hast du mir versprochen:
„Ich schicke dir bald einen Knochen."
Das Jahr ist um, — noch keiner da!

Zwar meine Poesie hängt jetzt im Rauch;
Aber ob etwa die deine auch?

Im Jahr 1839 wiederholte Barth seine Besuche auch darum häufiger, weil er gemeinsam mit dem Vollendeten und dem damaligen Diakonus in Marbach (dem jetzigen Professor der Theologie in Tübingen), Christian Palmer, ein Schulgesangbuch*) fertigte. Auch der letztgenannte Freund stellte sich zu diesem Behuf mehr als einmal persönlich im Stiftsoberhelferhaus ein und war bei dem Vollendeten als gewandter Klavierspieler besonders gerne gesehen. Nie durfte er scheiden, ohne zuvor dem Wunsch seines Freundes gemäß, der bei Weitem nicht die gleiche Meisterschaft auf dem Flügel und Klavier, wohl aber das gleiche musikalische Interesse besaß, eine Sonate von Mozart oder Beethoven vorgespielt zu haben. In solchen Stunden, da der Verewigte die reinen Töne ächt klassischer Musik hören durfte, war er ganz Aug' und Ohr, recht eigentlich in seinem Element, und die Außenwelt war für ihn so gut als nicht mehr vorhanden, wenn er auf den Flügeln der Töne und Melodieen über den Boden der irdischen Welt hinweg in die idealen Sphären emporgetragen wurde. Am 20. Sept. 1838 bekam er den schon erwähnten Besuch vom Erzbischof Joh. Ladislaus v. Pyrker und im Oktober desselben Jahres einen zweiten von Dr. Tholuck, den er am 9. jenes Monats in der St. Leonhardskirche traute. Er dichtete ihm vor seiner Hochzeit das Lied: „HErr, binde Du zusammen" 2c. (Liedersch., 3. Aufl., Nro. 2635). Im August 1845 hatte er die Freude, den damaligen Pastor Sander von Elberfeld, der sich einige Zeit in Stuttgart aufhielt, persönlich kennen zu lernen und blieb von da an mit diesem Freund, mit welchem er namentlich auch seine

*) Dieses erschien 1843 im Calwer Verlagsverein, ist aber schon seit längerer Zeit vergriffen.

rken Antipathieen gegen das römische System theilte, in
überlicher Liebe verbunden. Vielfach knüpfte sich an solche
esuche ein brieflicher Verkehr an, in welchem die Freunde
:e inneren und äußeren Erfahrungen austauschten und
s Band der Liebe, das sie zusammenhielt, noch fester
ıchten. —

Aus dem zuletzt Mitgetheilten geht hervor, daß das Le-
n des Vollendeten in jener Zeit vielfach erhellt und von
ıanchem lieblichen Stern überleuchtet war. Denn sein Be-
f war seinem Herzen ungemein theuer und werthvoll; die
riftstellerische Thätigkeit hatte für ihn einen ganz unwider-
hlichen Reiz, und immer weiter zog sich der Kreis derjenigen,
:lche die von Gott ihm verliehenen Gaben anerkannten und
.t ihrer Liebestheilnahme und Anhänglichkeit sein Leben
rsüßen halfen. Mittlerweile bekam auch seine Familie einen
ıwachs um den andern. Eine Reihe von Kindern wuchs
r seinen Augen heran und ließ den glücklichen Vater in
igendem Maß den über seinem Hause waltenden göttlichen
egen erkennen. Am 31. Januar 1838 wurde ihm sein
ohn Paul Stephan geboren, dessen Erscheinen er nach dem
ihen und raschen Tod des ersten Söhnleins mit ver-
ppelter Freude begrüßte, und am 18. Januar des folgen-
ı Jahres sein Sohn Joseph Nathanael. Der Vater hatte,
: er selbst nachher oft bezeugte, an dem Brüderpaar seine
rzenslust und verjüngte sich eigentlich im Anblick ihrer
trächtigen und unschuldigen Spiele. Mitten unter seinen
len Geschäften fand er noch Zeit, sich seinen Söhnlein in
ıncher Viertelstunde zu widmen und das Licht seiner väter-
)en Liebe in allen möglichen Formen ihnen leuchten zu
sen. Auch die Poesie machte er mit vielem Geschick der-
)en dienstbar, und bald entwickelte er auch in Fertigung
ı ernsten und scherzhaften Kinderversen bei verschiedenen
lässen eine große Produktivität. Nicht blos dichtete er zu
: Taufen und Geburtstagen (wie später zu den Con-
nationen) der Kinder tiefe, herrliche Lieder, welche den-
en stets theure Vermächtnisse bleiben werden, — es
standen auch zwischen der Zeit humoristische Dichtungen
icher Art, und fast Alles, was einen wesentlichen Faktor

im Leben der Kinder bildete, wußte er durch gewisse stereotype Verse von seiner angenehmsten Seite zu beleuchten. An das Brüderpaar reihte sich bald eine Schwester, Marie Henriette, die am 8. Januar 1840, und ein weiterer Bruder, Wilhelm Benjamin, der am 2. September 1841 geboren wurde. Und die Freuden der Eltern vermehrten sich, als ihnen am 15. November 1843 ein vierter Sohn, Immanuel, und gerade ein Jahr nachher eine zweite Tochter, Amalie, geschenkt wurde. So sah sich der Vollendete in kurzer Zeit von einer Schaar blühender Kinder umgeben, auf denen sein väterliches Auge mit dankbarer Freude ruhte. Es war ihm in besonderer Weise gegeben, sich zu den Kleinen herabzulassen und diese an sein Herz zu ketten. Bald ward er nun auch ihr liebenswürdiger Erzähler und zartsinniger Lehrer, der durch die lebendige Art seiner Mittheilung das kindliche Interesse in hohem Grade zu spannen vermochte. Dabei war er ein sorgfältiger Beobachter der verschiedenen Individualitäten seiner Kinder, und ließ eine jede frei und heiter sich entfalten, ohne das Abschneiden krankhafter und schädlicher Auswüchse zu vergessen. Ueberhaupt war er bei all seiner zärtlichen Liebe nicht gewohnt, mit seinen Kindern zu zärteln, und wenn er auch in Fällen, wo ein bloßes Versehen oder eine kindische Thorheit vorlag, gerne Nachsicht und Schonung übte, so sparte er doch auf der andern Seite die Ruthe nicht, wenn eine wirkliche Unart der Kinder ihm zu Ohren kam. Schon in ihren ersten Jahren schmiegten sich diese darum ebenso innig an den Vater an, wie sie anderntheils mit einer gewissen ehrerbietigen Scheue zu ihm emporsahen. Denn sie bekamen schon frühe den Eindruck, daß man mit seiner Liebe, so groß dieselbe auch war, nicht spielen, seine Güte und Freundlichkeit nicht mißbrauchen dürfe.

Zu besonderer Freude gereichte es dem Vollendeten, daß sein drei Jahre jüngerer Bruder Hermann, der seit 1836 die Stelle eines Oberjustizraths beim Gerichtshof in Ellwangen bekleidet hatte, im Jahr 1839 als Studienrath und Consistorialrath nach Stuttgart berufen wurde. Die Brüder waren froh, daß ihnen und ihren Familien nun auch der

äußere Verkehr mehr als früher ermöglicht war. Oft lenkte der Vollendete nach seinen seelsorgerlichen Besuchen den Schritt zu seinem Bruder, in dessen Nähe es ihn an die längst entschwundene Jugendzeit mit ihren stillen Freuden und unschuldigen Genüssen mahnte. Auch suchte er bei demselben in manchen schwierigen und verwickelten Fragen Rath und Unterstützung, und fand oft Gelegenheit, sein scharfes, unparteiisches Urtheil und seinen der schmucklosen Wahrheit zugewandten mannhaften Sinn kennen und schätzen zu lernen. So gab es für sie bei aller Verschiedenheit des Naturells und trotzdem, daß ihre Lebensanschauungen nicht immer die gleichen waren, doch Berührungspunkte genug, und auch die übrigen Glieder beider Familien waren einander in aufrichtiger Liebe zugethan.

Neben den freudigen Erlebnissen in jener Zeit giengen aber auch schwere Erfahrungen her, welche ihre dunkeln Schatten in das Haus und Herz des Vollendeten warfen. An die Elternfreuden reihten sich Elternsorgen, und schon damals erfuhr der sorgsame Vater im Blick auf sein Kinderhäuflein die Wahrheit des auch später oft von ihm angeführten Wortes: „Vater sein, Kinder haben, das erfordert Gaben.“ Verschiedene Krankheiten seiner Kinder und sonstige häusliche Trübsale gaben dem fröhlichen Gatten und Vater und dem rüstigen Arbeiter immer wieder das Schwergewicht des Lebens zu erkennen. Namentlich war im Jahr 1841 sein treues Herz tief bekümmert durch die tödtliche Erkrankung eines Sohnes Joseph, der in Folge eines Falls von einem leichten Schlag gerührt worden war. Längere Zeit schwebte derselbe am Rande des Grabes und war zuletzt von den Eltern, die mit aller Liebe das fliehende Leben aufzuhalten suchten, so gut als aufgegeben, bis auf einmal durch ein wunderbares göttliches Eingreifen das Leben in die erstorbenen Glieder zurückkehrte und das Kind ihnen so in Wahrheit auf's Neue wieder geschenkt ward. Dagegen starb den Eltern im Frühling des Jahres 1844 nach kurzer Krankheit ihr Söhnchen Immanuel, als dieses noch nicht ganz ein halbes Jahr alt war. Der Vater sang ihm ein Lied nach:

„Geh' hin, der HErr hat dich gerufen",*) und sagt darin unter Anderem:

Wie fröhlich in den Himmelslüften
Wird sich dein junger Geist ergehn,
Indessen wir an Todesgrüften
Mit unsern Pilgerthränen stehn.
Wir weinen über'm alten Tod;
Du schwebst im ew'gen Morgenroth. —

Je zahlreicher der Familienkreis mit der Zeit geworden war, und je mehr Bedürfnisse es bei Alten und Jungen zu befriedigen galt, desto empfindlicher war der Schlag, der den Vollendeten gegen das Ende des Jahres 1841 durch den ganz unerwarteten Verlust seines Vermögens traf. Freilich durfte er gerade damals die väterliche Fürsorge und Durchhilfe Gottes auch um so reichlicher erfahren, der ihn gegen jeden Mangel sicher stellte und durch alle Engpässe hindurch immer wieder in's Geraume führte. „Mein häuslicher Ruin," so schrieb der Vollendete am 16. November 1841 an einen treuergebenen Freund, „thut weder mir noch meiner geliebten Gattin wehe. Denn der Heiland hat uns das Sorgen verboten, und Gott ist an jeglichem Tag, wenn dieser auch seine Plage hat, wahrhaftig noch der alte, liebe, heilige Gott, vor welchem die Seraphim des Himmels ihr Antlitz bedecken." — Und in einem Circularbrief an seine Freunde schreibt er am 22. Februar 1842:

Bei dem schweren Verlust, der meine Familie wie ein Donnerschlag traf, durfte ich viele Liebe von der Gemeinde genießen, so daß ich vor Mangel gesichert bin, wenn gleich mein zu Grund gerichtetes Vermögen mir im Blick auf meine sechs Kinder schwer fallen will. Es ist ein gutes Antidotum, was der köstliche Prophet Habakuk 4, 17 ff. schreibt und an diesem unzerreißlichen Ankertau hält sich auch mein armes, oft bekümmertes Herz.

Dieselbe göttliche Gnade, auf welche er damals im Glauben vertraute, war es aber auch, die ihn später wieder in den Besitz seines Vermögens gelangen ließ.

*) Vergl. Liederschatz, 3. Aufl., Nr. 2981.

Eine weitere, tiefe Wunde wurde dem Vollendeten geschlagen durch den am 29. Dezember 1838 erfolgten frühen Tod seiner geliebten Schwester Maria. Sie war als das jüngste unter den acht Geschwistern am 18. August 1807 geboren und hatte neben einer sorgfältigen Erziehung von Seiten der Eltern namentlich den Unterricht des edeln Dr. Steudel in Tübingen genießen dürfen. Nachdem sie frühzeitig eine Waise geworden war, fand sie theils in dem bekannten Schrader'schen Hause, theils in den Familien dreier älterer Brüder freundliche Heimathstätten. Im April 1832 trat sie in die Ehe mit dem damaligen Rektor und Pfarradjunkt in Schwabach (in Baiern), Karl Ludwig Dietlen, und folgte ihm im Mai 1834 auf die Pfarrei Volkratshofen, wo sie ihm als eine treue Gefährtin zur Seite stand, bis schon vier Jahre darauf der Tod den Bund der Liebe, welchen einst der Vollendete eingesegnet hatte, für diese Welt löste. Dieser trauerte nun auch in tiefem Schmerz mit dem gebeugten Wittwer und der kleinen mutterlosen Waise, und empfand es im Innersten, daß ihm selber mit dem Tod seiner noch einzigen Schwester *) gleichfalls ein reicher Liebesquell für dieses Leben versiegt war. Im Oktober 1838, als sie schon bedenklich erkrankt war und ihr Zustand das Schwerste befürchten ließ, hatte er sie noch besuchen können und damals zum letzten Mal in seinem Leben gesehen. Beim Abschied ließ er ihr ein Lied **) zurück, in welchem er unter Anderem sagt:

Leise web' ich meine Seufzer, bis sie sind ein Tragbett fest,
Drin mein Geist zu Jesu Füßen dich, Maria, niederläßt.

Und als sie entschlafen war, konnte er zwar nicht an ihrem Todtenlager und Grabe stehen, aber in mehreren Liedern, die dem Bruder aus seinem tiefbewegten Herzen floßen, wand er einen Kranz um das Haupt seiner in der Blüthe ihrer Jahre heimgegangenen Schwester. Und in dem Lied,

*) Seine zweite Schwester, Henriette, war nur anderthalb Jahre alt geworden.

**) Vgl. die „Neueste Folge" seiner Gedichte, S. 604—606.

das er an ihrem Begräbnißtag (am 2. Jan. 1839) dichtete, tröstete er zugleich sich selber, wenn er sang:

Wer Jesum hat, dem thut der Tod nicht weh';
Denn Gottes Sohn tritt heilend vor die Risse.
Der Mann von Thabor und Gethsemane
Erhellt den Seinen alle Finsternisse. —
Ob Vater, Bruder, Kindlein dich vermisse:
Doch bleibet ihnen hell im Erdenthal
Das Maienlicht, das ewiglich gewisse:
Daß unser Du verbleibst im Himmelssaal,
Und daß wir Sein und dein verbleiben allzumal.

8.

Stadtpfarramt zu St. Leonhard.

Kaum war der Vollendete am 20. Sept. 1845 in das für die Geistlichen der Stiftskirche neugebaute Haus in der Kanzleistraße eingezogen, so hatte er bereits mit den Gedanken an einen abermaligen Umzug sich vertraut zu machen. Es wurde ihm nämlich am 10. Dez. desselben Jahres die Stadtpfarrei zu St. Leonhard übertragen, welche durch G. Schwabs Eintritt in den Studienrath und das Consistorium erledigt worden war. Schon am 21. Dez., am vierten Advent, hielt er in der Stiftskirche seine Abschiedspredigt, in welcher er im Anschluß an Joh. 3, 22—36 die Frage aufstellte: Wie nimmt Jesus Christus wahrhaftig in einer Gemeinde zu? Die Antwort, die er gab, war eine dreifache: 1) wenn die Gemeinde sich von Herzen auf seine ewige Gottheit gründet, 2) wenn sie stets inniger glaubt, daß uns Gott seinen Geist und alles Heil allein durch den Sohn gebe und 3) wenn sie die persönliche Liebe zu Jesu Christo für ihr höchstes Gut achtet. Im Eingang sagt er: „Wie freudig kann ich diesen edeln, lieblich geschmückten Tempel des HErrn verlassen, da dieser selbst in eurer Mitte bleibt! Mußte Sein großer Herold ausrufen: „Ich muß abnehmen, Er aber muß zunehmen," so geziemt es ja mir, mit verhülltem Antlitz abzutreten. Denn Er ist allgenugsam für euch alle; Menschen sind Nichts."

Es traf sich gar lieblich, daß der Vollendete am folgenden Christfest seine Antrittspredigt in der St. Leonhardskirche zu halten hatte. Der Spruch, der sich ihm im Weihnachtsevangelium darbot: „Siehe, ich verkündige euch große

Freude; denn euch ist heute der Heiland geboren!" nahm er gerne zur Losung und Richtschnur seines Predigens und Wirkens für die neue Gemeinde. Er sah es, wie er selber bezeugte, als eine heilige Aufgabe seines ferneren Lebens an, den seiner Pflege anvertrauten und anbefohlenen Seelen ein treuer Gehülfe der höchsten, edelsten Freude im HErrn zu werden. Demgemäß zeigte er in jener Predigt, wie das Evangelium von dem Menschensohn Jesus seinem innersten Wesen nach eine fortlaufende Verkündigung der höchsten, heiligsten Freude sei und wies genauer nach: 1) wer uns diese Freude bringe, 2) wem sie verkündigt werde und 3) worin sie eigentliche bestehe. Im Eingang gedachte er jener vollendeten Zeugen, welche in der St. Leonhardskirche eine herrliche Saat zum ewigen Leben ausgestreut haben, eines G. C. Rieger, J. Chr. Storr, C. A. Dann und L. Hofacker und sprach es offen aus, daß er nur im Blick auf Jesum, den Sohn Gottes, den Ewiglebendigen, welcher größer ist als Alle, jede Furcht und Bangigkeit, die beim Gedanken an den Geist jener alten Zeugen und an den ihm angewiesenen wichtigen Beruf sich seiner Seele bemächtigen könnte, zu überwinden im Stand sei. „Von Christo", so sagte er, „möchte ich das köstliche Amt, das Er mir anvertrauen wollte, demüthig und behutsam zu Lehen tragen, damit ich Ihm am Dienst unter euch ja Nichts verderbe noch verwahrlose."

Mit der Beförderung auf seine neue Stelle war dem Vollendeten ein Lieblingswunsch in Erfüllung gegangen. Darum athmen auch alle seine Briefe aus jener Zeit eine herzliche, dankbare Freude.

Eingehend schrieb er über seine neue Stellung und die Empfindungen, mit welchen er dieselbe antrat, in folgendem Circularbrief an seine Freunde.

Stuttgart, den 31. April 1846.

Theure Brüder!

Der Heiland hat am Schlusse des vorigen Jahres herzliche Barmherzigkeit an mir gethan und mir das einst vom sel. Dann

bekleidete Amt an der hiesigen Leonhardsparochie anvertraut. Der König hatte die freundliche Huld, das an Schreiberei so reiche Amtsdekanat auf meine Bitte mir zu ersparen und mich blos zum Stadtpfarrer zu berufen, obwohl beide Aemter vereint ausgeschrieben waren. Dadurch empfieng ich nun am 10. Dez. v. J. ein herrliches Amt, gerade wie der sel. Dann es unter all seinen Vorgängern und Nachfolgern allein bekleidete, so daß ich Parochus und Frühprediger einer großen Gemeinde bin. Ich wohne mit Hofacker in einem vortrefflich eingerichteten, bequemen Hause, an das ein anmuthiger Garten mit schöner Aussicht in die freie Natur angränzt, — und bin nun für lange Entbehrungen in dieser Hinsicht überreich entschädigt. Diese Erneunung hat meinem Gemüth einen ganz neuen Schwung, meinem Glauben eine freudige Stärkung gegeben, nachdem ich nahezu 21 Jahre auf Diakonaten zugebracht, wobei mir das Nachmittagspredigen zwar keineswegs entleidet, aber doch in mehrfacher Beziehung nachgerade schwer geworden war. Durch diese Führung liegt eine gewaltige, süße Dankschuld gegen den HErrn auf mir, die ich nie verleugnen, nie leicht nehmen, sondern mit Zucht und heiliger Furcht in den Händen tragen möchte. Es ist doch anbetungswürdig, wenn Er einem so armen elenden Sünder, dergleichen ich einer bin, eine Gemeinde von mehr denn 9000 Seelen anvertraut und ihn als Oberhirten dazu beruft! Da muß ich mich ins Herz hinein schämen, und oft nur mit bitter-süßer Bewunderung sagen: Ach HErr, ist's denn möglich? Und alle Evangelien im Jahr darf ich hinfort in Deinem Namen durchpredigen? Wie kommst Du denn an mich elenden Mann, daß Du eine so kostbare Last auf meine untreuen, unwürdigen Schultern legst?! Ist denn Deine Güte nicht größer, als mein Herz, und besser, als das Leben? Nun, Er sei ewig gelobt für alle seine Treue und Barmherzigkeit; er helfe mir, da ich ein so schlechter Helfer und Stadtpfarrer bin, alle Tage durch, damit ich nur Ihn meine, nur Ihn verkündige, den Mann des Kreuzes, und Sein edles Evangelium (wie ich's öffentlich versprochen) den eitlen, hoffärtigen Sündern ja nicht mundgerecht mache, sondern einfältig auf die Gefahr hin, ein Narr vor dieser ehebrecherischen Welt zu sein, die „göttliche Thorheit und die göttliche Schwachheit" dessen treibe und verkündige, der für uns am Kreuze geschändet ward, und aus dessen heiligen Todeswunden allein die Ranzion für verlorene Leute fließt, die nach dem Gesetz verfallen sind, und

für welche Nichts als sein Blut und sein priesterliches Verdienst redet. —

Einen besonders ernsten Eindruck gibt mir mein Haus auch darum, weil es wahrscheinlich einmal mein Sterbehaus wird, so der HErr will, und ich mich um keine weitere Stelle zu melden gesonnen bin. Er hat mir in diesem Betracht gegeben, was mein Herz wünschte und wünschen konnte. Er wolle mich nun auch im Herzensgrunde recht auf meinen einstigen Heimgang, auf jenes große Examen vorbereiten, von welchem ich nicht weiß, wie nah oder ferne es ist. Ich empfinde es tief, daß allein das Blut Christi wahre Kraft und Freudigkeit zum Dienste Gottes verleiht, sonst nichts, — am allerwenigsten das selbsteigne Frommsein. Bei dem Gustav-Adolfs-Verein*) sah ich viele interessante Männer, aber wenig eigentlich herzliche Brüder. Es mag alles dieses Kirchenreformwesen schön und wohlgemeinet sein, und ich will's nicht gering achten; aber die Sache Christi lebt nicht davon, sondern hat bei den Armen, Elenden und Geringen ihre verborgenen, absonderlichen Wege, und die Edelsten, die Jesus kennt, sind recht oft so stille übersehene Leute, daß man sie bei den lauten Tagesfragen am wenigsten in Anschlag bringt. So kommt's wenigstens mir vor, wenn ich in die tiefsten Bewegungen meines eignen Herzens hinein sehe; da hilft mir alles Aeußerliche, und wäre es auch noch so plausibel, nicht gar viel, sondern allein Jesus, der mich aus meinem Blute, darin ich liege, aufrichtet, belebt, und dann mit zerbrochenen Seelen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, in Gemeinschaft bringt. Es hat mir wohl gethan, was der alte sel. Hoffmann in Kornthal mir wenige Tage vor seinem Heimgang auf dem Sterbebette sagte: „So lange ein Mensch nicht weiß, daß er von Rechtswegen an den Galgen gehört, so weiß er eigentlich nicht, was er an seinem Heiland hat." Auf dieses ist H. arm und doch selig reich verschieden. Auf dieses will auch ich leben und sterben. Mein Katechismus wird in dieser Beziehung ziemlich kurz; ich halte mich eben als ein Mensch, der an den Galgen gehört, an Jesum, der für meine Seele an's Fluchholz gehängt worden ist. Das vertreibt mir alle gelehrten Subtilitäten über das Eine, was Noth thut, und erhält mich bei

---

*) Dieser hatte im Anfang des Septembers 1845 in Stuttgart sein Jahresfest gefeiert. A. d. H.

allem Elendsgefühl doch in einer stillen Fassung, auch, wo es geschehen muß, in einer etwas rauhhärigen Parrhesie.

Künftig hoffe ich wieder fleißiger zu schreiben. Lasset mich auch mit ankommen und Eurer Liebe im HErrn brüderlich befohlen sein. Euer A. Knapp.

Die Amtsgenossen des Vollendeten an der neuen Kirche waren zuerst der schon mehrfach genannte Diak. Wilh. Hofacker und Diak. Heigelin, der zugleich das Amt des Schulinspektors bekleidete. Beiden kam er mit warmer Liebe entgegen und zeigte ihnen bald, daß sein Streben darauf gerichtet sei, in herzlicher Verbundenheit und Eintracht mit ihnen zusammenzuwirken, keineswegs seinen Alters- und Amtsvorrang in wehthuender Weise geltend zu machen. Mit Hofacker, dem Bruder seines Herzensfreundes Ludwig, hatte er schon seit vielen Jahren brüderlichen Verkehr gepflogen. Derselbe war namentlich ein begeisterter Verehrer der Muse seines älteren Freundes und führte oftmals Verse aus Liedern desselben in seinen Predigten an. Mehr als einmal legte er auch ein kräftiges Wort für die Fortsetzung der Christoterpe ein, wenn ihr Herausgeber mit dem Gedanken, sie zu beschließen, umgieng. Er war der entschiedenen Meinung, dieses Taschenbuch sei eine Position in der christlichen Literatur und dürfe als solche nicht aufgegeben werden. Andererseits war der Vollendete jederzeit der Erste in der Anerkennung des großen homiletischen Talents seines Kollegen, wie seiner übrigen reichen Kräfte und sah ohne Mißgunst zu dem lauten und enormen Beifall, der dem feurigen Prediger von allen Seiten zu Theil wurde.

Von ganzem Herzen theilte er den Schmerz der Gemeinde, als Hofacker in der schönsten Lebenskraft vor Vollendung seines 44. Jahres nach längeren Kopfleiden am 10. August 1848 von hinnen gerufen wurde. Er segnete den geliebten Freund zum Sterben ein und hielt am 13. August (am 8. Sonntag nach Trinitatis) unmittelbar nach der Beerdigung die Leichenpredigt in der St. Leonhardskirche über Phil. 1, 20 und 21. In der Lebensskizze, welche er

derselben anreihte, sagte er: „Es war Alles, was Hofacker öffentlich wie privatim redete, kernhaft, lebensvoll, plastisch, naturell, von steifer Wissenschaftlichkeit ebenso weit, als von plebejischem Tone entfernt. Ueberall verrieth sich der tiefgebildete, aber auch ganz unverbildete, populär treuherzige, mit den Falten und Bedürfnissen des menschlichen Herzens wie mit dem Reichthum des göttlichen Wortes wohlvertraute, die Herzen seiner Mitpilger auf dem Herzen tragende Mann, dessen Predigten wohl zu dem Volksthümlichsten und Geistvollsten gehören, was in neueren Zeiten auf dem Gebiet der ächten Homiletik geleistet worden ist.“ *) (Im Druck erschienen diese Predigten 1853 und erlebten 1857 die zweite Auflage.) Doch gab der Vollendete der Predigtweise seines Freundes Ludwig den Vorzug. „Diese bleibt,“ so sagt er in der Beschreibung seines Lebens (3. Aufl. S. 340 f.), „die ungesuchteste, herzmäßigste, unmittelbarste, und wenn sein jüngerer Bruder ihm am Glanze der Diction und überraschenden Gedankenwendungen vorgeht, so bleibt dem älteren Bruder dafür der Vorzug in der schlichten Größe und Gewalt des Zeugnisses von Christo, dem Gekreuzigten. Auch ist dabei nicht zu vergessen, daß er seine kraftvollsten Predigten schon in den zwanziger Jahren seines Lebens hielt und seinen Lauf in einem Alter vollendete, in welchem die Zeugenkraft des jüngeren Bruders erst ihren vollen Aufschwung zu nehmen begann. Im Blick auf beide Brüder und ihre Mutter erhebt er in der Leichenrede die Frage: „Wie viele Mütter werden wohl in Deutschland gefunden werden, welche dem HErrn, unsrem König und Heiland, zwei gleich begnadigte Werkzeuge der ewigen Wahrheit, zwei gleich gerüstete Flammenträger des Neuen Testaments für Seine Kirche gebären und erziehen durften, wie diese einfache, durch's Kreuz wohlgeübte und geläuterte Mutter Ihm einen Ludwig und Wilhelm geboren hat? Darf ich nicht auf dieses in Ihm nun vollendete, selig verschwisterte Brüderpaar das alte Wort Davids geistlich anwenden: „Ludwig und

*) Vgl. das Schriftchen: Zum Andenken an den vollendeten Wilh. Hofacker rc. (Stuttgart, bei Steinkopf, 1848) S. 32 f.

Wilhelm Hofacker, lieblich im Leben, sind auch im Tode nicht geschieden, leichter denn die Adler und stärker denn die Löwen?" (Vgl. 2 Sam. 1, 23.)

Wie mit W. Hofacker, so stand der Vollendete auch mit seinem Amtsnachfolger, Christian Burk, der im Februar 1849 seine neue Stelle antrat, in trauter brüderlicher Verbindung. Diese schrieb sich schon aus früheren Jahren, aus welchen mehrere Briefe des Vollendeten an seine „liebe Botenseele," an seinen „theuren Christenboten" stammen, in denen er über öffentliche Ereignisse und persönliche Erlebnisse ohne Rückhalt sich verbreitet. Einige Tage, ehe sein Freund den Umzug nach Stuttgart veranstaltete, schrieb er ihm (am 8. Jan. 1849) nach Großbottwar:

„Daß ich mit stiller Rührung Dein Zeuge vor dem Altar des HErrn sein werde und Deinen brüderlichen Ruf hiezu gerne annehme, darfst Du überzeugt sein. Er wolle Deinen Ausgang und Eingang segnen und Dich an unserer Gemeinde gesetzt sein lassen, Ihm eine Frucht zu bringen, die da bleibt. Auch den schwierigsten Punkt, der Nachfolger Hofackers zu sein, an welchem ein großer Theil der Gemeinde mit innigster Liebe hieng, — wird Er Dich in seiner Kraft überwinden lehren, sintemal es sich nicht um menschliche Namen und Gaben, sondern um Sein ewig-bleibendes Heilswort, um Sein Werk und um Seine Ehre handelt, und Er dazu Seine Knechte ganz souverän brauchen und ausrüsten kann. Er wolle uns nun zu redlicher, einträchtiger Betreibung Seiner allein heiligen und herrlichen Reichssache zusammenbinden in das Bündlein der Lebendigen! Es darf Dir dabei auch eine süße Befriedigung sein, nur die einfachsten Mittel zur Meldung um Dein Dir nunmehr übertrageues Amt gebraucht zu haben, und die Gewißheit, daß Du von Ihm selbst berufen bist, wird Dein Gemüth bei so mancherlei Arbeit und Mühe, welche Deiner wartet, im freudigen und ermuthigenden Aufblick zu Ihm erhalten."

In den 14 Jahren nun, in welchen der Vollendete mit seinem nur zwei Jahre jüngeren Freund unter Einem Dach zusammenlebte und an Einer Gemeinde arbeitete, fand jener längst bestandene Geistes- und Herzensbund seine Bewährung und Befestigung. Beide wirkten, wenn auch mit verschiede-

nen Gaben und Kräften, doch in Einem Geist und Sinn, und wenn der Vollendete mit seiner amtlichen Wirksamkeit vorherrschend die schriftstellerische Thätigkeit verband, so machte Burk das ihm verliehene praktische Talent verschiedenen christlichen Vereinen und Anstalten dienstbar und half die Sache der inneren Mission in mannigfacher Weise fördern. Daneben bewegte aber auch er sich in der schriftstellerischen Sphäre. Ist mit der „Christoterpe" der Name des Vollendeten unzertrennlich verwoben, so Burk's Name wie mit dem Leben seines Urgroßvaters Joh. Albrecht Bengel, das er nach den besten Quellen zuerst geschildert hat, so hauptsächlich mit dem „Christenboten," der heute noch nach 36 Jahren allwöchentlich seinen prunk- und geräuschlosen Gang in alle Christenländer der Erde antritt. Der Vollendete nahm von Anfang an herzlichen Antheil an dem Erscheinen dieses Blattes, dessen ganze Tendenz ihm zusagte, und wie er sich früher an vielen der mitgetheilten kurzen Biographieen erbaut hatte, so las er in den letzten Jahren seines Lebens mit besonderem Interesse die Artikel „aus Welt und Zeit," welche damals von Burks verstorbenem Schwiegersohn, Stadtpfarrer Unold in Dinkelsbühl, verfaßt waren, der seine Autorschaft hinter dem mysteriösen Z. (= Zangmeister, ein weiterer Familienname) zu verstecken liebte. Im übrigen aber vermißte er bestimmte Tendenzaufsätze, und den von seinem Freund geschriebenen Kritiken der neu erschienenen Bücher hätte er hie und da eine kräftigere Haltung, mehr Schärfe und Schneide gewünscht, während er auf der andern Seite das Maßvolle in den empfehlenden Anzeigen und Berichten anerkannte. Im Blick auf das Blatt im Allgemeinen pflegte er oft das Wort anzuführen: „Klein gesä't und dennoch dicht Fehlet in der Ernte nicht!" Er selbst war ein treuer Mitarbeiter seines Freundes und ließ nicht blos von Zeit zu Zeit ein frisch entstandenes Lied in dem Blatt erscheinen, sondern auch längere und kürzere in Prosa geschriebene Mittheilungen und Aufsätze, die den Lesern des „Christenboten" immer willkommen waren. So veröffentlichte er in demselben z. B. unter der Ueberschrift: „Göttliche Justiz" eine Reihe von Erzählungen, welche das richterliche Walten Gottes in der

Geschichte des Menschheitslebens offenbaren und die Wahrheit des Spruches erhärten sollten: „Irret euch nicht! Gott läßt seiner nicht spotten!“ (Gal. 6, 7.) In Nr. 15 des Jahrgangs 1832 erhob er Klage „über den Unfug an Rekrutirungstagen“ in einem kurzen, aber decidirten Aufsatz, der nach der ursprünglichen Absicht des Verfassers im Schwäb. Merkur hätte erscheinen sollen, von der Redaktion desselben jedoch nicht aufgenommen wurde. In Nr. 10 des Jahrgangs 1851 gab er sein Votum ab „über die Lehre und Wirksamkeit des Reisepredigers Gustav Werner.“ In Nr. 3 des Jahrgangs 1855 beleuchtete er „den neuesten päpstlichen Beschluß über die unbefleckte Empfängniß Mariä und unmittelbar darauf in Nr. 5 gab er eine scharfe Kritik des Andachtsbuchs von Dr. J. B. Hirscher: „Das Leben der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, zu Lehr und Erbauung für Frauen und Jungfrauen.“ In Nr. 2 des Jahrgangs 1859 erstattete der Vollendete einen Bericht „über den Heimgang der Frau Herzogin Henriette von Württemberg.“ In Nr. 43 des Jahrgangs 1859 ließ er einen Aufsatz „über die Säcularfeier des Geburtstags Schillers“ erscheinen und nicht lange vor seinem Tod in Nr. 2 des Jahrgangs 1864 einen kurzen Nekrolog zum Andenken an seine mütterliche Freundin, die schon früher genannte Frau Pfarrer Handel in Stammheim und zuletzt erhob er noch in Nr. 6 seine Stimme „gegen die Mischehe zwischen Christen und Juden,“ deren Gestattung in der 2. Kammer der Abgeordneten unseres Landes am 3. Dez. 1863 durch Stimmenmehrheit beschlossen worden war, während nachher die erste Kammer gegen sie entschied. — Im Frühjahr 1860 wurde Burk zum Pfarrer in Echterdingen, einem größeren Dorf nahe bei Stuttgart, ernannt, von wo aus er durch Briefe und Besuche den Vollendeten häufig erfreute. Ueberhaupt blieb er mit ihm bis zu dessen Heimgang in wandelloser Liebe verbunden und setzte ihm noch im Jahr 1864, im Todesjahr seines Freundes, in Nr. 33 seines Blattes ein liebliches biographisches Denkmal.

Längst ehe Burk von Stuttgart geschieden war, war der andere Kollege des Vollendeten, Diak. und Schulinspektor

Heigelin im Jahr 1854 auf seinen Wunsch des Diakonats enthoben worden und hatte den damaligen Repetenten und Stadtvikar in Stuttgart, Ernst Ege, zum Nachfolger bekommen. Burks Nachfolger im Archidiakonat der St. Leonhardskirche wurde Karl August Leibbrand, der auch in entfernteren Kreisen als Redakteur des Württemb. Kirchen- und Schulblattes und als Verfasser der Schrift: „Das Gebet für die Todten in der evangelischen Kirche zulässig und recht“ (Stuttgart, 1864) bekannt geworden ist. Als endlich Ege im März 1863 auf das zweite Diakonat an der Stiftskirche vorrückte, bekam er zum Nachfolger einen Urenkel des bekannten Georg Conrad Rieger, den vormaligen Diakonus von Calw, Karl Rieger, der schon in früheren Jahren als Stuttgarter Stadtvikar den Vollendeten liebgewonnen und namentlich als Prediger schätzen gelernt hatte. Auch mit diesen jüngeren Amtsgenossen suchte der Verewigte in näheren persönlichen Verkehr zu treten und öffnete ihnen sein Herz mit wahrhaft väterlicher Liebe. Weit entfernt, einen amtlichen Nimbus um sich zu verbreiten und durch denselben seine Amtsbrüder von Besuchen in seinem Zimmer abzuhalten, drang er beständig auf gegenseitigen mündlichen Austausch der verschiedenen Erlebnisse und Erfahrungen und berief sich dabei gerne auf J. A. Bengel, der das visitare collegas mit zu den Pflichten eines Geistlichen gezählt wissen wollte. Glaubte er je einmal eine Stockung in diesen Besuchen wahrzunehmen, so konnte er zu seinen Kollegen sagen: „Warum machen Sie sich denn so rar? Was haben wir denn von einander, wenn wir einander nicht lieb haben?“ Ihm selbst fiel es nie ein, ängstlich und kleinlich in dieser Hinsicht mit denselben zu rechnen. War's ihm ja doch immer ein hoher Genuß, namentlich in den Morgenstunden die Treppe hinauf- oder hinabzusteigen und mit seinen Amtsbrüdern in würdiger Haltung und dabei mit schwäbischer Traulichkeit Altes und Neues, amtliche, politische und häusliche Fragen durchzusprechen und sie namentlich in seine literarischen Arbeiten einzuweihen. Auch sämmtliche Glieder ihrer Familien lagen ihm am Herzen, und zumal die Kinder durften sich eines besonderen Wohlwollens von seiner

Seite erfreuen. Wie er so in reichem Maß mit Wort und That Liebe übte, so durfte er auch von seinen Amtsbrüdern und ihren Angehörigen in gesunden und kranken Tagen Liebe genießen. Er galt so recht als der Vater des ganzen Hauses, in dessen Gestalt und Erscheinung etwas Patriarchalisches lag, das ebenso viel Anheimelndes als Imponirendes hatte, und eben weil er von den Sympathieen sämmtlicher Hausgenossen getragen war, zeigten sie sich willig und geneigt, einzelnen besonderen Wünschen des alternden Mannes zu entsprechen und gewisse Eigenthümlichkeiten desselben, welche oft mit seiner körperlichen Angegriffenheit zusammenhiengen, liebevoll zurechtzulegen. — Wie mit seinen nächsten Kollegen, so stand der Vollendete auch mit den übrigen Stuttgarter Amtsbrüdern auf freundlichem Fuße und unterhielt mit einigen derselben auch einen persönlichen Verkehr, soweit es ihre und seine mit vielem Geschäft ausgefüllte Zeit zuließ. Näher befreundet war er mit Prälat Kapff, der ihm namentlich in den Predigerkonferenzen treulich zur Seite stand und seine Mittheilungen trefflich zu ergänzen verstand, ferner mit dem ältesten Sohne seines früheren Kollegen, Stadtdekan Karl Gerok, der mit seltener Bescheidenheit seine berühmt gewordenen „Palmblätter" und „Pfingstrosen" als „dankbarer Schüler" dem „verehrten Meister" übergab und der Muse seines älteren Freundes überhaupt jederzeit mit warmer Liebe zugethan war, und endlich mit Garnisonsprediger, Oberkonsistorialrath Müller. Die Gattin des letzteren, die älteste Tochter des verewigten Obermedicinalraths Schelling, hatte er einst unterrichtet und confirmirt und später ihrem Mann, welchem in ihrer Liebe eine Fülle reiner Freuden sich aufthat, mit herzlicher Theilnahme angetraut. Und als sie im September 1862 in der Blüthe ihrer Jahre dem Gatten und seinen acht Kindern durch einen raschen Tod entrissen wurde, war es der Vollendete, der mit gebrochener Kraft, aber ungebrochener Liebe seine treue Schülerin und Freundin zur Grabesruhe einsegnete.*) Wie er einst mit dem fröh-

*) **Vgl. Palmers Casualreden, 4. Aufl. (1864), I. S. 10 ff., wo die Leichenrede abgedruckt ist.**

lichen Freund sich gefreut hatte, so weinte er auch mit den Weinenden, und suchte, indem er seine Last mitzutragen beflissen war, das Gesetz Christi zu erfüllen.

In den 19 Jahren, in welchen der Vollendete die Stelle eines Stadtpfarrers zu St. Leonhard bekleidete, lag der Schwerpunkt seiner amtlichen Thätigkeit, wie in der früheren Zeit, auf der Predigt und Seelsorge. Hatte er schon zuvor die Predigt, wenn auch als eine schwere, so doch zugleich als eine köstliche Aufgabe seines Berufs erkannt, so betrachtete er sie mit den Jahren immer mehr als die Krone seines geistlichen Wirkens. Das Predigen war ihm keine Last, sondern eine Lust, weßhalb er ohne dringende Gründe keine Predigten abzugeben pflegte. Je älter er aber wurde, desto mehr war es ihm angelegen, einfach und schlicht zu reden, ohne dabei in's Platte und Triviale zu verfallen. Und je tiefer er selbst mit den Jahren in dem Wort der Gnade gewurzelt und gegründet wurde, desto mehr hob er auch in seinen Vorträgen vor Allem die Hauptmomente des Evangeliums hervor, die einem jeden Menschen angebotene freie Gnade Gottes in Jesu Christo, dem gottmenschlichen Propheten, Priester und König, und als die unerläßlichen Bedingungen, in den Besitz und Genuß dieser Gnade zu gelangen, aufrichtige Buße und wahren lebendigen Glauben. So wurden seine Predigten immer centraler und concentrirter und im Zusammenhang damit spannender und eindringlicher. Vollkommen richtig ist, was später in einer am Tag vor seinem Begräbniß gehaltenen Versammlung von seinem Amtsgenossen Ege in dieser Beziehung geäußert wurde: „Wir haben wohl seit vielen Jahren von ihm keine Predigt über irgend ein Thema gehört, worin er nicht auch die Herrlichkeit des Sohnes Gottes, die majestätische Hoheit und den gnadenvollen Lebensreichthum des HErrn Jesu den Herzen angepriesen und den Gewissen vorgestellt hätte.“ *) So sehr der Vollendete aber immer zunächst die Hauptgedanken der evangelischen Wahrheit in den Vordergrund stellte

*) Vergl. Worte der Erinnerung an den vollendeten M. Alb. Knapp 2c. (Stuttgart, bei Steinkopf 1864) S. 34.

und diese an jeden gegebenen Text anknüpfte, so blieb daneben sein Absehen auch auf möglichst treue Benützung und allseitige Verwerthung der einzelnen Textmomente gerichtet, weßhalb er als ein rechter Schriftgelehrter und Hausvater der Gemeinde außer dem Alten immer auch Neues aus seinem Schatz mittheilte. In sofern hat er das Wort der Wahrheit recht getheilt, wenngleich es in seiner ganzen Lebensführung und inneren Entwicklung begründet war, daß er den Hauptaccent stets auf die Verkündigung der freien Gnade und der allein durch den Glauben zu erlangenden Rechtfertigung legte und mit großem Nachdruck alle Mühseligen und Beladenen, alle nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden auf dieselben hinwies, während er auf den möglichen und wirklichen Mißbrauch der Gnade nicht in dem gleichen Maße reflektirte, und den züchtigenden Einfluß der Gnade und ihre alle einzelnen Seiten des Lebens erneuernde und verklärende Kraft weniger hervorzuheben pflegte. — Die Sprache, in welcher er seine Gedanken vortrug, war, wie Palmer in dem schon früher angeführten Artikel in Herzogs Realencyclopädie mit Recht bemerkt hat, eine markige; ja man hätte sie, fügt er treffend hinzu, eine gewählte nennen müssen, wenn sich ihm nicht der schlagende kräftige Ausdruck ohne alles Wählen immer von selbst dargeboten hätte, und gewiß wird keiner, der den Vollendeten auch nur ein einziges Mal predigen gehört hat, es übertrieben finden, wenn Leibbrand in der seinem Amtsgenossen gehaltenen Leichenpredigt *) die hohe Gestalt des Predigers, das eindringende Gewicht seiner Stimme und die nachdrucksvolle Salbung seines Worts als Faktoren bezeichnet hat, welche mit dazu beitrugen, in vielen seiner Zuhörer einen tiefen Eindruck zu hinterlassen. Und während der Vollendete in früheren Jahren ziemlich lange predigte und daneben sein Manuscript viel benützte, predigte er in der späteren Zeit immer kürzer und freier, und zuletzt gelang es ihm zu seiner eigenen großen Freude, sich völlig vom Manuscript zu emancipiren. — Mit der Vorbereitung auf seine Predigten nahm er es sehr genau und gewissenhaft; er pflegte

*) Vergl. das vorhin genannte Schriftchen S. 12.

die ganze Woche hindurch das Evangelium des kommenden Sonntags zu überdenken, um ein möglichst einfaches, erschöpfendes Thema zu gewinnen. Nie zwar fiel es ihm ein, in der thematischen Behandlung des Textes seinen Scharfsinn zu versuchen, nach allerlei schön sein sollenden, kunstvollen Wortspielen zu haschen, oder ein gereimtes Thema aufzustellen, was ihm als Dichter besonders nahe gelegen wäre. Aber ebensowenig konnte er sich mit Predigten befreunden, in welchen die Aufstellung eines Themas zu vermissen war. Er hielt dieselbe im Interesse der Durchsichtigkeit und Faßlichkeit der Predigten, namentlich im Blick auf die minder gebildeten und begabten Zuhörer, für wünschenswerth und für ein zweckmäßiges Mittel, ihnen den Einblick in den organischen Zusammenhang des Textes, sowie die Erinnerung an das gehörte Wort zu erleichtern. Eben darum hat er es auch in späterer Zeit nie unterlassen, ein wohlüberdachtes Thema mit seinen einzelnen Theilen der Predigt voranzustellen. Diese selbst pflegte er nach vorausgegangener Meditation schriftlich zu fixiren, früher in einem Buch, später auf einzelnen Blättern. Mit dem Schreiben begann er meist am Freitag Abend, in der letzten Zeit schon am Vormittag; er hielt streng, fast ängstlich auf die Einhaltung dieser Regel, und war jeder Ausnahme von derselben, so sehr die Umstände oder Personen ihm eine solche nahe legen mochten, entschieden abgeneigt. Seine ihm überaus theure Gemeinde wollte er durch eingehendes und gewissenhaftes Predigtstudium ehren, und keineswegs mit dem nächsten besten, das ihm in den Sinn und Mund gekommen wäre, abfinden. Hatte er aber in früherer Zeit die ganze Predigt in extenso niedergeschrieben, so fixirte er später, als schon eine reiche homiletische Praxis hinter ihm lag, mehr nur die wesentlichen Grundgedanken, aber stets in logischem Zusammenhang und klaren, wohlgeordneten Sätzen. Während des Vortrags auf der Kanzel führte er in der Regel die einzelnen Gedanken noch weiter aus, beleuchtete sie nach verschiedenen Seiten, und verband so mit dem treuen Anschluß an das, was er zu Hause für seine Gemeinde gesammelt hatte, die lebendige Freiheit der geistigen Bewegung. Die Predigten memorirte er

am Samstag Abend und Sonntag Morgen, jedoch nicht ängstlich und sklavisch, sondern nur so, daß er die Reihenfolge der Gedanken, zuweilen auch charakteristische Ausdrücke und Sätze seinem Gedächtniß einprägte. Auf seiner Kanzel befand er sich recht eigentlich in seinem Element, und es ist seiner Zeit von Manchen nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß ihm auf ihr oft noch das beste von Gott geschenkt worden sei; man spürte ihm an, daß, was er sprach, seine vollste innerste Ueberzeugung sei, daß seinen Worten eine reiche Lebenserfahrung zu Grund liege, und daß es ihm eine Wonne war, dasjenige, worin er den Halt seines eigenen Lebens erkannte, den Seelen anzupreisen, ja, mit dem vollen Segen des Evangeliums vor ihnen zu erscheinen. Darum sammelte sich um ihn auch ein namhafter Kreis von Zuhörern, welche sich von der Schriftmäßigkeit seiner Predigten, von ihrem centralen Charakter, von der Offenheit des in ihnen zu Tage tretenden christlichen Bekenntnisses, sowie von der Verbindung schlichter Einfalt mit männlicher Kraft besonders angezogen fanden. Er gewann immer mehr eine feste, aus Leuten aller Stände bestehende Gemeinde, welche regelmäßig Sonntag für Sonntag sich um ihn schaarte, und die geistliche Handreichung und Förderung, die er ihr darbot, mit dankbarem Herzen entgegennahm.

Vergleicht man den Vollendeten als Prediger mit Ludwig Hofacker, so war der letztere ein Musterbild erwecklicher Predigt, während der erstere mehr dazu berufen und angethan war, die bereits Erweckten an der Hand des göttlichen Worts weiter zu führen und immer mehr in das tiefere Verständniß desselben einzuleiten. Ein moderner Kanzelredner war er freilich so wenig als Ludwig Hofacker, und ein scharfer Kritiker hätte z. B. an dem Bau seiner Predigten Manches ausstellen, namentlich zuweilen die gleichmäßige harmonische Gliederung derselben vermissen können; jedenfalls aber hat er freudig mit seinem Pfund gewuchert und treulich mit der ihm verliehenen Gabe in seinem Kreis gewirkt, so lange es Tag war.*)

*) Mehrere Predigten und Reden des Vollendeten stehen im Wilhelmsdorfer Predigtbuch, in den „Zeugnissen evangelischer

Der Vollendete hat sich selber über seine homiletischen Grundsätze, sowie über die Erfahrungen, die er als Prediger gemacht hat, in seinen Circularbriefen mehrfach geäußert. So schreibt er am 29. Juni 1856:

„Es ist mein innerster Drang, in der Lehre auf dem von J. A. Bengel und Steinhofer betretenen Weg fortzufahren, und ich fühle dazu große Freudigkeit, nicht das leiseste Verbot dagegen. Bei dieser Predigtweise, worin das Kreuz Christi und sein ewiges Hohepriesterthum das Centrum bildet, habe ich zwar keinen besonderen Zulauf, dagegen eine edle, festgeschlossene Gemeinde, zu der ich mit Freudigkeit reden darf."

Am 15. Sept. 1857 schrieb er unter Anderem:

„Mein hiesiges Leben geht ziemlich in der Stille dahin, und es verlangt mich, da mir im Amte schon mehr befohlen ist, als ich ausrichten kann, nicht sonderlich nach weiterem Hinausgehen, um auf allen Festen und Versammlungen einen Schrei zu thun. Ich habe dazu volle Gelegenheit in der zahlreichen Gemeinde, theils in der Kirche selbst, wo sich allerlei Seelen herbeifinden, kein Modepublikum, wohl aber ein ernster, geschlossener Kreis glaubiger und suchender Gemüther, — theils in drei Wochenversammlungen von Männern, Frauen und Jungfrauen, worin auch Hunderte das Wort Gottes vernehmen. Ein solcher stiller, von der Liebe zum Evangelium beseelter Kreis thut meiner älter werdenden Seele wohl, treibt mich tiefer in's Wort hinein und verbindet mich mit vielen redlichen Seelen. Dabei liegt mir's auf dem Gewissen, einfach und ohne Schmuck zu reden, damit nicht das Kreuz Christi zu nichte werde, — weil alles seelische Echauffement doch wenig hilft, — theils aber auch genau bei dem geschriebenen Worte der Schrift zu bleiben und die in unserem Vaterlande so vielfach routirenden Geheimlehren und mystischen Zusätze geradehin zu umgehen, auch bei Gelegenheit aus der Bibel zu widerlegen. Denn es gibt Viele unter uns, die gerade nach solchen cupediis am gierigsten haschen und dafür mit großer Entschlossenheit Partei machen. Das Subjektive mundet ihnen besser als das göttlich Objektive, weil die eigene Meinung und die Hoffnung des alten Adam dabei freieren Spielraum hat, während das Aller-

Wahrheit" von Schmid und W. Hofacker, im Pfarrwaisenpredigtbuch und in Palmers Casualreden.

meiste davon doch auf die Verkehrung oder Halbirung der Rechtfertigungslehre zielt, ohne welche die gesammte Lehre und das Herz ohnehin düster und kränklich bleibt. Es wird in unsern Tagen dem Wortlaute nach viel evangelisch gepredigt, dem innersten Wesen nach aber — ich fürchte sehr — nur wenig; denn ein Sünder kann das süße, wunderbare Geheimniß von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christi Blut nur so weit recht predigen, als er es an seinem eigenen Herzen erfahren hat und ein armer Sünder ist. Die meisten Prediger und Theologen unsrer Zeit sind vornehm und pazzig, und Gott weiß es, daß sich nichts mit dem Kern der Sache Jesu weniger verträgt, als die Vornehmigkeit und das Großthun, sei es auf Werke, oder auf Rang und Bildung, — das Meteorisiren. Das aber ist der Grundfehler unserer Zeit. Manche jüngere theologische Herren treten auf, daß ich sie manchmal fragen möchte: Befehlen Eure Magnificenz, daß ich in ein Mausloch vor Ihnen kriechen soll?"

Und als seine Predigtthätigkeit ziemlich zur Neige gieng, schrieb er seinen Freunden am 25. April 1862 noch Folgendes:

„Je älter ich werde, desto mehr sehe ich's ein, daß man das Wort vom Kreuze des lieben Heilands nicht einfach genug predigen kann; denn nur so geht es den Sündern gehörig zu Herzen, und nichts in der Welt verträgt weniger unsern armseligen Redeschmuck, als das Kreuz des Sohnes Gottes. Für alle selbstgefällige Politur desselben und anderes Brimborium bekommt man einen schlechten Dank, und ist ohnedem auch keine Assistenz des heiligen Geistes, kein bleibender Segen dabei. Je mehr einer Eigenes zu dieser Predigt vom Kreuze hinzuthut, desto weniger kennt er den Heiland und sein eigenes Herz, — desto bälder wird auch sein Werk und Name den Weg alles Fleisches gehen, während die kindlichen, einfältigen Zeugen Christi, wie ein Valerius Herberger, auch wenn sie eine Zeit lang vergessen sind, doch stets wieder mit ihrer Segensfrucht zum Vorschein und zu Ehren kommen. Auch das echauffirte Wesen im Predigen wird seines Zieles verfehlen, wie das bengalische Feuer bald erlischt, und nur was, um mit dem sel. Claudius zu reden, mit abgelöschten Strahlen lebendiger Grundgedanken einhergeht, wird die Probe vor den Nachlebenden bestehen. Ich habe mich Niemanden als Vorbild hinzustellen; wohl aber darf ich es in Einfalt bekennen,

daß sich meine Gemeinde stets liebender um mich versammelt, je einfacher und ungekünstelter ich zu ihr rede. Die Predigt will aber dennoch vor den Augen des HErrn fleißig studirt, auch anständig geschrieben und memorirt und nicht auf ein bloßes Zettelchen hin geschwind disponirt sein; denn sonst kochen wir eben aus, und wer als Prediger seinen Platz in der Gemeinde nicht gehörig ausfüllt, hat kein rechtes Centrum, von wannen aus er in sonstige Kreise gehörig hineinwirken kann.

Neben seiner homiletischen Thätigkeit war es hauptsächlich die Seelsorge, die den Vollendeten in Anspruch nahm. Die Zahl derer, die er in den verschiedensten Lagen und Zuständen ihres Lebens zu besuchen hatte, stieg von Jahr zu Jahr. Besonders nach W. Hofackers Tod im Jahr 1848 bekam sie einen bedeutenden Zuwachs. Was Viele von dem Vollendeten fernhielt, seine ausgeprägte christliche Denk- und Handlungsweise, das führte ihm andererseits eine Menge von Familien und einzeln stehenden Personen zu, die sich mit der ganzen Macht hingebender Liebe und großem Vertrauen an ihn anschloßen. Viele gewann auch seine allgemeine Menschenliebe, die er in der brüderlichen Liebe darreichte, und auch den Ungebildetsten und Geringsten entgegenbrachte, seine kindliche Harmlosigkeit, die er mit mannhafter Entschiedenheit verbinden konnte. Bei Anderen empfahl ihn besonders auch sein für alles echt Menschliche aufgeschlossener, für alles Schöne und Große in Natur und Geschichte empfänglicher Sinn, der Reichthum und die Fülle seines Wissens, das sich auf die verschiedensten, einem Geistlichen in der Regel fern liegenden Gebiete erstreckte, und in den tiefen Schachten seines riesigen Gedächtnisses aufbewahrt war; ferner die Gabe der Unterhaltung, die oft mit schlagendem Humor gewürzt war, sein allzeit quellender Geist und sein fröhliches, nicht leicht einer längeren Beschattung fähiges Gemüth. So kam es, daß Leute von den verschiedensten Bildungsgraden zu seinen Beichtkindern gehörten. „Es ist bei uns viel Seelsorge," schreibt er am 29. Juni 1856 an seine Freunde, „wodurch das Amt einen etwas einförmigen Charakter bekommt, und man geht dabei ohne großes Auf-

sehen in der Stille hin, es empfindend, daß die Arbeit an unsterblichen Seelen immerfort die Hauptsache bleibt.“ Als solche betrachtete er sie auch von ganzer Seele und sah es als eine hohe Aufgabe an, in den Häusern seiner Beichtkinder als ein Bote des Friedens und als Genosse ihrer Freuden, aber auch als Mahner, Wecker und Warner zu erscheinen, Jedem zu rechter Zeit und am rechten Ort seine Gebühr zu geben und dabei sich selbst an allen Gewissen zu beglaubigen. Der Kranken nahm er sich mit treuer Liebe an und suchte, wenn sie zugleich mit der leiblichen Armuth zu kämpfen hatten, ihre Noth nach Maßgabe seiner Kraft zu lindern. Im Februar 1858 schrieb er an einen Freund in Oesterreich: „Es war in diesem Winter eine rauhe Zeit, da die Grippe eine Unzahl von Menschen darniederwarf, und Ihr württembergischer Freund dabei manche verödete Kammer und hohe Spelunken unter dem Dach zu besuchen hatte, wobei die Poesie, nicht blos im Erdgeschoß, weit, weit dahinten blieb.“ Freilich mochte es vorkommen, daß der Dichter einen Krankenbesuch oder eine Privatkommunion im Drang anderer Geschäfte rein vergaß oder wenigstens zu spät auf den Platz kam. Auch war es ihm bei seinem ungemein lebhaften Temperament weniger gegeben, auf die individuellen Bedürfnisse jeder einzelnen Seele immer mit der nöthigen Ruhe und Geduld einzugehen und für gewisse innere Kämpfe, die an ihn nicht oder nicht in ihrer vollen Macht herangetreten waren, ein volles Verständniß zu gewinnen. Er war überhaupt eine durch und durch spontane Natur und nicht in demselben Grad, in welchem er mittheilsam war, auch receptiv. Wohin er auch kommen mochte, immer hatte er selbst Vieles und Mannigfaltiges zu erzählen, so daß es nicht jedem Gemüth, vollends wenn es schüchtern und verschlossen war, möglich wurde, sein Innerstes und Tiefstes kundzugeben. Als später an die Stelle der früheren Beweglichkeit des Vollendeten eine mit seiner Constitution zusammenhängende Schwerfälligkeit trat und sein Herzleiden häufige Athmungsbeschwerden mit sich brachte und ihm namentlich das Steigen der vielen Treppen erschwerte, da konnte es nicht anders sein, als daß mancher seelsorgerliche

Besuch in der großen Stadt verschoben oder gar versäumt wurde. Die meisten seiner Beichtkinder hielten aber dennoch an ihrem alternden Seelsorger fest und ließen es sich gefallen, daß vom Herbst des Jahres 1861 an der älteste Sohn des Vollendeten als dessen Vikar manche seelsorgerliche Funktionen für den Vater vollzog und in die durch das häufige Unwohlsein desselben entstandenen Lücken mit kindlicher Liebe eintrat.

Im Verlauf seiner pastoralen Wirksamkeit, welche dem Vollendeten als Stadtpfarrer zu St. Leonhard beschieden war, kam er an Kranken- und Todeslager aller Art und begleitete manchen Sarg auf die Ruheplätze der Todten. Namentlich durfte er vielen Christen aus der älteren Stuttgarter Zeit, in deren Umgang er selbst vielen Segen genossen hatte, in ihrem letzten Leiden Trost und Erquickung bringen und zuletzt die Leichenrede halten, in welcher er ihr Lebens- und Charakterbild mit kundiger Hand zu zeichnen pflegte. Auch sonst führte ihn sein Amt an manches Grab, an welchem er zugleich als Freund mit den Hinterbliebenen trauerte. Am 11. Mai 1854 segnete er seinen langjährigen Freund und Hausarzt, den Obermed.-Rath Dr. Schelling zur letzten Ruhe ein und am 22. August desselben Jahres in früher Morgenstunde seinen während eines kurzen Aufenthalts in Stuttgart an einem Choleraanfall gestorbenen Compromotionalen Dr. Karl Aug. Mebold. Da er über diesen bereits selber sich ausgesprochen hat, so genüge hier folgender der gedruckten Leichenrede entnommene Satz: „Wenn ich mir den Lauf seines Geistes, der sich die Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten unsrer Zeit zum Tagwerk erkoren hatte, in einem klaren Blick vergegenwärtige, so möchte ich beinahe den Ausdruck wagen, daß er als Publicist, mit seinem tiefen, dem sittlichen Freiheitsideal nachringenden Gemüth dem großen vaterländischen Dichter Schiller ähnlich gewesen sei.“ Das Lied, das er dem Entschlafenen am Abend seines Begräbnisses dichtete, schließt mit den Worten:

Dein alter Freund, — zum ew'gen Porte
Sollt' er den Heimruf dir verleih'n. —

Einst tauschten wir viel Herzensworte,
Und nun mein letztes durfte sein:
„Mein Bruder! nur durch Jesum erben
Wir Freiheit, Licht und Vaterland! —
Ich fasse deine Hand im Sterben
Und lege dich in Seine Hand.“

Am 23. Juni 1857 hielt er dem ältesten Sohn Schillers, Karl, der als pens. Oberförster von Neuenstadt a. d. L. in Stuttgart den Abend seines Lebens verbrachte, die Grabrede. Er hatte ihn zuvor seinem ausdrücklichen Wunsch gemäß in seinen letzten Leiden wiederholt besucht und mit Gottes Wort und Gebet auf das Sterben vorbereitet. In der Lebensskizze, welche der gedruckten Leichenrede angehängt ist, bemerkt der Vollendete: „Dieses Krankenbett war eines der lehrreichsten und erbaulichsten, die mir in einer 37jährigen Amtsführung begegnet sind. Der Kranke nahm das Wort Gottes und die Botschaft von der ewigen Versöhnung wahrhaft in ein feines und gutes Herz auf, wobei er, wenn ich ihm den Rathschluß Gottes verkündigte, meine Hand gewöhnlich in seiner nervigen Rechten eingeschlossen hielt.“ Weiter erzählt er u. A.: „Eines Tags, als ich Abends vorher mit ihm gebetet hatte, ließ er mich frühmorgens zu sich bitten, und da er am vorigen Tage sehr viel erduldet hatte, so gieng ich mit großer Besorgniß hin, darauf gefaßt, ihn noch leidender zu sehen. Aber wie groß und wie süß war mein Erstaunen, als ich ihn etwas gekräftigter fand und er mir etwas ganz Anderes mit inniger Herzensbewegung zu erkennen gab! — „Können Sie mir's“ sprach er, „verzeihen, daß mir gestern, als Sie mit mir zu meinem Erlöser beteten, auf einmal ein feindseliger Ausdruck gegen Ihn durch die Seele fuhr, — ein unglaubiges Wort, das ich früher einmal in der Welt vernommen hatte? Sehen Sie, die ganze Nacht hindurch hat mich diese innere Versündigung gegen meinen Erbarmer schlaflos gelegt, und ich habe Sie um Ihren Besuch bitten lassen, um Ihnen diese Sünde zu bekennen und Gott vor Ihnen um Verzeihung zu bitten.“ — Gleich betroffen und tief gerührt stand ich vor meinem edlen Freunde da, aus dessen Augen mich die Erfüllung des

Wortes anleuchtete: „Selig sind, die nach Gerechtigkeit hungert und dürstet, denn sie sollen satt werden!“ und ich hatte volle Freudigkeit, nach gehöriger Erklärung des Ursprungs dieser Sünde dem heilsbegierigen Manne die Vergebungswilligkeit seines Erlösers zu versichern, was er mit kindlicher Demuth entgegennahm. Zu einer alten Tante sagte er kurz vor dem Sterben: „Bitte den Heiland für mich, daß Er ewige Wohnung in meinem Herzen mache!“

Am 5. April 1860 stand der Vollendete am Grab des aus Erlangen gebürtigen Instrumentenmachers Joh. Lorenz Schiedmayer, in dessen Haus und Atelier er in gesunden Tagen oftmals sich eingefunden hatte. In der Leichenrede äußerte er unter Anderem: Wenn unser gefeierter vaterländischer Dichter singt: „Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,“ — so dürfen wir dieses liebliche Wort am allermeisten wohl auf diesen greisen, im Laufe des 74. Lebensjahres zuletzt nach kurzem Schmerzenskampf entschlafenen Künstler anwenden, aus dessen wohlgeregelten Werkstätten seit der genannten Zeit gegen 6000 wohltönende, durch holden, herzerfreuenden Klang ausgezeichnete und geadelte Tonwerkzeuge bis in die entferntesten Länder unseres Erdballs ausgegangen sind, und der bei all seinen weiten Verbindungen ein biederer deutscher Mann geblieben ist, — ein Mann von rechtschaffenen Sitten und schlicht bei allen Versuchungen, die in unserer Zeit den Meistern einer höheren Kunst oft so gefährlich werden.“

Beinahe allen diesen Männern und noch vielen Anderen, die er im Leben geliebt hatte, widmete er nach ihrem Heimgang einen poetischen Nachruf, welcher in der Regel der gedruckten Leichenrede beigefügt ward.

Hier darf wohl auch über die Art, wie er seinen Konfirmandenunterricht ertheilte, ein Wort gesagt werden. Fast durchgängig schloß er sich in demselben an das treffliche Hiemer'sche Konfirmationsbüchlein an und nur ganz selten schlug er zur Abwechslung in der Entwicklung der Glaubenswahrheiten einen eigenen, selbständigen Weg ein. Die Uebersicht über das Ganze war immer klar und einleuchtend. Aber auf eine strenge systematische Ordnung, auf scharfen

methodischen Fortschritt der Gedanken und präcise begriffliche Fixirung legte er in diesen Lehrstunden nicht das Hauptgewicht. Er hatte einen allzu lebendigen Geist, als daß er an eine vor dem Unterricht gefertigte Disposition sich ausschließlich hätte binden können. War er von einem Gegenstand tief ergriffen oder hielt er eine eingehendere Beleuchtung desselben im Interesse der Konfirmanden für geboten, so konnte er länger bei demselben verweilen und über andere Punkte rascher hinweggehen. Sein vielseitiges Wissen, namentlich seine reichen Kenntnisse in der Natur- und Weltgeschichte kamen ihm in diesen Stunden sehr zu Statten. Wie wußte er, wenn der Artikel über die Schöpfung an die Reihe kam, die Aufmerksamkeit zu fesseln, wenn er von dem Himmel und all seinem Heer, von Sonne, Mond und Sternen, von der Erde und was sie füllt, von dem Meer und was es in seinem dunkeln Schoße birgt, eine Reihe der anschaulichsten Bilder vor dem Geistesauge seiner Schüler aufrollte! Wie wußte er ferner bei der Lehre von der Kirche die Bildung und Entstehung derselben, ihre Entwicklung und Entartung, die in ihr hervorgetretenen Spaltungen, ihre Erneuerung und Reinigung nicht blos in flüchtigen Umrissen, sondern auch im Detail mit beredtem Mund darzustellen, der kleineren Erzählungen aus der Geschichte des Lebens einzelner Menschen zu geschweigen, durch welche er die Wahrheit und Realität des göttlichen Wortes den Herzen und Gewissen nahe zu legen suchte. Aber ganz abgesehen von allen Einzelheiten und verschiedene formelle Mängel zugestanden, — was den Unterricht des Vollendeten so ungemein anziehend und erbaulich machte, war vor allem jenes persönliche Angethansein des Lehrers, das jedem fühlenden Kind eindrücklich werden mußte, die Frische und Wärme des Vortrags, das in seinen Worten und seinem ganzen Bezeugen unverkennbar zu Tage tretende Streben, seine Schüler und Schülerinnen dem großen Erzhirten, Jesu Christo, zuzuführen und ihnen auf ihr künftiges Leben einen Schatz für die Seele und ein Gegengift gegen die Sünde und Eitelkeiten der Welt mitzugeben. Er selbst war immer so sehr von dem Gegenstand, den er gerade behandelte, erfüllt, daß er

eine Unachtsamkeit oder gar eine Unart nicht zu begreifen vermochte. Manche kindische Thorheit entgieng freilich dem Auge des harmlosen Lehrers. Doch hatte er z. B. für den Mangel an Aufmerksamkeit ein eigenthümlich feines Gemerk und konnte mitunter sagen: „Da drüben merken Einige nicht auf! Ich spüre es; es weht mich Etwas an wie eine kalte Kellerluft!" So mild er jedoch kleinere Fehler beurtheilte, so scharf war er in der Bestrafung gröberer Unarten, die jedoch nur selten vorkamen und von den Schuldigen nachher meist selber abgebeten wurden. — Bei dem Allem konnte es nicht fehlen, daß der Vollendete auch als Jugendlehrer einer großen Liebe und Anhänglichkeit sich zu erfreuen hatte und ebenso, daß der ausgestreute Same der Wahrheit in nicht wenigen seiner Schüler im Lauf der späteren Jahre aufgieng und schöne Frucht brachte. In den letzten Jahren seines Lebens kam es mehr als einmal vor, daß eine Mutter, die einst selber seine Schülerin gewesen war, ihre Kinder zum Unterricht bei ihm anmeldete. „Es geht, als flögen wir davon!" konnte er in solchen Fällen ausrufen, und mit gemischten Gefühlen dachte er daran, daß er allmählig in die Vorderreihen seiner Zeitgenossen eingetreten und dem Tod um ein Bedeutendes näher gekommen sei. — So lang es seine Gesundheitsumstände gestatteten, hielt er seinen Konfirmandenunterricht mit großer Ausdauer und Freudigkeit, für die Knaben und Mädchen besonders, wöchentlich je in 3—4 Stunden, und erst als seine Kräfte bedeutend nachließen und ein häufig wiederkehrendes Unwohlsein ihn nicht selten in's Zimmer bannte, war er genöthigt, denselben einem seiner Collegen und später dem ihm beigegebenen Vikar — zuerst zur Hälfte und endlich ganz — zu übertragen.

Auch als Stadtpfarrer setzte der Vollendete die Privatversammlungen für Männer, Frauen und Jungfrauen fort und gewann mittelst derselben einen immer größeren Zugang zu den Herzen vieler heilsbegierigen Gemeindegenossen. Namentlich ward seine Jungfrauenstunde, die er zuletzt in dem großen Saal der evangelischen Gesellschaft hielt, sehr zahlreich besucht. In den 40er und 50er Jahren war es ihm noch ein Kleines, wann er Vormittags gepredigt, zuweilen

auch administrirt, um 3 Uhr manchmal eine Leichenrede gehalten hatte, um 4 Uhr in dieser Versammlung zu sprechen, und zwar mit einer Frische und Lebendigkeit, daß man keine Ermattung, keinen Nachlaß der Kraft an ihm wahrzunehmen vermochte. Und wenn er je einmal etwas erschöpft in die Versammlung gekommen war und am Anfang in ruhigem, gedämpftem Ton redete, so war er bald von dem Inhalt des evang. Zeugnisses in einer Weise hingenommen, daß er alle Müdigkeit vergaß und unter dem Einfluß des lebendigen Gotteswortes wieder jung wurde wie ein Adler. Ihm selbst waren die genannten Versammlungen alle ein wahres Bedürfniß. Konnte er in ihnen doch auch Solches aussprechen, was sich für die Kanzel weniger geeignet hätte, und ganz zwanglos und traulich so Manchem, was sein Herz bewegte, einen Ausdruck verleihen. Wie früher, so legte er auch in späterer Zeit den Betrachtungen in der Jungfrauenstunde die Epistel des betreffenden Sonntags zu Grund, während er in den Versammlungen für Männer und Frauen der Reihe nach die apostolischen Briefe, hie und da auch ein alttestamentliches Buch unter treuer Benützung bewährter Hilfsmittel, vor Allem des von ihm geschätzten Gerlach'schen Bibelwerks, auslegte.

Mit amtlichen Schreibereien war der Vollendete, da er kein Dekanat zu versehen hatte, in seiner neuen Stellung keineswegs überladen. Die Vermuthung könnte nahe liegen, der Dichter werde gerade auf diese prosaischen Arbeiten weniger Fleiß und Sorgfalt verwandt, ja, dann und wann sich über einem Versehen, einer Nachläßigkeit, einem lapsus memoriae ertappt haben. Aber gerade das Gegentheil war der Fall. Schon in Sulz, wo ihm sein Dekan Binder als Muster einer pünktlichen Besorgung auch der peripherischen Aufgaben des geistlichen Amts gegolten und das Gewissen für die sorgfältige Führung der Kirchenbücher geschärft hatte, war er gewöhnt worden, es auch mit den amtlichen Schreibereien genau zu nehmen, und dieß um so mehr, da ihm aus seiner Stellung als Schulkonferenzdirektor manche amtliche Korrespondenzen erwuchsen. Freilich hat er in späterer Zeit, als er beständig die schriftstellerische Feder führte, niemals ein Verlangen nach

einem allzu großen Maß von Schreibereien dieser Art gezeigt. Diejenigen aber, welche seine Stellung als Parochus der St. Leonhardskirche mit sich brachte, besorgte er mit einer fast an's Aengstliche streifenden Gewissenhaftigkeit und großer Korrektheit, und er konnte zuletzt seinem Vikar hie und da mit einer gewissen Befriedigung vorhalten, daß ihm in seiner langen Amtsführung in der Besorgung der Proklamationsangelegenheiten nur ein einziges Mal ein stärkerer Fehler begegnet sei, der aber weder ihm noch den von demselben betroffenen Nupturienten einen Schaden gebracht habe. Da der Schreiber dieser Zeilen fast drei Jahre sein Gehilfe war, so hat er das Recht und die Pflicht, die vorbildliche Treue im Kleinen, welche der Vollendete auch in der schriftlichen Fixirung der betreffenden Urkunden an den Tag legte, zu bezeugen und die sorgfältige Anleitung und Handreichung, die dem Sohn von Seiten des Vaters auch nach dieser Seite hin zu Theil wurde, dankbar hervorzuheben. — Eine Anhäufung von unerledigten Geschäften suchte er immer möglichst fern zu halten. Alle Brautpaare mußten vielmehr möglichst bald in das betreffende Buch eingetragen werden. War ein Bericht an ein anderes Pfarramt zu senden, so mußte er vollständig sein und kein einziges Datum, dessen Kenntniß für die jenseitige Stelle nothwendig war oder wenigstens von Werth sein konnte, durfte weggelassen werden. Alles mußte sauber und reinlich und — zumal im Interesse der Amtsnachfolger — leserlich und deutlich geschrieben werden. Vor Allem sollten zur Vermeidung jedes Irrthums und Mißverständnisses die Namen der einzelnen Personen und die Zahlen genau ausgeprägt sein und nicht erst ein längeres Studium zu ihrer Entzifferung erheischen. Kam ein und derselbe Name zwei Mal vor (in zwei Rubriken), so schrieb er ihn, um ein für allemal jedes Fragezeichen abzuschneiden, das erste Mal deutsch, das zweite Mal lateinisch, während er für sämmtliche übrige Worte nur deutsche Buchstaben wählte, weil er einer Vermischung von deutschen und lateinischen Lettern entschieden abhold war. Bis in seine letzten Jahre schrieb er in der Regel selber das Allermeiste und behielt sehr lange seine klare, kräftige Handschrift, welche so

recht ein Abdruck und Ausdruck seines kräftigen und männlichen Geistes war. Erst in den allerletzten Jahren, in welchen sein Augenlicht schwächer wurde und seine Hand beim Schreiben je und je zu zittern begann, zog er das Diktiren vor, ohne damit aber die amtliche Kontrole und strenge Kritik des Geschriebenen zu versäumen oder aus der Hand zu geben.

Leicht hätte der Vollendete während der langen Zeit, welche er in Stuttgart verlebte, in die vielen dort bestehenden Vereine für alle möglichen wohlthätigen Zwecke hineingezogen werden können. Allein er betheiligte sich an denselben von Anfang an nicht in der ausgedehnten Weise, wie dieß den Geistlichen großer Städte so oft zugemuthet wird, und in der letzten Zeit zog er sich von allen solchen Nebengeschäften ganz zurück. Kurz und bündig sagte er einmal zu einem Freund: „Ich bin kein Comité-Mann“ und hatte für seine Person Recht damit. Bezeichnend ist, wie er über diesen Punkt sich in einem Circularbrief vom 15. Sept. 1852 ausspricht:

Für Comité-Arbeiten bin ich nicht recht geartet. Denn meine Seele ist schüchtern und dabei oft reizbar, wenn es wider ihre Ueberzeugung, auch wenn's nicht nach harmloser Liebe geht; dann flattert sie wie ein scheuer Holzhäher in den Busch zurück, — ein Zeichen, wie viele Kreuzflüchtigkeit noch in meiner Seele wohnt.

Ueberhaupt war er kein Freund allzuvieler Konferenzen, Feste und sonstiger größerer Zusammenkünfte, wenn gleich er andererseits keine Sonderstellung einnahm und den Segen einer wahren Geistesgemeinschaft so wie den Werth eines kollegialischen und brüderlichen Austausches nicht verkannte. Er schreibt dießfalls in einem Circularbrief an seine Freunde vom 12. Sept. 1854:

An dem Unmaß konferenzlicher Debatten und Beschlußnahmen habe ich keine sonderliche Freude, — denn es kommt sicherlich dabei kein entsprechendes Resultat heraus, und die hochfahrende Rhetorik wird dadurch allzusehr begünstigt, während unsre herrlichen Alten ihren unvergänglichen Samen ungleich mehr in demüthiger Stille und einfältiger Amtstreue durch ihre Gemein-

den hin ausgestreut haben. — ‚Klein gesät und dennoch dicht fehlet in der Ernte nicht.‘ — Freilich hat die brüderliche Berathung auch wieder ihre Berechtigung, und das Zusammentreten von glaubigen Brüdern, ihr traulicher Austausch bleibt gewiß nicht ohne Frucht. Wird aber auf so manchen Konferenzen nicht zu viel Lärm geschlagen, zu viel Schaum gemacht und der Spatz Chamissos am Spieße gebraten bei einem Klafter Holz? — Das Elend ist auch meistentheils dabei noch dieses, daß Hanf und Wolle sich durch einander webt, daß Glaubige mit Halbglaubigen traktiren, wobei nie etwas Gesundes erzielt wird.

Eine eigenthümliche Thätigkeit des Vollendeten auf seiner neuen Stelle bestand darin, einzelne Katholiken, welche den Wunsch, in die evangelische Kirche überzutreten, gegen ihn aussprachen, in einer Reihe von oft 40—50 Stunden in der evangelischen Wahrheit zu unterweisen und auf ihren Uebertritt vorzubereiten. Wer den Vollendeten nur einigermaßen kannte, weiß am besten, wie derselbe bei allem Festhalten am Evangelium und Bekenntniß seiner Kirche doch seinem ganzen Wesen nach weit davon entfernt war, auf allerlei Schleichwegen, durch Ueberredungskünste oder sonstige unlautere Mittel für die evangelische Kirche Propaganda zu machen. An einen hochgestellten Katholiken, mit welchem er mehrere Briefe gewechselt hat, schrieb er einmal: „Von einem konfessionellen Streit sollen Sie meinerseits nie Etwas erfahren, noch viel weniger von einem geheimen Nisus zur Proselytenmacherei, die ich jederzeit verachtet habe, namentlich wenn sie die Künste der Bestechung und Geisttreiberei zu Hilfe ruft. Denn dazu bekennt sich Gott nimmermehr, und auch vor lauteren Menschen haftet ein Brandmal an diesem Beginnen."

Allerdings machte er als Protestant von dem Recht, gegen die herrschenden Irrthümer der katholischen Kirche durch mündliches Wort und durch schriftliche Kundgebungen zu opponiren und zu protestiren, den freiesten Gebrauch. Aber er stand andererseits wieder zu sehr über jeder beschränkten Partei, und sein Blick war zu frei und unverschroben, als daß er nicht auch das Gute und Edle, das auch im Leben und in den Schriften vieler Genossen der katholischen Kirche

schon zu Tage getreten ist, zu würdigen verstanden hätte. War ja doch neben L. Hofacker und Eberhard Wörner auch der im Jahr 1828 gestorbene katholische Pfarrer Martin Boos für ihn ein Führer zu Christus gewesen. Wie ihm in Sulz mehrere fromme Katholiken zum Segen geworden sind, haben wir aus seinem eigenen Munde vernommen. Noch als älterer Mann war er ein begeisterter Verehrer Joh. Jak. Balde's, den er durch Uebersetzung seiner Oden und Beschreibung seines Lebens in der Christoterpe 1847 und 1848 in die Kreise evangelischer Leser einzuführen bemüht war. In der Vorrede zur Christoterpe 1848 sagt er dießfalls: „Die Beurtheilung der Balde'schen Poesieen von evangelischem Standpunkt wird einem evangelischen Prediger von keinem Vorurtheilslosen verdacht werden, da die Biographie wohl hinlängliches Zeugniß dafür enthält, daß ich kein einseitiger Parteimann bin, sondern das Gute und Heilige, soweit es mit dem göttlichen Worte zusammenstimmt, überall gern anerkenne. Es gibt christliche Interessen, die hoch über alle Konfessionsstreitigkeiten hinausgehen, und wer lebendig, ohne Falsch in Demjenigen, das Jesus Christus selbst für das Eine Nothwendige erklärt hat, mit uns harmonirt, wie sollten wir einen Solchen auch dann, wenn er in untergeordneten Punkten noch irrt, nicht gern als einen Bruder umfassen?" — Manche Lieder neuerer katholischer Dichter, eines Feneberg, Smets, Sperl und Wessenberg, stehen in seinem Liederschatz. Vor der christlichen Moral und dem christlichen Katechismus des vor nicht langer Zeit verstorbenen katholischen Professor Hirscher hatte auch er eine hohe Achtung und traute darum kaum seinen Augen, als derselbe „das Leben der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria" in einer Weise beschrieb, welche den völligen Rückfall dieses früher von evangelischen Einflüssen berührt gewesenen Theologen in den krassesten römischen Aberglauben darstellte. Namentlich aber war der Vollendete persönlich viel zu weitherzig und leutselig, als daß er nicht seinen katholischen Mitchristen, wenn sie anders nicht maßlos bigott waren, im Inland und Ausland, zu Hause und auf den Reisen liebevoll begegnet wäre. Mit Einigen stand er sogar

in näheren freundschaftlichen Beziehungen. Schon früher war von Pyrker's Besuch in seinem Hause die Rede, sowie davon, daß er diesen katholischen Erzbischof in einem eigenen Schreiben zur Mitwirkung an der Christoterpe einlud. Mit dem berühmten österreichischen Dichter, dem katholischen Grafen Alexander Anton von Auersperg (Anastasius Grün), stand er in den letzten Jahren seines Lebens in brieflichem Verkehr, und häufig sprach er sein Bedauern darüber aus, daß es ihm nicht gelungen sei, den edeln Freiherrn Ignaz Heinr. v. Wessenberg in Constanz persönlich kennen zu lernen. In der That, er war der Mann, im Umgang mit den Menschen überhaupt und so namentlich auch mit Katholiken nicht blos die trennenden Schranken, sondern vor Allem auch die verbindenden Linien in's Auge zu fassen und immer einen Boden zu finden, auf welchem Leute verschiedener Konfessionen, wenn sie anders auf ihrem Standpunkt einen ernsten Sinn und ein redliches Streben beurkundeten, friedlich und harmlos sich bewegen konnten. Auch war er keineswegs der Meinung, daß der evangelischen Kirche zu jedem neuen Genossen, der aus der katholischen Kirche in sie übertrete, Glück zu wünschen sei. Eine nur äußere Vermehrung ihrer Glieder konnte er noch nicht als einen wirklichen Gewinn für sie betrachten. Darum lag ihm Alles daran, bei jedem Katholiken, der in die evangelische Kirche überzutreten begehrte, über die Beweggründe, die ihn bei diesem Schritt leiteten, in's Klare zu kommen und ihm die Folgen desselben nahe zu legen. In der Regel gab er ihm noch eine längere oder kürzere Bedenkzeit, ehe er die betreffenden amtlichen Korrespondenzen erledigte und zur Ertheilung des Unterrichts sich bereit erklärte. Bestand aber der Bittsteller auf seinem Gesuch, dann war ihm auch für seine Unterweisung keine Zeit zu viel und keine Mühe zu groß. In den Lehrstunden gieng er genau auf die Unterscheidungslehren ein, mit welchen er von Jahr zu Jahr vertrauter wurde. Auch seinen Schülern prägte er sie tief in's Herz und suchte sie überhaupt im Glauben der evangelischen Kirche fest zu gründen. Doch wiederholte er immer wieder, daß alle äußeren Kenntnisse nichts nützen, wenn man nicht gründlich und entschieden zum

unsichtbaren HErrn der Kirche, zu Christo, sich bekehre und unter den kräftigenden Einflüssen der Gnade in einem neuen Leben wandle. Waren die vorbereitenden Lehrstunden zu Ende, so fand die Aufnahme des Convertiten in die evangelische Kirche in der Anwesenheit mehrerer Zeugen und Freunde in einfacher, aber feierlicher Weise in der St. Leonhardskirche statt. Einzelne solcher Convertiten zeigten nachher durch ihr ganzes Bezeugen, daß ihr Uebertritt ihnen eine Herzens- und Gewissenssache gewesen war und bewahrten ihrem Lehrer bis an's Ende ein treues, dankbares Andenken. Andere dagegen ließen erkennen, daß sie zwar ihre alte Konfession aufgegeben, aber nicht den alten Menschen ausgezogen hatten. Mochte immerhin bei ihrer Meldung zum Eintritt in die evangelische Kirche ein gewisses Verlangen nach der Heilswahrheit sich in ihnen geregt haben, jedenfalls gaben sie demselben in der Folge keinen Nachdruck, und wenn sie auch nicht geradezu rückfällig wurden, so blieben sie doch auf halbem Wege stehen. Erfahrungen der letzteren Art machten den Vollendeten zwar vorsichtig und nüchtern, aber nicht muthlos und verdrossen. Er fuhr fort, in aller Stille den Samen der Wahrheit auszustreuen, zu pflanzen und zu begießen und stellte den Erfolg und das Gedeihen seiner Arbeit getrost dem HErrn anheim, der ihn immer wieder zu rechter Zeit einen fröhlichen Erntetag erleben ließ.

Neben all diesen theils durch den genannten Beruf gebotenen, theils freiwillig übernommenen Arbeiten hatte der Vollendete auch auf seiner neuen Stelle immer noch Zeit und Lust, seine schriftstellerische Thätigkeit fortzusetzen. Noch eben Mal besorgte er die Herausgabe der Christoterpe, in welche er selber die Ergebnisse seiner biographischen Studien und seine frischen Dichterblüthen niederlegte. In den Vorreden sprach er in der Regel Dasjenige aus, was sein Herz im Anblick der verschiedenen Zeiterscheinungen und Weltereignisse bewegte. Der Kreis der Mitarbeiter blieb stets gleich groß, und so oft einer derselben durch den Tod weggerafft wurde, wußte der Vollendete alsbald wieder die entstandene Lücke auszufüllen. Der letzte Jahrgang 1853 enthielt zum ersten Mal auch eine poetische Gabe von Philipp

Spitta. Er übersandte sie dem Herausgeber mit einem herzlichen Schreiben (vom 22. Jan. 1852), in welchem er u. A. sagt:

Daß ich Ihrem Wunsche um Mittheilungen für die Christoterpe bislang nicht entsprochen habe, ist aus der geringen Neigung geschehen, etwas drucken zu lassen, ja überhaupt zu schreiben. Bei Allem, was von mir im Druck erschienen ist, bedurfte es eines gewissen Abdringens, ja Abzwingens von Außen her. Der HErr hat's gegeben und auch herausgegeben. Uebrigens ist auch eine Fülle des Gegebenen bei mir nicht vorhanden. Was der HErr an Geist und Leben gibt, das gebe ich in den vielfachen Beziehungen meiner geistlichen Aemter aus. Es gestaltet sich zur Predigt und Lehre, seltener zu einem geistlichen Liede. Ein solches, wie es mir in diesen Tagen gegeben ist, sende ich Ihnen hiemit. Können Sie es für Ihre Christoterpe gebrauchen, so gebrauchen Sie es.

Nachdem die Christoterpe aufgehört hatte, erhielt der Vollendete von verschiedenen Seiten, auch von ausländischen Gelehrten, hin und wieder die Aufforderung, ein ähnliches Taschenbuch, nur etwa unter verändertem Titel und in einer noch einfacheren Gestalt, herauszugeben. Aber obgleich solche Stimmen ihn momentan für diesen Gedanken begeistern konnten, so sagte er sich doch bald bei ruhiger Ueberlegung, daß er selbst für derlei Geschäfte zu alt sei, daß die Last der alljährlich wiederkehrenden Redaktionsarbeiten auf jüngere und kräftigere Schultern gelegt werden müsse. So unterblieb denn die Wiederaufnahme eines solchen Unternehmens von seiner Seite, und auch Andere fühlten sich bis heute nicht berufen, demselben sich zu unterziehen.

Das erste Buch, das der Vollendete nach dem Antritt seiner neuen Stellung herausgab, war eine Sammlung „neuer Predigten über die sonn-, fest- und feiertäglichen Evangelien und andere Texte“ von F. Chr. Steinhofer (Tüb. bei Fues, 1846). Die Originalhandschriften, aus welchen er dieses Predigtbuch zusammenstellte, wurden ihm schon im Jahr 1835 von dem im gleichen Jahr verstorbenen Pfarrer M. Friedrich Christoph St. in Neidlingen bei Kirchheim, einem Großneffen des trefflichen Mannes, zur freien Verfügung überlassen.

Schon damals registrirte er die meistens ganz kurz geschriebenen Predigtentwürfe und bereitete sie in einer Auswahl zum Druck vor. „Ich sehnte mich," sagt er in der Vorrede, „um so mehr nach einem günstigen Erfolg dieses Geschäfts, da immerhin zehn Jahrgänge, auch der von 1752, aus welchem das längst bekannte Steinhofer'sche Predigtbuch entstanden ist, und unter ihnen besonders die letzten und reifsten Predigt-Skizzen des Vollendeten bis zu seinem ao. 1761 erfolgten Tod hier vorhanden waren. Allein theils die Mühseligkeit der Arbeit an sich, theils der Mangel an Zeit brachten mich trotz aller Begeisterung nachgerade zum Stillstand, und so beruhte der Plan, bis er zehn Jahre hernach durch eine besondere mir augenscheinlich vom HErrn nahe gelegte Veranlassung, sowie durch die emsige Mitwirkung zweier einsichtsvollen christlichen Freunde wieder aufgenommen und mit vereinigten Kräften vollführt werden konnte."

Die Predigten erschienen in einem beinahe ganz unveränderten Abdruck und in einer dem Zweck des Kirchenjahrs angemessenen Auswahl. In der Vorrede verbreitet sich der Herausgeber eingehender über den Charakter und Werth dieser einfachen Zeugnisse. In Steinhofer's sanftem Naturell, wie in seiner evangelischen Ueberzeugung und Richtung findet er es begründet, daß wir in ihnen weniger die scharftönende Stimme des Bußpredigers und erwecklichen Herolds, als den milden, väterlichen Ton des erbauenden Lehrers und des freundlich einladenden Hirten vernehmen. Er weiß wohl, daß sie mit so vielen neueren, von talentvollen und ästhetisch gebildeten Männern veröffentlichten Kanzelvorträgen nicht verglichen werden dürfen. „Und dennoch," so sagt er, „gilt nicht nur die schmucklos holde Reseda selbst neben einer prangenden Georgine oder einer brennenden, duftreichen Rose, sondern in geistlichen Dingen ist einem heilsbegierigen Gemüth oft gerade das Einfältigste und Kunstloseste das Liebste, weil sich in ihm der Kern göttlicher Wahrheit in solcher Form am unmittelbarsten und genießbarsten darbietet." Der Herausgeber gibt zu, daß die Predigten Steinhofer's, obgleich sie immer würdig und in heiligem Anstand gehalten sind, einzelne Spuren des vernachlässigten Ausdrucks an sich tra-

gen. Dagegen wird nach seiner Versicherung der christliche Leser hier überall nur der lautersten, gediegensten Wahrheit des Evangeliums begegnen, der Geist eines Mannes wird ihn anwehen, der im Heiligthum seines Gottes durch einen langen Wandel im Licht und mit seligen Herzenserfahrungen sich eingelebt und überall den Kern von der Schale zu sondern gelernt hat.

Außer dieser Charakteristik der Predigten Steinhofer's enthält die Vorrede noch eine Skizze seines Lebens, das der Vollendete schon in der Christoterpe 1837 genauer gezeichnet hatte.

Der Herausgabe dieser neuen Predigten Steinhofer's folgte im nämlichen Jahr eine neue Ausgabe seines „evangelischen Glaubensgrunds in Predigten für alle Sonn-, Fest- und Feiertage" (Stuttgart, bei Belser). Dieses Predigtbuch, welches Steinhofer zum ersten Mal ao. 1753 als Pfarrer von Dettingen unter Urach hatte erscheinen lassen, hatte man zuletzt nur noch in alten, zum Theil schwerfälligen und ziemlich selten gewordenen Ausgaben erhalten können. Ehe es nun in seiner neuen Gestalt erschien, unterwarf es der Vollendete einer genauen Durchsicht. Außer der Vertauschung mancher veralteten Fremdwörter mit entsprechenden deutschen Ausdrücken verbesserte er nur die Interpunktion und Rechtschreibung und vereinfachte an wenigen Orten die Satzstellung. Damit solte an dem Gepräge des Originals durchaus nichts Wesentliches verändert, sondern nur der Gebrauch des trefflichen Buches erleichtert werden. Am Schluß der zuletzt noch gegebenen kurzen Uebersicht über Steinhofer's Lebensumstände empfiehlt er das Buch als einen Hausschatz allen evangelischen Familien und versichert, daß eine heilsbegierige Seele hier nichts von Gottes herrlichem Rathschluß sich werde vorenthalten sehen.

Im Jahr 1847 gab der Vollendete außer der Christoterpe nur ein kleines Büchlein heraus, das aber gleichwohl seit seinem Erscheinen in manche Hände gelangt ist: „Lebensworte auf alle Tage im Jahr. Eine Auswahl aus sämmtlichen Losungsbüchlein des Grafen von Zinzendorf." (Calw, in der Vereinsbuchhandlung). Mit großem Fleiß zog er

diese Auswahl aus sämmtlichen, von Zinzendorf 30 Jahre lang in Druck gegebenen Büchlein, aus einer Menge von vielleicht 36—40,000 Nummern und suchte dabei das Einfachste, Innigste und Gemeinfaßlichste zu behalten. „Zinzendorf's ganzer Glaubensgeist und Jesussinn," so sagt er im Vorwort, „auch sein geniales, an Gedankenblitzen und kurzen, schlagenden Worten so reiches, eigenthümliches Gemüth leuchtet ganz daraus hervor. An manchen Orten wird man Majestät mit der kindlichsten Holdseligkeit gepaart sehen."

Das Jahr 1848 mit seinen Stürmen und Ungewittern war nicht dazu angethan, den Vollendeten zu einer friedlichen schriftstellerischen Arbeit zu veranlassen. Auch hatte gerade damals der Tod seines Kollegen W. Hofacker eine Vermehrung seiner amtlichen Thätigkeit zur Folge. Als aber die Wetter sich zu verziehen und die Lüfte des Friedens wieder zu wehen begannen, konnte auch er auf's Neue mit gehobenem Herzen zu seiner Feder greifen. Die zweite Hälfte des Jahres 1849 und die erste des darauffolgenden Jahres waren fast ganz ausgefüllt mit den Vorarbeiten für eine neue Auflage seines Liederschatzes. Die 10,000 Exemplare der ersten waren vergriffen und die Nachfrage nach dem Buch war fortwährend die gleiche. So viel war nun aber dem Vollendeten auf Grund der gemachten Erfahrungen und seiner fortgesetzten hymnologischen Studien völlig klar, daß das Buch nicht in der alten Gestalt oder nur etwa wenig verändert erscheinen dürfe, sondern daß es ganz umgestaltet werden und als ein neues Buch erscheinen müsse. So arbeitete er denn in tiefem Bewußtsein, mit der ersten Auflage des Werkes vielfach, obgleich in guter Absicht, irre gegangen zu sein, das Ganze noch einmal von Grund aus um. Er gab zu, daß er bei jenem Buch vielfach zu subjektiv und sowohl in der Form als in der Auswahl der Lieder selbst theils allzu puristisch, theils mit allzu ängstlicher Rücksicht auf die kirchlichen Versmaße zu Werk gegangen sei. Bei sehr vielen älteren Liedern, namentlich den gangbarsten restituirte er den Originaltext, so weit es ihm mit dem auch jetzt noch festgehaltenen Princip der Erbaulichkeit verträglich schien. Viele blos mittelgute Lieder der ersten Auflage schied er aus, während er sehr

viele bisher weggelassene, theilweise ganz neue und unbekannte Lieder an ihre Stelle setzte. In der Auswahl und Formgebung suchte er auch dießmal wieder zu thun, was er konnte, scheute keine Mühe, die allermeisten Lieder bis in die einzelnen Lesarten hinein zu prüfen, auch einige derselben in singbare Versmaße mit sorgsamer Schonung der Grundgedanken umzusetzen. Im Sommer des Jahres 1850 konnte endlich die neue Ausgabe des Liederschatzes erscheinen, welche das Urtheil bestätigte, das der Herausgeber über sie in der Vorrede gefällt hatte: „Man wird sie," so sagt er S. XI, „fast in allen Rubriken gesichtet, vertieft und in vielen derselben nicht allein geistlicher, sondern auch dichterischer ausgestattet finden. Doch war er (vgl. S. XIII) weit entfernt, das Buch für eine tadellose Mustersammlung erklären zu wollen, sondern nannte es nur einen einzelnen wohlgemeinten Versuch. Daß er auch dießmal nicht eine Anthologie zu antiquarischen Studien, eine Art poetischer Autographensammlung, sondern ein Buch zur Erbauung darbieten wollte, erhellt gleichfalls aus seinen eigenen Worten (Seite XIV): „Meinen glaubigen Mitpilgern möchte ich, unbekümmert um die Urtheile der Unglaubigen, eine gesegnete Freude bereiten, so daß sie einen bedeutenden Theil der besten Kirchen- und Familienlieder im Auszug beisammen haben und sich in den verschiedensten Lagen und Umständen ihrer irdischen Wallfahrt, ohne befremdliche Geschmacksstörungen und in der Sprache der jetzigen Zeit an den Liedesstimmen ihrer früheren und späteren Genossen erbauen, trösten und stärken mögen."

Wirklich hat sich der Liederschatz auch in seiner neuen Gestalt als ein bräuchliches Erbauungsbuch erwiesen und trotz der vielen Angriffe, welche von manchen Hymnologen auch jetzt noch auf denselben gemacht wurden, den Weg in viele Kreise und Familien gefunden. Jene waren durch die blos theilweise Restitution der Originalien, daneben wohl auch durch den Inhalt der Vorrede verstimmt und unangenehm berührt. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß in derselben sich einige scharfe Stellen finden, in denen der Vollendete gegen die einseitigen Verehrer der alten Lieder

und wider die Gegner seiner hymnolgischen Anschauung zu Felde zieht. Aber seine Polemik ist keineswegs bitter und gehässig und galt durchaus nur dem Standpunkt der Gegner, den er schlechterdings nicht zu theilen vermochte. Er will aber (vgl. S. VI) keinen derselben mißverstehen und mißdeuten und bittet, daß man auch ihn nicht mißverstehe und mißdeute. Auch bezeugt er (vgl. S. XII), daß er nur mit innigem Dank auf die Vorarbeiten früherer Sammler, meistens auch derjenigen, mit welchen er im formalen Prinzip sonst keineswegs einig sei, zurückblicke, weil er sein eigenes Werk ohne ihren vorangehenden treuen Fleiß nicht zu erzwingen vermocht hätte.

In diesem Zusammenhang möge auch ein Wort aus der Vorrede zu dem evangelischen Gesangbuch, das der Vollendete fünf Jahre nachher veröffentlichte, seine Stelle finden. „Wenn ich," sagt er daselbst S. V f, „meine hymnologischen Grundsätze in redlichem Sinn auf ältere Lieder — ob auch als Mensch nicht immer fehlerlos — anzuwenden suchte, so kann ich über Angriffe, dergleichen mir schon oft widerfahren sind, mit dem Wort hinweggehen: ‚Habe ich zu viel gethan, so habe ich's Gott gethan.' Uebrigens lerne ich von sanftmüthigen Brüdern gerne. Nur solchen Beurtheilern, die ihre abweichenden Ansichten über literarische Dinge mit Bitterkeit geltend zu machen suchen, setze ich, da ich der Sache Gottes ohne Falsch zu dienen suche, ein ruhiges Schweigen entgegen, weil die Frucht der Gerechtigkeit im Frieden gesäet wird."

Der zweiten Ausgabe des Liederschatzes folgte nach einem nicht unbeträchtlichen Zwischenraum ein anderes Werk, zu dessen Bearbeitung der Vollendete vor andern berufen und befähigt war, sein „Leben von Ludwig Hofacker, weiland Pfarrer zu Rielingshausen, mit Nachrichten über seine Familie und einer Auswahl aus seinen Briefen und Circularschreiben," (Heidelberg, bei Karl Winter, 1852.)

Im Eingang des Buches steht ein Lied des Vollendeten „an Ludwig Hofacker," das von der innigsten Liebe zu seinem „Bruder Jonathan" eingegeben ist und mit den beiden Strophen schließt:

So zeuge mein Bruder auch hier in dem Buch:
Wie Jesus nur tilget den menschlichen Fluch,
Wie Er nur die Sünder zum Himmel erhebt
Und ewig in seinen Erlöseten lebt!

Ich alt're; doch kann ich vergessen sie nie,
Des Bruderbunds heilige Lenzmelodie,
Und inniglich leg' ich, wie Gott ihn mir gab,
Den Ehrenkranz auf dein geheiligtes Grab.

Im Anfang finden sich die in verschiedenen Jahren verfaßten Gedichte zum Andenken an seinen Freund, dessen Vater, Mutter und Bruder Wilhelm. In bedeutend kleinerem Umrisse war diese Lebensbeschreibung schon in den drei Jahrgängen der Christoterpe von 1844—1846 erschienen, wurde aber von verschiedenen Seiten als ein besonderes Buch gewünscht. Der Vollendete konnte seinerseits einem Verlangen dieser Art nicht widerstehen, war jedoch geraume Zeit mit anderweitigen Arbeiten dermaßen beschäftigt, daß sich die Vervollständigung dieser seinem Herzen so nahe liegenden Biographie von einem Jahre zum andern verschob. Solche Verzögerung kam aber dem Buch insofern zu statten, als der Vollendete im Jahre 1848 nach einer Krankheit mehrere Erholungstage auf die Sichtung älterer Briefe und Papiere verwenden konnte, bei welcher auch sein früherer Briefwechsel mit Hofacker und dessen Mutter aus einer Masse von Skripturen wieder zu Tag kam. An diese angenehme Entdeckung reihte sich die Mittheilung weiterer, dem Vollendeten früherhin unbekannt gebliebener Briefe von Seiten der Familie und anderer Freunde, wodurch die Erweiterung der Biographie um ein Drittheil ermöglicht ward und zwar in einer Weise, die einen noch ungleich tieferen Einblick in Hofackers Privatleben, namentlich in seine Vikariatszeit und in die letzte Leidensstation gewährt, überhaupt aber seine naturelle, von aller Ziererei so weit entfernte Persönlichkeit und eben damit die innere Werkstätte des Geistes, woraus seine Predigten gekommmen sind, viel markirter hervortreten läßt.

Dem Buch entgieng nun freilich durch die vielerlei Zusätze, welche theilweise nur schwer einzufügen waren, die ge-

aue Gliederung, und es wäre dem Vollendeten, wie er selbst
1 der Vorrede sagt, eine weit leichtere Aufgabe gewesen, es
anz von vorne zu schreiben, als die frühere Skizze so stark
u erweitern. Daher trieb es ihn, für solche unvermeidlich
ewordene Mängel die Leser in der Vorrede um Entschul-
igung zu bitten. Diese wurde aber auch dem Biographen
ohl von Allen auf das Bereitwilligste ertheilt. War ihnen
doch in dem Buch eine solche Fülle von erbaulichen und
diegenen Mittheilungen dargeboten, daß es ihnen nicht wohl
nfiel, mit dem Vollendeten über die Anlage und Gliederung
s Buches zu rechten. Vor allem waren es die inhalts-
ichen Circularschreiben Hofackers selbst, welche für Geistliche
d Laien durch den Reichthum der in ihnen niedergelegten
rfahrungen, die derselbe in kurzer Zeit auf dem Gebiete
s inneren wie des äußeren, des pastoralen wie des häus-
hen Lebens gemacht hat, gleich anziehend waren. Nicht
cht ließ einer aus der enormen Zahl von Verehrern der
Hofacker'schen Predigten, die anspruchslose Biographie des-
ben ungelesen. Viele wollten den Zeugen, „der Tausende
mmend berührt und priesterlich sie zu dem Kreuze ge-
hrt," auch in seinem Privatleben, in seinen gesunden und
nken Tagen noch genauer kennen lernen, wollten nament-
) mit der inneren Entwicklung des Mannes noch vertrau-
werden, der durch seine lebensvollen und auf Entscheidung
ngenden Zeugnisse einen tiefen Einfluß auf ihre eigene
ere Entwicklung gehabt hatte. Aber auch das, was in
: Biographie Hofackers über das Leben und den eigenthüm-
hen Charakter seines Vaters, über seine originelle Mutter,
vie über die persönlichen Beziehungen des Vollendeten zu
nem Freund und dessen ganzer Familie mitgetheilt ist,
rde gleichfalls von nicht Wenigen gerne gelesen und war
enfalls geeignet, in das Ganze eine wohlthuende Abwechs-
ig zu bringen und die Gefahr einer gewissen Eintönigkeit
ne zu halten.

In Bälde brach sich das Buch den Weg in die ver-
edensten Länder und fand außerhalb Deutschlands nament-
in Schweden und Südrußland vielen Eingang. Auch
rde es bald in's Englische und Holländische übertragen

und in neuerer Zeit ist nun auch eine französische Uebersetzung erschienen. Es währte nicht lange, so war die erste Auflage vergriffen, und der Wunsch nach einer zweiten wurde laut geäußert. Diese erschien im Sommer 1855. Der Herausgeber hatte mittlerweile Zeit gehabt, manche einzelne Theile des Buches besser zu ordnen und er konnte demselben in seiner neuen Gestalt manches noch Ungedruckte, namentlich einzelne ganz specielle Data hinzufügen, so daß es als ein nicht unbedeutend vermehrtes angesehen werden konnte. Dagegen erhielt die dritte Auflage, welche im Jahre 1859 nöthig geworden war, nur wenig neue Zusätze und Bereicherungen. Auch diese ist jetzt nahezu wieder vergriffen, was zum Beweise dient, daß Hofacker wie durch seine Predigten, so auch durch seine Briefe, ja durch sein ganzes Leben noch redet, obwohl er gestorben ist.

Es könnte an mehr als einem Beispiel nachgewiesen werden, wie die Hofacker'sche Biographie für manche der erste Anstoß zu ihrer Erweckung und Bekehrung geworden ist. Es genüge hier die Anführung eines einzigen, das wohl auch darum gewählt werden darf, weil der wunderbare Gott die beiden vollendeten Freunde als Werkzeuge benützt hat, der Frau, welche hier in einem Briefe redend eingeführt wird, zum völligen Frieden mit Gott zu verhelfen. Sie schrieb im März 1850 an den Vollendeten:

Verehrter Herr Pfarrer!

Vielleicht wird es Sie befremden, daß eine Ihnen völlig fremde Frau aus so weiter Ferne es wagt, an Sie zu schreiben, und die Bedenken, die ich in meinem Herzen zu beseitigen hatte, waren auch nicht gering. Sie mögen daraus entnehmen, daß auch die Sache eine große, tiefgefühlte ist, die mich bewogen, es dennoch zu thun. Und in der That, Sie sind uns hier im Norden eben nicht so fremd, wie wir Ihnen sein mögen; es fehlt bei uns nur das leibliche Sehen. Sie haben, theurer Herr Pfarrer, meiner armen friedelosen Seele durch die Lebensskizze des seligen Pfarrer Hofacker, die wir in den drei Jahrgängen der Christoterpe lasen und durch Ihre Monologen über die Versöhnung in Jesu Christo aus dem mehr als zwanzigjährigen Tode eines gesetzlichen Laufens zum wahren einzigen Leben in Christo geholfen.

Ja, ich weiß und fühle gewiß, daß ich nicht ablassen werde, das Erbarmen dessen anzuschauen, der, wie Hofacker sagt, für tief-gefallene Sünder gestorben ist. Sie haben meinen schweren, freilich selbst verschuldeten inneren Leiden, welche sich oft bis zur Verzweiflung steigerten, während liebe Christen mich auch für eine Christin hielten, die im Blute Christi Leben und volle Genüge gefunden, ein Ziel gesetzt. Was ich gelitten, wenn gleich auch frohe, selige Stunden, die ich im Umgange mit meinem hochgelobten Erlöser hatte, diese Leiden meines inwendigen Menschen zuweilen unterbrachen, das haben auch Sie erfahren, sonst hätten Sie ihre Monologen nicht schreiben können; daher darf ich es nicht weiter ausführen, wie trübe und leidensvoll mein inneres Leben seither war. Lebendig bin ich jetzt davon überzeugt, daß Ruhe und Friede nur in dem theuren Blute Christi zu finden und daß unsere Aufgabe (um Ihre lieben trostreichen Worte zu gebrauchen) eine doppelte ist: unsern natürlichen Sündenfluch und schrecklichen Mangel, sodann die unaussprechliche Gabe und Gerechtigkeit Christi mild und kindlich in's Auge zu fassen, ja, Gnade Gnade sein zu lassen und allermeist um den Kindessinn zu flehen, der sich's gefallen läßt, aus freiester Erbarmung geliebt und errettet zu werden. Jetzt habe ich nun dieß gefunden in Ihren Schriften und in den Predigten des theuren Hofacker, die wir aus Veranlassung seines Lebens kommen ließen, wofür denn Ihnen nächst dem HErrn der Dank gebührt. Du wunderbarer Gott! warum war bisher Alles vergeblich an meinem Herzen, was du an mir gethan? Warum das sechzehnjährige fast sonntägliche Hören der salbungsvollen Predigten unseres geliebten Vater Harms? Warum das Hören der Predigt meines eignen Mannes, der dich als seinen einzigen Trost im Leben und im Sterben umklammert? Warum ebenfalls das frühere Zusammenleben in Kiel mit so vielen treuen Zeugen der Wahrheit? Warum erst jetzt ließest du mich hineinschauen in das: „umsonst und ohne Verdienst der Werke“ einmal, durch das Wort eines längst heimgegangenen Mannes und das andere Mal durch das Wort eines so weit von uns fremden Dieners deines Evangeliums? Antwort kann ich mir hier nicht zur Genüge geben. Seele, preise die Gnade deines Erbarmers und vergiß es nicht, was Er dir Gutes gethan hat!

Und nicht wahr, Sie begreifen, daß das unaussprechlich Große, was mir widerfahren, mich nicht säumen ließ, Ihnen den

Dank dafür selbst auszusprechen, zumal da mein Mann mir sagte: Thue es immerhin, deiner Seele ist's geschehen, dein Herz führe selbst die Feder darüber? — So darf ich auch überzeugt sein, daß Sie diesen Brief, der gerade aus dem Herzen zu Ihnen über Land und Meer dahingeht, freundlich und brüderlich aufnehmen werden, und es sich sagen lassen, daß hier auf dieser einsamen Insel der Nordsee ein Häuflein lebt, von dem sie oft still und laut mit in die innigsten Kreise gezogen werden. Nun noch ein Wort über den Anfang unserer Seelengemeinschaft.

Die kleine Schrift, welche Sie dem Andenken Ihrer vielgeliebten ersten Gattin widmeten, kam auf einige Tage in unsere Hände und trieb mich, damals selbst vor dem Eintritt in meine Ehe stehend, mächtig in's Gebet für Sie und Ihr damals so schwer getroffenes Herz. Ich schrieb sie einem theuren Bruder ab, da unseres Wissens nur ein Exemplar nach Holstein gekommen war, hatte beim Abschreiben großen Segen und behielt einen tiefen Eindruck und ein liebliches Bild Ihrer Entschlafenen in meinem Herzen.

Seitdem nun war Ihr Name und Ihr Haus uns werth geworden und wir stellten uns still und verborgen mit in die Reihen derer, für die jene Schrift gedruckt war. Und nun, theurer Herr Pfarrer, noch eine Bitte, die ich mit meinem Manne Ihnen ausspreche: O fahren Sie fort, der armen zerrissenen Erde den gekreuzigten Christum vor die Augen zu malen. Sie sehen auch an uns hier, wie der HErr sich zu Ihrer Arbeit bekennt, da sie namentlich noch einen Inselbewohner hier, der mit uns das Leben Hofackers las, so angefaßt haben, daß er, wie wir freudig annehmen dürfen, hindurch gedrungen ist zu einem neuen Leben in Christo. Auch er hat sich die Predigten des theuren Hofacker kommen lassen, die uns Allen dadurch noch lieber und werthvoller sind, daß wir immer auch in das so köstlich vorliegende Leben des Vollendeten hinein schauen können. — Ihre in Christo innig verbundene arme Mitschwester.

Nachdem der Vollendete im Jahr 1852 die Hofacker'sche Biographie zum ersten Mal als ein selbständiges Buch hatte erscheinen lassen, ward es ihm möglich, einen schon längst in seinem Innern bewegten und mit manchen Freunden besprochenen Lieblingsgedanken zur Ausführung zu bringen.

Da er seine Gedichte in so manchen Ausgaben und Zeit-
chriften zerstreut sah, so trug er seit Jahren den Wunsch
ı sich, eine in allen Theilen gesichtete Auswahl derselben in
inem Band als den Kern seiner poetischen Erzeugnisse
erauszugeben. Er mußte aber zuvor eine lange Wartezeit
nd in derselben manches Schwere durchmachen, bis er end-
ch jeglichen Stein aus dem Weg geräumt und alle Mittel
ı einer friedlichen Vollendung seiner Arbeit in seinen Händen
ıh. Aus der großen Menge seiner in einem Zeitraum von
4 Jahren entstandenen Gedichte wählte er mit möglichster
Sorgfalt und Umsicht im Ganzen 282 aus und fügte im
egister jedem einzelnen das Datum seiner Entstehung bei.
Die aus den Jahren 1853 und 54 stammenden Numern
aren zuvor noch nie gedruckt gewesen. — Wie auf die Aus-
ahl der Lieder, so verwandte der Vollendete auch auf die
erstellung einer möglichst reinen Form den größten Fleiß.
iele Lieder erschienen zwar ganz in ihrer ursprünglichen
estalt und erfuhren gar keine Veränderung; an andere
er legte er die letzte Feile, die er früher oftmals anzulegen
rsäumt hatte, und mehrere unterwarf er einer nochmaligen
lligen Ueberarbeitung, welche von competenten Beurtheilern
s eine meist überraschend glückliche bezeichnet wurde. Die
der ordnete er nach fünf Rubriken: 1) Naturleben —
t 88 Nummern, 2) Inneres Leben — mit 88, 3) Poesie
d Kunst — mit 9, 4) Balladen und historische Gedichte
- mit 52, 5) Biblische Bilder — mit 44 Numern.

Besonders reich ist die Rubrik derjenigen Lieder, welche
) dem „Naturleben" zuwendet. Alle Tages- und Jahreszeiten
ihrem Erscheinen und Verschwinden, mit ihren Lichtern und
hatten, mit ihrer Wonne wie mit ihrer Wehmuth, Himmel,
de, Luft und Meer, was nur irgend von der Ehre und
rrlichkeit des Schöpfers ein Zeugniß ablegt, das Groß-
ige und Majestätische wie das Kleine und Unscheinbare,
Alles bietet dem Dichter einen willkommenen Stoff zu
dern und Gesängen aller Art. Man fühlt es ihnen an,
: er im stillen Tempel der Natur zu Hause ist, wie sein
rz voll von den erhebenden Eindrücken des „großen Thuns
großen Gottes", von dem Reichthum, der in allen

Sphären dieser Welt, in jedem Raum, ja „in jedem Winkel“ sich zu schauen gibt. Sein heimisches Land mit seinen Bergen, Rebenhügeln und Thälern, mit seinen Flüssen und Rinnsalen, begeistert ihn nicht minder, als das gepriesene Land, „wo die Citronen blühen“, mit seinen Alpenfirnen, Bergströmen und Meereswellen. Man erkennt in diesen Liedern, daß vor den Augen des Dichters das große Buch der Natur nicht umsonst aufgeschlagen ist. Sein Blick heftet sich auf die mannigfaltigen Schönheiten in allen Gebieten der Schöpfung, auf leuchtende Sterne, fliehende Wolken, steigende Adler, ragende Eichen, duftende Blumen, hüpfende Wellen. Sein Ohr lauscht auf den Wogenschlag und Donnerlaut des Meeres, auf das Tosen des Sturmes, auf das Wehen des Lenzes und Zittern des Blattes. Ja, er hat auch ein Ohr für das Seufzen und Weinen, das durch alle Adern der Natur hindurchgeht, und er meint das Ach zu vernehmen, welches dem Bach in allen seinen Wellen fließt; er lauscht auf das wehmuthvolle Säuseln der Tanne und sieht auch in den schönsten und reinsten Stunden die Wunden unsrer Sterblichkeit bluten.

Man wird nun aber auch darüber den christlichen Dichter als solchen nicht anfechten dürfen, daß er nie bei der äußeren, sichtbaren Naturerscheinung stehen bleibt. Weil ihm als Christen das Sichtbare überall Abdruck und Gleichniß des Unsichtbaren ist, weil er mit dem Auge des Glaubens in der ganzen Natur die Gegenwart Gottes erblickt und in allen Erscheinungen derselben ein Symbol des Ewigen und Höchsten wahrnimmt, so geht er nicht etwa mit gesuchter Absicht darauf aus, die Natur im Licht des Christenglaubens transparent zu machen, sondern er fühlt sich innerlich getrieben, dieser spezifischen Bedeutung des Naturlebens einen kräftigen dichterischen Ausdruck zu geben. So finden wir denn in der ganzen Sammlung kaum ein einziges Naturlied, das nicht eine Hinweisung auf Uebernatürliches und Ewiges enthält, nicht mit einem christlichen Gedanken oder einer geistlichen Anwendung schließt. Es ist, als wolle der Sänger auch beim Dichten seiner Naturlieder sein Saitenspiel in Wahrheit vor dem Throne seines Gottes niederlegen.

Solch ein Verfahren, bei dem der Dichter das Aeußere und Innere parallelisirt und Alles, was uns auf den Gebieten der Natur entgegentritt, vor den Spiegel christlicher Erkenntniß hält, hat — auch innerhalb der poetischen Sphäre — nach dem Urtheil aller Unbefangenen und Sachverständigen seine volle Berechtigung. Auch hat kein Einziger dem Vollendeten die Gabe abgesprochen, die Werke der Schöpfung und die einzelnen Erscheinungen der äußeren Natur mit dem Lichte des Christenglaubens sinnig und geistvoll zu beleuchten. Manche, wie Kletke, Barthel u. A. haben ihn sogar als Meister in der erbaulichen Reflexionspoesie bezeichnet. Dagegen ist auf der andern Seite das Uebermaß und die dadurch nicht selten erzeugte Monotonie, sowie das mitunter Gesuchte dieser christlichen Naturbetrachtung getadelt worden. Der Recensent der „neuesten Folge" der Gedichte des Vollendeten in Tholucks literarischem Anzeiger *) sagt in dieser Hinsicht: „Man gewinnt den Christen lieb, dem sein geistliches Leben so der Mittelpunkt seines Lebens ist, daß auch seine wärmste Hingabe an die Naturanschauung doch immerfort wieder im Gebet um die Erlangung der geistigen Herrlichkeit aufgeht. Aber es läßt sich doch nicht läugnen, daß diese Uebergänge hier zuweilen zu unvermittelt und darum undichterisch sind, daß man zuweilen darin den Pastor spürt und nicht bloß den Christen. — Dabei müssen wir es indeß anerkennen, daß der Verfasser wenigstens nicht durch den Blick auf die Dogmatik den Naturgenuß sich schmälern oder trüben zu lassen pflegt, wie dieß der Charakter einer pietistischen Naturbetrachtung ist."

Auch in Absicht auf die „historischen Gedichte" des Vollendeten wurde geltend gemacht, daß die geschichtlichen Motive nicht immer mit der nöthigen Ruhe und Sorgfalt durchgeführt seien, weil sich sogleich geistliche Reflexionen vordringen, oder daß an Orten, wo sie nicht hingehören, wo man sie wenigstens nicht erwarte, pastorale Ermahnungen sich anschließen.

Aus dem dritten Buch: „Kunst und Poesie" lernen

*) Vrgl. 1845, Nr. 56.

wir des Dichters Beziehungen zur Musik kennen. Wie er in eigener Person ein trefflicher Klavierspieler war, so war er überhaupt von den Tiefen der Tonkunst ungemein ergreifbar. In einem längeren Gedicht schildert er die „Gewalt der Musik" (S. 429), und in mehreren Gesängen versucht er das individuell-geistige Profil seiner vier musikalischen Lieblinge, von Bach, Händel, Mozart und Beethoven zu zeichnen (S. 431—436). Voran stellt er denselben den Ausspruch:

Was über Worten schwebt, das schildert die Musik. —
Wort ist ein Ei, Musik ist's, wenn der Vogel flügg.

Das Lied auf Sebastian Bach, von dem er sagt, daß er als Briareus uns die Bahn der Töne gebrochen habe, schließt er mit den Strophen:

Die Pracht der Urnatur, Prophetenmajestät,
Und Gottes Gnadenschwur, der von den Sternen weht,
Sie brausen hin zum Bach, zehnhundert-tausendfach;
Drob wird der Bach zum Meer, — und Keiner thut's ihm nach.

Von Mozart sagt er:

Ein Herzensherold ist der Mozart stets gewesen,
Zum Meister des Gefühls und des Geschmacks erlesen;
Ein Mann der Gegenwart, der dennoch prophezeit,
Daß über'm Zeitlauf glänzt ein Aug' der Ewigkeit.

Während er in der letzten Zeit seines Lebens unter allen Tonkünstlern entschieden dem „Herold der Herzen", Mozart die Palme reichte, sagt er noch in jenen Gedichten auf seine vier Lieblinge:

Beethoven, hoher Geist, du bist's, den ich erwähle
Mit seinem Flammenblick und seiner Wetterseele.

Und zur Charakterisirung seiner Individualität fügt er unter Anderem bei:

Zukunft heißt dein Gebiet; was noch geschehen soll
Davon ist dein Gemüth erhab'ner Ahnung voll.
Drum in dein schönstes Spiel mischt sich die Todtenklage,
Die in den Nächten träumt vom Wiederbringungstage.

Von einem Sonatensatz Beethovens, von der Sonate

aus D Moll gibt der Dichter sogar eine eigene poetische Deutung. *) Verschiedene Gedanken über die Musik hat der Vollendete auch in den kleineren Gedichten niedergelegt, welche er manchen Freunden dedicirte, die ihn mit ihrem Klavierspiel in seinem eigenen oder in einem fremden Hause erfreuten. In einem derselben sagt er u. A.:

Was von dem Himmel her ein Frühlingssonnenblick,
Was aus der Liebe Rath ein wonniges Geschick,
Das ist für's Menschenherz rein wallende Musik.

Wie, wenn dem Erdensohn bei Drangsal, Müh' und Streit
Ein heil'ger Seher mild Erlösung prophezeit,
Versöhnt sie das Gemüth mit seinem Pilgerkleid.

Sie ist das Sonnenkind von unsern Geistesgaben;
Pedanten kann sie nicht mit ihrem Strome laben;
Sie will die Trauernden und schlichte Kinder haben. —

Was die „Auswahl" nun wieder im Ganzen betrifft, so gewährte ihr endliches Erscheinen vor Allem dem Vollendeten selbst eine innige Freude. Er nennt das Buch in einem Brief aus jener Zeit „das Schmerzenskind seiner Liebe", „sein Lieblingskind", und bezeugt, daß seine ganze Individualität, soweit sie ein Mensch schriftlich darlegen könne, in diesem Buch erscheine. Im Blick auf die den Liedern beigefügten Jahreszahlen schreibt er in einem andern Brief: „Die Lieder zusammen bilden im Keim eine stille Biographie für mich selbst. — Das ganze Buch ist ein Auszug meiner inneren Erlebnisse."

Als dieses wurde es auch von manchen Seiten mit Freuden begrüßt und ebenso fand sein dichterischer Werth die gebührende Anerkennung. Schubert veröffentlichte in der Beilage zu Nr. 284 der Allg. Zeitung vom Jahr 1854 eine Anzeige der „Auswahl", in welcher er den Gedanken durchführt, daß der Dichter, ohne es zu beabsichtigen, uns in der Schilderung des Geistes seiner vier musikalischen Lieblinge ein Bild seiner eigenen poetischen Natur und ihrer reichen, mannigfachen

*) Vrgl. Christot. 1841, S. 262.

Kräfte gebe. Noch möge über das Buch der Verfasser des Nekrologs, der nach dem Tod des Vollendeten in der neuen evang. Kirchenzeitung (1864, Nr. 34) erschien, kurz gehört werden. „Außerhalb des kirchlichen Gebrauchs,“ so sagt er, „möchte die Knapp'sche Poesie noch nicht gebührend gewürdigt sein. Wir können uns daher nicht enthalten, besonders auf die in einem Band bei Cotta erschienene Auswahl von Gedichten hinzuweisen, welche der Dichter selbst veranstaltet hat. Der bedeutsame Umstand, daß Knapp mehr als andere uns bekannte geistliche Dichter mit dem apostolischen Wort Ernst gemacht hat: „Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi,“ eben dieser Versuch, das Universum in christlicher Poesie zu verklären, ist eine literargeschichtliche That von großer Bedeutung. Wir geben zu, daß der Versuch nicht in allen Beziehungen gleich gelungen ist; an den Vorwürfen, diese Poesie predige zu viel, verletze hie und da durch Gleichgültigkeit gegen die Form, verstimme nicht selten durch tendenziöse Redefiguren u. s. w., mag etwas Richtiges sein. Auch mögen einzelne Lieder Andern, z. B. einem Spitta, lyrisch reiner, inniger, voller gelungen sein: gleichwohl ist es unsre Ueberzeugung, daß die geistliche Dichtung keines Andern sich dem Gesammtwerth nach mit der Knapp'schen messen kann.“

So viele Freunde auch die „Auswahl“ bei ihrem ersten Erscheinen sich gewann, so stand doch einem schnellen Absatz derselben der hohe Preis des Buches und der weitere Umstand hindernd im Weg, daß schon so mancher Band Knapp'scher Gedichte in christlichen Familien eingebürgert war. So kam es, daß der Vollendete eine zweite Auflage, die nun erst für das nächste Jahr in Aussicht steht, nicht mehr erlebt hat.

Ein Jahr, nachdem die „Auswahl“ erschienen war, veröffentlichte der Vollendete wieder eine hymnologische Arbeit, sein „Evangelisches Gesangbuch“ (Leipzig, bei Karl Tauchnitz, 1855). Der Vollendete hatte zuvor auf den Wunsch der deutschen mennonitischen Gemeinden, namentlich seines Freundes Molenaar, des Pfarrers in Monsheim bei Worms, einen Entwurf für ein neues mennonitisches Gesangbuch ausgearbeitet. Dieser wurde auch wirklich von den Herausgebern

desselben als die nächste Vorarbeit dankbar benützt, ohne daß sie sich aber überall streng an denselben gebunden und für die Aufnahme aller vorgeschlagenen Lieder und Lesarten entschieden hätten. Einige Zeit später unterwarf nun der Vollendete den von ihm gefertigten Entwurf einer wiederholten Prüfung und Durchsicht, und arbeitete auf Grund desselben ein eigenes Gesangbuch aus, wobei er nicht bloß die Bedürfnisse und Interessen einer einzelnen Gemeinde, sondern der gesammten evang. Kirche im Auge hatte.

Mit diesem Gesangbuch, das im Ganzen 730 Lieder enthält und ein Auszug aus dem Liederschatz des Verfassers genannt werden kann, wollte er für die künftigen Sammler und Herausgeber von Gesangbüchern eine sorgfältige Vorarbeit liefern, zugleich, aber auch den minder bemittelten Gliedern der Gemeinde eine Gabe zur Erbauung auf ihrem Lebensweg darbieten. Der von ihm im Stillen gehegte, mitunter auch ausgesprochene Wunsch, es in einer ausländischen evangelischen Gemeinde eingeführt zu sehen, ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen. —

Es versteht sich von selbst, daß in erster Linie die Hymnologen von dem Buch Notiz nahmen, und von diesen haben Manche demselben ihren vollen Beifall gegeben. Andere freilich machten an ihm die gleichen Ausstellungen, wie an den übrigen hymnologischen Leistungen des Vollendeten. Im Uebrigen ist begreiflich der Leserkreis des Buches ein verhältnißmäßig kleiner geblieben, da für die Bedürfnisse nach einem Gesangbuch den Meisten mit ihrem Landesgesangbuch hinlänglich gedient und für die Besitzer des von dem Vollendeten herausgegebenen Liederschatzes sein Gesangbuch entbehrlich ist. Neuerdings hat die bekannte Stuttgarter Bücherstiftung dasselbe in Kommission übernommen, um ihm durch ziemliche Ermäßigung des Preises den Weg in weitere Kreise zu bahnen.

In einem gewissen, wenn gleich nicht unmittelbaren Zusammenhang mit der hymnologischen Thätigkeit des Vollendeten stand die von ihm 1858 besorgte Herausgabe der „Lieder einer Verborgenen.“ *) Viele derselben waren seit

*) Sie erschienen in Leipzig bei Otto Holtze.

25 Jahren in der Christoterpe erschienen und hatten längst in verschiedenen Familien einen fröhlichen Anklang gefunden. Eines derselben, das schöne Lied: „Lamm, das gelitten, und Löwe, der siegreich gerungen rc." wurde auch in das neue württemb. Landesgesangbuch aufgenommen und 10 theilte der Vollendete in der zweiten Auflage seines Liederschatzes mit, — und zwar bereits unter ihrem eigenen Namen. Er nennt sie im angehängten biographischen Register „eine vortreffliche Dichterin," deren zarte, ächt-geistliche Dichtungen alle übrigen von Frauen weit übertreffen. Gegen die Herausgabe ihrer Lieder in einem besonderen Büchlein hatte sich die Dichterin, die in der größten Zurückgezogenheit als stille Wittwe mit ihren Kindern und einer Schwester in Hirzel bei Zürich lebt, lange gesträubt, und erst auf langes, anhaltendes Bitten und Mahnen erhielt der Vollendete von ihr die Erlaubniß dazu. Er freute sich nun, wie er selbst in der Vorrede sagt, diese Segenslieder der Gemeinde des HErrn als ein köstliches Gemeingut übergeben zu dürfen. „Denn die liebe Sängerin, äußerlich durch allerlei Kreuz, innerlich aber durch das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt zu einer Verkündigerin der Liebe Christi großgezogen; versteht den Flötenton, wie den Posaunenhall des Glaubens im Kreise der Kinder Gottes seelenvoll anzustimmen."

Gedichte von solchem Gehalt, wie die „der Verborgenen", konnten nicht verborgen bleiben. Nicht bloß in der Schweiz, der Heimath der Sängerin, welcher sie mit großem Geschick so manches dichterische Motiv entnommen hat, sondern auch in allen deutschen Gauen, ja, auch in vielen außerdeutschen Ländern wurde ihr Werth immer mehr kund und offenbar. Im Jahr 1863 erschien bereits eine zweite, etwas vermehrte Auflage derselben. Um aber den häufigen Verwechslungen der „Lieder einer Verborgenen" mit den „Liedern aus den Papieren einer Verborgenen" vorzubeugen, trug dieselbe den vollen Namen der Dichterin: Meta Heußer-Schweizer.

Am Ende des Jahres 1858 erschien ein weiteres kleines Werk des Vollendeten: „Der christliche Heidenbote. Ein

Gedicht von Dr. H. J. Könen, Sekretär der K. Akademie der Künste und Wissenschaften &c. in Amsterdam. Aus dem Holländischen übersetzt von Alb. Knapp." (Stuttgart, bei Steinkopf.)

Dem besonderen Wunsch des von ihm ebenso verehrten als geliebten Dichters entsprechend hatte er dieses Missionsgedicht mit theilnehmender Freude auf deutschen Boden zu verpflanzen gestrebt, obgleich es ihm feststand, das poetische Werk nicht in seiner vollen duftigen Originalität wiedergeben zu können. Der Dichter führt uns in demselben zuerst auf den Berg der Himmelfahrt, wo der scheidende HErr den Jüngern den Missionsbefehl gibt, und zu Johannes auf Patmos, um welchen die Christen der kleinasiatischen Küste in seinem Verbannungsort sich versammelt haben. Mit Ueberspringung von fünf Jahrhunderten begleitet er dann den römischen Mönch Augustinus auf seinem Missionszug zu den Angelsachsen, den Beherrschern Englands, und den angelsächsischen Apostel Deutschlands, Winfried, zu seinem 150 Jahre nach Augustins Mission erfolgten Märtyrertod unter den Friesen. Abermals ein Jahrtausend überspringend, zeigt er uns den Engländer Elliot unter seinen Indianern in Nordamerika, die mährischen Brüder, Christian David und Matthäus Stach auf den Eisfeldern Grönlands und den Holländer van der Kemp in den Sandwüsten Südafrikas. Den Schluß bildet die selige Freude der Friedensboten, da sie die Garben ihrer Aussaat erblicken dürfen. In dem Vorwort sagt der Uebersetzer: „Das kleine, in einzelnen Absätzen dahergehende Epos tritt mit siegreichem Fuß über die großen Pflanzungen Christi frei dahin, auf dem Meeresgebiet der Mission gleichsam nur einzelne Inselhäupter berührend, auf welchen die Fahne des hohen Gekreuzigten aufgepflanzt worden ist. Die schöne herrliche hier besungene Siebenzahl ließe sich leichtlich verzehnfachen, und es ist ein großer Sieg der Sache Christi, daß ein glaubiger Dichter nur einzelne Scenen aus der Missionssache herausgreifen darf, um die gottmenschliche Vollmacht des Einen historisch zu beweisen, der allen Völkern Seine seligmachende Heilsbotschaft zu predigen befiehlt, weil Ihm der Vater die Macht über alles Fleisch

gegeben, — weil Er alle Sünder sich am Kreuz erkauft und uns bei Seiner Auffahrt das unwiderrufliche Königswort gelassen hat: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden."

Kaum hatte der Vollendete die eben besprochene holländische Dichtung auf deutschen Boden verpflanzt, so schritt er zur Herausgabe einer neuen Sammlung eigener Gedichte, die fast alle seit dem Jahr 1854 entstanden waren. „Herbstblüthen".*) hat der Verfasser dieselben genannt, weil „gesungen vor meiner Wallfahrt Sonnenuntergang." Die ganze Sammlung zerfällt wieder in fünf Bücher. Das erste wendet sich dem „Naturleben", das zweite dem „inneren Leben" zu, das dritte gibt Bilder aus „der heidnischen und christlichen Geschichte", das vierte enthält 55 Gedichte, die sämmtlich dem Andenken seines ihm erst spät geborenen und im neunzehnten Jahr wieder genommenen Erstlingssohnes Paul gewidmet sind; das fünfte endlich feiert einzelne bedeutende Persönlichkeiten und heimgegangene Freunde des Verfassers. Voran stehen in dieser letzten Abtheilung die schon früher entstandenen Gedichte auf Göthe und Schiller.

Daß die „Herbstblüthen" ein Erzeugniß des späteren Lebens des Dichters sind, fällt jedem Leser leicht und schnell in die Augen. Im Anblick so mancher Gräber seiner Spiel- und Jugendgenossen kommt ihm sein eigenes von Gott immer noch gefristetes Leben wie ein Wunder vor. Auch er weiß ja bereits von der Müdigkeit zu reden, die ihn so häufig beschleicht; immer schwerer trägt er an der Last des Tages. Das Mark und der Nerv veraltet und der Lockenschmuck wird immer bleicher. Er ruft der Sonne die wehmüthigen Worte zu (S. 17):

Du strahlst durch Aeonen und wirst nicht alt,
Kannst hundert Geschlechter entzücken,
Indeß wir so bald mit verlebter Gestalt
Vor dir uns, o Königin, bücken.

O trüg' ich im Herzen ein Sonnengeblüt',
Aus Strahlen zusammengeflossen, —

*) Sie erschienen in Stuttgart bei Steinkopf 1859.

Ein ewig unsterbliches Jünglingsgemüth,
Von wallendem Aether durchgossen!

Bei einem Burggemäuer in der Nähe seiner Jugendheimath Alpirsbach mahnt es ihn leise zu denken:

Ach, das bin ich! —
Ich selber bin du, liebwerthe Ruine,
Ob's Andern jetzt auch noch anders erschiene!
Ich selbst im Morgenlicht stehe ja
Vor dir mit Schmerzen und Trümmern da,
Vom Zeitenwetter schon tief berührt,
An vielerlei Thränen und Grüfte geführt. — (S. 55.)

Immer mehr, namentlich bei Nacht, in welcher ihn der Schlaf so häufig flieht, wird es ihm eindrücklich, wie seines Leibes schwacher Bau allmählig oft erzittert. Er sieht den Tod aus der Ferne her sein Panier entfalten, und im Blick auf seinen Sarg und sein Grab ruft er aus (S. 166 f.):

O großer Tag, da man mich auch
Vom engen Sarg umschränket,
Nach aller Menschenkinder Brauch
In meine Kammer senket,
Darin ich blaß und ruhevoll
Den Erdenlärm verschlafen soll.

Ich werde nach so mancher Noth
Wohl tief und lange schlafen;
Wär' nur im Grab auch Morgenroth, —
Wär's nur ein Rettungshafen! —
Doch eine Gruft gewährt mir nicht
Freiheit und ew'ges Maienlicht.

— Namentlich in den Naturliedern finden sich sehr viele Anklänge an die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen und Zeitlichen, an das allmählige Welken und Verdorren, Sterben und Verwesen. — Demungeachtet ist die innere Kraft des Dichters noch nicht gebrochen. Ob auch sein Geist schon sechzig Jahre in vergänglicher Gestalt wandelt, dennoch hat er noch nicht zu ebben begonnen, und was dem Leibe gebricht, vergütet ihm der ungehemmte Flug seiner Sehnsucht,

die nirgends ruhen kann, bis ihr der höchste Schwung gelungen ist. Ja, der Dichter sagt:

> So lange noch den Geist ein Flügel hebt,
> Veraltet Keiner, der auf Erden lebt.

Was ihn so jung und frisch erhält, das ist sein immer noch reges Streben, vor Allem aber die Kraft des HErrn, die in seiner Schwachheit sich mächtig erweist und seinem Geist und Gemüth fortwährend noch helle Feuerfunken bewahrt. Wirklich merkt man auch vielen der Lieder nicht an, daß sie im Herbst des Lebens gesungen sind. Wohl mag sich in der ganzen Sammlung mehr Contemplation und Reflexion finden, hie und da eine trockenere Numer, ein zu weit ausgesponnenes Thema, ein Bild, das eine Analyse zu wenig verträgt, als daß wir uns mit ihm befreunden könnten, — aber in nicht wenigen Liedern erhebt sich der Dichter zu einem um so höheren Schwung. Dieß gilt z. B. von denjenigen, in welchen er den verschiedenen Eindrücken, die er sich aus Italien geholt hat, Ausdruck und Gestaltung gibt. Ergriffen von den Reizen und Herrlichkeiten jenes Landes ruft er aus (S. 84):

> Darf ich dich auch erseh'n, o süßes Land,
> Das frühe du der Schönheit Erbtheil fandst,
> Und während Krieg oft deine Glieder band,
> Dir Frühlingsblüthen um die Schläfe wandst? —
> Ach, sei gegrüßt, du meiner Liebe Ziel,
> Holdsel'ge Pflegerin von Kunst und Lied,
> Du Land, darauf die Rose niederfiel,
> Als Gott den Ländern Blumenflor beschied.
>
> Hier ist es, wo der Sommersonne Flucht
> Mit sel'gem Reiz Thalbuchten überglänzt,
> Wo traut die Rebe mit der Trauben Wucht
> Der Maulbeerbäum' endlose Reihen kränzt, —
> Wo geistvoll trauernde Vergangenheit
> Mir alterthümlich jung in's Auge schaut,
> Und über Trümmern immerfort die Zeit
> Sich neue Hoffnungstempel auferbaut.

In einem längeren Gedicht: „Venedig" schildert er in kräftiger Sprache das wechselvolle Geschick dieser „Stadt der Paläste" (S. 88 ff.). Aber der Blick des Sängers bleibt an keinem einzelnen Punkte hängen. Es fesselt ihn die Schönheit der ganzen Erde vom holdseligen Veilchen in seinem tiefen Versteck bis zum Ocean, der Länderreihen durchfeuchtet, vom kleinsten Hügel bis zum Morgenstern, vom Leuchtwurm bis zum Abendstern. Er preist die Pracht der ganzen Schöpfung, die noch immer unausgesungen ist. Indessen auch er vermag es nicht, sie nur entfernt in erschöpfender Weise zu besingen. Sagt er doch selbst S. 68:

Ihr feinen Saiten! wohl ein Getön von euch
Gleich Windeslispeln durch ein Jasmingesträuch
Hör' ich in fliehenden Akkorden, —
Aber es wird nicht zu Liedesworten.

So schöpft ein Knabe, wenn er am Ufer sitzt,
Den nächsten Tropfen, der in der Sonne blitzt,
In's Krüglein, während Meereswellen
Königlich brausend vorüberschwellen. —

Besonders inhaltsreich ist das dritte Buch, welches uns in die heidnische und christliche Geschichte einführt. Und weil der Dichter das Wirken des Logos spermaticos auch im klassischen Alterthum erkennt, so weiß er auch die profane Geschichte theils in ihrem Gegensatz zur heiligen, theils in ihrer Verwandtschaft mit derselben erbaulich zu betrachten. Gleich an der Spitze dieses Buches finden wir eine Reihe von wirkungsvollen Liedern auf Alexander den Großen. Von der Begeisterung, mit welcher der Dichter sich in das Bild dieses Helden versenkt hat, zeugen folgende Strophen, S. 176:

Du ragtest hoch im Kreis der Starken
  Hochherzig von der Jugend an,
Und Keiner steckte sich die Marken
  Gewalt'ger aus zur Siegesbahn, —
Ein Königserstling, unerschrocken,
  Vom Wirbel bis zum Fuß gestählt,
Holdblickend unter Jünglingslocken,
  Und doch der Nemesis vermählt; —

Jungfräulich lächelnd, milde flüsternd,
Wo Freunde deinem Geist geglaubt,
Vor'm Feinde bald den Blick verdüsternd,
Und furchtbar wie das Löwenhaupt.
Ein Held — voll zarter Hochgedanken
Für thränenvolle Weiblichkeit, —
Dann schrecklich über alle Schranken,
Im Trunk zum Freundesmord bereit.

Sodann werden etliche markige Gestalten altrömischer Helden von Marcus Curtius bis Brutus heraufbeschworen und zum Theil christlich beleuchtet. Als christlich deutschen Patrioten zeigt sich der Dichter in einigen vaterländischen Geschichtsbildern, z. B. „der dreißigjährige Krieg" (S. 237), „der heilige Bund" (S. 247) u. A. Nach dem ersten Gedicht ist durch jenen Krieg Deutschlands Geisteskraft auf immer gebrochen.

Deutschland! ein alter Strahl des Banns durchzückt noch deine Gauen!
Nicht Volkeshoheit wirst du mehr, noch Kircheneinheit bauen;
Zu sammeln gilt's hinfort zumeist die stillen Auserwählten,
Die längst zum alten Bundesvolk vor Gottes Auge zählten.

Auf das andere Gedicht hat besonders Notter in seinem Nekrolog in der Allg. Zeitung*) hingewiesen, weil es bezeichnend ist für den Freimuth und die Kühnheit des Dichters, der den Beherrschern der Völker, falls sie Spott oder Mißbrauch mit dem Heiligen treiben, ihren Untergang voraussagt. — In der Nachlese biblischer Bilder und Geschichten, die sich am Ende des dritten Buches findet, ist besonders charakteristisch für den Verfasser „das Harren der Kreatur" (S. 230), in welchem er den von Paulus Röm. 8, 19 ff. ausgesprochenen Gedanken auch poetisch explizirt.

Die Herausgabe der Herbstblüthen, in welchen, wie schon bemerkt wurde, auch das Gedicht auf Schiller Aufnahme fand, fiel in dasselbe Jahr, in welchem am 10. November der hundertjährige Geburtstag des großen Dichters gefeiert wurde. So sehr nun der Vollendete gegen den maßlosen Kultus, der damals mit dem Schiller'schen Genius getrieben

*) **Vrgl. 1864, Nro. 219 und 220.**

wurde, in dem früher angeführten Aufsatz im „Christenboten" mit aller Entschiedenheit sich erklärte, so konnte doch eben der Wiederabdruck jenes Gedichts zur Genüge beweisen, wie er auf der anderen Seite keinen finstern Zelotismus vertrat und keiner Engheit der Anschauung das Wort geredet wissen wollte. Sagt er doch gleich am Anfang jenes Gedichts:

Nein, holder Geist mit deinem Flügelwehen,
Du sollst mich nie bei deinen Feinden sehen.

Ganz bezeichnend für seine Stellung zu den Zeloten rechts und den Zeloten links ist folgende Strophe:

Ich mag sie nicht, die fern vom Gleichgewichte
Hinfahren mit dem Strome der Partei'n! —
Den Einen sollst verfallen dem Gerichte,
Den Andern du kanonisiret sein.
Die Einen wähnen dich fern allem Lichte,
Den Andern bist du lauter Sonnenschein,
Die Einen schütten's Kind aus mit dem Bade, —
Die Andern trinken's mit hinein gerade.

Und in dem Nachruf an Goethe sagt er unter Anderem:

Zu groß für stolzen Eigensinn der Kaste,
Zu hoch für Jeden, der dich nicht verstand,
Darf edeln Forscherblick dein Geist begehren
Und auch der Tadel tadle dich mit Ehren!

Die reiche Sammlung der Herbstblüthen wurde von den verschiedenen Freunden des Dichters beifällig aufgenommen. Auch der Recensent derselben in den Blättern für lit. Unterhaltung, *) welcher nur in Bezug auf die Auswahl und Behandlung der Lieder eine strenger sichtende Hand gewünscht hätte, sprach sich dahin aus, daß der Vollendete auch mit diesem Band seiner Poesieen seinem berühmten Namen gerecht geworden sei. Die meisten anderen Anzeigen hoben besonders auch die Vollendung der Form der Lieder hervor, für welche der Dichter ein immer feineres Gemerk bekam, die Meisterschaft, mit welcher er die deutsche Sprache „in

*) 1861, Nro. 18.

ihren erhabensten Donnerlauten wie in den zartesten Lispeltönen" zu handhaben verstand. Karl Gerok aber wünschte dem Sänger noch einen reichen Flor von „Herbstblüthen" im Lied wie im Leben, und nach diesem dann erst noch viel „Winterblüthen." *) Ehe wir nun sehen, wie dieser liebevolle Wunsch in Erfüllung gieng, und die letzte dichterische Leistung des Vollendeten besprechen, haben wir uns dessen zu erinnern, daß derselbe zuvor die zerstreuten duftigen Blüthen eines schon im Sommer seines Lebens entschlafenen liederkundigen Freundes sammelte und in einem schön gebundenen Strauß den Freunden ächter Poesie darbot.

Damit sind wir geführt auf die Gedichte von Heinrich Puchta, welche der Vollendete in einer Auswahl im Jahr 1860 herausgab. Christian Rudolph Heinrich Puchta, der jüngere Bruder des berühmten Rechtsgelehrten Georg Friedrich Puchta, wurde in dem alterthümlichen Schloß Cadolzburg in Mittelfranken am 19. August 1808 geboren. Nach Vollendung seiner Studien wurde er zunächst Stadtvikar in München, wo sich im Umgang mit vielen ausgezeichneten Männern seine Weltanschauung abklärte, sodann Repetent in Erlangen und einige Zeit darauf Privatdocent an der dortigen theologischen Fakultät. Noch im nämlichen Jahr, 1839, erhielt er eine Professur am Lyceum in Speyer, wo ihm der Unterricht in den philosophischen Fächern oblag. Eine schwermüthige Erschlaffung seiner ganzen Natur machte ihn aber bald nach seiner Anstellung völlig dienstuntüchtig, und auch nach seiner Wiedergenesung kam er nur sehr langsam wieder in den Besitz seiner früheren Kraft, so daß er sich mit der kleinen Pfarrei Eyb in der Nähe von Ansbach begnügen mußte. Hier gab er im Jahr 1842 unter dem Titel: „Morgen- und Abendandachten" ein Erbauungsbuch heraus, das im Jahr 1857 unter dem veränderten Titel „Christlicher Hausaltar", zugleich mehrfach gesichtet und mit den schönsten Liedern bereichert, in zweiter Auflage erschien. Im Jahr 1852 wurde er auf die zweite Predigerstelle bei St. Jakob in Augsburg und vier Jahre nachher auf die erste Stelle

*) Vrgl. Württ. Kirchen- und Schulblatt 1861, Nro. 12.

daselbst befördert. Allein schon im Jahr 1858 ward er seinem Amt und seiner Familie durch einen verhältnißmäßig frühen Tod entrissen. — Der Vollendete kam schon mit dem 27jährigen Puchta in nähere persönliche Berührung, die sich hernach noch zweimal wiederholte, und als Redakteur der Christoterpe hatte er an ihm einen der treuesten und gediegensten Mitarbeiter, dessen Gesänge die Aufmerksamkeit aller tieferen Geister auf sich zogen. Dreißig Lieder des trefflichen Dichters reihte er der zweiten Ausgabe seines Liederschatzes ein. Nach Puchta's Tod kam er in den Besitz seiner hinterlassenen Dichtungen und fand unter denselben eine solche Fülle von edeln, sinnigen und innigen Geistes- und Gemüthsergießungen, daß er sich an eine Auswahl dieser Reliquien machte und diese in einem besonderen Buch einem weiteren Leserkreis darbot.

Durch diese Lieder und Gedichte stellt sich Puchta unstreitig in die Linie der ersten Dichter der neueren Zeit. Was ihn zumeist auszeichnet, ist die Reinheit und der Adel der Gesinnung, sodann eine Fülle kräftiger, tiefer und feiner Gedanken, die sich entweder an die Geschichte des eigenen Ich in seinen verschiedensten Stimmungen und Verhältnissen oder an die ringsum theils aufgeschlossene, theils noch verschlossene Natur oder an das bunte, vielgestaltige Menschheitsleben anknüpfen, schließlich eine abgerundete Form und Beherrschung der Sprache, wie sie Puchta den mit ihm befreundet gewesenen Meistern Platen und Rückert abgelernt hat. Die Hoffnung freilich, welche der Recensent dieser Gedichtsammlung in den Blättern für lit. Unterhaltung *) seiner Zeit ausgesprochen hat, dieselbe werde ein Gemeingut des deutschen Volkes werden, ist bis heute noch nicht in Erfüllung gegangen. Der Leserkreis derselben wird vielmehr immer ein beschränkter, aber dafür auch gewählter bleiben, weil Puchta in nicht wenigen seiner Poesieen die Ergebnisse und den Ernteertrag seiner philosophischen Studien niedergelegt hat. Einzelne derselben haben ein ganz ahnungsreiches Helldunkel und reizen in demselben Maß zum Nachdenken, in welchem sie

*) 1861, Nro. 4

sich dem Forscher immer wieder entziehen. — Die spezifisch geistlichen Lieder Puchta's, die das gesammte Kirchenjahr und die wichtigsten Lebensverhältnisse behandeln, haben zwar zum Theil viele rhetorische Zuthaten, was sie für gottesdienstliche Zwecke weniger brauchbar macht. Alle aber athmen einen am Wort Gottes genährten und durch ernste Erfahrungen im Leben und Leiden gestählten mannhaften Geist und sind besonders für Hausandachten zu empfehlen. — Schätzbar sind auch Puchta's Uebersetzungen mancher altkirchlichen Gesänge. Seine „Sinnsprüche" zeichnen sich durch schlagende Kürze und rührende Einfalt aus. So sagt er z. B. treffend in seiner „letzten Zuflucht" (S. 123):

Verstehest du, was Leben heißt?
Es hüpft und flattert, glänzt und gleißt;
Viel eitles Sorgen, leere Müh',
Viel Hoffen, Wünschen spät und früh.
Der letzte tiefe Seufzer schreit:
Barmherzigkeit!

Bereits tief in die Leidenszeit des Vollendeten führt uns seine letzte größere poetische Leistung, der Cyclus von 32 Gedichten unter dem Titel: „Bilder der Vorwelt." *) Das Büchlein verdankt laut dem Vorwort seine Entstehung zunächst einem theologischen Anlaß, den Vorstudien zu der mündlichen Erklärung eines apostolischen Briefes, weiterhin aber dem Wunsch, das Resultat derselben in eine abgerundete Form zu fassen. Eine längere Kränklichkeit, die den Vollendeten vielfach zu Hause hielt, gab ihm Muße zu ferneren Studien dieser Art, in welche er sich an der Hand der bewährtesten Geschichtswerke, die zum Theil in den beigefügten Anmerkungen genannt sind, mit der wallenden Begeisterung eines Jünglings vertiefte. Und je mächtiger ihn die Großartigkeit und der Zauber so mancher geschichtlichen Erscheinungen ergriff, desto rascher gestaltete sich ihm eine Reihe dichterischer Schilderungen, in welchen uns die Großthaten,

*) Stuttgart, bei Steinkopf, 1862.

Kraftäußerungen und Kunstschöpfungen des Heidenthums, Landschafts- und Städtebilder, bald prachtvolle, bald liebliche Naturgemälde aus der orientalischen, griechischen und römischen Vorzeit vor Augen gestellt werden. Von einer bloßen Verherrlichung des Heidenthums war er hiebei jedoch weit entfernt. Er wählte vielmehr am liebsten solche Bilder, auf welche das beseelende oder richterliche Schlaglicht der göttlichen Offenbarung niederfällt. Namentlich betonte er das Gericht Gottes über jenes hohe und herrliche, aber ohne den lebendigen Gott dahingeflossene Leben und nicht minder das Gericht über die alten in heidnischen Weltsinn zurückgesunkenen Christengemeinden, als die ergreifende, nicht selten majestätische Folie für die bleibende Wahrheit des Evangeliums. In den schweigenden Trümmern gar mancher Städte des Alterthums, in welchen sich einst so reiches, länderbeherrschendes Leben regte, erblickt er die lauteste und gewaltigste Auslegung der ewigen Schriftworte: „Ich habe alles Dings ein Ende gesehen, o HErr; aber dein Gebot währet" (Ps. 119, 96), und des anderen: „HErr, wenn ich bedenke, wie Du von der Welt her gerichtet hast, so werde ich getröstet" (Ps. 119, 52).

Zuerst stellt uns der Dichter vor die Wunderwerke des egyptischen Theben, führt uns zu dem Orakel nach Delphi, nach Kreta, zu der „uralten Tochter des Oceans" Tyrus, auf deren Weltmarkt hergebracht ward, was die Tiefe des Meeres an Schätzen birgt, der Reben Gluth, der Goldstrom der Olive, Purpurgewebe, der Metalle Pracht, der Lustglanz, der aus Edelsteinen lacht, zu Kauf und Tausch der Völker Herz zu reizen; dann führt er uns zur untergegangenen Herrlichkeit von Persepolis, nach Delos, das einst von Jahrhundert zu Jahrhundert ein geheiligtes Asyl gewesen, nach Milet, das mit unerschöpfter Kraft fernhin gesendet 80 Colonieen, nach Akrokorinth, Ephesus und zu andern kleinasiatischen Gemeinden der Apokalypse, weiterhin durch griechische Landschaften, wie Sparta und Arkadien, nach Olympia, von dem der Dichter singt:

Ja, dem Leben, wie's auf Erden blühet,
Und dem Brunnen, draus die Freude quillt,

Jenem Dasein, das in Farben glühet
Und den Seelendurst auf ewig stillt, —
Jenem Traume, wo die Jugendwonne
Unsre Welt ansieht durch's Zauberglas,
Wo nichts ist, als Lust und Sommersonne,
Galtst du, Tag Olympias!

Weiterhin führt uns derselbe in die Geburtsstadt des Paulus und den Verbannungsort des Johannes, nach Palmyra und Byzanz, stellt uns an die Säulen des Herkules, zeigt uns die Grabesfahrt Alexanders und als Gericht Gottes über das unglaubige Judäa den Triumphzug des Titus, den unterbrochenen Tempelbau unter Kaiser Julian dem Abtrünnigen, den Untergang Pompejis mitten im Taumel des heidnischen Treibens. Belisar, Timur, Napoleons Bestattung*), die drei letzten Gedichte, führen in großen Schritten aus der alten Welt bis hart an die Schwelle der Gegenwart. — Von dem Verständniß des Dichters für die Schönheiten des klassischen Alterthums, wie von seinen Sympathieen für das Tragische seines Untergangs zeugt besonders auch das längere Gedicht: „Griechenlands Schicksal" (S. 127 ff.), worin es im Rückblick auf die längst vergangenen Tage der Vorzeit heißt:

Dort siehest durch Jahrhunderte du fort
Sich geistig eine Quellenmacht entfalten,
In Manneskraft, in Tiefsinn, klarem Wort,
Im Schönheitstrieb, in reizenden Gestalten,
Wie nirgendwo; ja, meine Seele, dort
Hat königlich der Geist einst Hof gehalten —
Und gäb's für Sünder keinen Todesstreich,
Dieß Hellas wär' ein ew'ges Königreich!

Schau jene Bildner, die den todten Stein
Mit Himmelsanmuth schöpferisch beseelten,
Die strengen Meister, so die Jünglingsreih'n
Zur Heldenschlacht bei Marathon dort stählten, —
Blick auch auf jene, die Verdammungspein
Mit off'nem Antlitz friedevoll erwählten,

*) Dieses letzte Gedicht stammt aus dem Frühling 1841 und erschien hier in verkürzter und revidirter Gestalt.

Und lieber starben für ihr Stammgeschlecht,
Als daß sie sich für Undankslohn gerächt. —

Wo war ein Volk, in dessen Trieb und Art
Sich Heldenkraft und Anmuth gleich vermählet,
Das seiner Tage flücht'ge Gegenwart
Nach Lorbeern und Tragödien gezählet, —
Das in dem Friedensspiel so geistvoll zart,
Im Schlachtgewühl so eisenhart gestählet,
Durch Niederlagen siegreich sich erhob
Und Lebenskränze seinen Todten wob?

Es ist nicht zu verwundern, daß diese „Bilder der Vorwelt," welche nicht blos ein Interesse für die Welt- und Kirchengeschichte, sondern auch eine Kenntniß derselben voraussetzen, bis jetzt noch nicht die gleich große Verbreitung gefunden haben, wie die andern Gedichte des Vollendeten. Enthalten ja doch auch die beigefügten Noten für die der Geschichte minder Kundigen nur das Wesentlichste, einzelne Fingerzeige zum nöthigen Verständniß der verschiedenen Gesänge. Aber unter den Gebildeten hat es nicht an Solchen gefehlt, welche nach ihrem eigenen Bekenntniß vom Lesen dieser Gedichte historische Belehrung, ästhetischen Genuß und hohe Erbauung in gleichem Maß davontrugen. Schon die ganze Tendenz des Dichters, auf die berühmtesten Stätten und glänzendsten Namen der Weltgeschichte rücksichtslos das Licht des göttlichen Worts fallen zu lassen und dem Geschlecht der Gegenwart das Vergehen der Welt und ihrer Lust in lebendigen Bildern vor die Augen zu stellen, wurde als zeitgemäß und verdienstlich anerkannt*). Außerdem wurde der Schwung der Empfindung in den einzelnen Gedichten, die Pracht der Diction und der dichterische Wohllaut von verschiedenen Seiten rühmend hervorgehoben. „Man möchte sagen," bemerkt Karl Gerok in seiner Anzeige des Buchs**), „dem Pathos der Knapp'schen Muse sind gerade diese orientalischen Riesenbauten und Prachtgefilde ein besonders ange-

*) Vgl. z. B. Neue evangel. Kirchenzeitung 1862, Nr. 21. Süddeutscher Schulbote 1862, Nr. 24.

**) Vgl. Württemb. Kirchen- und Schulblatt 1862, Nr. 45.

messener Stoff." Daneben wurde freilich von der Kühnheit der Wortbildung gesagt, daß sie hie und da bis an die äußersten erlaubten Grenzen streife, und auch das Uebermaß der bisweilen etwas weit hergeholten Bilder bekam seine Rüge.

Schließlich möge über dieses Büchlein noch die Stimme eines Philologen und die eines Theologen vernommen werden. Der verewigte Ephorus Bäumlein von Maulbronn schrieb über dasselbe an den ihm befreundeten Verfasser:

Abermals hast Du mich durch eine kostbare Gabe Deines reichen Geistes und Herzens erfreut. Nimm dafür meinen innigsten Dank.

Nach der Geschichtsanschauung, die sich mir vorlängst — es sind fast vierzig Jahre — festgestellt hatte, und nach welcher das ganze Alterthum nur eine Vorbereitung auf Christus hin, Christus der Mittelpunkt und Wendepunkt der Weltgeschichte, die Zeit nach ihm bestimmt schien, seinen Inhalt zu erschöpfen, zu verbreiten, das Alte in seinem Geist zu verklären, habe ich mir das Verhältniß der klassischen Welt zum Evangelium ganz ähnlich gedacht, wie Du, und im Herbst 1851 in der Philologenversammlung zu Erlangen, berufen, über das Verhältniß der klassischen Literatur und Bildungselemente zum Christenthum Thesen aufzustellen, die Freude gehabt, die allseitigste Zustimmung norddeutscher wie süddeutscher, katholischer wie evangelischer Schulmänner zu erfahren, so daß die von Manchen gefürchtete Opposition rationalistischer und negirender Richtungen kein Wort vorbrachte.

Und Ephorus Dr. theol. Oehler in Tübingen sprach sich über das Büchlein in einem an den Schreiber dieser Zeilen gerichteten Brief in folgender Weise aus:

Ein Buch des genußreichsten Studiums sind diese Bilder der Vorwelt. Was Ihr l. Herr Vater im Vorwort sagt, das ist mir aus der Seele geschrieben. Einem Theologen kann man für seine tempora subseciva — und deren haben unsere Pfarrer meist mehr als sie wissen — keine bessere Erholung wünschen, als historische und philologische Studien, vor allem aber, daß er hie und da wieder einkehre in der klassischen Vorwelt und im Lichte des Evangeliums das würdigen lerne, was man zwar trunken von der Herrlichkeit des natürlichen Menschen — in jüngeren Jahren oft überschätzt, später aber leicht unterschätzt.

Aber auch mit der Herausgabe der „Bilder der Vorwelt" hatte die schriftstellerische Thätigkeit des Vollendeten noch nicht ihr Ende erreicht, so sehr jetzt körperliche Leiden aller Art sich bei ihm anmeldeten und an seiner früher so rüstig gewesenen Kraft zehrten. Unermüdlich setzte er in den vielen Stunden, welche er zu Hause zubringen mußte, seine historischen Forschungen, namentlich im Anschluß an das große Werk Dittmars fort, und zog hauptsächlich auch die Kirchengeschichte in den Kreis seiner Studien. Eine Frucht der letzteren sind die im Lauf der Jahre 1862 und 1863 entstandenen Gedichte über die vier Apostel Petrus, Johannes, Paulus und Jakobus, sowie über einige der bedeutendsten Väter und Lehrer der alten Kirche, z. B. Polycarp, Ignatius, Cyprian, Athanasius, Basilius der Große, Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus u. A. Alle diese Gedichte sandte er auf die an ihn gestellten Bitten um Beiträge hin an die Redaktion der schon früher genannten Vierteljährlichen Zeitschrift: „Mancherlei Gaben und Ein Geist," in welcher sie theils schon erschienen sind, theils in der Folge noch erscheinen werden.

Eine ganz besondere Freude aber war dem Vollendeten in der letzten Zeit seines Lebens dadurch beschieden, daß er die nöthig gewordene dritte Auflage seines Liederschatzes zum Druck vorbereiten durfte. Ihrer Ausarbeitung widmete er mit großer Hingabe seine letzte Kraft. Weil er offenbar ein Vorgefühl hatte, daß seinem Wirken in kurzer Zeit ein Ziel gesteckt sein werde, begann er schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1863 die erforderlichen Revisionsarbeiten. Vor Allem unterstellte er sämmtliche in der zweiten Auflage mitgetheilte Lieder einer genauen, gewissenhaften Prüfung und schied mit einem durch die Reife des Alters geschärften Blick die ihm weniger geeignet scheinenden Numern, im Ganzen 132, aus, wobei er auch an seine eigenen Dichtungen einen weit strengeren Maßstab, als je zuvor, anzulegen sich bestrebte. Daneben suchte er aber die neue Auflage auch möglichst zu bereichern und ließ es sich darum angelegen sein, gediegene Lieder aus der alten Zeit, die ihm früher unbekannt geblieben waren, aufzufinden und zugleich die besten Erzeug-

nisse der neueren geistlichen Poesie mitzutheilen. Der neu hinzugekommenen Lieder sind es 198, unter welchen sich drei befinden, die schon in der zweiten Auflage standen, in der dritten aber völlig umgearbeitet erscheinen. So beträgt also der Zuwachs an Liedern im Ganzen 63. — Was den Text der Lieder betrifft, so hielt der Vollendete eine völlige Restitution der ursprünglichen Lesarten in seinem zunächst auf die Erbauung der Gemeinde berechneten Werke auch jetzt nicht für geeignet und glaubte auch für die neue Auflage die von ihm früherhin ausgesprochenen Grundsätze einfach voraussetzen zu dürfen. Zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit machte er ganz besonders diejenigen Lieder, deren Verfasser unbekannt oder strittig sind, und ließ die Forschung an der Hand bewährter Hülfsmittel sich nicht verdrießen. Allein wenn es ihm auch gelang, manchen verjährten Irrthum aufzudecken und einzelne richtige Data festzustellen, so blieb natürlich auch ihm am Ende seiner vielen Nachforschungen noch gar manche Frage ungelöst.

Leider war es dem Vollendeten nicht mehr vergönnt, das Erscheinen des Werkes zu erleben. Nur die Einleitungen zum Druck konnte er noch treffen und von den ersten 14 Bogen Einsicht nehmen. Die schließliche Redaktion legte er in die Hände seines ältesten Sohnes, der sie mit kindlicher Theilnahme nach dem Heimgang des Vaters besorgte und im Winter des Jahres 1865 die neue Auflage veröffentlichte.

Haftet nun schon an dieser dritten Auflage des evangel. Liederschatzes der Werth eines Vermächtnisses, so kann dieß noch mit größerem Recht von der Auswahl seiner geistlichen Lieder gesagt werden, welche der Vollendete noch einige Wochen vor seinem Tod in leichteren Stunden besorgen konnte. Mit der Veranstaltung derselben sah er einen eigenen, längst gehegten Wunsch in Erfüllung gehen, kam aber zugleich einem schon mehrfach gefühlten und ausgesprochenen Bedürfniß entgegen. Während in früheren Sammlungen seiner poetischen Produktionen neben dem specifisch Geistlichen auch anderweitige Stoffe, besonders Natur und Geschichte, ihre dichterische Beleuchtung fanden, sollte diese letzte Sammlung nur den Kern sämmtlicher geistlichen Dichtungen des

Verfassers aus alter und neuer Zeit enthalten, an denen sich jede Christenseele ohne Ansehen des Bildungsgrades und Standes erbauen könnte. So stellte er denn nach wiederholter Prüfung und mit ganz besonderer Sorgfalt 96 Numern zusammen, die ihm am meisten bleibenden Werth zu haben schienen. Ausgeschlossen blieb, was dem allgemeinen Verständniß ferner lag, sowie auch jede Uebersetzung oder Nachbildung von fremdsprachigen Dichtungen. Die kleine Auswahl enthält Lieder auf die Tages- und Jahreszeiten, sowie auf die Festzeiten des Kirchenjahres, Lieder auf die Mission, Reformation, Taufe, Confirmation, Beichte, Abendmahl, Kinderlieder, Lieder aus dem innern Christenleben, Kreuz-, Trost-, Todes-, Begräbniß- und Ewigkeitslieder, also Gesänge sehr verschiedenen Inhalts.

Auch das Erscheinen dieses Buches sollte der Vollendete nicht mehr erleben. Erst einige Monate nach seinem Heimgang, im Herbst 1864, konnte es vor die Oeffentlichkeit treten. Mit wehmüthiger Freude wurde dieses letzte schriftstellerische Erzeugniß des Vollendeten von seinen vielen Freunden aufgenommen. Aber auch die kritischen Stimmen sprachen sich vortheilhaft über dasselbe aus und waren darin ganz mit einander einig, daß diese überaus umsichtig ausgewählten Lieder mit wenigen Ausnahmen nach Form und Inhalt dazu geeignet seien, ein Gemeingut des deutschen evangelischen Volkes zu werden und auch künftigen Geschlechtern als Quelle reichen Segens sich zu erweisen. — —

Ueberschauen wir nun von hier aus die verschiedenen Zweige der Thätigkeit des Vollendeten innerhalb der amtlichen, wie der schriftstellerischen Sphäre, so könnte sich leicht der Gedanke nahe legen, dieselbe habe ihn dermaßen in Anspruch genommen, daß ihm für Alles, woran er nicht unmittelbar betheiligt gewesen, kein Interesse mehr übrig geblieben sei. Allerdings that er dasjenige, was in dem Bereich seiner Pflichten lag und was er selber als Lebensaufgabe sich ausersehen hatte, mit ganzer Seele und mit der vollen Kraft hingebender Liebe. Mochte er eine Predigt ausarbeiten, mochte er auf eine Pastoralkonferenz sich vorbereiten oder in stiller Abendstunde ein Gedicht niederschreiben,

jedesmal versenkte er sich ganz und ungetheilt in den Gegenstand seiner Arbeit, konnte darum auch eine zwecklose, unnöthige Störung in keiner Weise vertragen. Aber demungeachtet war er noch lange kein sogenannter Stubengelehrter, der nur in seiner einsamen Zelle sich einbaut, in den Anblick der von ihm gezeichneten Kreise sich vertieft und gegen die Außenwelt mit ihren tausenderlei Erscheinungen, gegen seine Mitmenschen mit ihrem Wohl und Wehe sich verschließt. Der Vollendete behielt vielmehr immer eine große Theilnahme für alles, was um ihn her sich ereignete. So reich und vielseitig seine Thätigkeit war, so konnte sie ihn doch dem Leben in der Familie nicht entfremden und seinem Interesse für das, was in seinem engeren und weiteren Vaterland, ja, in den entlegensten Gegenden der Welt vorgieng, keinen Abbruch und Eintrag thun. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte er allen politischen Bewegungen in Zeiten des Kriegs wie des Friedens, allen Veränderungen auf dem Gebiet des staatlichen Lebens. Ein Politiker im gewöhnlichen Sinn des Worts war er freilich nicht. In das öffentliche und politische Leben thatsächlich einzugreifen, dazu hatte er weder das Geschick noch die Aufgabe. Auch pflegte er den Thatsachen und Ereignissen nicht mit allerlei Vermuthungen über die mögliche Wendung und den eventuellen Ausgang derselben vorauszueilen, sondern als Christ, der die Zeichen der Zeit beachten soll, und zugleich als Patriot und Menschenfreund folgte er ihnen einfach mit einem offenen Auge und mit einem betenden Herzen. Regelmäßig las er die größeren Tagesblätter, und wenn er sie selber gelesen hatte, ließ er die wichtigeren Partieen aus denselben sich auch noch vorlesen. Oefters wandte er sich mit der Bitte um Aufschluß über verwickelte politische Fragen an kundige Männer, besonders an seinen Bruder Hermann und, nachdem dieser heimgegangen war, an den vor Kurzem gestorbenen Präsidenten des Cassationshofs in Stuttgart, Dr. Carl Hofacker, den Bruder seiner beiden Freunde Ludwig und Wilhelm, dem er mit aufrichtiger Verehrung und Liebe zugethan war.

Bei einer so warmen Theilnahme für das öffentliche Leben, welche dem Vollendeten bis zu seinem Tode eigen war,

versteht es sich ganz von selbst, daß hauptsächlich die Wirren und Kämpfe des Jahres 1848 sein Herz tief bewegten. Schon im Jahr 1831, nachdem die Revolution ihre trüben Wogen durch die französischen Gaue gewälzt hatte, hatte er seine Gefühle und Empfindungen, die jene stürmische Zeit in ihm hervorrief, namentlich auch seine Anschauungen über das Verhältniß, in welchem ein Fürst zu seinem Volk und ein Volk zu seinem Fürsten stehen soll, in dem längeren Gedicht: „Fürsten und Völker" *) ausgesprochen. Er zeigt in demselben, daß Gehorsam und Duldung auch des Unrechts eine höhere Tugend sei, als nach Heidenart mit Gewalt sich zu brüsten, daß es nicht unser, sondern eines Höheren Beruf sei, über Fürsten zu richten, wie dem Baum gleich, deß Krone mit den Zweigen, dem Stamm und der Wurzel gleiche Säfte theilt, ein Christenvolk auch gute Regenten erziehen werde. Mit glühenden Farben zeichnet er aber auch die gemeinsame Sünde Beider, versunkener Völker und schlechter Fürsten:

Furchtbares Loos, wo seinem Volk zum Zorn
Der Fürst gegeben und das Volk dem Fürsten!
Furchtbares Erntefest nach gift'ger Saat!
Gemeinsam Sünde thun, das war die Blüthe,
Empörung ist die reife Frucht; vergeblich
Wirfst du die Schuld auf Einen Theil; sie haben
Ein gleiches Maß gemessen, haben's nun
Auch gleich empfangen.

Schmeichelei, wie Trotz, niedrige Unterwerfung, wie freigeistiges Toben trifft die Geißel seiner Rede. Offenheit auf beiden Seiten, hier im Reden und Fordern, dort im Anhören und Geben, führt allein zum Heil. Ergreifend schildert der Dichter den segensreichen Beruf der Fürsten:

O gekrönte Häupter,
Ihr Völkerhirten auf der freien Höhe,
Wo sich so weit ein edles Aug' ergeht!
Hinab den Blick auf Eure Länderfluren, —
Mit Segen seien sie von Euch besä't. — —

*) Basel, bei Felix Schneider.

In Eure Hand ist millionenfach
Gelegt, was einfach sonst ein Mensch besitzt.
Wir schreiben Wünsche, Eure Finger schreiben
Schicksale; Heil von Tausenden, es hängt
An Eurem Wort, an Eurem Federzug.
Im Schweiße säet sonst der Mensch; Ihr könnt
Mit Lächeln säen; ach ein ernstes Wort
Holdsel'gen Wollens, und ihr habt ein Land
Begeistert zu Triumphen.

Ebenso ernst und gewaltig schildert der Dichter das Gericht, das diejenigen Fürsten trifft, die abgekehrt vom göttlichen Geist, ohne Zucht und Menschlichkeit, sich „nicht vom lauten Donner aus ihrer Sicherheit erwecken lassen."

Gelüstet Euch darnach? o Könige!
Verlieret Alles, — nur die Ewigkeit
Verlieret nicht um einen Traum der Zeit.
Bewahret Euch
Und Eure Völker; Ihretwegen seid
Ihr Fürsten, sie nicht Euretwegen Völker.
Nicht auf dem Schlachtfeld habt Ihr zu Gefang'nen
Auf Gnad und Ungnad sie gemacht; und wär's
Auch dort geschehen, hat sie doch der HErr
Euch Menschen nur auf Recht und Huld gegeben;
Zum Unrecht habet Ihr kein göttlich Recht!
Laßt Eure Losung sein mit Christo: „Geben
Ist seliger als Nehmen!"

Am Schluß des ganzen Gedichts ruft der Dichter aus:

O Freiheit, du der ew'gen Sehnsucht Frage,
Wo wohnest Du? muß eine Schwertesspitze
Dich erst erobern? muß Verschwörung dich
Aus Macht und Nebel zaubern? — o so weit
Das Firmament die blaue Decke wölbt,
Wohnst du unsichtbar, nahe Jeglichem,
Der dich hier innen sucht, der seinem Gott
Das Herz eröffnet.

An diesen Grundsätzen und Anschauungen hielt er auch später fest, als im Jahr 1848 in Deutschland das Mißtrauen zwischen die Völker und Fürsten trat und die Fahne

des Aufruhrs und der Empörung fast an allen Orten aufgeflanzt wurde. Die damaligen politischen Kämpfe und Zerwürfnisse drückten ihn aber um so mehr darnieder, als im Gefolge derselben auch das immer mehr sich ausbildende antichristliche Wesen offen zu Tage trat und mit der Auflehnung gegen weltliche Fürsten und Obrigkeiten häufig auch die Auflehnung gegen den HErrn im Himmel, gegen sein Wort und Gebot, in schrecklicher Weise sich verband.

Von der ganzen Art, wie er jene Sturmperiode ansah und beurtheilte, zeugen nachstehende Worte aus der Vorrede zur Christoterpe 1850 (Seite III ff): „Wie keine Menschenkraft, kein Sündertrotz, und wären sie tausendfältig geschaart, uns die Gnade Gottes, die allein zum Ziel führende Hilfe des HErrn ersetzen kann, und welche Abgründe sofort vor den Füßen unseres hinfälligen Geschlechts sich aufthun, wo der Mensch ohne Ihn Etwas zu sein sich vermißt, das wird uns seit achtzehn Monaten mit Donnerstimmen gepredigt. Das Laster unserer Neuzeit, deren Uebelstände kein Nützlichkeitsprinzip heilen wird, besteht in der direkten Empörung wider den Gott unserer Väter und seinen Gesalbten, und wer irgend noch wahre Liebe zu seinem Vaterland in sich fühlt, hat eben damit die heilige Pflicht, diese Argheit mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln zu bekämpfen. Dieser Kampf kann durch unmittelbare Zeugnisse, — er kann aber auch durch stille friedfertige Gebilde, dem Boden des einfachen Christenglaubens entsproßt, geschehen. — — Jeder vermeide mit hohem Ernst den Schein lauer Neutralität oder schläfrigen, menschengefälligen Versöhnungsversuchs, weil die Erfahrung es dem Sehenden längst genugsam bewiesen hat, daß zwischen dem lebendigen Gott und dem Götzen, zwischen Christus und Belial keine Vermittlung zulässig ist. — Wo die kämpfenden Parteien so weit auseinander gehen, wie jetzt in steigendem Grade geschieht, da hilft kein Nivellement, sondern es handelt sich im Reich der Geister nun schlechtweg um's Sein oder Nichtsein.“ —

Ganz besonders lag ihm in jener Zeit der allgemeinen Gährung und des Umsturzes aller bestehenden Verhältnisse der Zustand der evangelischen Kirche am Herzen. So viele

Gefahren aber auch ihrem äußeren Bestand drohten, so wollte er doch zu ihrem Schutz keine fleischlichen Waffen anwenden oder von Andern angewandt wissen. Er schreibt in dieser Hinsicht an seinen Freund Linder in Basel (am 23. Oktober 1848):

In Hinsicht auf die Vorkehrnngsmaßregeln gegen die künftigen Gefahren der Kirche stimme ich im Wesentlichen völlig mit dir zusammen. Die Agitationen, wie sie auch bei uns an einzelnen Orten vorkommeu, nützen hier wenig oder nichts, sondern reizen die Feinde nur noch heftiger auf. Ebenso das Petitioniren; ich fühle immer mehr, daß die Schafe bei den Wölfen auf diesem Wege sehr geringen Succeß haben werden. Soeben war Dr. Beck von Tübingen bei mir und sagte unter Anderem: Es heißt: „Sie werden euch auf ihre Rathhäuser führen," aber nicht: „Laßt euch auf ihre Rathhäuser wählen, um dort zu disputiren und zu präsidiren." — Jetzt wollen sie bei uns einen „evangelischen Volksverein" gründen, der den unchristlichen gegenübertreten und protestiren soll. Ich werde mich nach einem tiefen Herzensgefühl nicht dabei betheiligen, weil man dadurch aus der inneren Ruhe herausgerissen und in ein gefährliches Gejage und Geschwätze hineinverlockt wird. Wenn ich auch glaube, daß ein Christ mit andern semel pro semper seine christlichen Rechte der Obrigkeit vorstellen darf, so bin ich doch überzeugt, daß wir um so weiter vom Sinne des Heilandes abkommen und an Kraft verlieren, je mehr wir diejenigen Waffen gebrauchen, womit die Kinder dieser Welt zu Felde ziehen, und daß uns als Christen bei stets innigerem Anschluß an einander nur das durchbringen wird: „Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen!" — So hoffe ich's von Jesu gelernt und empfangen zu haben.

Charakteristisch für die Stimmung des Vollendeten am Ende des Jahres 1849, als ein halbes Jahrhundert zur Neige gieng, ist folgendes kurze Gedicht, mit welchem er die Vorrede zur Christoterpe 1850 beschloß:

Ein Halbjahrhundert wäre durchgerungen!
Viel ist mißrathen, Wenig nur gelungen;
Der Völkerknäuel auf der trunk'nen Erde
Sehnt sich nach einem Alexandersschwerte.

Wird wohl ein Schwertstreich von den Geistlichtodten
Siegreich zerhau'n den festverschlung'nen Knoten?

Wird wohl ein Zornruf unsrer Ewigblinden
Den Ausweg aus dem Labyrinthe finden?

O du mein Volk in deinen Todesschatten,
Treulose Braut mit deinem edeln Gatten!
Je fester er mit dir geknüpft die Ehe,
Je fürchterlicher ist des Abfalls Wehe!

Mein Vaterland, du bist wie Juda weiland,
Am liebendsten gesucht von deinem Heiland,
Am wüthendsten beflissen, Ihn zu tödten! —
Wie hoffst du noch auf gold'ne Morgenröthen?

Hier mag auch noch in Kürze auf das „morsche Gebäude" hingewiesen werden, ein Gedicht, das er im Jahr 1851 verfaßte und zuerst in der Christoterpe 1852 (S. 25) und später etwas verändert in seinen „Herbstblüthen" (S. 250 ff) veröffentlichte. Er schildert in demselben einen Traum, in welchem er ein Haus, das ihm kurz zuvor durch einen Engel in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit gezeigt worden war, auf einmal in grausem Ruin mit vermorschten Pfeilern und zerfetzten Bildern, mit zerrütteten Mauern und zerfressenen Böden erblickte. Er schließt das Gedicht mit den Worten:

Noch steht es, — doch wann wird sein donnernder Fall
Den ängstlichen Umkreis erschüttern?
Wann wird von des Sturmes verderblichem Hall
Sein Giebel am Felsen zersplittern? —
Der Engel fuhr auf, und ich athmete tief,
Als zornig sein Mund aus der Höhe mir rief:
„Hier hast du dein Deutschland gesehen,
Und wie es ihm bald wird ergehen!"

Wie der Vollendete für die Kriegsgeschichte der Vergangenheit, z. B. für die Kämpfe Eugens von Savoyen, Friedrichs des Großen, für die napoleonischen Kriege ein ganz eigenthümliches, auf das kleinste Detail sich erstreckendes Interesse hatte, so folgte er selbstverständlich den Kriegen, die zu seinen Lebzeiten innerhalb und außerhalb der deutschen Marken geführt wurden, mit ganz besonderer Theilnahme. Als im

Jahr 1859 der bekannte Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich ausgebrochen war, legte er seine Gedanken über denselben in einem seiner Zeit in Abschriften weitverbreiteten Gedicht nieder, in welchem Viele ihre Gedanken und Empfindungen ausgesprochen fanden. Das Gedicht, welches sich an den Kaiser von Oesterreich adressirt, ist unzweifelhaft vor den Schlachten bei Magenta und Solferino verfaßt worden.

Dem Kaiser von Oesterreich.

Gerüstet steht dein Heer voll Mannesstärke,
Bereit zum Kampf, zum schönsten Heldenwerke,
Befähigt, für dein Reich zu triumphiren:
Du wirst's verlieren.

Du fragst: Warum? — so hör' ein Wort in Gnaden:
Du hast den Bann auf dich, auf's Heer geladen
Und auf dein Volk durch römisches Traktiren:
Du wirst's verlieren.

Das todte Rom stellt dir kein Siegsthor offen,
Von Jesuiten ist kein Heil zu hoffen;
So lange sie dich zählen zu den Ihren,
Wirst du's verlieren.

Recht hast du gegen Frankreich, das verhaßte, —
Unrecht vor Gott mit deiner Priesterkaste,
Die nur besteht durch Geisttyrannisiren:
Du wirst's verlieren.

Der Helden Muth, der Streiter edle Gluthen
Vermögen nichts vor Gottes Zornesruthen,
Wenn's Herrscher heilen gilt vom Deliriren:
Du wirst's verlieren.

O schade bleibt's um tausend Waffenträger,
Um deine tapferen Tyrolerjäger,
Die's Pfaffenregiment nur sollen zieren!
Du wirst's verlieren.

Tobt nicht schon der Franzos mit seinen Wälschen,
Die stolz das Recht mit schnöder Lüge fälschen,
Einher in deines Erblands Prachtrevieren?
Du wirst's verlieren.

Drum nicht auf Streiter und Kanonen poche;
Gib frei dein Volk vom finstern Satzungsjoche,
Daß Licht und Geistesöl es kann durchrinnen:
Du wirst's gewinnen.

Gib frei dein Volk mit seinen kräft'gen Stämmen,
Laß nimmermehr des Glaubens Aufschwung hemmen.
Und glaub's: durchströmet Gottes Wort ihr Sinnen:
Du wirst's gewinnen.

Laß alle, die zum Kriegszug du geladen,
Sich unverwehrt erbau'n auf Christi Gnaden,
Und scheuch die Pfaffenpolizei von hinnen:
Du wirst's gewinnen.

Laß alle Volksbedrücker, alle Schranzen
Weit bis da, wo der Pfeffer wächst, hin tanzen
Und frei dein Volk mit Christi Wort beginnen:
Du wirst's gewinnen.

Dein Volk, dein treues Volk, ist überzeuget,
Daß es nur hoch herab zum Wahn gebeuget!
Ach! laß ihm frei die Quellen Gottes rinnen:
Du wirst's gewinnen.

Nicht Bonaparte's schnöden Stockfranzosen,
Dir gönnen wir den Sieg, den kummerlosen!
Und schaffst du Frieden, Freiheit erst von innen,
Wirst du's gewinnen.

Dann wird der HErr verbrüderten Germanen
Durch Sich die gold'ne Siegesstraße bahnen,
Bis ein Triumphtag krönt, was wir begonnen:
Dann ist's gewonnen!

Als am 18. Oktober 1863 das fünfzigjährige Jubiläum der Leipziger Schlacht in allen Gauen Deutschlands gefeiert wurde, konnte er zwar nicht von der Kanzel herab den Gefühlen freudigen Dankes, die auch sein Herz erfüllten, einen warmen Ausdruck geben, wohl aber vergegenwärtigte er sich im Krankenzimmer an der Hand verschiedener Monographien die Geschichte jenes glorreichen Sieges, durch welchen auf den Gefilden bei Leipzig das Joch des französischen Macht-

habers abgeschüttelt und der Weg zur völligen Vernichtung desselben gebahnt wurde. Im Einverständniß mit seinen Amtsbrüdern ließ er am Eingang zu seiner Wohnung eine mit Eichenlaub bekränzte und auf beiden Seiten mit schwarzrothgoldenen Fähnlein umgebene Inschrift anbringen, des Inhalts:

Der HErr hat untertreten unsre Feinde;
Drum laßt mit Ihm uns unsre Werke thun!
(Ps. 60, 14.)

Auch in seiner letzten Krankheit, im Frühling 1864, blieb er empfänglich für die großen Angelegenheiten seines Vaterlandes und begleitete im Geist die verbündeten Heere der Preußen und Oesterreicher auf ihrem Zug gegen den nordischen Feind. Als eines Tages einer seiner Freunde lang und theilnahmvoll über seinen innern Zustand mit ihm gesprochen hatte, bat er denselben am Schluß: „Nun lesen Sie mir auch aus der Zeitung Alles vor, was Sie über die Erstürmung der Düppeler Schanzen finden!" „Wissen Sie," setzte er nach einer Pause bei, „ich bin ein Deutscher!"

Wie er aber alle Vorgänge auf dem staatlichen Gebiet aufmerksam in's Auge faßte, so noch mehr sämmtliche Erscheinungen auf dem Gebiet des kirchlichen Lebens. Und wenn es auch begreiflich zu allererst seine eigene Landeskirche war, deren äußere und innere Entwicklung ihm am Herzen lag, so blieb doch sein Interesse keineswegs auf dieselbe beschränkt. Sein Blick gieng weit über dieselbe hinaus und beobachtete die Gestalt und das Ergehen der gesammten evangelischen Kirche in allen einzelnen Ländern und Bezirken, nach ihren mannigfaltigen Ausprägungen und Schattirungen. Regelmäßig las er in dieser Beziehung die kirchlichen Nachrichten in der Neuen evang. Kirchenzeitung und hin und wieder auch die neuesten Berichte aus den zerstreuten Missionsgebieten im Basler Missionsmagazin. — Was die Weiterbildung der kirchlichen Lehre betrifft, so war ihm dieselbe keineswegs gleichgültig und er nahm in früheren Jahren von manchen dogmatischen Novitäten Einsicht. Doch war

er zu sehr Herzenstheologe, dem sein Glaube auf Grund innerer Erlebnisse und Erfahrungen unverrücklich feststand, und der Schwerpunkt seiner ganzen Thätigkeit lag zu sehr innerhalb der praktischen Sphäre, als daß er einen besonderen Drang und Trieb gehabt hätte, mit allen wissenschaftlichen Erscheinungen der neueren Zeit sich vertraut zu machen. — Auch die wenigen theologischen Aufsätze, welche er selber in einigen Jahrgängen der Christoterpe veröffentlichte, „sind nicht sowohl wissenschaftlich eingehende, gelehrte Auseinandersetzungen, welche freilich auch in eine ascetische Zeitschrift nicht getaugt hätten, als vielmehr kräftige Bejahungen dessen, was ihm persönlich zur absoluten, unentbehrlichen Gewißheit geworden war und was auch dem Gegner, wenn er nur sein eigenes Herzensbedürfniß beachten wollte, unentbehrlich sein und darum zur Gewißheit werden müßte."

So wenig der Vollendete aber in der strengen theologischen Wissenschaft ein gewichtigeres Wort mitzureden sich berufen fand, ebensowenig zog es ihn zu den verschiedenen Versammlungen, auf welchen kirchliche Fragen berathen und besprochen wurden, und wenn er je etwa bei solchen anwesend war, so glaubte er nicht eine tonangebende Stimme in Anspruch nehmen zu dürfen. Nur in der Stuttgarter Prediger-Konferenz verstand es sich für ihn als ihren Präses von selbst, daß er hie und da sein Wort und Votum mit einem gewissen Nachdruck geltend machte. Doch wurde schon früher bemerkt, daß er sich an der Berathung mehr äußerlicher Fragen nicht in demselben Maß betheiligte, wie an den erbaulichen Besprechungen. — Als im Herbst des Jahres 1850 der Kirchentag zum ersten Mal in Stuttgart gehalten wurde, übernahm der Vollendete die Begrüßung der Gäste auf der Silberburg; zum Halten eines längeren oder kürzeren Vortrags aber hatte er weder sich gemeldet und angeboten, noch von Außen eine Aufforderung bekommen. Um so aufmerksamer aber lauschte er auf so manches kräftige und gediegene Wort, das er nicht blos während der Verhandlungen, sondern namentlich auch in einigen Abendgottesdiensten aus dem Mund auswärtiger, zum Theil befreundeter Prediger zu hören bekam. Ein halbes Jahr nachher, im April

1851 schrieb er beim Rückblick auf jenen Kirchentag in einem Cirkularbrief: So lange Stuttgart steht, sind bei uns vielleicht keine so herrlichen Tage gewesen. Es war ein neutestamentliches Laubhüttenfest, wo lebendiges Wasser nach allen vier Weltregionen strömte.

Je mehr der Vollendete aber mit den Jahren ruhiger und nüchterner wurde, desto weniger lief er Gefahr, die Bedeutung und die Erfolge der Kirchentage zu überschätzen. Dieß geht z. B. aus folgenden Worten hervor, die er am 15. Sept. 1857 in einem Cirkularbrief an seine Freunde schrieb: In wenigen Tagen kommt nun der Kirchentag (zum zweiten Mal) hieher, wobei ich mich am meisten auf die theuern, dem HErrn längst ergebenen Brüder freue. Das wird wohl der beste Kern des Ganzen sein; denn von den vielen übrigen Reden wird wohl auch das Meiste verhallen. Es gibt bei solchen conciliis gar viel Gerede, wohlgedacht und wohlgemeint, und wer wollte dieß verkennen? Auch ist es ein Segen, öffentliche Zeugnisse verschiedener Geister über die Gnade und Wahrheit Christi zu vernehmen und daran zu lernen; das Beste aber, und sonderlich der unüberwindliche Rückhalt unsrer Kirche gegen Babel und Sodom, kommt doch immer von den Stillen im Lande, von dem verborgenen Leben in Gott, und dasjenige, was eine Kirche seit Jahrhunderten wesentlich in Ihm gewonnen hat, läßt sich zwar mit begnadigten Seelen konfraternisiren, aber nicht durch Applause der Majorität und festliche Akklamation nivelliren. Der HErr erleuchte sein Angesicht in Gnaden über uns, wenn der Kirchentag innerhalb unsrer Mauern tagt, und lasse uns speziell einen unvergänglichen Lichts- und Lebensfunken davon in das Herz fallen!

Daß der Vollendete entschieden auf dem Boden der evangelisch-kirchlichen Heilslehre stand und daß ihn namentlich vor Luthers edler und gewaltiger Persönlichkeit eine große Hochachtung erfüllte, erhellt zur Genüge aus seinen eigenen Aufzeichnungen. Hier mag nur noch auf sein Gedicht: „Luther“ in den „Herbstblüthen“ (S. 232 ff.) hingewiesen werden, in welchem er ihn einen „Gottesfürsten im Glaubensstreiterzug“ nennt, „den Helden der Reformation, an welchem Zwingli und Calvin, wenn sie gleich auch ihren

Kämpferslohn haben, doch nur Nebenschosse sind." Er sagt von ihm:

Wenn ich auf einen Deutschen weisen will,
Sag' ich: Komm', steh' vor Doktor Luther still!
Das ist fürwahr das beste deutsche Haupt,
Von irdischem und ew'gem Kranz umlaubt;
Denn er hat seinem Heiland ganz geglaubt! —

Aber ebendaselbst bemerkt er, daß Keiner, der „buchstäbelnd in Symbole festgebannt sei," sein freies Wesen erkannt habe. Luther sei nichts weniger als ein Pedant gewesen. Ja, er glaubt, daß der große Reformator, wenn er nicht in stillem Grund schlummerte, gegen die vielfachen neueren Abbeugungen nach Rechts und Links, hauptsächlich gegen das fortwährende Zanken und Streiten der Christen seine Heroldsstimme in heiligem Zorn erheben und sich dahin vernehmen lassen würde:

— — „Was zanket ihr so toll?
Ist nicht vorlängst die Gnadenquelle voll,
Daraus der Glaube friedlich schöpfen soll? —
Was ist's, daß Ihr so durcheinander platzt?
Wir siegten einst, indessen ihr nun schwatzt!
Wir überwanden blutend einst die Welt,
In Einfalt auf das klare Wort gestellt; —
Ihr zankt wie Krähen über'm Siegesfeld."

Wie sehr den Vollendeten, der in keinem Extrem die Wahrheit finden konnte, eine herzlose, zanksüchtige Orthodoxie anwiderte, geht auch aus mehreren Stellen seiner Cirkularbriefe deutlich hervor. So schreibt er am 12. Sept. 1854:

Unsere kirchlichen Streitigkeiten und das ewige Confessionsgehetze eckeln mich im Innersten an. Ach, wir haben von unserer Jugend an Christum nicht also kennen gelernt und nichts von jener starrkrämpfigen Hyperorthodoxie genossen, die überall mit Lineal und Krummstab um sich schlägt, während sie das königlich freie Gesetz der einfältigen Jesusliebe dahinten läßt. Es ist eine wahre Calamität, daß sich die Friedenstauben Christi nun so vielfach in bespornte Streithähne verwandeln, und ich glaube kaum, daß der Heiland an solchen dogmatisirenden Schulschwänzereien eine Freude hat.

Und ähnlich spricht sich der Vollendete in einem Cirkularbrief vom 29. Juni 1856 aus:

Wenn ich eure l. Briefe durchlese, worin die mannigfaltige Gnadenführung und Liebestreue des HErrn sich offenbart, so ist mir's rein unbegreiflich, wie christlich-evangelische Brüder einen herben, engherzigen Confessionsunterschied machen können. Dieß nicht aus dogmatischem Indifferentismus, — denn ich halte auch über entschiedener Schriftlehre, — sondern weil ich sehe, wie bei redlichen, am Haupte Christo hängenden Brüdern eine Differenz im neuen Leben nicht wesentlich hervortritt, mögen sie nun evangelisch oder reformirt heißen. Das ist bei Katholiken etwas Anderes; denn da fühlt man die Scheidewand, weil der gesammte Lebensgrund ein anderer ist. Unsre Alt-Lutheraner aber kommen, wenn sie so fortfahren, zuletzt noch geradewegs in den Puseyismus hinein. Wahrlich, es wäre eine Calamität, wenn diese Ingredienzien zu dem Lebenssystem Jesu Christi gehörten!

Daß der Vollendete aber auch keine Sympathieen für sektirerische Einseitigkeiten hatte, haben wir gleichfalls schon aus seinem eigenen Munde gehört. An die Baptisten richtete er in der Christoterpe 1844, S. 306 ff. ein Gedicht, in welchem er u. A. sagt:

Warum, wenn Jesus an die Brust
Den Säugling ziehet hin,
Wollt ihr mit widerlicher Lust
Ihn seiner Tauf' entzieh'n?

„Bringt," rief Er, „mir die Kindlein her!"
Der HErr der Herrlichkeit.
Die Gnade bannt Er nimmermehr
An eine Spanne Zeit.

Er, der sein Kreuz für Alle trug
Und hehr gieng himmelein,
Ist liebevoll und klein genug,
In Kindlein groß zu sein.

Im Anfang der vierziger Jahre kam es vor, daß sich in der Stiftskirche ein baptistisches Brautpaar von dem Vollendeten trauen lassen sollte (damals war nämlich noch keine Civilehe für Dissidenten gestattet). In dem Augenblick

aber, als er vortrat, um die Einsegnung zu vollziehen, trat der Bräutigam zurück und erklärte unumwunden, daß er den Segen dieser Kirche verschmähe. Auf dieses hin trat der Vollendete mit kurzer, würdiger Erklärung der Nichtigkeit des ganzen Aktes zurück und that weiter, was seines Amtes war.

Was die Methodisten betrifft, so wußte er zwar Männer, wie John Wesley und Georg Whitfield, die ihm in seinen jüngeren Jahren durch ihre Schriften zu großem Segen geworden waren, auch späterhin noch sehr zu schätzen. Aber die Eigenmächtigkeit und der gesetzliche Formalismus des methodistischen Systems und ebenso die Alterirung der Ordnungen in manchen Gemeinden durch die arrogante Willkür einzelner methodistischer Sendboten war ihm in der innersten Seele zuwider. So sehr er auf der einen Seite es begreifen konnte, wenn Solche, denen es an der nöthigen Leitung und geistlichen Pflege von Seiten ihrer Pfarrer fehlte, den eindringenden Sekten zufielen, so wehe that ihm auf der andern Seite die Wahrnehmung, daß so Viele, die sich nicht über den Mangel an tüchtigen Predigern und Seelsorgern beklagen konnten, sich leichthin von jedem gerade wehenden Lehrwind wiegen und wägen ließen und damit ihre geistliche Haltlosigkeit und Unmündigkeit beurkundeten. — Er für seine Person stand jedenfalls mit standhafter Treue zu seiner Kirche, ohne sich an ihren Flecken, Runzeln und Wundenmalen zu stoßen, und bewies es thatsächlich, daß ein evangelischer Christ bei einem unverwandten Schauen auf Jesum Christum und bei einem entschiedenen Festhalten am unverstümmelten und unzerstückelten Wort der heil. Schrift die gefährlichen Klippen des exklusiven Confessionalismus, des verschwommenen Latitudinarismus und des hochmüthigen Separatismus zu vermeiden im Stande ist.

Werfen wir nun von der vielseitigen Thätigkeit des Vollendeten im öffentlichen Leben einen Blick auf sein Leben im eigenen Hause. Hier, im Schooß der Familie, an der Seite seiner treuen Gattin, in der Mitte der heranwachsenden Kinder suchte und fand er nach des Tages Last und Hitze seine Ruhe und Freude. Hatte er im Verkehr mit Menschen aller Art jenes zarte Verständniß der Liebe, auf

welches er ein so großes Gewicht legte, oft zu vermissen gehabt, hatte ihm das Leben gar manchmal seine rauhe, erkältende Seite gezeigt, so hielt er sich im Kreise seiner Lieben, sowie im Umgang mit nah verbundenen Freunden immer wieder schadlos und fand hier zum Ersatz ein reiches Maß warmer, hingebender Liebe. Als er im Winter des Jahres 1846 in seine neue Wohnung übersiedelte, brachte er sieben Kinder mit sich und konnte im Anblick derselben mit David sagen: „Wer bin ich, HErr, und was ist mein Haus, daß Du mich bis hieher gebracht hast?" (2 Sam. 7, 18). Und es währte nicht lange, so durfte er den Kreis der Kinder zu seiner Wonne sich noch erweitern sehen. Am 20. Mai 1846 wurde ihm wieder ein Töchterlein, Lydia, geboren, dessen er selbst in seinen eigenen Aufzeichnungen Erwähnung thut, und am 5. Juli 1848 sein jüngster Sohn Gotthold Felician. Bei der Taufe des letzteren, die mit der Feier seines 51. Geburtstags am 25. Juli zusammenfiel, mischte sich bei ihm in das Gefühl dankbarer Freude auch eine gewisse schmerzliche Wehmuth. Denn ohne daß ihn damals irgendwie Gedanken an einen möglichen nahen Tod bewegt hätten, mußte er sich sagen, daß nach dem natürlichen Gang der Dinge dieses spätgeborene Kind nicht allzulange sich des Besitzes seiner Eltern werde freuen können. Und bald machte sich ihm dieser wehmüthige Gedanke, den er nicht einmal am Tage des Glücks hatte unterdrücken können, im tiefen Leid erst recht eindrücklich. Nachdem ihm der HErr im Mai des Jahres 1848 sein vierjähriges Töchterlein Amalie und ein Jahr darauf im August seine gleichfalls vierjährige Lydia genommen hatte, forderte Er von ihm nach diesen zwei schweren Opfern noch das schwerste. Am 20. Sept. 1849 starb seine geliebte Gattin, die am Tag zuvor noch völlig gesund gewesen war, unerwartet schnell in Folge einer zu frühen Entbindung. Kein Mittel wurde unversucht gelassen, das entfliehende, so Vielen theure Leben aufzuhalten. Die Ihrigen vereinigten sich gemeinsam mit einigen Freunden des Hauses zum Gebet um ihre Rettung. Doch der HErr eilte mit ihr aus diesem Leben. Sie selber konnte im Glauben an Jesum Christum, an dem ihre Seele von Jugend an gehangen

hatte, in ruhiger und getroster Stimmung ihrem Ende entgegengehen. Bei vollem Bewußtsein bat sie noch eine schwesterliche Freundin, welche zugleich die Pathin fast aller ihrer Kinder war, die (seit August des Jahres 1865 auch heimgegangene) verwittwete Frau Revisor Kübler, sich der Leitung des Hauswesens und der Erziehung ihrer Kinder anzunehmen. Einer Freundin, die ihr zurief: „Nicht wahr, du betest für uns?“ erwiderte sie: „Ja gewiß, nun geht das Beten erst recht an!“ und einer andern, die zu ihr sagte: „Der HErr segne dich für das, was du uns gewesen bist und vergelte dir alle deine Treue!“ antwortete die Sterbende: „O nein, nicht vergelten, sondern vergeben!“ Nachdem sie noch mit ihrem Gatten, den beiden älteren Töchtern und einigen Freundinnen das heilige Abendmahl genossen hatte, entschlief sie sanft und stille unter den Gesängen der Anwesenden. — Zum zweiten Mal war nun der Vollendete zum schwergebeugten Wittwer geworden und dießmal mit sieben Kindern. Nur drei Monate über 13 Jahre war er mit seiner zweiten Gattin verbunden gewesen, die ihm in seinem Haus, ja sogar theilweise in seinem Beruf die treueste Handreichung gethan und mit ihm gewetteifert hatte, die von Gott ihnen geschenkten Kinder auf betendem Herzen zu tragen und schon frühe für Sein himmlisches Reich zu erziehen. Darum folgte ihr auch der innige Dank des Gatten und der Kinder in die Ewigkeit nach, und noch heute ist ihr Gedächtniß im Kreise der Ihrigen ein gesegnetes.

Nach ihrem Heimgang nahm sich die vorhin genannte Freundin des Hauswesens mit aller Liebe und Sorgfalt an und suchte auch namentlich den Kindern die Mutter nach Kräften zu ersetzen. „Friede und Eintracht waltet unter uns,“ schrieb der Vollendete am 16. Oktober jenes Jahres an seinen Freund Schubert, „aber es ist eine große, herbe Lücke. Gott segnet mein Haus durch Trübsal und hat mir ein großes Gericht im Innersten ausgeführt, das Er mir für Zeit und Ewigkeit wolle gedeihen lassen!“

Und an diese Trübsal reihten sich noch andere, ehe es dem HErrn gefiel, dem Herzen und Hause des Vollendeten einen neuen Freudenstern aufgehen zu lassen. Als derselbe

im April des folgenden Jahres mit seinem väterlichen Freund Klaiber in dessen Studirzimmer eines Abends auf- und abgieng, war es ihm mit einem Mal, als zöge sich ein trüber Flor über sein rechtes Auge. Anfangs hoffte er auf Entfernung des Uebels, aber zu seinem großen Leid mußte er mehr und mehr wahrnehmen, daß die Verdunklung zunahm, bis nach Jahren das Auge völlig erloschen war. Die Hemmung, die er dadurch bei seinen schriftlichen Arbeiten empfand, war ihm zuerst sehr peinlich; doch gewöhnte er sich allmählig daran und nahm diese Demüthigung gelassen aus der Hand seines Gottes hin. Sein Glaube war so kindlich, daß er nie die Furcht an sich herantreten ließ, er könnte später noch völlig erblinden. „Das thut mein Heiland nicht" — konnte er wohl zuversichtlich sagen — und wirklich hat ihn der HErr auch gnädig davor bewahrt.

Im Oktober 1850, also ein starkes Jahr nach dem Heimgang seiner Gattin, kam auch der Vollendete an den Rand des Grabes. Nur ein Schritt war zwischen ihm und dem Tode. Er schreibt darüber in dem Cirkularbrief vom 24./28. April 1851 Folgendes:

Ein Bronchialkatarrh brachte mich in der Nacht vom 5.—6. Oktober eine Minute lang dem Tode nahe, so daß ich hundertmal zu sterben dachte, ehe mir nur Ein Hoffnungsfunke zur Erhaltung des Lebens übrig blieb. In jener Mitternacht, als ich an einem durch Anschwellung der Drüsen herbeigeführten Erstickungsprozeß erwachte, starb ich dem Geiste nach wahrhaftig, und erprobte es in der äußersten Noth, daß wir allein vom Verdienst des theuern, heiligen Blutes Christi leben, das ich in der höchsten Bedrängniß zu meinem Schilde mir von dem Heiland erbat, — und siehe, Er erhörte mich, Er ließ mich aus unermeßlicher Huld wieder genesen.

Diese ernste Heimsuchung gieng dem Vollendeten um so tiefer, da er sich „nach schwerem Wittwerstand als ein täglich belasteter Mann und Vater von 7 Kindern" kaum 14 Tage vor jenem Erstickungsanfall mit einer innigen Freundin seiner entschlafenen Gattin, Minette Lerche, einer hinterlassenen Tochter des Rektors Johann Ludwig Lerche zu Schöppenstädt im Herzogthum Braunschweig, welche zuletzt Lehrerin in der

Brüdergemeinde zu Gnadau gewesen war, verlobt hatte. Obgleich nun bis zum Tag der Hochzeit die Nachwehen des Anfalls sich beinahe verloren hatten, so gestattete ihm der Arzt doch bei der vorgeschrittenen Jahreszeit die weite Reise in die Heimath seiner Braut nicht; er ließ sich daher in Neckarthailfingen von seinem treuen Bruder Eduard, der damals noch das dortige Pfarramt bekleidete, in aller Stille trauen. Der Tag der Hochzeit, zu deren Feier sich nach dem Wunsch der Eltern außer den Kindern nur die nächsten Verwandten und Freunde eingefunden hatten, war der 14. November. Der Traurede legte der Bruder des Bräutigams die Losung jenes Tages zu Grund Ps. 67, 2: „Gott sei uns gnädig und segne uns! Er lasse uns Sein Antlitz leuchten!" und zugleich den Lehrtext 1 Petr. 3, 9: „Wisset, daß ihr dazu berufen seid, daß ihr den Segen beerbet!" Nach einer kurzen Reise, auf welcher der Vollendete mit seiner Gattin einige ihm von alter Zeit her theure Freunde (in Tübingen, Herrenberg und Kirchheim) besuchte, kehrten die Eltern in die Heimath zurück, wo ihrer ein festlicher Empfang von Seiten der Kinder wartete. — Es brach nun für den Vollendeten eine Zeit neuen schönen häuslichen Glückes an. An der Seite seiner jugendlichen Gattin, mit der er ein Herz und eine Seele sein konnte, wurde auch er selbst wieder zum Jüngling. Und nachdem er seine Harfe längere Zeit an die Weiden gehängt hatte, entlockte er ihr nun wieder einen Lob- und Dankpsalm nach dem andern. Denn auch in seinem Theil erfuhr er, daß der Herr tödten und lebendig machen, in die Tiefe, aber auch wieder in die Höhe führen, und, wenn am Abend das Weinen währte, am Morgen mitten in der Wüste des Lebens neue Quellen der Freude schlagen kann.

Es schien in der That, als wolle Gott dem Vollendeten einen Ersatz geben für so manche Trübsal, mit welcher er ihn zuvor heimgesucht hatte. Er selbst erfreute sich wieder einer kräftigeren Gesundheit, als zuvor; auch die übrigen Glieder der Familie blieben längere Zeit von schwereren Krankheiten verschont. Fröhlich wuchsen seine Kinder unter den Augen des durch ihren Besitz hochbeglückten Vaters heran, und dieser

war es auch, der sie der Reihe nach unterrichten und konfirmiren durfte. Bei den Söhnen schloß sich an die Konfirmation bald auch der durch die Wahl ihres Berufs bedingte Eintritt in eines der niederen evangelischen Seminarien. Von dem Vater, meist auch von der Mutter erhielten sie dorthin das Geleite, und während ihrer Abwesenheit von der Heimath wurden sie durch Briefe und Besuche, welche die Eltern hin und wieder in den verschiedenen „Klöstern" machten, von ihnen, so gut es möglich war, an der Hand gehalten. Es ist nicht zu verwundern, daß namentlich beim Austritt des ältesten Sohnes aus dem Elternhause die Wehmuth des Abschieds im Herzen des Vaters und Sohnes fast gleichmäßig Raum gewann. Gewiß dürfen hier einige Briefe, welche der Erstere an seinen geliebten, schon im 19. Jahr vollendeten Sohn Paul in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Schönthal geschrieben, in Auszügen mitgetheilt werden. Zeigen sie ja doch nicht bloß die große Anhänglichkeit des Vaters an seinen Erstgeborenen, welche durch die zeitweilige Trennung von demselben nur noch zunahm, sondern auch die ganze Art und Weise, wie er überhaupt seine Kinder zu erziehen und allseitig für ihren irdischen und himmlischen Beruf heranzubilden bemüht war.

Stuttgart, 15. Okt. 1852.

Mein herzlich geliebter Sohn Paul!

Dieß ist der erste Brief, den ich am Tage nach meiner glücklichen Heimkehr von Schönthal an Dich schreibe. Denn ich will es nicht allzulange anstehen lassen, Dir ein schriftliches Zeichen der elterlichen Liebe zu senden, weil mein Vaterherz an Dir hängt, und ich Dir die Trennung vom Vaterhause, die auch Dir nahe gegangen ist, möglichst erleichtern und versüßen möchte. Wir wollen überhaupt nun fleißig, so weit es meine und Deine Zeit erlaubt, mit einander schriftlich verkehren, damit wir, da Du nunmehr dem Kreise der Eltern und Geschwister entnommen bist, in einer lebendigen, trauten und heilsamen Geistesverbindung mit uns bleiben, und Du oftmals einen Segen von uns haben mögest, wie auch wir, was Gott in Gnaden geben wolle, von Dir.

Ich habe mich mit innigster Wehmuth von Dir losgerissen, mein herzlieber Paul, und es, da Du unserem Reisewagen am

Thor nachgeblickt, tief empfunden, was Scheiden heißt. Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir. Auf dieser vergänglichen Erde gibt es keine dauernde Vereinigung, — sondern, wann man einige Jahre beisammen gelebt, so wird man theils durch die von Gottes Hand geordneten Lebensverhältnisse, theils durch den Tod wieder von einander geführt. Dort aber, bei dem Heiland, in den Wohnungen des himmlischen Vaterhauses, wo er den Seinigen eine Bleibestätte bereitet hat, gibt es keine Trennung mehr. Dort hoffe ich Dich mit der sel. Mutter und auch mit Deiner jetzigen getreuen Mutter unzertrennlich und auf ewig an mein Herz schließen zu dürfen, und dem Heilande mit Dir für den Lebensgang zu danken, den er nunmehr Dich als einen jungen Pilger und Bürger Seines Reiches gehen heißt. — Die Trennung von Dir kann ich nur dann wahrhaft verschmerzen, wenn ich gewiß überzeugt sein darf, daß Du vor dem HErrn wandelst und für Ihn nach Leib, Geist und Seele gedeihst — hoffe auch gewiß, daß Du Dich mit täglichem Gebet im Geiste Deines Gemüthes vor Ihm erneuern und unter Seinem gnädigen Beistand die Furcht Gottes, die aller Weisheit Anfang ist, mit der stillen kindlichen Jesusliebe mehr und mehr vereinigen werdest. Dann hast Du bleibenden Segen zum Lernen, wie zum gottgefälligen Umgang mit Menschen, und zugleich ein inneres Wohlsein, das Dich in den Jahren Deiner Entwicklung vor aller Entartung und vor den Lüsten und Unarten der Jugend bewahren wird. — Du bist mit dem theuren Blute des Heilandes erkauft, und mit einem heiligen Rufe nach allerlei Demüthigung zum Dienst an Seiner Gemeinde und an Seinem ewigen Reiche berufen. Darum bitte Ihn täglich, liebster Paul, daß Er Dich mit Seinem heiligen Geist erfüllen, Dich Deines hohen Berufes werth machen, und ohne Unterlaß mit Seinen Augen leiten wolle! Achte Dich zu werth zum Sündigen! Wer in Ihm bleibet, der sündiget nicht, und wer in Ihm bleibet, der bringt viel edle Frucht. Du bist mein Erstling; die Erstlinge aber sollen ganz besonders dem HErrn heilig sein. Merke, was ich sage! Ich verpflichte Dich feierlich vor Ihm, alles Arge zu hassen und zu fliehen, dagegen fleißig, still und sittsam, gegen Deine Lehrer redlich und ehrerbietig, gegen Deine Jugendgenossen freundlich, harmlos und verträglich, in Deinem Umgang vorsichtig, gegen Dich selbst aber keusch und mäßig zu sein. Du bist mir und der lieben Mutter bisher gehorsam gewesen; ich hoffe gewiß, Du werdest unser treuer, kind-

licher Sohn bleiben, an welchem wir Freude und Trost erleben, und Deinen l. Geschwistern ein Vorbild im Gehorsam und im Christensinn. Dazu segne Dich der treue Heiland jeglichen Tag auf's Neue, und ersetze Dir durch Seine Liebe und Sein Nahesein die Trennung vom elterlichen Hause, in welchem Du fernerhin blos noch als Gast einkehren wirst. Es war mir gar wehmüthig, als ich bei meiner Heimkehr Dein Bett nicht mehr in dem Schlafzimmer der jüngeren Brüder stehen sah, die Dich sehr vermissen, und bei welchen Du in sehr innigem Andenken stehst, wie bei uns Allen. Unser Trost ist: daß es Dir wohl gehe und daß Paul sich gegen Gott und Menschen wohl verhalte.

22. Oktober.

Ich lebe in meinem Herzen immer mit Dir fort, und seufze täglich und oft für Dich, daß Du unsträflich und als ein Kind Gottes wandeln mögest. Du darfst versichert sein, daß Du Deinem Vater sehr fest am Herzen liegst, und daß ich alle Liebe an Dich wenden will, wenn Du Deine Kraft und Jugendzeit — dieses edle, unwiederbringliche Kapital — wahrhaftig und ohne Trug für den Dienst des HErrn auskaufst. Thue nur zu jeder Stunde kindlich, was Dir aufgelegt ist, und denke dann nicht weiter hinaus; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Sage es oft Dir vor: Siehe, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils! und empfange die Gnade Deines Gottes ja nicht vergeblich. Ich möchte Dich eben einmal dem Heiland als einen vollendeten Erstlingssohn herrlich und mit Freuden vor sein Angesicht stellen dürfen, und dieser Wunsch Deines Vaters wird einen Widerhall in Dir finden. Lies fleißig im Wort Gottes. Wenn ein Mensch das Gebet hintansetzt, das Wort Gottes verachtet, vom Heiland weicht und den Einflüsterungen ungöttlicher Menschen Gehör gibt, so wird er vom HErrn in verkehrten Sinn dahingegeben, ist zu allen Narrheiten fähig und häuft dann seine Sünden auf den Tag des Gerichts.

26. Oktober.

Gestern Abend kamen Deine l. Briefe zu unserer herzlichen Freude bei uns an. Es hat uns alles gar wohl gethan, sonderlich auch die gütige, liebevolle Behandlung Deiner verehrten Lehrer, die Du zu lieben und zu ehren alle Ursache hast, und gegen welche Du bei aller Bescheidenheit auch ganz herzlich und offen sein darfst, weil ihnen das wohl thut. Ich schreibe Dir immer

gern, wenn ich nur dessen gewiß sein darf, daß Du vor Gott wandelst, und bin gegen Dich wie eine sorgliche, ängstliche Gluckhenne, die ihre Flügel über Dich ausbreitet, daß Dich kein Feind und kein Unfall berühre. Am innigsten hat mich's erfreut und getröstet, daß Du die große Verpflichtung fühlst, dem Heiland Deine jugendliche Seele ganz und auf ewig zu ergeben. Ach ja, mein geliebter Sohn, thue dies und merke wohl auf den Zug des himmlischen Vaters zum Sohne Gottes, der gegenwärtig an Dich ergeht, damit Du diese seltene Gnade nicht vergeblich empfängst, oder im Laufe Deiner bedenklichen Jugendjahre wieder verlierest, — was ein schreckliches Unglück wäre. Melde Dich fußfällig bei dem lieben Heilande, der als der Herr der Ewigkeiten Dich mit Seinem theuren Blute erkauft hat, als sein Beichtkind und Eigenthum an, und bitte ihn, daß er Dich kräftiglich bekehren und auf ewig behalten wolle. Er wird es Dir geben, wenn Du Ihn kindlich darum anflehst, und Deines Gedeihens und Wohlstandes wird dann kein Ende sein. O, Er segne Dich, daß Du als sein Liebling gesegnet seiest ewiglich! — — — Die Offenbarung Johannis lies nur, ja lies sie mit kindlicher Einfalt und betendem Herzen, denn sie ist das allerheiligste Buch, das eigentliche Himmelsbuch in der Bibel, und wenn Du auch Vieles darin noch nicht verstehst, so wird Dir der Heiland doch Segen genug schon jetzt daraus schenken.

7. November.

— — — Wenn einige Deiner Kameraden Dich wegen des Bibel- und Predigtlesens verachten oder gar schmähen, so achte Du das — ohne allen geistlichen Hochmuth und ohne Bitterkeit, — für eine Ehre vor Gott. — „Verachte christlich still der Bibelfeinde Spott; die Lehre, die sie schmäh'n, bleibt doch das Wort aus Gott!" — Laß Dich durch solche Spöttereien thörichter Menschen, die sich selbst des ewigen Lebens nicht werth halten, nicht von Deinem getreuen Heiland und von seinem Lebenswort abbringen, sondern übe Dich darin, da Du ja ein Prediger und Zeuge dieses Worts zu werden berufen bist. Achte es für eine große Gnade, kein Heide oder Türke sein zu müssen, — denn diese lesen in keiner Bibel, — sondern ein Christ sein zu dürfen, und Christen bleiben in Gottes Wort. Halte Dich ferne von Jünglingen, die andere wegen des Bibellesens verspotten, und so frühzeitig ihren Uebermuth verrathen. Ich war in meiner Ju-

gend auch ohne Glauben, aber fromme Jünglinge habe ich nie verspottet.

Bei Begegnungen mit ihnen sei aber milde und freundlich, denn sie sind noch jung, und Gott kann sie noch sehr wohl bekehren. Wir müssen als Sünder hierin mit einander Geduld haben, und die Unverständigen ja nicht voreilig verdammen noch aus der Liebe fallen lassen.

Wenn Du uns über göttliche Dinge schreibst, so hoffe ich, Du werdest dabei ganz redlich, kindlich und in Deinem Gewissen vor Gott offenbar sein. Sei nur in allen Dingen, sonderlich in Dingen der Religion, recht wahrhaftig und einfältig, und steigere Dich in nichts hinein, was Dir nicht voller Ernst vor dem Heiland ist. Daß wir für Dich beten, darfst Du versichert sein; darf ich aber auch gewiß hoffen, daß Du manchmal im Stillen Deine Kniee vor dem HErrn beugest mit der Bitte, Dich gründlich und auf ewig zu bekehren und Dich zu einem Kinde des Lichts zu machen? — Erwäge diese Frage im Stillen vor Seinem Angesichte!

Kleide dich immer reinlich und anständig; sei in allem nobel und gib auch gerne den Armen eine Gabe, denn das gefällt Gott wohl. Er und ich wollen Dich nicht im Schaden lassen. — Er segne Dich, daß du keusch, demüthig und in seiner Ordnung vor Ihm einhergehest; Er helfe Dir beten und wachen.

Mit treuer Liebe küßt Dich im Geist Dein Vater

A. K.

21. November.

Mein theurer Paul!

Dein l. Briefchen ist gestern glücklich in meine Hände gekommen, und hat meiner Seele wohl gethan, weil ich daraus, wie schon einige Mal, ersehen durfte, daß der Geist Gottes und des Heilandes an Deinem jugendlichen Herzen arbeitet, und es Dir eindrücklich macht, wie sehr Du einer inneren Wiedergeburt und einer kindlichen Seelengemeinschaft mit Ihm bedürfest, der Sein theures Blut für uns verlorene Sünder vergossen hat. Es wäre eine der seligsten Erfahrungen meines Lebens, wenn ich's erfahren dürfte, daß Du, geliebter Paul, Dich wahrhaftig zu Deinem Heiland bekehrtest und eine neue Kreatur würdest; — ach ja, wenn dann alle Deine jüngeren Geschwister Dir bald nachfolgten und nebst dem Kleinsten nicht dahinten blieben, — so daß Keines von Euch, unseren Kindern, die Verheißung, zu

der Sabbatruhe Gottes einzukommen, versäumte. Das wäre der Trost Eurer Eltern; denn wir können ja keine größere Freude an Euch erleben, als wenn Ihr nach Geist und Herz ein volles Eigenthum des Heilandes werdet. Aber es müßte etwas Gediegenes und Lauteres sein, sonst gälte es weder vor Gott noch vor Menschen. Der HErr gebe Dir den Geist der Gnade und des Gebets, daß Du Ihn fleißig, innig und erhörlich um dieses höchste Gut anrufen lernest! —

3. Dezember.

Mein geliebter Sohn!

Dein l. Brieflein haben wir empfangen. Am lieblichsten berührt das meine Seele darin, daß ich höre, wie Du ein inneres Bedürfniß fühlst, Dich zu dem Heiland zu bekehren, der Sein heiliges Blut für Dich vergossen hat, und Dich nunmehr durch Deine Aufnahme in ein theologisches Seminar so unüberhörbar zu Seiner Nachfolge beruft. Denn wer ein Theolog und ein christlicher Prediger und Seelsorger werden will, der muß Jesum Christum, den Sohn Gottes im Herzen haben, sonst predigt er als ein Todter das Leben, als ein Blinder die Malerkunst und als ein Tauber die Musik, abgerechnet, daß er das Brod der Kirche mit Sünden ißt und besseren Arbeitern im Weinberge nur den Weg versperrt. Mein lieber Paul, mache Dich dieser gangbaren Sünden nicht theilhaftig, und folge nicht dem gemeinen Troß, der seine Jugend mit Tändelei und Thorheit vergeudet und in seiner eiteln Verblendung vollends noch diejenigen mißachtet, die höher hinan und tiefer hinab blicken und die ihren Erlöser und König, durch dessen Gnade sie in ein Seminar gekommen sind, elendiglich vergessen. — Die Gestalt leichtsinniger Gesellen ist wie des Grases Blume, die heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird, wenn sie sich nicht eines Besseren besinnen. Aber wer von frühe auf ohne Heuchelei den Heiland sucht und findet, der geht von Kraft zu Kraft, und wird nach und nach auf einen Punkt gefördert, wo sich des HErrn Klarheit in ihm spiegelt mit aufgedecktem Angesicht. Halte Dich betend an Ihn, dann wirst Du ein rechter Geistlicher, anders nicht. Ach, Er wolle Dich segnen, und als Dein Hirte und Hoherpriester dir Alles viel tiefer, heller in Dein junges Herz hinein verklären, als ich's mit irdischen Worten sagen kann. Es ist mir ein großes Anliegen

und ein heiliger Ernst, daß ein bleibendes, wahrhaftiges Werk des dreieinigen Gottes in Deinem jugendlichen Herzen zu Stande komme, — und wenn das wirklich geschieht, so werde ich Dich noch zehnfach lieber gewinnen, als jetzt, wo ich Dich auch herzlich liebe. Vergiß auf Deiner ferneren Laufbahn diese Worte Deines Vaters nicht! — Alles ist Staub, Schatten und Rauch ohne Jesum und Seine Gnade und Wahrheit. Er aber wolle und wird Dir geben, was Dein Herz wünschet, was Dein Herz züchtig und betend vor seinem Throne niederlegt.

Schreibe Deine Arbeitshefte stets genau und reinlich, und laß Dich keine Zeit dauern, mit aller Standhaftigkeit ein fleißiger Jüngling zu sein. Sei jeden Tag im Kleinen treu, und verschiebe Nichts auf morgen, was noch heute gethan sein kann und soll. Aus Wenigem, wenn's auch heute so scheint, wird morgen mehr, so bald noch mehr treue Arbeit dazu kommt, und nicht die Begabtesten, sondern die Treuesten werden rechte Lichter der Gemeine. Ich bitte Dich herzlich, sei immer, als in der Allgegenwart Jesu, züchtig in Worten und Werken, besonders gegen Deinen Leib, der ein Tempel des heiligen Geistes sein soll. Wende Dich mit stillem Abscheu von jedem unreinen Worte hinweg, das etwa in Dein Ohr gelangt, und vernichte durch stilles Seufzen und Gebet in Dir seine gefährliche Wirkung. Achte Dich für einen von der Gnade Gebundenen, und „wenn nun kommt eine böse Lust, so danke Gott, daß Du nicht mußt. Sprich zu der Lust, zum Stolz, zum Geiz: dafür hieng unser HErr am Kreuz!" — Das gebe Dir Dein Gott und Heiland, den wir für Deine Seele anrufen.

6. Januar 1853.

Mein herzlieber Paul!

Schon sind es 10 Tage, daß Du nach Deiner ersten Ferienzeit aus unserer Mitte geschieden bist, und erst heute komme ich nach vielen Abhaltungen dazu, Dir einige Worte zum neuen Jahre, auch als Antwort auf Deinen l. herzlichen Brief, zu schreiben. Es hat Dir wehe gethan, wie uns, daß die trauliche Zeit des Wiedersehens so kurz gewesen, so schnell dahin geflogen. So geht's aber mit unserem ganzen irdischen Pilgerleben, „als flögen wir davon," wie schon Moses im 90. Psalm sagt, und darum wollen wir uns recht kindlich und fest im Glaubensgebet anschließen an Ihn, der da heißt: Jesus Christus gestern und heute,

und derselbe auch in Ewigkeit. Ich bitte Ihn, daß Er den lebendigen kindlichen Glauben, den Geist der Gnade und des Gebets, den Geist der Weisheit, der Kraft, der Liebe und der Zucht auf Dir ewiglich ruhen lasse, und Dir um des Verdienstes Seiner heiligen Jugend willen es verleihe, ohne betrübende Störung zuzunehmen an harmonischer, gesunder Entwickelung des Leibes und der Seele, an Weisheit und an Gnade bei Gott und den Menschen. Ja Er sei mit Deinem Geiste! Dann wirst Du Deine kostbaren, unwiederbringlichen Frühlingsjahre mit treuer Sorgfalt und Beflissenheit auskaufen zu Seinem Dienste, zu Erwerbung heilsamer Kenntnisse, zum Gehorsam gegen Sein Wort, gegen Eltern und Lehrer, und vor dem nagenden Seelenschmerz so vieler andern Jünglinge bewahrt bleiben, die zu spät und mit vergeblicher Wehmuth auf ihre vergeudeten Jugendjahre zurückblicken und nachher überall hintenan stehen müssen, weil man sie in höheren Kreisen nicht brauchen kann.

Ich bitte Dich und gebiete Dir als Vater: nimm nie ein faules, gemeines Wort in Deinen Mund und wende Dein Ohr mit Schauder ab von jedem losen, ungöttlichen Geschwätz, um deren willen der Zorn Gottes kommt über die Kinder des Unglaubens. Fliehe die Spötter, halte Dich ferne von solchen, die über christliche Pflichten und über ihre Oberen sich moquiren oder sich sonst ungute Bemerkungen über das erlauben, was von göttlicher und menschlicher Ordnung geboten ist. Denn das sind lose Buben, keine Christusjünglinge, — du aber sollst in Lauterkeit, Einfalt und Demuth, ohne alle Pharisäerei, ein Jesusmensch werden. Merke wohl, mein lieber Erstlingssohn, was ich hier sage, und vergiß es nicht, so lieb Dir Gottes Gnade ist, sammt der Liebe des Vaters und der Mutter! — Bete fleißig, wenn Du eine Arbeit zu machen hast! Schon Luther bezeugt: Wohl gebetet ist halb studirt. Deine Arbeiten sind, wie ich erfahren habe, wohl gemeint und darum dem Aeußeren nach pünktlich und säuberlich geschrieben, dem Geiste nach aber doch noch zu zerstreut und unselbständig. Du arbeitest noch viel zu mechanisch, zu wenig mit dem Verstand, zu wenig mit klarem sinnigem Ueberblick und Einblick. Du mußt Deine Gedanken besser zusammenfassen, tiefer und frischer auf den Gegenstand eingehen lernen. Dazu laß Dir durch's Gebet vom HErrn Gnade verleihen und werde voll Geistes.

Sei gegen Deine Jugendgenossen offen, herzlich und liebe-

voll, gib Dich aber nicht Jedem ohne Prüfung hin. Wer Christum sucht, den suche Du auch, wer von Ihm Nichts will, den behandle freundlich, ohne Dich tiefer, als es die Pflicht der allgemeinen Liebe gebietet, mit ihm einzulassen. Der Heiland macht es ja auch so, und es muß ein Unterschied sein zwischen denen, die Ihm dienen, und denjenigen, die dieses nicht thun. Der HErr segne Dich, daß Du gesegnet seiest ewiglich und helfe Dir in allem nach Seinem Herzen.

Dein getreuer Vater.

Rasch flogen die Jahre dahin, und die Zeiten kamen, in welchen der Vater — im Verein mit der Mutter — drei seiner Söhne auch auf die Hochschule nach Tübingen, in seine alte Geburtsstadt begleitete, wo sie unter der Leitung trefflicher Lehrer, die mit dem Vollendeten zum Theil persönlich befreundet waren und im Umgang mit treugesinnten Freunden dem Studium der Theologie oblagen. Von Anfang an hatte der Vollendete den Grundsatz gehabt, die Wahl des Berufs seinen Söhnen völlig freizustellen und sie namentlich in keiner Weise zur Ergreifung des geistlichen Berufs zu nöthigen. Um so mehr aber freute er sich, daß dieselben sämmtlich sich zu dem nämlichen hingezogen fühlten, welchen er selber erwählt hatte und auf Grund langjähriger Erfahrungen als den schönsten und segensreichsten bezeichnete. — Auch während ihres Aufenthalts in Tübingen suchte der Vater seine Söhne, soweit es ihm möglich war, zu überwachen, und wenn er auch weit davon entfernt war, sie in den Jahren ihrer Jugend in enge Grenzen zu bannen und ihnen die berechtigten Freuden dieses Alters zu verkümmern, so unterließ er es daneben doch niemals, sie mit väterlichem Ernst vor dem so nahe liegenden Mißbrauch der Freiheit, vor der Vergeudung der kostbaren, unwiederbringlichen Vorbereitungszeit, überhaupt vor allem Ausschreiten und jeglichem verkehrten Schritt zu warnen. Oft waren es nur wenige Worte der Ermahnung, mit denen er sie aus den Ferien entließ. Besonders häufig schärfte er ihnen das Wort des Apostels ein: „Hasset das Arge, hanget dem Guten an"! (Röm. 12, 9.) und das Wort Zinzendorfs: „Seid

gerade, so gerathet ihr!" Und wenn er seinen väterlichen Ermahnungen und Geboten einen Nachdruck geben wollte und eine pünktliche Befolgung derselben verlangte, konnte er sich mehr als einmal auf jene Frage Gottes beim Propheten berufen: „Bin ich ein Vater, wo ist meine Ehre?" (Mal. 1, 6.)

Freundliche Lichtblicke waren und blieben es stets für den Vollendeten und seine Familie, wann je und je theure Freunde von nah oder fern im häuslichen Kreise sich einfanden. Da wurde bald ein altes Liebesband fester geknüpft, bald eine neue, werthvolle Bekanntschaft mit Männern der verschiedensten Lebensstellung geschlossen. Reich an Freuden des Wiedersehens war besonders die Zeit der beiden in Stuttgart gehaltenen Kirchentage (im Herbst 1850 und 1857), in welcher der Entschlafene manchen alten Freund begrüßen durfte und namentlich auch einzelne Genossen des Freundeskreises, mit welchem er einen fortgehenden brieflichen Verkehr unterhielt. Doch führten auch ohne solche besondere Veranlassung die Sommer- und Herbstmonate gar manchen in- oder ausländischen Reisenden durch unsre Stadt, welcher auch die still und freundlich gelegene Wohnung des Vollendeten nicht vergaß. Waren unter den Besuchenden, was nicht selten geschah, Solche, welche aus fernen Ländern herkamen, sei es als Boten des Evangeliums oder als Künstler oder als Naturforscher, so wußte er die Gelegenheit trefflich zu nützen, um seine Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten des Wissens zu bereichern. Während er selbst öfters in scherzender Weise seinen Kindern, wenn dieselben ihn durch Fragen ermüdeten, das Wort entgegen zu halten pflegte: „Mein erst Gesetz ist in der Welt, die Frager zu vermeiden," so ließ er dagegen sich selbst es nicht nehmen, seine Gäste über alle möglichen wissenswerthen Dinge unermüdlich auszufragen. Konnten dieselben etwas länger verweilen, so widmete er ihnen am liebsten die Mittagsstunden; sorgfältig hielt er darüber, daß ihm der Vormittag zur nöthigen Arbeit blieb, und nur seltene Ausnahmen waren es, wenn er die Feder niederlegte, ehe die Zeit zum Mittagessen herbeigekommen war. Bis dahin wurden die Freunde meist auf

den Familienkreis verwiesen. War die Arbeit aber vollendet, dann widmete sich der Hausvater in seiner ganzen Liebenswürdigkeit den Gästen und dem Kreis der Seinigen. Mancher theure Freund wird sich vielleicht noch solcher traulichen Stunden erinnern, in welchen der Entschlafene sich mit ihm in Gesprächen ergieng, welche bald mit dem heitersten Humor gewürzt waren, bald in würdig ernster Weise wichtige Lebenserfahrungen oder Zeitfragen behandelten. Da war dem Vater keine Ermattung anzusehen und die Frische der Unterhaltung, die Lebendigkeit seiner Bewegungen ließ nicht ahnen, daß demselben die Stunden des Vormittags oft unter anstrengender Arbeit verflossen waren. — Der liebliche Garten, welcher einen Theil des Pfarrhauses umgab, war auch der Ort, an dem er mit den Gästen zuweilen in den Nachmittagsstunden verweilte. Sein Geist, der sich in die Herrlichkeiten der Natur im Großen und Ganzen so gerne vertiefte, erfreute sich am Einzelnen und Kleinen nicht weniger, und die blühende Rosenhecke seines Gartens, die duftenden Syringengebüsche, die hohen, dichtbelaubten Bäume, der muntere Gesang der Vögel entzückten ihn so, daß er wohl auch Andere zur Bewunderung und zum Lob Gottes aufrief. Er betrachtete es überhaupt als ein dankenswerthes Geschenk seines Gottes, daß ihm ein so schöner Wohnsitz beschieden war. Der Blick auf die nahen Hügel, welche im ersten Morgenlicht eben so reizend anzusehen waren als bei abendlicher Beleuchtung, gewährte dem Herzen und Auge stets wiederkehrende Genüsse, und besonders wann der Frühling seinen Einzug in unsrem Thal hielt, schaute man in ein wahres Blüthenmeer hinaus.

Vom Jahr 1850 an machte er seine kleineren Ausflüge wie die größeren, durch seine oft angegriffene Gesundheit gebotenen Erholungsreisen in Begleitung seiner treuverbundenen Gattin. So lange die edle Frau Herzogin Henriette in Kirchheim noch lebte, folgte er alljährlich ein- bis zweimal ihrer gütigen Einladung. In dem schönen Schlosse, wo neben Allem, was das Leben lieblich und angenehm machte, eine wohlthuende Einfachheit und ein ächter Christensinn waltete, einige Tage zuzubringen, war für ihn eine der süßesten

Erholungen. Selten entließ ihn seine hohe mütterliche Freundin, ohne ihn zuvor veranlaßt zu haben, eine Bibelstunde im Schlosse zu halten. In dieser saß sie jedesmal ganz schlicht im Kreise der übrigen Schloßbewohner und lauschte mit inniger Theilnahme auf die warmen Worte des Redners.

Einer der hellsten Lichtpunkte im Leben des Vollendeten war jene vierwöchige Reise, die er im Juli 1851 nach Oberitalien, dem Land seiner Sehnsucht, gemeinsam mit seiner Gattin machte. In hohen Wogen gieng seine Begeisterung, als er nun endlich die Reize und Schönheiten des Südens, besonders auch der in ihrem Verfall noch prächtigen Lagunenstadt Venedig mit eigenen Augen schauen durfte. Auf der Reise selbst entquoll seiner Seele kein einziges Gedicht. Wohl aber hat er nach seiner Heimkehr die Anschauungen und Eindrücke, welche der sonnige, tiefblaue Himmel, das gewaltige Alpenrund, das üppige Land und das wogende Meer in seiner Seele zurückgelassen hatten, in verschiedenen Gedichten niedergelegt, welche er theils schon in der „Auswahl“ (1854), theils in den „Herbstblüthen“ (1859) veröffentlichte. In dem Gedicht: „Höhe von Italien“ (Herbstbl. S. 85 ff.) ruft er aus:

Italien! Ich sah nur einen Streif
Von deiner Schönheit; dennoch liegen reif
Viel Psalmen mir in dieser stillen Brust,
Drein du gegossen süße Liebeslust.
Fern bleibe mir, was Menschen hier gethan, —
Zu Gott nur blick' anbetend ich hinan.

Die zuletzt genannte Reise hat der Vollendete auch in Prosa eingehender geschildert. Ein Bruchstück dieser Schilderung, welches bis zu seiner Ankunft in Venedig reicht, hat er noch im letzten Jahrgang der Christoterpe (1853, S. 268 bis 305) mitgetheilt. In demselben sagt er unter Anderem: „Manche südliche Länder prangen mit unausforschlichen Reizen, keins aber kann sich hierin mit Italien vergleichen. . . . Nirgends lächelt die ewig junge Natur wehmüthiger über den Ruinen der Menschheit als auf diesen Bergen und Gefilden, welche man sich, ohne sie gesehen zu haben, mit ihrem dunkel-

klaren, darüber hingespannten Himmelblau nicht vorstellen kann. . . . Was uns an diesem Land so wundersam anzieht, ist jenes heilige Stillleben der Natur im Bunde mit längst verschwundenen Geistern — ein Gefühl, das Niemand schöner ausgedrückt hat als Göthe in seinem herrlichsten Liede: „Kennst du das Land?" Und an einer andern Stelle, als der Reisende plötzlich hinter dem Dorf Volargue die lombardische Ebene vor sich liegen sieht: „Welch eine Wunderschau! Ich rief einmal um's andere: O ja, das ist Italien, das ist wirklich das Land der Sehnsucht! Dieser Erstlingsblick ist ein Triumph der höchsten Poesie. . . . Wie hehr und still selig ist hier Alles ringsum! Das Freudengezeter der Cicaden erfüllt wie ein millionenfacher wortloser Psalm die Lüfte; die sanft bewegten Maulbeerbäume glänzen in langen Linien überall hin, und Alles athmet in einem südlichen Sonnelement, das sogar der Luft einen brünstigen, würzigen Geruch verleiht. . . . Viel süßes Licht mit wenig Schatten ist das Bild dieser vortrefflichen, für den Deutschen so fremdartig reizenden Gegend." *)

In seinem späteren Leben berührte der Vollendete noch zweimal, in den Jahren 1852 und 1855, die Schweiz. Im letztgenannten Jahr besuchte er in Hirzel, einem hochgelegenen Dorf bei Zürich, seine verehrte Freundin Meta Heußer und erhielt von ihr auf längeres Bitten und Zureden die Erlaubniß, ihre Gedichte in einem besonderen Bändchen herauszugeben. Seine Reise gieng damals bis Luzern. Auf dem Dampfschiff, auf dem er in diese herrlich gelegene Stadt fuhr, hatte er die Freude, mit Ludwig Uhland zusammenzutreffen, mit welchem er in trauten Gesprächen auf dem Verdeck sich ergieng.**) In Luzern war Uhland der freundliche Cicerone der kleinen Gesellschaft, die er als kundiger Reisender auf alle Sehenswürdigkeiten aufmerksam machte.

Noch zweimal, in den Jahren 1853 und 1855, gelang

---

*) Christoterpe 1853, S. 269 und 297 ff.

**) Vergl. das Gedicht: „Ueber'm Vierwaldstätter See" in den „Herbstblüthen," S. 76 ff.

es dem Vollendeten, seine alte Jugendheimath Alpirsbach zu besuchen, wo er von seinen Mitbürgern freundlich empfangen wurde. Er hatte nämlich in diesem Städtchen sich und seiner Familie das Bürgerrecht erworben. Mit warmer Theilnahme nahm er sich der dortigen Armen und Kranken an, die er fast in jedem Jahr mit Liebesgaben bedachte.

Am häufigsten aber zog es den Vollendeten nach Baiern, vor Allem in das nahe an der österreichischen Grenze, am gleichnamigen See reizend gelegene Tegernsee. In den Jahren 1858, 59, 61 und 62 genoß er daselbst mehrere Wochen lang die Freuden eines ländlichen Stilllebens. Die idyllischen und majestätischen Elemente dieser Gegend zogen ihn gleichmäßig an, und nach jedem Besuch war es ihm, als hätte er diesen Ort nur noch lieber gewonnen. Mehr als einmal konnte er sagen, daß er hier ganze Jahre verbringen möchte. Schon nach seinem ersten Aufenthalt daselbst hat er seiner Begeisterung in einer Reihe von Gedichten Worte geliehen. Eines derselben findet sich in seinen Herbstblüthen unter dem Titel: „Tegernsee“ (S. 70 f). Die Individualität der ganzen Oertlichkeit schildert er in folgenden Strophen:

Lieblich in dir abgeschlossen,
  Um den blauen See gereiht,
  Der in stiller Herrlichkeit
Am Gestade hingegossen; —
Waldgebirge, grüne Kulmen,
  Die da flüstern himmelan, —
Ahornwipfel, Riesenulmen
  Spiegelnd im krystall'nen Plan
Frühlingsheiter, ohne Weh:
Ja, das bist du, Tegernsee!

Werd' ich jemals dein vergessen, —
  Deines Wellenthales Glanz,
  Deiner Alpen Rosenkranz,
Noch, wo friedsam wir gesessen
In den prächt'gen Bergeshainen,
  Wo der Sonne Goldgespann
Hoch vom Himmel her, dem reinen,
  Kaum durch Waldnacht blitzen kann,

Daß ein Lied darin ersteh'? —
Nie vergeß ich Tegernsee! —

Im Jahr 1860 fanden es die Aerzte für gut, ihm eine Kur in Kissingen (in Unterfranken) anzurathen, wo er das Wasser des Rakozzibrunnens trinken sollte. Für seine Gesundheit trug ihm der Aufenthalt daselbst nicht viel aus. Auch hatte für ihn die dortige Gegend wenig Anziehendes. Ein desto reicherer Genuß wurde aber seinem Geist und Herzen im Umgang mit verschiedenen Kurgästen zu Theil. Unter ihnen befanden sich außer vielen Amtsbrüdern aus dem Norden, mit denen er sich zum Theil innig befreundete, der berühmte Reisende, Geheimerath Martius aus München, der von den Palmenwäldern Brasiliens und überhaupt von der Natur Südamerika's Vieles zu erzählen wußte, sodann der treffliche Hymnologe, Oberappellationsgerichtsrath Dr. Glück aus München, der † Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung, Gustav Kolb und der bekannte, im Jahr 1863 gestorbene Graf Karl von Giech. Dieser gewann den Vollendeten besonders lieb und lud ihn ein, eine nach der Kurzeit ihm gebotene Erholung auf seinem Schloß Thurnau bei Kulmbach in Oberfranken zuzubringen. Vierzehn glückliche Tage verlebte der Vollendete im Kreise der liebenswürdigen Familie seines Freundes. Namentlich aber erregten die verschiedenen wohlgeordneten und reichhaltigen Sammlungen desselben sein höchstes Interesse, die großen Bibliotheksäle, die Waffen, Rüstungen, antike und moderne Gefässe, Münzen, Wappen, sowie andere Kostbarkeiten und Reliquien. Am meisten zog ihn das sorgfältig aufbewahrte Familienarchiv des Grafen an. Stundenlang saß er mit diesem in einem oberen kleinen, ganz alterthümlich ausgestatteten Thurmstübchen, und wenn hier sein Gastfreund alte Tagebücher, Korrespondenzen und andere werthvolle Skripturen vor ihm ausbreitete, konnte der Vollendete entzückt ausrufen: „Mein theurer Herr Graf! es ist mir nicht anders, als machten sie mir ein Fenster auf und ließen mich ein paar Jahrhunderte in die alte ehrwürdige Vorzeit zurückschauen!" Nach solchen Stunden hatte dann ein Gang durch den prächtigen Park, durch die schöne, mehrfach besungene 100jährige Lindenallee etwas besonders Erfrischendes.

Besondere Freude bereitete es dem Vollendeten seinen Gastfreunden auch im Hause Gottes und in der Familie mit dem Worte Gottes zu dienen.

Eine Frucht seines Aufenthalts im Giech'schen Hause war das ein Jahr nachher von ihm herausgegebene Büchlein: „Oesterreichische Exulantenlieder evangelischer Christen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Mit geschichtlichem Vorwort und einem Anhang ähnlicher Lieder, herausgegeben von Albert Knapp." (Stuttgart bei Steinkopf.) In seinem energischen, auf Gottes Wort trutzenden Vorwort weist der Herausgeber hin auf die Drangsale, welche die Protestanten in Oesterreich auszustehen hatten zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs, und wie die unglückselige Politik das Land seiner besten Männer und Familien beraubte. Viele Grafen und Herren verließen damals die Heimath als Zeugen der lutherischen Kirche, ließen sich besonders zahlreich in der Reichsstadt Nürnberg nieder und verbanden sich nachgehends zum großen Theil mit fränkischen und adeligen Geschlechtern. Auch das Geschlecht Giech stammt mütterlicherseits mehrfach von jenen vertriebenen Ritterfamilien. In der genannten Drangsalszeit entstanden jene Exulantenlieder, welche der Vollendete im Giech'schen Archiv vorfand und zu deren Herausgabe er sich seinem verehrten Freund auf's Bereitwilligste erbot. Es sind Geistesreliquien jener alten Zeit, Glaubensdenkmale ritterlicher Seelen, welche sich der schönen Schmach Christi nicht geschämt haben, Lieder voller Glaubensmuth und Festigkeit, voll edler Verachtung des irdischen Tandes und doch mit einer das Vaterland herzlich liebenden Seele empfunden, Ausführungen von Luthers Zeilen: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, Laß fahren dahin, Sie haben's kein Gewinn, Das Reich muß uns doch bleiben!"

Im Jahr 1861 schloß sich an den Aufenthalt des Vollendeten in Tegernsee noch eine vierzehntägige Reise nach Braunschweig, in die Heimath seiner Gattin. Es war ihm interessant, auf derselben auch einige nördliche Gegenden seines deutschen Vaterlands kennen zu lernen, und er sprach öfters sein Wohlgefallen über den Anstand und die feinere äußere Gesittung der Bewohner derselben aus. In den

Kreisen seiner Verwandten war er bald völlig einheimisch, und diese hinwiederum gewann sein sprudelnder Geist, seine lebendige Unterhaltung und die Offenheit und Lauterkeit seines Herzens. Es war nicht anders, als wäre er schon längst zuvor der vertrauteste Freund in diesen Kreisen gewesen.

Das zuletzt Angeführte hat zur Genüge dargethan, daß dem Vollendeten auch für die späteren Stationen seines Lebens noch manche Freuden und Erquickungen von Seiten Gottes aufbehalten und zugedacht waren. „Zu Haus und auf den Reisen" durfte er Gottes Freundlichkeit schmecken und seine Treue und Barmherzigkeit reichlich erfahren. Aber wie in der früheren Zeit des Vollendeten das Leid mit der Freude immer wieder abgewechselt hatte, so fiel auch später mancher bittere Tropfen in den Becher seiner Freude. Was er hundert Andern an Krankenlagern, Todtenbetten, Särgen und Gräbern vorhielt, das mußte er selber immer wieder auf's Neue lernen, daß Gott wie im Geben, so auch im Nehmen die Liebe bleibt. — Schon bei der Schilderung seiner seelsorgerlichen Thätigkeit wurden einzelne Todesfälle berührt, durch welche zu seinem Schmerz der Kreis derer, die näher mit ihm verbunden waren, gelichtet wurde. So oft Einer aus der Zahl seiner väterlichen und brüderlichen Freunde wegstarb, fühlte er sich um ein gut Theil ärmer und bekam jedesmal von dem irdischen Pilger- und Fremdlingsstand einen verstärkten Eindruck. Tief zu Herzen gieng ihm besonders der im Juni 1856 erfolgte Tod seines „ersten und theuersten Lehrers Handel" in Stammheim, dem er in einem am Abend seines Beerdigungstages gedichteten Lied *) nachrief:

Ach, mein geistlich-trauter Vater,
Liebster, ältester Berather!
Wuchs mir eine Blume je,
Nun so pflück' ich allerwegen
Sie vom Stengel, sie zu legen
Auf dein Grab voll Liebesweh.

*) Vergl. Herbstblüthen, S. 434 ff.

Ebenso nahe gieng ihm der Heimgang der Frau Herzogin Henriette von Kirchheim am 2. Januar 1857. Er widmete ihr einen längeren poetischen Nachruf, der besonders gedruckt wurde, und rief ihr mit tausend Andern das dankbare Segenswort nach: „Die Liebe höret nimmer auf!“ Im Jahr 1860 schloßen zwei dem Vollendeten innig verbundene Greise ihre Augen, zuerst G. H. Schubert am 1. Juli und am 16. August Professor Dr. Schrader in Tübingen, welchen der Vollendete schon im Jahr 1811 kennen und lieben gelernt hatte. Im Jahr 1862 starben nach einander in rascher Folge drei seiner näheren Freunde, am 8. März Dekan Kling in Marbach, am 1. Aug. Stadtdekan Mehl in Stuttgart und am 12. November Dr. Barth in Calw. Alle diese Todesfälle mahnten auch ihn an sein eigenes letztes Stündlein und lenkten seinen Blick immer mehr zur oberen Heimath.

Letzteres war um so mehr der Fall, da der Tod, welcher eine Zeit lang dem Hause des Vollendeten fern geblieben war, sich aus derselben auch wieder seine Opfer holte. Am 25. August 1856 schwebte seine geliebte Gattin in Folge einer schweren Entbindung in großer Todesgefahr. Auch sollte das Söhnlein, das auf seinem Angesicht die Züge des Vaters und der Mutter in lieblicher Weise vereinigte, nur für's ewige Leben geboren werden; seine Augen blieben für dieses Erdenleben geschlossen; er gab der Gattin damals den folgenden Vers:

Dein holdes Kind, das du gebarst,
Hat Er zu sich genommen,
Und ehe du recht Mutter warst,
Ist Leid auf dich gekommen.
Dein Röslein hat Er früh gepflückt
Von seinem zarten Stengel, —
Doch wirst du's drüben einst entzückt
Empfah'n im Kreis der Engel.

Aber bei allem Schmerz, der den Vollendeten darüber erfüllte, stand ihm doch die Rettung der theuern Mutter und der Dank für dieselbe im Vordergrund. — Hatte ihn so die Hand Gottes

dießmal nur mit Maßen gezüchtigt, so lag sie um so gewaltiger auf ihm schon im folgenden Jahre. Sein geliebter Sohn Paul hatte bereits mit redlichem Ernst und Eifer ein Jahr lang in Tübingen sich seinen theologischen Studien gewidmet und berechtigte namentlich durch den Gang seiner inneren Entwicklung zu den lieblichsten Hoffnungen. Anscheinend gesund kam er im Jahr 1857 in die Herbstferien. Da begann er auf einmal zu kränkeln, und zu einem Schleimfieber, das drei Wochen lang im Geheimen an seiner Kraft gezehrt hatte, gesellte sich rasch das Nervenfieber, das vollends im Sturm dem jungen Leben ein Ende machte. Es war ein schweres Opfer, welches der verborgene Gott dem alternden Vater abverlangte. Ja ein scharfes Schwert gieng durch die Seele desselben, als er am 8. Oktober seinen Liebling sterben und zwei Tage nachher seine entseelte Hülle der Erde übergeben sah. Bald nach seinem Heimgang setzte er dem Sohne ein Denkmal der Liebe in dem kleinen Schriftchen: *) „Lebensbild eines Jünglings. Zum Andenken an Paul Stephan Knapp, theol. Stud." Dasselbe enthält nächst den Grabreden und Gebeten und einigen anderweitigen Dichtungen des Vaters und Sohnes eine von dem Ersteren ganz schmucklos gezeichnete Lebensskizze des Entschlafenen, vor Allem aber einen Cyklus von 34 „Liedern der Sehnsucht." „Diese sind," um mit Karl Gerok zu reden, **) „wie mit dem väterlichen Herzblut geschrieben und zeigen in der rührendsten Mischung und immer schöneren Versöhnung den tiefen Schmerz der Natur und den starken Trost des Glaubens. Jeder Vers in diesen Liedern ist empfunden, erlebt, individuell, und während die ringende Seele das eine Mal mit dem Adlerflug siegreicher Hoffnung sich aufschwingt über Tod und Grab, läßt sie sich dann wieder wie eine klagende Turteltaube auf dem Grabhügel des Entschlafenen oder auf dem Gesimse seines verödeten Studentenzimmers nieder, bei dessen Anblick der Vater bezeugt:

---

*) Es erschien in Stuttgart bei J. F. Steinkopf 1858.

**) Vergl. württ. Kirchen- und Schulblatt 1861, Nr. 12.

Wie fand ich deinen Haushalt eingerichtet,
So treu besorgt, tief innerlich gelichtet,
Ein jedes Blättchen just am rechten Orte! —
Da sprach zu uns dein Wesen ohne Worte.

Kein Groschen war leichtsinnig hingeschätzet,
Kein Pfennig auf Schuldrechnung dir gesetzet,
Frei sankst und ehrlich du in Gottes Hände, —
Nur deinen Sarg bezahlt' ich dir am Ende. —

Später reihte der Vollendete diese „Lieder der Sehnsucht" mit neuen Nummern seinen „Herbstblüthen" ein. Wer ihm etwa einen Vorhalt über die große Zahl derselben machen wollte, dem erwidert er kurz und einfach (Herbstbl. S. 346):

Friedsam traur' ich um mein Kind; —
Weißst du, was die Lieder sind? —
Thränen sanften Liebesmuths,
Väterliche Tropfen Bluts.

Jedem sing' ich trauernd vor,
Der ein edles Kind verlor;
Seine Seele Schritt vor Schritt
Fühlt die Liebesklage mit.

Und in einem andern Lied sagt er (Herbstbl. S. 315):

Die Lieb ist Poesie;
Drum sterben beide nie, —
Drum athmet ob den Grüften
Die Blum' in Frühlingslüften, —
Drum tönt die Liebesgabe
Am reinsten über'm Grabe.

Allein der Glaube an Christum machte den Vater nicht blos geduldig in der Trübsal, sondern auch fröhlich in Hoffnung (Ebendas. S. 342):

Auf Kräfte nicht und nicht auf Stoffe,
Die blindlings durcheinander geh'n, —
Auf dieses nicht, mein Sohn; ich hoffe
Auf Christum und das Aufersteh'n,
Auf jenen Geist, der leise hauchend
Sein Lebensnetz um's Chaos wob,

Bis aus den Nachtgewässern tauchend
Sich blühend eine Welt erhob.

Es ist außer allem Zweifel, daß der Tod des Erstlingssohnes der Gesundheit des Vollendeten einen nie mehr ganz verwundenen Stoß gegeben hat. Vor Allem aber war seinem Vaterherzen eine tiefe Wunde geschlagen worden, die, wenn sie auch vernarbte, doch immer wieder aufbrach, und nur durch die Hand des HErrn geheilt werden konnte, der, wenn Er die Seinen zerrissen hat, sie auch wieder heilen, wenn Er sie geschlagen, auch wieder verbinden kann.

Zwei Jahre nach dem Verlust des Sohnes wurde der Vollendete abermals in Trauer versetzt. Am 19. Juni 1859 starb sein jüngerer Bruder Hermann, der zuletzt Direktor des Studienraths gewesen war, nach langen und schweren Herzleiden. Mehrere Tage zuvor hatte der Vollendete an seinen Freund Schubert geschrieben: Ich lebe mit den Meinigen gegenwärtig in schwerer Sorge um meinen hiesigen Bruder, der an einem unheilbaren Herzleiden dahinwelkt, so daß er seit zehn bis zwölf Wochen in kein Bett mehr kommen konnte und beinahe die ganze Nacht an asthmatischen Beklemmungen im Zimmer auf- und abgehen muß. Er trägt dieses Kreuz mit heldenhafter Geduld, und reift unter stillem, glaubigem Aufblick zu seinem Heiland der Ewigkeit entgegen. Wie schwer wird mir der Heimgang dieses hochbegabten, redlichen Bruders fallen! Außer ihm habe ich von sieben lieben Geschwistern nur noch einen einzigen Bruder, den Pfarrer in Neckarthailfingen.

Und nachdem der schwer heimgesuchte Bruder endlich von seinen langen Leiden erlöst worden war, schrieb der Vollendete an den Herausgeber: Der treue Onkel starb voll Beugung und heldenmüthiger, in den Willen Gottes und Jesu Christi hingegebener Geduld, wobei ihm kein ungeduldiges Wort entschlüpfte und wobei er viel betete. Heute Nachmittag (am 19. Juni) sah ich seine verblichene Hülle; sie lag ungemein friedsam, ehrwürdig und wie der Leib und das Angesicht eines freundlichen Heerführers da.

Kurz vor seinem eigenen Heimgang mußte der Vollendete noch den Schmerz erleben, seinen geliebten Bruder Eduard (in Neckarthailfingen) zum dritten Mal verwittwet zu sehen.

Seine treue Gattin (Louise Geiger), eine Schwester ihrer Vorgängerin in der Ehe, starb am 14. Dezember 1863 und ließ ihrem Mann mehrere unmündige Kinder zurück. Der Tag ihres Begräbnisses, der 17., war zugleich der Geburtstag ihres Gatten. Diesem war es aber selbst im tiefsten Leid durch die Gnade Gottes möglich gemacht, an der Treue Dessen festzuhalten, der, ob auch Berge weichen und Hügel hinfallen, Seine Gnade von denen, die nach ihr begehren, nicht weichen und den Bund Seines Friedens nicht hinfallen läßt. — Der Vollendete konnte der Leichenfeier nicht persönlich anwohnen; im Geist jedoch stand er dem weinenden Bruder treulich zur Seite, und eines seiner Worte, das er schon vor vielen Jahren in einem längeren, vielgelesenen Gedicht *) ausgesprochen hatte, war demselben in seiner Trauer neben Anderem eine Quelle reichen Trostes:

Antwort sind ja süße Ewigkeiten
Auf die Frage bittrer Zeiten.

---

*) Vergl. das Gedicht: „Euphrasia“ in der „Auswahl,“ S. 577 ff.

9.

Die letzte Krankheit und Heimgang.

Während so der Kreis der Angehörigen und Freunde des Vollendeten in steigendem Maße sich lichtete, traten auch an ihn selber die Gedanken an die Nähe seines Scheidens aus dieser Welt immer ernstlicher heran. Bis in sein 60. Lebensjahr hatte er sich im Ganzen einer guten und dauerhaften Gesundheit zu erfreuen gehabt, und wenn auch innerhalb dieses Zeitraums die Krankheiten ihm nicht völlig fremd blieben, so waren sie jedenfalls nur vereinzelt und vorübergehend. Daß er über ein reiches Maß körperlicher Kraft gebieten konnte, das bewies sattsam seine unausgesetzte Thätigkeit, die ihn vor seinem Eintritt in das 60. Jahr nur selten ermüden konnte. Mit diesem aber trat er in den Herbst seines Lebens ein und die rauhen und kalten Stürme desselben mahnten ihn daran, daß auch für ihn die Tage gekommen seien, von denen wir sprechen: „Sie gefallen uns nicht!“ Er konnte und wollte sich nicht verbergen, daß sein Leben vielfach gefährdet und mehr als je zuvor vom Tod umfangen sei, daß er darum „zwischen Himmelsluft und Grab seine Seele vor Gott stets in den Händen zu tragen habe.“ *) Zwei Tage vor seinem 61. Geburtstag (am 23. Juli 1858) schrieb er in einem Brief an den Herausgeber:

Es ist ein gar ernstes Decennium, in das ich nach zahllosen Erweisungen der Gnade Gottes jetzt eintrete. Wie Vieles

*) Vergl. das Gedicht: „Wie nahe!“ in den „Herbstblüthen,“ S. 107 ff.

demüthigt, wie Vieles erhebt mich bei diesem Gefühl! Meine Bitte aber bleibt vor Christo, meinem König und Heiland, nur diese: „Was ich gelebt, o HErr, das decke zu; was ich noch leben soll, regiere Du!" — Der Gedanke an einen nicht allzufernen Abschied von dieser Welt tritt mir nun immer näher, und ich flehe zu dem HErrn, daß mich Sein heiliger Heimruf, komme er nun später oder schleuniger, bereit, — ja wachend, betend und in seine allein giltige Gerechtigkeit gehüllt erfinden wolle. — Wir wollen nur Jesu angehören, der für uns gestorben und auferstanden ist. Das gebe Er uns in Gnaden zum ewigen Erbtheil!

Eine Ohnmacht, die ihn wenige Monate nachher, am 1. Advent, befiel, während er beim heil. Abendmahl administrirte, hatte gottlob keine weiteren nachtheiligen Folgen. Den Seinigen diente es zur Beruhigung, daß die Affektion nicht vom Kopf, sondern vom Magen ausgegangen war und keinen schlagähnlichen Charakter trug. Den Vollendeten aber begleitete seit jenem Anfall eine ganz eigenthümliche Beklommenheit auf seine Kanzel, welche sich namentlich gegen den Schluß der Predigten hin auch einzelnen Zuhörern bemerklich machte. So leicht ihm das Ausarbeiten derselben wurde, so sehr griff ihn jetzt das Halten derselben an und besonders das längere Stehen wurde ihm sehr beschwerlich. Die treue Unterstützung, die ihm von Seiten seiner beiden Kollegen zu Theil wurde, gab ihm zwar immer wieder Zeit, sich zu erholen und aufzuraffen; auch die Reisen im Sommer, sowie kleinere Ausflüge trugen nicht wenig dazu bei, seine sinkenden Kräfte für einige Zeit zu heben. Im Grunde freilich spürte er keine wesentliche und nachhaltige Besserung, und die alten Uebel, die mit seinem immer mehr sich ausbildenden Herzleiden in unmittelbarem oder doch mittelbarem Zusammenhang standen, kehrten, wenn sie auch eine Zeit lang den ärztlichen Mitteln gewichen waren, nach kurzen Zwischenräumen doch immer wieder. Seinen Cirkularbrief vom 12. Juni 1861 beginnt er mit folgenden Worten: Seit mehr als 6 Wochen sitze ich in Folge eines heftigen Grippeanfalls krank und vom Amt ganz ausgespannt zu Hause, in den drei letzten Wochen durch die zäheste, peinlichste Schlaflosigkeit so tief wie noch nie im Leben heruntergebracht, einmal 7 Tage lang schlaf-

los und in Folge dessen zum Umblasen schwach, und erst seit wenigen Tagen beginnt mich die Gnade des HErrn langsam wieder aufzurichten. Das war eine herbe Lektion, so zum alten Eisen geworfen und zum passiven Nichtsthun verurtheilt zu sein, eine Vernichtigung, die mich ohne den Glaubensblick auf das ewige Erbarmen Jesu fast zur Verzweiflung gebracht hätte. Dabei that mir die getreue Liebe der Meinigen und die hingebende Theilnahme meiner Kollegen sehr wohl, und da ich in gesunden Tagen nicht leicht eine kirchliche Funktion abgegeben, so durfte ich mich auch bisher der herzlichen Mitempfindung meiner lieben Gemeinde getrösten, die es wohl begriff, wie ich eben beim besten Willen ihr vorerst nicht zu dienen vermöge. Gegen das Ende des Briefes sagt er: Je länger, desto mehr empfinde ich die Spuren des herannahenden Alters. Wie nahe liegt mir der Gedanke an die Möglichkeit eines baldigen Abrufs und der hohe, heilige Ernst, der mir gebietet, mit reinem hochzeitlichem Kleid und einem brennenden Lichte des HErrn gewärtig zu sein! Es ist bereits viel an mir verwittert und bei unsrer vorgestrigen Promotionszusammenkunft*), wo wir von 46 Compromotionalen bereits 26 Gestorbene zählten, wurde es uns sehr eindrücklich gemacht, wie weit wir 63jährige Leute schon längst die Mittagshöhe des Lebens überschritten haben. Auch fühlte ich tief, wie ein Mensch nur im Segen und mit Ehren alt wird, wenn er in Jesu das neue Leben führt. Denn außer Ihm bleiben wir doch eigentlich nur alte Buben, trockene, geistlose Philister, und Nichts, als die wahre Gemeinschaft mit dem Heiland erhält uns in grünender geistiger Jugend.

Im Herbst jenes Jahres durfte sein ältester Sohn Joseph, der Schreiber dieser Zeilen, welcher soeben seine theologischen Studien in Tübingen beendigt hatte, als Vicar bei dem geliebten Vater eintreten. Schon längst war es diesem eine freundliche Aussicht gewesen, einen eigenen Sohn als Gehilfen im Amt in seiner nächsten Nähe haben zu dürfen. Noch mehr aber freute sich dieser, dem müden, alternden Vater, der ihm von Jugend auf ein großes Maß von Liebe

*) Zu einer früheren, die am 29. Sept. 1853 stattfand, hatte er das Lied gedichtet, welches in den Herbstbl. S. 426 ff. abgedruckt ist.

und Treue erwiesen und wie durch seine Schriften und mündlichen Zeugnisse, so besonders auch durch seine ganze Persönlichkeit einen tiefen, jedoch freithätigen Einfluß auf seine geistige und geistliche Entwicklung ausgeübt hatte, wenn auch mit schwacher Kraft, so doch mit warmem Herzen zur Seite stehen und Handreichung thun zu dürfen. Bis zum Tod des Vaters war es ihm vergönnt, diesen in seinem Amt und bei seinen Privatarbeiten zu unterstützen. Das seltene Glück ward ihm zu Theil, nach Verfluß der Jugendjahre längere Zeit wieder die Luft des Elternhauses zu athmen, namentlich mit dem theuern, dem Geiste nach ungeschwächt gebliebenen Vater auf der letzten Station seines Lebens zu verkehren und von ihm die erste Anleitung zu gesegneter Führung des geistlichen Amts zu erhalten. Wie reich erschlossen sich ihm in jener Zeit die frischen Quellen des väterlichen Geistes und Gemüthes! Freilich trafen die Studien des Vaters und Sohnes nicht immer zusammen, indem der Letztere sich zuweilen in theologische Fragen vertiefen wollte, während es den Vater drängte, seine „Bilder der Vorwelt“ und andere geschichtliche Gemälde vor ihm auszubreiten. Aber dennoch wußte es der Sohn hoch anzuschlagen, wenn er den Vater auf seinen Wanderungen durch die Hallen der Geschichte begleiten und auch hier, wie in andern Sphären als Schüler von dem Lehrer lernen durfte. Namentlich aber war ihm die Zeit, in welcher der Vollendete im Ofen der Trübsal geläutert wurde und in der Hitze der Anfechtung für die selige Ewigkeit heranreifte, zu großem Gewinn und nachhaltigem Segen, und das Leiden desselben, das er in seinem geringen Theil mittragen durfte, band ihn nur um so fester an das liebende Herz des Vaters. — Was dieser einst dem erkrankten Sohn im Januar 1858 nach Tübingen geschrieben: „An Dir will ich mein Lieben, bis an mein Sterben üben,“ das ist zur Wahrheit geworden.

Anfangs theilte sich der Vollendete mit seinem Sohn in die Amtsgeschäfte. Dieser hatte darum im Jahr 1862, in welchem die Kräfte des Vaters wieder einigen Aufschwung nahmen, nur selten zu predigen, und unterstützte denselben damals vorherrschend bei den vielen Krankenbesuchen und

Leichen, sowie beim Konfirmandenunterricht. In dem Circularbrief vom 25. April 1862 gibt der Vollendete der Hoffnung Raum, daß er nun das Stufenjahr vielleicht glücklich überstanden habe. Doch sagt er an einer späteren Stelle desselben Schreibens: „Wenn ich auch bis jetzt im Geiste nicht Noth gelitten habe, so wird doch mein Leib bälder müde und die frühere Zähigkeit, womit ich vor 40 Jahren einmal in 8 Wochen 50 Mal zu predigen vermochte, hat bedeutend nachgelassen.“

Es währte auch nicht mehr lange, so mußte sich der Vollendete, namentlich in Folge häufiger Schlaflosigkeit, zu seinem tiefen Schmerz von allen strengeren Amtsgeschäften zurückziehen und jedem Gedanken, seine Predigtthätigkeit je einmal wieder aufnehmen zu können, völlig den Abschied geben. Am 15. Februar 1863, am ersten Sonntag der Passionszeit, da es auch bei ihm in das Leiden allmählig immer tiefer hinein gieng, hielt er seine letzte Predigt auf der ihm so theuren Leonhardskanzel. Charakteristisch für ihn ist der Anfang derselben: „Das Wort vom Kreuz Christi, d. h. von der ewigen, durch seinen Kreuzestod gestifteten Versöhnung der Sünder mit Gott und der daraus fließenden freien Gnade, sowie der dem Glauben dadurch erworbenen Gerechtigkeit bildet die leuchtende Centrallehre, den tiefsten Lebensmittelpunkt des neuen Testaments.“

Sein letzter Circularbrief ist vom 16. Juni 1863 datirt. In demselben spricht er sich eingehender über seine körperlichen Leiden aus, namentlich über die lange, peinliche Schlaflosigkeit. „Wie schwer mir,“ so lauten seine eigenen Worte, „so viele schlaflose Nächte geworden sind und was es mich innerlich gekostet, die schönen Gottesdienste des HErrn zu missen, auch mehrere schon begonnene Predigten stets wieder wegen neuer Schwächungen zurücklegen, überhaupt mein Amt unerfüllt lassen zu müssen, kann ich mit Worten nicht beschreiben. — — Wie unaussprechlich sehne ich mich, auch wieder einmal zu meiner Gemeinde reden zu dürfen, nachdem ich heute bereits vier Monate lang zum Pausiren verurtheilt bin und so viel Liebes an mir vorbeilassen muß, was ich mit Freuden thun möchte. Es geht mir zwar

seit einigen Tagen Gottlob schrittweise ein wenig besser; aber ich habe es nicht auf dem Brieflein, ob mich der HErr wiederum zulassen will. Einmal war ich vierzehn Tage fast ohne Schlaf und verbrachte meine Nächte beinahe ganz auf dem Sopha, weil ich vor innerer Aufregung keine Ruhe zu finden vermochte. Da gehört man dem Leben kaum noch hälftig an und denkt an den Friedhof, der für solcherlei Schäden, wie unser sel. Herzog Christoph sagte, der beste Doctor ist." Und am Schluß des Briefes sagt er im Blick auf seine Kinder, die er immer auf betendem Herzen trug: „In der Verbundenheit mit Jesu liegt die einzige Garantie für das Lebensglück derselben. Bei den gährenden Brandstoffen unsrer elenden Zeit ist nichts Aeußeres gesichert, und wenn Jesus nicht auf dem Thron der Majestät säße, müßte uns für unsere Nachkommen wohl fürchterlich bange sein. Aber die Gnade, die den Alten ihr Weh half übersteh'n, die wird auch sie erhalten, wenn sie zu Christo fleh'n. Darum bin ich ihretwegen getrost; mir, dem hinsiechenden Mann, geziemt nur, stets bereit und fertig dazustehen und so zu Ihm zu gehen, daß alle Stund und Tage mein Herz zu Ihm mich trage."

Und wirklich kam auch der Zeitpunkt immer näher, in welchem der HErr erschien, um seinen Diener von dieser Welt abzurufen und in die Ruhe der Ewigkeit einzuführen. Ein Sommeraufenthalt in Friedrichshafen that zwar dem Vollendeten noch so gute Dienste, daß er vollends das ganze Jahr hindurch die Wirkungen desselben zu genießen hatte. Ja, am Anfang des Jahres 1864 schien sich seine Kraft wieder entschieden heben zu wollen, so daß er noch einige Male Erbauungsstunden hielt. Aber mit dem Anfang des März brach der Sturm der Krankheit mit aller Macht über ihn herein. Athemnöthen und Bangigkeiten, die mit einer immer mehr sich ausbildenden Wassersucht zusammenhiengen und oft Tag und Nacht auf ihn drückten, brachten ihn an den äußersten Rand menschlicher Schwachheit, und die fortwährende, nur selten unterbrochene Schlaflosigkeit untergrub immer mehr seine früher so fest gewesene Gesundheit. Vier Monate lang kam er in kein Bett mehr und nur selten aus den Kleidern. Da

sind ihm der elenden, langen und bangen Nächte viel geworden. Unter dem Druck solcher Leiden stieg wohl mancher Seufzer über seine Lippen, und in verschiedenen Wendungen konnte er es den Seinigen ausdrücken, wie sehr er sich in seiner so morsch und baufällig gewordenen Hütte beschwert fühle. So wandte er einmal den Meyer'schen Vers auf seinen körperlichen Zustand an:

Mein Leben ist kein Leben,
Ich irr' im Schattenreich.
Im Winde muß ich schweben,
Der scheuen Taube gleich.
Des Jägers Pfeile schwirren,
Sie flattert ohne Wehr,
Und ihr betrübtes Girren
Lockt keinen Helfer mehr.

In jener Zeit der Trübsal kostete es auch den Vollendeten keinen geringen Kampf, bis er die Leidensscheue gänzlich überwunden und es völlig gelernt hatte, Gottes Wege seinen Augen wohlgefallen zu lassen. Auch er wäre lieber, um den Schauern und Schrecknissen der langsam fortschreitenden Entkleidung zu entgehen, — wie selbst Paulus es sich gewünscht hatte (2 Kor. 5, 4.) — überkleidet worden. Aber der HErr schenkte es dem Kranken immer wieder, stille zu sein und geduldig auf die Hülfe von Oben zu harren. „Der Heiland," so äußerte er sich einmal, „läßt sich durch unsre Kreuzflüchtigkeit nicht irre machen, seinen Gnadenrath an uns hinauszuführen." Und mehr als einmal sagte er: „Gott, Du bist ein gerechter Gott! Was Du thust, das ist recht!" Mit solchen Worten beugte er sich unter Gottes gewaltige Hand und erkannte das Oberhoheitsrecht desselben auch über sein Leben an. Und je stiller und gelassener er wurde, desto deutlicher zeigten sich die Wirkungen der scharfen Zucht, die der Geist Gottes an dem Vollendeten übte. Im Licht des göttlichen Wortes und der ihm so nahe gerückten Ewigkeit gieng er, ohne mit sich zu zärteln und sich zu schonen, sein ganzes Leben durch; er musterte Alles, was er gethan, auch das, was er geschrieben und in die Oeffentlichkeit gegeben hatte. Da konnte er ausrufen: „O wie sehr

genau nimmt es der HErr, namentlich auch mit uns Predigern, daß wir doch ja nicht uns selbst predigen, daß wir etwa gelobt werden u. dergl. Was hat Alles der HErr in den vielen langen Nächten mit mir schon durchgesprochen!" Er konnte nicht Worte genug finden, um es zu sagen, wie arm und elend er vor Gott, dem Allwissenden und Heiligen, dastehe: „Mein ganzes Leben liegt hinter mir wie ein zerbrochener Scherbe. — Alle meine Gerechtigkeit möchte ich in den tiefsten Pfuhl werfen. Der zweite Artikel des Katechismus ist ganz für mich gemacht. Ich unterschreibe ihn von Herzensgrund; denn auch ich bin ein verlorener und verdammter Mensch, der die Hölle verdient hat." Als Beweis, wie streng er von ihm in früherer Zeit gedichtete geistliche Lieder beurtheilte, mag erwähnt werden, daß der Vollendete mit dem Schluß des ersten, zweiten und letzten Verses in seinem bekannten Lied: „An Dein Bluten und Erbleichen" nicht mehr zufrieden war. Die ursprüngliche Fassung lautet:

Eines schenke mir hienieden,
Deinen Geist und Deinen Frieden,
Und den Ruhm an meinem Grabe,
Daß ich Dich geliebet habe.

Mehrfach sprach er sich in seinem Leiden dahin aus, daß sein Ruhm nur darin bestehe, daß er den HErrn habe lieben dürfen, und daß dieser trotz mannigfacher Lieblosigkeit von seiner Seite ihn lieb behalten habe.

Zu solcher inneren Zerbrochenheit und Zerschlagenheit konnte ihm nur der Aufblick zu Jesu Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, einen kräftigen Halt und vollgenügenden Trost bieten. Derselbe Mann der Schmerzen, zu dem er früher so viele Gesunde, Leidende und Sterbende mit erhobener Hand gewiesen hatte, war auch für ihn die einzige Zuflucht. „Ich bin erkauft." Diese wenigen Worte waren ihm eine stets neue Quelle der Ruhe und Erquickung. Darum sagte er auch in der letzten Zeit einmal: „Ich denke jetzt so gern an die Geschichte von der ehernen Schlange." Oft ließ er sich Schriftstellen und Lieder vorlesen, welche ihm die allen Sündern angebotene göttliche Gnade verkündigten.

Daß diese auch ihm gehöre, daran hat er auch nicht ein einziges Mal gezweifelt. Nie gehörte er zu den Verzagenden, wohl aber mehr als einmal zu den Zagenden. Es kamen solche Stunden, in welchen er sich der Gnade so unwerth fühlte, daß er das Bedürfniß hatte, das ihm zustehende Recht auf die Ergreifung derselben von theuern Brüdern sich bestätigen und zusichern zu lassen. So fragte er einmal zwei ihm sehr nahe stehende Pfarrbrüder: „Glaubet ihr ganz gewiß, daß mir der Heiland alle meine Sünden vergeben hat?" Als sie ihm erwiderten: „Nach deinen Bekenntnissen versichern wir dich kraft unsres Amtes der völligen Vergebung deiner Sünden," da war er nicht etwa ängstlich und kleinmüthig, sondern rief mit strahlendem Gesicht: „O diese Freude ist ja unaussprechlich! Wenn ich in der Ewigkeit ankomme, wie will ich da vor meinem Heiland niederfallen und Ihm danken!" Einmal bat er seine treue Gattin: „Hilf mir glauben an Den, der die Gottlosen gerecht macht! sag mir einen Trost!" Da erinnerte sie ihn an die Sprüche: „Es ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort &c." und: „Jesus ist gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen &c." Voll Freude darüber rief er: „Immer weiter! Noch mehr!" Als ihm eines seiner Kinder in einer schlaflosen Nacht aus dem Wort Gottes vorlas, sagte er: „Die Hauptsache ist, daß man Jesum sucht; da wird einem die Zeit nicht zu lang." Und als ihm ein Freund einmal die Bibelstelle anführte: „Meine Schafe hören meine Stimme &c.", sprach er: „Ich möchte, daß alle Elemente, Grundgedanken und Empfindungen meines innersten geistigen Wesens ein einziger, heiliger Blutstropfen wären, mit dem ich diese Worte wie mit einem ewiggiltigen Ja und Amen unterschriebe."

Klar unterschied er jedoch immer den einfältigen, kindlichen Glauben von allen oft so schnell entstehenden, aber eben so schnell wieder vergehenden Gefühlen und Empfindungen, nach deren Grad leider so viele Christen die Realität dessen, was ihnen von Christo zufließt, bemessen zu müssen meinen. Als er aus der Hand seines Freundes Oettinger am Palmsonntag das heilige Abendmahl empfangen hatte, sagte er zu mir Abends nach dem Genuß desselben: „Wie froh bin ich, daß

der Segen des heiligen Abendmahls nicht von dem größeren oder geringeren Grad der Empfindungen abhängt! Ich habe heute deren gar keine. Aber ich glaube einfältig dem Wort meines Heilandes, und daran habe ich genug."

Die Lauterkeit seines Glaubens erwies sich namentlich darin, daß er eine lebendige Hoffnung des ewigen Lebens hatte. Alle Todesfurcht, von der in früherer Zeit auch seine Seele je und je umgetrieben gewesen war, wurde ihm immer mehr, je näher sein Ende kam, genommen. Es wurde ihm geschenkt, über den Tod hinweg auf dasjenige zu schauen, was nach dem Tode auf die Genossen des Volkes Gottes wartet. Weit entfernt, daß er sich der Gedanken an den Tod als lästiger Plagegeister entschlagen hätte, sprach er von denselben — wenn gleich nie allzu lang — mit aller Ruhe und Freudigkeit. „Der ist mein bester Freund," konnte er sagen, „der mich häufig an meinen Tod erinnert." Bezeichnend ist sein Ausspruch: „Ich danke dem HErrn, daß Er mich so lange leben läßt, daß ich von Ihm sterben lernen kann." Ein andermal sagte er: „Ich hätte nicht gedacht, daß ich mich vor dem Tode nicht mehr fürchten muß." Zwei Tage vor seinem Heimgang äußerte er: „Ich will mich auf meinen Wegruf bereit halten. Ich habe nicht mehr viele Zeit!"

Während so der Vollendete mit klarem Blick das Eine, was noth ist, im Auge behielt und zu allererst nach dem Reich Gottes und der vor Ihm geltenden Gerechtigkeit trachtete, ließ ihm dieser alles Andere, was er noch für seinen äußeren Zustand bedurfte, in Gnaden zufallen. Er sandte ihm immer wieder Zeiten der Erquickung, in denen er freier aufzublicken und leichter aufzuathmen vermochte. Hatten ihm oft viele Nächte nach einander keinen Schlaf gebracht, oder nur einen solchen, der sich nach Viertelstunden bemessen ließ, so ließ ihn der HErr dafür manchmal am Tage die ersehnte Ruhe finden, und mitten in seiner letzten Leidenszeit, im Mai, wurde ihm wunderbarer Weise mehrere Tage nach einander der Genuß des Bettes und Schlafes wieder geschenkt. Die schweren Bangigkeiten ließen immer wieder nach und kehrten zuletzt nicht wieder. Bis an's Ende blieb seine

Brust von der verheerenden Krankheit unangegriffen und — was die Seinen zu besonderem Dank gegen Gott verpflichtete — die Klarheit des Geistes blieb ihm, etliche Tage mitten in der Krankheit abgerechnet, in welchen die Schwachheit einen sehr hohen Grad erreicht hatte, — bis zu seinem Tod durch Gottes Gnade bewahrt. — In solchen leichteren Stunden konnte er hin und wieder mit den Vorarbeiten für die dritte Auflage seines Liederschatzes sich beschäftigen und die kleine Auswahl seiner geistlichen Lieder zum Druck vorbereiten. Sein letztes Gedicht verfaßte er am 18. Mai auf den Geburtstag seines (jetzt auch vollendeten) Freundes, des pens. Pfarrer Hoffmann in Stuttgart, der einen Tag nachher — gleichfalls mitten unter dem Druck schwerer Leiden — denselben begieng. Jenes Schwanenlied des Vollendeten lautet also:

Ueber deinem Schmerzensbette,
Ueber meiner Leidensstätte
  Strömt der Maiglanz hold und hehr,
Und wie wenig ist zu sagen,
Freund, von unsern Trübsalstagen
  Gegen diesem Freudenmeer!

Siehe, das ist Gottes Gnade,
Die auf ihrem Siegespfade
  Uns, die Kranken, auch berührt, —
Sie will sich uns völlig geben,
Will sein unser ew'ges Leben
  Wie's dem Schöpfersinn gebührt.

Darum sei's die freie Liebe,
Die wir fest mit heißem Triebe
  Halten bis zum letzten Hauch.
Diese Gnade trag' und segne
Dich tagtäglich, und begegne
  Deinem kranken Bruder auch,

Der so gerne zu dir flöge,
Liebend an sein Herz dich zöge;
  Doch für diesseits ist's vorbei,
Droben wird sich's offenbaren,
Daß, was hier noch Lücken waren,
  Zur Vollendung nöthig sei.

Hier muß außerdem erwähnt werden, daß das Auge des Vollendeten auch im schwersten Leiden noch offen, sein Sinn noch empfänglich blieb für Verschiedenes, was zur Erfrischung seines Geistes, zur Erquickung seines Gemüthes diente. Obgleich ihm am Rande des Grabes und an der Schwelle der Ewigkeit das Irdische und Zeitliche immer mehr zurücktrat gegen das Himmlische und Ewige, so blieb seine Theilnahme fortwährend allem dem zugewandt, was ihm die Größe und Güte Gottes in Natur und Geschichte beleuchtete. Manchmal ließ er sich durch eine Reisebeschreibung, aus der ihm vorgelesen wurde, in die entlegensten Länder führen und auf die Schönheiten und Reize derselben, wie auf ihre schweigenden Trümmer und Ruinen aufmerksam machen; er nahm regsamen Antheil an den politischen Ereignissen, die damals das Herz eines jeden Deutschen erfüllten. Aber so wenig er auch am Ende seines Lebens gegen alles wahrhaft Große und Schöne sich verschloß, so wenig sein Sinn für das ächt Menschliche abgestumpft war, so betrachtete er doch dieses Alles im Lichte der Ewigkeit, und immer kehrte er von seinen Wanderungen durch die Länder und Stätten der Menschen am liebsten wieder zu den Füßen Jesu zurück, zu den frischen, unversieglichen Quellen des göttlichen Wortes, das ihm allein für alle Räthsel seines Lebens die rechte Lösung, für die tiefsten Fragen seines Geistes die entsprechende Antwort bot, und dem innersten Sehnen seines Herzens das zarteste Verständniß, wie die wohlthuendste Erfüllung entgegenbrachte.

Ein wahrer Balsam auf sein oft so verwundetes Herz war die treue, unermüdliche Liebe der Seinigen, vor Allem seiner Gattin, die fast keinen Augenblick von seiner Seite wich und im Verein mit den drei Töchtern ihm die zarteste Pflege bis zu seinem letzten Athemzug angedeihen ließ. Ein heller Lichtstrahl, der in sein dunkles Krankenzimmer fiel, war besonders auch der Eintritt seines zweiten Sohnes Benjamin als Vikar bei Pfarrer Mögling in Gruppenbach am Ende des Monats März, nachdem derselbe mit gutem Erfolg seine theologischen Studien in Tübingen beendigt hatte. Außerdem durfte er von erfreulichen Forschritten seines jüng-

sten Sohnes Gotthold hören, den er noch selbst mit der Mutter im Herbst 1862 in das Seminar zu Urach eingeliefert hatte. Und wie wohl that ihm endlich die Liebe, welche ihm von einer großen Zahl treuer, anhänglicher Freunde zufloß und die sich in Besuchen und Dienstleistungen bei Tag und Nacht wetteifernd bethätigte. Ja, wenn ihm der HErr auch schwere Lasten auflegte, so half Er sie ihm immer auch tragen und sandte Solche, welche im Drang selbstloser Liebe dieselben mitzutragen sich nicht scheuten.

Endlich aber gab ihm der HErr zum Guten noch das Beste, ein über alles Bitten und Verstehen sanftes und friedliches Ende. Dieses kam zuletzt rascher heran, als es die Seinen vermuthet hatten. Am Abend vor seinem Todestage bestimmte der Vollendete noch völlig klar das Lied für die Abendandacht („Ein Tag hat sich geendet" ꝛc.) und redete auch in der Nacht noch dieses und jenes Wort. Sein letztes bedeutsameres Wort war gegen Morgen:

Er hat die Schuld vergeben,
Heilt meine Schwachheit groß,
Beschirmt mein armes Leben,
Nimmt mich in Seinen Schoos.

Am folgenden Vormittag, am 18. Juni, stellte sich plötzlich eine große Schwäche ein, in der er nur hie und da abgebrochene, kaum vernehmliche Worte sprach. Einmal machte sich an seinen Armen ein Zucken bemerklich und auch das Gesicht trug die Spuren eines leichten Kampfes. Das Haupt neigte sich auf die Brust herab; er schien in einen tiefen Schlaf zu versinken. Der Athem gieng sanft; auch über die Glieder breitete sich mehr und mehr die Ruhe des Todes aus. In das vielgeliebte Angesicht zu schauen, war den Seinigen in jenen Augenblicken nicht mehr vergönnt; mit stillen Gebeten und Thränen umstanden sie den Sterbenden, und als der Athem zuletzt, Nachmittags 1/4 nach 1 Uhr, fast merklos stille stund, da gemahnte sie das sanfte, friedliche Verscheiden des Vaters an das schöne Liedeswort:

Er kann durch des Todes Thüren
Träumend führen
Und macht uns auf einmal frei.

65 Jahre, 10 Monate und 24 Tage dauerte seine irdische Wallfahrt. Mit seinem Heimgang, den er selbst so heiß ersehnt und um den er den HErrn selber mehrfach angefleht hatte, schloß sich für die Seinen und noch für Viele ein an Liebe und Treue reiches Leben. Aber allen Schmerz des Vermissens mußte der Dank gegen Gott weit überwiegen, der ihn so lange der Gemeinde zum Segen gesetzt, mitten im schwersten Leiden für sein himmlisches Reich zubereitet und zuletzt so sanft und selig vollendet hatte.

Am Abend vor seiner Beerdigung wurde im Saal der evangelischen Gesellschaft eine erbauliche Versammlung gehalten, in welcher sein früherer Kollege, Diakonus Ege, und Apotheker Scholl einige Worte zum Gedächtniß des Vollendeten sprachen. Die Beerdigung selber fand am 21. Juni, Nachmittags 2 Uhr bei wolkenlosem Himmel auf dem Neuen Friedhof statt. Ehe der Sarg aus dem Hause getragen wurde, sang ein Männerchor an demselben das Lied, welches der Heimgegangene einst zum Begräbniß seiner ersten Gattin gedichtet hatte: „Wir wollen dich nicht halten &c.,“ worauf Prälat Kapff ein herzliches Gebet sprach. Die Rede am Grab vor einer großen Trauerversammlung hielt der vieljährige Freund des Vollendeten, Prälat Oettinger, der mit Recht hervorhob, daß das Grundbewußtsein, welches denselben in den Tagen seiner Kraft und seines freudigen Wirkens, wie in den Tagen tiefster Schwachheit und schweren Leidens durchdrungen habe, in jenem Wort ausgedrückt sei:

Der Grund, darauf ich gründe,
Ist Christus und sein Blut,
Das machet, daß ich finde
Das ewig wahre Gut.
An mir und meinem Leben
Ist Nichts auf dieser Erd';
Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe werth.

Die Leichenpredigt in der St. Leonhardskirche unmittelbar nach der Beerdigung hielt Archidiakonus Leibbrand über

Hebr. 13, 7: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach;" und im Anschluß an dieselbe trug Diakonus Rieger den Lebensabriß des Vollendeten vor.

Prälat Oettinger sagte in seiner Rede: Die letzte Zeitung von dem Hingeschiedenen sei die gewesen: „Jesus Christus hat ihn selig gemacht!" Diese Hoffnung war es auch allein, welche die Herzen der Seinigen mitten im Schmerz und Leid fröhlich und getrost machte, und diese Zeitung ist auch als eine Segensbotschaft in die Gemeinde und in alle die Kreise gedrungen, in welchen der Name des Vollendeten und die Gabe, die ihm Christus gegeben, schon vorher in gesegnetem Andenken stand. Er selber kannte jedenfalls von jener Zeit an, da er von Christo ergriffen worden war und im Glauben Christum ergriffen hatte, kein höheres und schöneres Ziel für sein Streben und Ringen, als das, durch die Gnade Gottes in Christo Jesu, die er mit freudigem Aufthun seines Mundes verkündigt hat, gerecht und selig zu werden. Hatte er schon im Anfang seiner Bekehrung, im Jahr 1823, es als „seinen Wunsch" bezeichnet, „mit Christo Alles zu thun und Alles zu lassen, in Ihm zu leben und in Ihm zu erblassen," so hat er ganz ähnlich in seinem späteren Leben seinen „höchsten Wunsch" in folgendem Lied ausgesprochen, das als ein Vermächtniß seines himmelan gerichteten Herzens am Schluß dieser Skizze stehen möge:

Wann meine Zeit verflogen,
Mein sterblich Aug' erlischt,
Und mich vom Himmelsbogen
Kein Maithau mehr erfrischt,
Kein Sonnenblick mehr lächelt,
Und du, o Frühlingsluft,
Die sonst mein Haupt umfächelt,
Hinwehst ob meiner Gruft:

Was soll dann übrig bleiben,
Das man nach Menschenart
Mög' auf den Grabstein schreiben
Von meiner Wanderfahrt,

So daß es zur Genüge
Bezeichne mein Geschick,
Und nicht als fromme Lüge
Dasteh' vor Gottes Blick? —

Mein Ruhebett beblümen
Mag treue Kindeshand;
Ich habe nichts zu rühmen
Von eig'nem Würdestand.
Stolz hatt' ich einst begonnen; —
Vor Christi Marterholz
Ist mir der Ruhm zerronnen
Und aller andre Stolz.

Nur einen Wunsch ich habe,
Und weiß es, er ist rein:
Dereinst an meinem Grabe
Ein Gotteskind zu sein,
Dem auf die Gruft man schreibe
Das Zeugniß, kurz und gut:
„Ein Glied an Christi Leibe
Schläft hier auf Christi Blut."

Druckfehler und Berichtigungen.

S. 34, Z. 8 von oben statt: auf lies: nebst.
S. 281, Z. 9 von unten statt: Wiederhdld lies: Wiederhol d.
S. 321 Z. 4 v. u. st. 1849 lies: 1850.

Weitere gediegene Verlagswerke von J. F. Steinkopf in Stuttgart:

Album des heiligen Landes. 50 Biblische Original-Ansichten von **J. M. Bernatz** (in Farbendruck). Text von Dr. G. H. v. Schubert u. Dr. Johs. Roth. Gross Querquart. Zweiter Abdruck. Nebst Karte v. Palästina. Geheftet 12 fl. od. 7 thlr. Gebunden 14 fl. 20 kr. od. 8 thlr. 10 sgr.

Barth, Dr. C. G., **Erzählungen für Christenkinder.** Mit Abbildungen von H. Groß. Vier Bände. gr. 8. geb. Jeder Band 1 fl. 36 kr. od. 1 thlr.

— — **Kleinere Erzählungen** für die christliche Jugend. I. II. III. IV. Bändchen. kl. 8. geb. Jedes 1 fl. od. 20 sgr.

— — **Der Negerkönig Zamba.** Eine Sklavengeschichte. Nach d. Engl. Mit e. Stahlstich. 2. Aufl. geh. 48 kr. od. 15 sgr.

Blüthen christl. Dichtung aus allen Zeiten der Kirche für jeden Tag des Jahres. Eine Mitgabe auf die Lebensreise. 5. Aufl. Min.-Format. Eleg. geh. 54 kr. od. 17 sgr.

— — Fein geb. mit Goldschn. u. Verzierg. 1 fl. 00 kr. od. 27 sgr

Burk, M. J. C. F., **Spiegel edler Pfarrfrauen.** Eine Sammlung christl. Charakterbilder. 3. Aufl. geh. 2 fl. 12 kr. oder $1^1/_3$ thlr.

Caspari, K. H., Erzählungen für das deutsche Volk. Gesammt-Ausgabe. Enthaltend: Alte Geschichten aus dem Spessart. Dorfsagen. „Zu Straßburg auf der Schanz." Der Schulmeister und sein Sohn. Mit Stahlstich u. Musikbeilagen. 2. Aufl. 1 fl. 24 kr. od. 27 sgr.

Hamberger, Dr. J., **Stimmen aus dem Heiligthum der christlichen Mystik und Theosophie.** 2 Bände. 4 fl. 48 kr. od 2 thlr. 27 sgr.

Josephson, L., Brosamen. Für theure und wohlfeile Zeit. Erste Sammlung. 82 christl. Erzählgn. 3. Aufl. geh. 54 kr. oder 18 sgr.

— — Zweite Sammlung. 71 christl. Erzählgn. 2. Aufl. geh. 54 kr. od. 18 sgr.

v. Meyer, Dr. J. F., **Blätter für höhere Wahrheit.** Auswahl in zwei Bänden. 4 fl. 30 kr. oder 2 thlr. $22^1/_2$ sgr.

Merz, Dr. **H.**, (56) **Christl. Frauenbilder.** 2 Bde. 3. Aufl. geh. 3 fl. 36 kr. oder $2\frac{1}{4}$ thlr.

— — — In Leinwand geb. 4 fl. 24 kr. od. $2\frac{2}{3}$ thlr.

— — **Das Leben** des christl. Dichters und Ministers **Christoph Karl Ludwig v. Pfeil.** geh. 2 fl. 24 kr. od. 1 thlr. 15 sgr.

Puchta, H., Gedichte. In Auswahl herausg. v. A. Knapp. geh. 1 fl. 40 kr. oder 1 thlr.

Sewell, E., Ausgewählte Schriften. Aus d. Engl. Eingeleitet von Dr. G. H. v. Schubert.

Band I. **Emmy Herbert.** Jüngeren Töchtern gewidmet. 3. Aufl. geh. 1 fl. 40 kr. od. 1 thlr.

Band II. **Tante Sarah** oder **Lebenserfahrungen.** 3. Aufl. geh. 1 fl. 40 kr. od. 1 thlr.

Band III. **Gertrud** oder **stiller Einfluß.** geh. 1 fl. 40 kr. oder 1 thlr.

Band IV. 1. **Das Pfarrhaus zu Laneton.** 1. Abthlg.: Zu Hause. geh. 40 kr. od. 12 sgr.

Band IV. 2. — — — 2. Abthlg.: **Das Institut.** geh. 40 kr. od. 12 sgr.

Band V. **Ursula.** Eine Dorfgeschichte. geh. 2 fl. od. 1 thlr. 6 sgr.

Band VI. **Katharina Ashton.** Eine Erzählung. geh. 1 fl. 40 kr. oder 1 thlr.

Band VII. **Ein Blick in die Welt.** Erzählung. geh. 1 fl. 21 kr. od. 24 sgr.

Tersteegen, Gerh., Geistliches Blumengärtlein, nebst der Frommen Lotterie. geh. 24 kr. od. 8 sgr.

— — — Velin-Ausgabe. Schön gebunden mit Goldschnitt 1 fl. 24 kr. oder 25 sgr.

Völter, L., Das heilige Land und das Land der israelitischen Wanderung. Für Bibelfreunde geschildert. Mit einer Karte von Palästina. Zweite, bed. verm. Aufl. geh. 2 fl. od. 1 thlr. 6 sgr.

Wild, Fr. K., Grisella. Eine Erzählung aus der Geschichte Schottlands. geh. 48 kr. od. 15 sgr.

Dr. **G. H. Zeller's Monatsbilder der Naturreiche.** Für Freunde christlicher Naturanschauung herausg. von K. Kübler. Zwei Bände. geh. 3 fl. od. 1 thlr. 24 sgr.

